8°
Paed. Pr. [Dodsley]
786-2
E.F.

<36614795670011

<36614795670011

Bayer. Staatsbibliothek

m

~~Pædagog. 45.~~
~~N°. 211.~~ R

Hayman inv. et del. Bernigeroth Sculps. 1762.

Der Jüngling nur, der an der Weisheit Hand,
Der Tugend Tempel sucht, und ihr Gesetz verehret,
Er, er allein, thront einst im Sitz des Ruhms,
Mit reichen Lohn gekrönt, hoch über seine Freunde.
Sein Name wird Jahrbüchern anvertraut;
Und ewger Nachruhm preiſst die Gröſse seiner Tugend.

Der Lehrmeiſter

oder

ein allgemeines Syſtem der Erziehung

worinn

die erſten Grundſätze

einer feinen

Gelehrſamkeit

vorgetragen werden.

Zweyter und letzter Band

mit nützlichen Kupfern erläutert.

Enthaltend

VII. Von der Vernunftlehre.
VIII. Von der natürlichen Geſchichte.
IX. Von der Sittenlehre.
X. Vom Handel und Gewerbe.
XI. Von den Geſetzen und der Regierung.
XII. Von dem menſchlichen Leben und den Sitten.

Aus dem Engliſchen überſetzt.

Zweyte durchgängig vermehrte Auflage.

Mit allergnädigſten Freyheiten.

Leipzig,

in der Heinſiußiſchen Buchhandlung, 1767.

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Siebente Abtheilung.

Anfangsgründe
der
Vernunftlehre.

Siebente Abtheilung.

Anfangsgründe der Vernunftlehre.

Einleitung.

I. Wir ſehen uns in dieſer Welt mit vielerley Gegenſtänden umgeben; wir haben Kräfte und Fähigkeiten, die geſchickt ſind, ſich mit denſelben zu beſchäftigen, und wir ſind in ſo fern glücklich oder unglücklich, als wir die Geſchicklichkeit beſitzen, ein richtiges Urtheil von den Dingen zu fällen, und unſre Handlungen den Umſtänden, worinnen wir uns befinden, gemäß einzurichten. Es iſt alſo keine Wiſſenſchaft wichtiger, als diejenige, welche uns zu der Kenntniß unſrer ſelbſt führet. Hierdurch werden wir mit dem Umfange und dem Vermögen der menſchlichen Seele bekannt; wir lernen diejenigen Gegenſtände, worzu ſie ſich am beſten ſchickt, von andern unterſcheiden; wir lernen die Art und Weiſe kennen, wornach ſie verfahren muß, um ihren Endzweck zu erreichen, und dadurch gelangen wir ſtufenweiſe zu derjenigen Richtigkeit und Wahrheit des Verſtandes, wel-

Wichtigkeit der Kenntniß unſrer ſelbſt.

welches die groſſe Vollkommenheit eines vernünftigen Weſens iſt.

Verſchiedne Grade der Vollkommenheit der Dinge.

2. Wenn wir die Dinge mit Aufmerkſamkeit und in ihrem völligen Umfange betrachten; ſo bemerken wir, wie ſich immer eines über das andre in verſchiednen Graden der Würde erhebt. Unter den unbeſeelten Theilen der Materie zeigen uns einige nichts, das unſre Aufmerkſamkeit verdiente; ihre Theile ſcheinen gleichſam durch ein bloßes Ungefähr in einander geworfen; in ihrer Zuſammenſetzung entdecken wir weder Schönheit, noch Ordnung, noch Regelmäßigkeit. Bey andern bemerken wir die genaueſte Anordnung, und eine gewiſſe Zierlichkeit in der Verbindung der Theile, um derentwillen wir ihnen einen Werth und Vollkommenheit zuſchreiben. So pflegen wir uns Metalle und koſtbare Steine als Dinge vorzuſtellen, die jene ungeſtaltete Erdklumpen, welche wir überall erblicken, weit übertreffen; und ſo finden wir in den übrigen Naturreichen ein gleiches.

Nutzen der Cultur des Verſtandes und beſonders der Erlernung der Vernunftlehre.

3. Doch obgleich die Vernunft die Grenze iſt, wodurch der Menſch von den andern Geſchöpfen, die um ihn ſind, abgeſondert wird; ſo finden wir ſie doch beyweiten nicht in allen Menſchen von einerley Art. Dieſe Ungleichheit aber kann man nicht bloß der urſprünglichen Einrichtung der menſchlichen Seelen, oder dem Unterſchiede ihrer natürlichen Gaben zuſchreiben. Denn wenn wir die verſchiednen Völker in der Welt betrachten; ſo ſind einige mit Unwiſſenheit und Barbarey überſchwemmt, bey andern blühet die Gelehrſamkeit und die Wiſſenſchaften;

ten; und was noch merkwürdiger iſt, bey einem Volke hat man oft in verſchiednen Zeiten dieſe einander ſehr entgegengeſetzten Merkmale angetroffen. Durch die Cultur alſo und durch die gehörige Anwendung der Kräfte unſrer Seele, vermehren wir ihre Fähigkeit und bringen die menſchliche Vernunft zur Vollkommenheit. Wo man dieſe Ordnung beobachtet, ſo werden Wiſſenſchaft und Scharfſinnigkeit des Verſtandes unausbleiblich erfolgen. Kein Theil der Gelehrſamkeit alſo macht uns mehr Hoffnung zum Wachsthum in der Vollkommenheit, als derjenige, welcher ſich mit dem Verſtande beſchäftiget, ſeine Kräfte und Fähigkeiten unterſucht, und die Mittel zeiget, wodurch er zu ſeinen verſchiednen Begriffen von Dingen gelangen kann. Dieſes iſt eigentlich die Abſicht der Vernunftlehre, welche man mit Recht die Geſchichte der menſchlichen Seele nennen könnte, weil ſie den Fortgang unſrer Erkenntniß, von unſern erſten und einfachſten Begriffen an, bis zu allen ihren verſchiednen Verbindungen, und allen den zahlreichen hergeleiteten Ideen, die aus der verſchiednen Vergleichung derſelben unter einander entſtehen, zu unterſuchen pflegt. Auf dieſe Art gelangen wir zu der Kenntniß der eigentlichen Geſtalt und des Gewebes unſrer Seelen, und lernen dadurch, wie wir unſre Gedanken brauchen müſſen, um die Wahrheit zu erreichen und den Irrthum zu vermeiden. Wir ſehen die Art und Weiſe, eine Entdeckung auf die andre zu bauen, und durch eine gleichförmige und ununterbrochne Kette von Schlüſſen den Eigenſchaften der Dinge durch alle ihre Labyrinthe und Krümmungen nachzuſpüren, und ſie endlich dem Anblick der Seele mit allen Vortheilen der Deutlichkeit und Ueberzeugung darzuſtellen.

Wirkungen des Verſtandes.

4. Da aber der Verſtand, von einem Theile ſeiner Erkenntniß zu einem andern in einer ſtufenweiſen Ordnung fortgeht, und mit jedem Schritt, da er weiter kömmt, ſeine Wirkſamkeit auf eine neue Art zeigt; ſo ſind die Vernunftlehrer drauf bedacht geweſen, dieſe verſchiednen Schritte zu bemerken, und haben ſie in ihren Schriften mit dem Namen der Wirkungen des Verſtandes bezeichnet. Sie zählen deren dreye *, und dem zufolge theilen ſie das ganze Lehrgebäude der Vernunftlehre in drey Theile ein, worinnen ſie dieſe Wirkungen nach einander erklären, und die gehörigen Regeln und Beobachtungen anführen, nach welcher der Verſtand ſtufenweiſe in ſeiner Erkenntniß fortſchreitet. Damit wir aber urtheilen können, wiefern die Vernunftlehrer in dieſer Eintheilung der Kräfte des Verſtandes der Natur gefolgt ſind; ſo laßt uns die Seele und die Art, wie ſie wirkt, nach der Erfahrung, die wir davon in uns ſelbſt haben, kürzlich betrachten, und ſehen, wohin uns die Kette unſrer Gedanken freywillig leiten wird.

5. Wir

* Was wir bey der erſten Ausgabe nicht gewagt haben, daß wir nämlich die bey uns gewöhnlich und rechtmäßig angenommenen drey Wirkungen des Verſtandes an die Stelle jener viere geſetzt hätten, nach welchen der Verfaſſer die Vernunftlehre vorgetragen hat; weil wir damals nur auf eine getreue Ueberſetzung unſer Augenmerk zu richten hatten; das haben wir jetzo zu thun uns ſchlechterdings genöthiget geſehen. Bey dem dismal hinzugekommenen Zwecke der Verkürzung hätten wir vielmehr, wenn es nicht zu ungewöhnlich wäre, auch die dritte Wirkung des Verſtandes gerne weggelaſſen. Es kann dieſes wenigſtens mit mehrerm Rechte geſchehen, als daß man deren viere annimmt; da alle Schlußſätze nichts anders als Sätze von mittelbarer Einſicht ſind; und aus jener Schlüſſe, Beweiſe und Methode beſtehen, oder zuſammen geſetzt werden.

Der Ueberſ.

5. Wir ſehen uns alſo erſtlich, mit vielerley Gegenſtänden umgeben, welche, indem ſie auf verſchiedne Weiſe auf unſre Sinne wirken, unterſchiedne Eindrücke in unſrer Seele verurſachen, und dadurch die Aufmerkſamkeit und die Vorſtellung des Verſtandes erregen. Geben wir ferner auf dasjenige Achtung, was in uns vorgehet, ſo werden wir uns der Wirkungen unſers Verſtandes ſelbſt bewußt, und werden darauf, als auf eine neue Art von Eindrücken, aufmerkſam. Doch hierbey herrſcht nur ein bloßes Bewußtſeyn. Ohne weiter zu gehen, bemerkt die Seele die Eindrücke, die auf ſie gemacht werden, und betrachtet die Dinge in der Ordnung, wie ſie ſich nach einander darſtellen. Dieſe Aufmerkſamkeit des Verſtandes auf die Gegenſtände, die auf ihn wirken, wodurch er ſich der Eindrücke, die ſie machen, bewußt wird, wird von den Vernunftlehrern **Empfindung** genennt, und die Vorſtellungen ſelbſt, wiefern ſie ſich in der Seele befinden, und da geſammelt werden, um Stoff zum Denken und zur Erkenntniß abzugeben, erhalten den Namen der **Ideen. (Begriffe.)** Begriffe.

6. Allein die Seele begnügt ſich nicht allezeit an dem bloßen Anſchauen und der Betrachtung ihrer Ideen. Sie iſt von einer weit thätigern und geſchäftigern Natur, und pflegt dieſelben gern zuſammen zu nehmen, und ſie unter einander zu vergleichen. Betrachtet ſie die Dinge in dieſer Zuſammenſetzung, ſo bemerkt ſie bald, daß einige mit einander übereinkommen, hingegen andre von einander abweichen, und nach dieſer Empfindung verbindet oder trennt ſie dieſelben. Wenn wir z. E. die Idee von zweymal zwey mit der Idee von Viere vergleichen, ſo bemerken wir gleich bey dem erſten Anblick Urtheile.

ihre Uebereinſtimmung, und alsdenn ſagen wir, daß zweymal zwey der Zahl Viere gleich iſt. Ferner, daß weiß nicht ſchwarz iſt, daß Fünfe weniger als Sieben iſt, ſind Wahrheiten, denen wir alsbald beyfallen, da wir dieſe Ideen mit einander vergleichen. Dieſes iſt die erſte und einfachſte Handlung der Seele in Beſtimmung der Verhältniſſe der Dinge, wenn ſie durch eine bloße Aufmerkſamkeit auf ihre eignen Ideen, indem ſie zwo derſelben mit einander vergleicht, auf einmal ſehen kann, wiefern ſie mit einander verbunden oder nicht verbunden ſind. Die Erkenntniß, die daher entſteht, wird eine **anſchauende** genennt, weil ſie keine Mühe oder Unterſuchung erfordert; und die Handlung der Seele, wenn ſie ihre Begriffe zuſammen nimmt, und ſie mit einander verbindet, oder von einander trennt, nach Maßgebung ihrer Begriffe, iſt dasjenige, was die Vernunftlehrer ein **Urtheil** nennen.

Schlüſſe. 7. Die anſchauende Erkenntniß giebt den höchſten Grad der Gewisheit; ſie wirkt auf den Verſtand mit einem unwiderſtehlichen Lichte, und läßt weiter keinen Zweifel und Ungewisheit ſtatt finden. Könnten wir in allen Fällen durch eine ſolche Vergleichung zwoer Ideen unmittelbar ihre Uebereinſtimmung oder Verſchiedenheit erkennen, ſo würden wir von dem Irrthum und von allen ſeinen ſchädlichen Folgen befreyt ſeyn. Allein viele von unſern Ideen ſind ſo beſchaffen, daß man ſie nicht auf dieſe Art mit einander zugleich oder durch eine unmittelbare Anwendung der einen auf die andere prüfen kann, und daher wird es nothwendig, einige andre Ideen ausfindig zu machen, welche dieſe Anwendung zulaſſen, damit wir vermittelſt derſelben die Uebereinſtimmung oder Verſchiedenheit, die wir ſuchen, entdecken mögen.

gen. Wenn z. E. die Seele nicht weiß, ob zwey eingeſchloſſene Felder in Anſehung ihrer Größe einander gleich oder nicht gleich ſeyn, indem ſie dieſelben nicht gegen einander halten kann, um durch eine unmittelbare Vergleichung ihre Gleichheit oder Ungleichheit zu entdecken; ſo ſucht ſie eine mittlere Idee, welche, wenn man ſie zuerſt mit dem einen und hernach mit dem andern vergleicht, die geſuchte Verhältniß entdecken wird. Zu dem Ende nimmt ſie eine bekannte Länge z. E. eine Ruthe u. ſ. f. an, und indem ſie ein Feld nach dem andern mißt, gelangt ſie hierdurch zu der Kenntniß der Gleichheit oder Ungleichheit, die ſie wiſſen wollte. Die mittlern Ideen, deren man ſich bey dergleichen Gelegenheit bedient, nennt man **Beweißgründe**, und die Handlung der Seele, dieſelben ausfindig zu machen, und ſie auf die Entdeckung der Wahrheiten, die ſie unterſucht, anzuwenden, iſt dasjenige, was wir **Schlüſſen** nennen. Und hier müſſen wir bemerken, daß die Erkenntniß, die man durch Schlüſſe erlangt, aus unſern anſchauenden Begriffen hergeleitet wird, und ſich endlich allemal auf dieſelben gründet. Wenn wir z. E. in dem vorhin erwähnten Falle durch Meſſen gefunden haben, daß das eine Feld 60. Quadratruthen, und das andre nur 55. beträgt; ſo ſchlüſſen wir hieraus, daß das erſtre Feld größer iſt, als das zweyte. Hier ſind die beyden erſten vollkommen anſchauende Begriffe, die man durch eine unmittelbare Anwendung des Maaßes einer Ruthe auf ein jegliches von dieſen beyden Feldern erlangt hat. Die daraus gezogne Folgerung, ob ſie gleich eine eben ſo gewiſſe Erkenntniß hervorbringt, iſt doch von den andern darinnen unterſchieden, daß man ſie nicht durch eine unmittelbare Vergleichung der darinnen enthaltnen Ideen unter einander erlangt hat, ſondern daß man ſie aus den bey-

den vorhergehenden Urtheilen hergeleitet, und jeglichen von dieſen Begriffen mit einem dritten verglichen, und dadurch ihr Verhältniß entdeckt hat. Wir ſehen daher, daß das Schlüſſen eine weit vielfachere Handlung der Seele iſt, als das bloße Urtheilen, und daß es dieſes nothwendig vorausſetzt; da es zuletzt auf die daher entſtandnen Begriffe ſich gründet, und die verſchiedne Vergleichung derſelben unter einander in ſich enthält. Hierinnen beſteht der wichtige Gebrauch der menſchlichen Kräfte, und das vornehmſte Mittel, wodurch wir unſre Entdeckungen höher bringen, und unſre Erkenntniß erweitern können. Die Fertigkeit des Verſtandes, mittlere Ideen zu entdecken, und ſie auf eine geſchickte Weiſe in Beſtimmung der Verhältniſſe der Dinge zu gebrauchen, iſt einer von den vornehmſten Vorzügen unter den Menſchen, und was manche auf eine ſo merkwürdige Art über andre erhebt, daß wir gewohnt ſind, ſie als Geſchöpfe von einer andern Claſſe zu betrachten.

Lehrart. 8. Bisher haben wir alſo dem Fortgange der Seele im Denken nachgeſpürt, und geſehen, wie ſie ſtufenweiſe auf eine natürliche und leichte Art von ihren erſten und einfachen Begriffen ſich bis zum Gebrauch ihrer erhabenſten und vorzüglichſten Fähigkeit erhebet. Laßt uns ſie nunmehr aus einem andern Geſichtspunkte betrachten, wie ſie mit Kenntniß bereichert, und mit vielerley Entdeckungen erfüllt iſt, die ſie durch die gehörige Anwendung ihrer natürlichen Kräfte erlangt hat. Man kann ſie leicht in dieſen Umſtänden betrachten, wie ſie ihren ganzen Vorrath von Reichthümern des Verſtandes überſieht, ihn unter gewiſſe Abtheilungen und Claſſen bringt, und ſie mit einander verbindet, nach Beſchaffen-

heit der Verbindungen und Beziehungen, die ſie unter ihnen entdeckt. Es ereignet ſich oft, wenn wir unſre Unterſuchungen von einer Sache zu einer andern fortſetzen, daß wir auf unerwartete Wahrheiten ſtoſſen, und Entdeckungen antreffen, die wir bey unſrer gegenwärtigen Reihe der Gedanken nicht anzutreffen glaubten. Ein Mann von einem aufgeklärten Verſtande, und ſcharfen Urtheilungskraft, der nach einer gehörigen Unterſuchung und Prüfung, ſich in einer gewiſſen Art von Wiſſenſchaft feſtgeſetzt und darinnen wichtigere Entdeckungen gemacht hat, als er erſtlich vermuthete, dieſer wird ſeine Gedanken nicht in eben der Unordnung, wie ſie ihm der Zufall vorſtellte, unter einander liegen laſſen; ſondern er wird ſich bemühen, ſie in einen regelmäßigen Zuſammenhang zu bringen, wo man ihre wechſelsweiſe Beziehungen unter einander leicht entdecken und ſehen kann, wie ein Theil aus dem andern hervorzukommen ſcheint. Alles dieſes iſt eine Folge von der rechten Anwendung obiger Wirkungen des Verſtandes.

Eintheilung der Vernunftlehre in 3. Theile, ihr Nutzen und Vortreflichkeit.

9. Wir ſehen alſo, daß dieſe dreyfache Eintheilung der Wirkungen des Verſtandes in Begriffe, und Schlüſſe, nebſt der Ordnung, in die man ſie bringt, einen wirklichen Grund in der Natur haben, und aus der Ordnung und Folge unſrer Gedanken entſtehen. Es giebt zwar noch viele andre Handlungen und Beſtimmungen des Verſtandes außer den oben angeführten, als: Glauben, Zweifeln, Beyfallen u. ſ. w. allein alle dieſe ſind in der Handlung des Schlüſſens enthalten, ſo wie man ebenfalls das Zuſammenſetzen, Abſtrahiren, Erinnern, zur erſten Wirkung des Verſtandes oder den Begriffen rechnen kann. Dieſes wird noch weiter aus dem folgenden erhellen, wenn

wir

wir die verſchiednen Theile der Vernunftlehre einzeln abhandeln werden. Nachdem ich alſo einen allgemeinen Begriff von den drey Wirkungen des Verſtandes gegeben, und ihre Verbindung unter einander, und ihre Verhältniſſe unterſucht habe, ſo muß ich nur noch bemerken, daß, zu Folge dieſer Eintheilung der Wirkungen des Verſtandes, die Vernunftlehre gleichfalls in drey Theile zergliedert wird, welche dieſe Wirkungen beſonders abhandeln, und Regeln und Anleitung geben, wie man ſie gehörig anwenden und einrichten ſoll. Die Kräfte ſelbſt haben wir von der Natur, aber wie wir ſie recht gebrauchen, und mit Vortheil zur Unterſuchung der Wahrheit anwenden müſſen, iſt eine Wiſſenſchaft, die man durch Fleiß und Beobachtung erlangen kann. Es iſt gewiß, daß wir eben ſowohl falſche Schlüſſe als richtige antreffen. Manche Menſchen beſitzen einen vorzüglichen Scharfſinn im Denken, und eine glückliche Gabe, die dunkelſten und verworrenſten Materien zu ergründen, und ins Licht zu ſetzen. Andre verwirren die leichteſten Betrachtungen; ihr Verſtand ſcheint verkehrt eingerichtet zu ſeyn, und ſie ſind nicht im Stande, ſich ſelbſt einen deutlichen Begriff zu bilden, oder andern ihre Gedanken verſtändlich zu machen. Wenn wir nun ſorgfältig unterſuchen, warum der eine ſo glücklich iſt, und dem andern ſein Unternehmen mißlingt; ſo werden uns dieſe Anmerkungen, deren Inbegriff die Vernunftlehre iſt, die allernützlichſte und vortreflichſte Kunſt für das menſchliche Leben verſchaffen.

Anfangsgründe der Vernunftlehre.

Erſtes Buch. Von den Begriffen.

Erſtes Capitel. Von dem Urſprung unſrer Begriffe.

Begriffe.

I. Das erſte, was wir wahrnehmen, wenn wir auf dasjenige Achtung geben, was in uns ſelbſt vorgeht, iſt, daß wir im Stande ſind, Eindrücke von vielerley Gegenſtänden anzunehmen, daß hierdurch deutliche Vorſtellungen in den Verſtand gebracht werden, und daß wir uns ihres Daſeyns bewußt ſind. Dieſe Aufmerkſamkeit der Seele auf die Gegenſtände, die auf ſie wirken, nennen wir die Empfindung, und ſie iſt in der That nichts anders als die Seele ſelbſt, wiefern ſie die Dinge betrachtet, die ihr durch ihr eigen Bewußtſeyn vorgeſtellt werden. Hierdurch erhalten wir alle Begriffe, mit welchen ſich unſre Gedanken beſchäftigen.

Alle unſre urſprünglichen Ideen entſtehn entweder durch die äußerliche,

2. Erſtlich erregen in uns äußerliche Gegenſtände, die auf unſre Sinne wirken, verſchiedne Begriffe, nach der verſchiednen Art, wie ſie auf uns wirken. Auf dieſe Weiſe gelangen wir zu dem Begriff von Licht und Finſterniß,

niß, Hitze und Kälte, Süßigkeit und Bitterkeit, und allen den andern Eindrücken, die wir ſinnliche Eigenſchaften nennen. Dieſer großen Quelle der Erkenntniß giebt man gemeiniglich den Namen der **äuſſerlichen Empfindung**, indem ſie alle die Vorſtellungen enthält, die in die Seele, durch die Eindrücke, welche auf die Werkzeuge der Sinnen geſchehen, gebracht werden.

oder durch die innerliche Empfindung.

3. Allein dieſe Begriffe, ſo zahlreich ſie auch ſind, kommen alle von außen in unſre Seele. Es giebt daher noch eine andre Quelle von Vorſtellungen, welche aus der Aufmerkſamkeit der Seele auf ihre eigne Handlungen entſpringt, da ſie in ſich gekehrt, die Ideen, die ſich in ihr befinden, und die verſchiednen Arten, wie ſie ſich mit ihnen beſchäftigen kann, in Betrachtung ziehet. Denn die durch die Sinne veranlaßten Ideen geben der Seele Gelegenheit, ihre verſchiedne Kräfte anzuwenden; und da alle unſre Gedanken, unter was für einer Geſtalt ſie auch erſcheinen, mit Bewußtſeyn begleitet ſind, ſo geſchieht es, daß die Eindrücke, welche ſie laſſen, wenn wir ſie mit Aufmerkſamkeit betrachten, den Verſtand mit einer neuen Art von Begriffen bereichern, die eben ſo deutlich ſind, als diejenigen, die durch die Sinne in denſelben gebracht werden. Auf ſolche Weiſe erlangen wir die Begriffe von Denken, Zweifeln, Glauben, Wollen u. a. welches die verſchiednen Handlungen und Wirkungen unſrer Seele ſind, die uns durch unſer eignes Bewußtſeyn vorgeſtellt werden.

Urſprung und Fortgang der menſchlichen Erkenntniß.

4. Dieſe Betrachtungen, wenn wir ſie gehörig erwägen, werden uns einen klaren und deutlichen Begriff von dem eigentlichen Verfah-

Verfahren des menſchlichen Verſtandes machen, wenn er zur Erkenntniß fortſchreitet. Wir können keine Vorſtellung von den Handlungen unſrer Seele haben, bis ſie ſich ereignen; und ſie können ſich auch nicht eher ereignen, als bis der Verſtand mit Ideen verſorgt iſt, auf die er ſie anwenden kann; und da dieſe Ideen, welche unſre Kräfte zuerſt beſchäftigen, offenbar ſinnliche Begriffe ſind, ſo iſt klar, daß alle unſre Erkenntniß hier anfangen muß. Dieß iſt alſo das erſte Vermögen der menſchlichen Seele, dadurch ſie geſchickt iſt, die Eindrücke anzunehmen, welche von äußerlichen Gegenſtänden, die die Sinne rühren, auf ſie gemacht werden; welche Eindrücke, die auf dieſe Weiſe in den Verſtand gebracht, und zur Betrachtung der Seele darinnen aufbehalten werden, verſchiedne Handlungen des Empfindens, Erinnerns, Betrachtens u. ſ. w. in demſelben verurſachen, welche alle mit einem innerlichen Gefühl und Bewußtſeyn begleitet ſind. Und dieſes leitet uns zu dem zweyten Schritt, den die Seele auf ihrem Wege zur Erkenntniß zu thun pflegt, nämlich, daß ſie durch ihr eigen Bewußtſeyn ſich ihre verſchiednen Handlungen und Wirkungen vorſtellen, und hierdurch den Verſtand mit einem neuen Vorrath von Ideen verſehen kann. Aus dieſem geringen Anfange entſpringen alle unſre Entdeckungen; denn der Verſtand, der auf dieſe Art mit ſeinen urſprünglichen Vorſtellungen und Begriffen von Dingen verſehen iſt, hat eine Kraft dieſelben zu verbinden, zu verändern, und aus unendlich verſchiednen Geſichtspuncten zu betrachten; wodurch er geſchickt iſt die Gegenſtände ſeiner Begriffe zu erweitern, und wodurch er ſich in dem Beſitz von einem unerſchöpflichen Vorrath von Materien erblicket. Bey einer ſo verſchiednen Vergleichung dieſer Ideen, welche ſich nach ſolchen Verbindungen derſelben

richtet,

richtet, die ſich zu ſeiner Abſicht am beſten zu ſchicken ſcheinen, zeigt ſich der Verſtand durch Urtheilen und Schlüſſen; und dadurch ſetzt der fähige Geiſt des Menſchen ſeine Betrachtungen der Dinge fort, häuft Entdeckungen auf Entdeckungen, und dehnt oft ſeine Gedanken über die äuſſerſten Grenzen der Welt aus.

Zweytes Capitel.
Von einfachen Begriffen.

Was einfache Begriffe ſind.

I. Die erſte Claſſe unſrer Ideen beſteht aus denjenigen, die man **einfache Begriffe** nennet; weil ſie ſich in der Seele unter einer einförmigen Geſtalt, ohne Mannichfaltigkeit oder Zuſammenſetzung befinden. Denn obgleich die äuſſerlichen Gegenſtände vielerley Jdeen, die alle unter einander verknüpft ſind, und gleichſam ein Ganzes ausmachen, zu gleicher Zeit in den Verſtand bringen; ſo ſind doch die Vorſtellungen ſelbſt offenbar von einander unterſchieden, und es wird jegliche unter einer ihr eigenen Geſtalt von der Seele gedacht. So können die Begriffe von Farbe, Ausdehnung und Bewegung zu einer Zeit von einem einzigen Körper entſtanden ſeyn; allein dieſe drey Begriffe ſind an und für ſich ſelbſt eben ſo verſchieden, als wenn ſie alle von verſchiednen Gegenſtänden gekommen oder uns zu verſchiednen Zeiten bekannt geworden wären. Wir müſſen daher einen ſorgfältigen Unterſchied machen zwiſchen unſern einfachen und erſten Begriffen, und zwiſchen den verſchiednen Verbindungen derſelben, welche oft in der

Seele

Seele durch einzelne Gegenſtände, die auf ſie wirken, verurſacht werden. Die erſtern machen unſre urſprüngliche Vorſtellungen der Dinge aus, und können nicht in verſchiedne Ideen zergliedert werden, ſondern ſie dringen durch die Sinne einfach und unvermiſcht in die Seele. Sie ſind auch der Stoff, aus welchem die andern alle, ſo zuſammengeſetzt und vielfach ſie auch ſeyn mögen, gebildet werden; und daher müſſen ſie billig als die Grundlage unſrer Erkenntniß angeſehen werden.

Einfache Ideen der äußerlichen Empfindung.

2. Wenn wir nun dieſe Begriffe und ihre verſchiedne Eintheilungen und Claſſen betrachten, ſo werden wir finden, daß ſie alle entweder durch die Sinne, oder durch die Aufmerkſamkeit der Seele auf dasjenige, was in ihr ſelbſt vorgeht, in uns erzeugt werden. So gehören alle unſre Begriffe von den verſchiednen Eigenſchaften der Körper zu derjenigen Gattung, die wir einfache Ideen nennen, und wir können ſie unter fünf allgemeine Abtheilungen bringen, nach den verſchiednen Werkzeugen, die durch ſie gerührt werden. Die Begriffe von Farben und Tönen erhalten wir durch die Augen und Ohren, von Geſchmack und Geruch durch den Gaumen und die Naſe; Begriffe von Hitze, Kälte und Dichtigkeit u. d. durch das Gefühl. Außer dieſen giebt es noch andre, welche auf verſchiedne unſrer Sinnen wirken, als Ausdehnung, Figur, Ruhe und Bewegung u. ſ. f. wovon wir die Ideen in unſrer Seele ſowohl durch das Geſicht, als auch durch das Gefühl erhalten.

Einfache Ideen der innerlichen Empfindung.

3. Wenn wir hiernächſt unſre Betrachtung auf dasjenige richten, was in unſrer Seele ſelbſt vorgeht, ſo werden wir eine an-

dre Art von einfachen Ideen entdecken, die von unſerm Bewußtſeyn der Handlungen und Wirkungen unſrer Seele ſelbſt entſtehen. Empfinden oder Denken, und Begehren oder Wollen, iſt etwas, was ein jeder in ſich ſelbſt wahrnimmt, und deſſen er ſich nothwendig bewußt ſeyn muß. Ich will nur ferner bemerken, daß es, außer den oben erwähnten Begriffen, noch andre giebt, welche durch alle Arten der äußerlichen und innerlichen Empfindung in unſre Seele gelangen; dergleichen ſind die Ideen von Vergnügen und Schmerz, Kraft, Exiſtenz, Einheit, Folge u. ſ. w. welche ſowohl durch die Wirkung der Gegenſtände, die außer uns ſind, als auch durch das Bewußtſeyn deſſen, was wir in uns fühlen, in den Verſtand gebracht werden.

Einfache Ideen gelangen durch keinen andern, als durch den von der Natur ihnen beſtimmten Weg in die Seele.

4. Wir erhalten aber dieſe Art von Vorſtellungen durch beſondere Canäle und Zugänge, die von der Natur ſelbſt herrühren, in unſere Seele dergeſtalt, daß, wenn uns einer von dieſen Zugängen fehlt, wodurch die Eindrücke, welche dieſelben Ideen verurſachen, in die Seele geleitet zu werden pflegen, wir alle daher entſtehenden Begriffe ſchlechterdings entbehren müſſen. Wir können auch durch keine Scharfſinnigkeit des Verſtandes ein Mittel wider dieſen Mangel ausfindig machen. Ein Blindgebohrner iſt unfähig, Begriffe von Licht und Farben zu haben, ſo wie ein Tauber ſich keinen Begriff oder Vorſtellung vom Schalle machen kann. Hieraus erhellt, daß dieſe unſre einfachen Ideen genau ſo beſchaffen ſind, wie ſie die Natur uns verſchaft hat, und daß ſie von unſerm Willen nicht abhängen; wir können ſie weder vertilgen, wenn ſie ſich in dem Verſtande

befin-

befinden, noch einige neue bilden oder erfinden, die wir nicht durch den gewöhnlichen Weg der Empfindung erhalten haben.

5. Und dieſes führt mich zu einer andern Anmerkung, welche darinnen beſteht, daß, ob die Seele gleich in Vervielfältigung ihrer Begriffe von Dingen, keinen Schritt weiter über die durch die äußerliche und innerliche Empfindung ihr verſchaften Ideen thun kann; ſo hat ſie doch eine Kraft, dieſelben auf eben ſo vielerley Art zu verbinden, zu verändern und zu erweitern, als ſie zuſammengeſetzt werden können; wodurch ſie ſich in dem Beſitz eines unerſchöpflichen Reichthums von Ideen ſiehet, der hinlänglich iſt, ſie vollkommen mit allen ihren Kräften zu beſchäftigen, und ihr Materie zu den verſchiednen Meynungen, Bildern und Vorſtellungen von Dingen zu verſchaffen, welche den Vorwurf ihrer Gedanken und Betrachtungen ausmachen. Laßt uns nur den einzigen Begriff der Einheit oder Eins betrachten, und erwägen, was für verſchiedne Verbindungen entſtehen, wenn man ſie beſtändig zu ſich ſelbſt ſetzt; ſo, daß der Verſtand keine Hinderniß oder Grenze findet, wenn er von Zahlen zu Zahlen fortgehet.

Sie geben weitläuftigen Stoff zur Erkenntniß.

6. Wer ſeine eigne Gedanken aufmerkſam erwäget, und die verſchiednen zuſammengeſetzten Begriffe betrachtet, die ſich von Zeit zu Zeit ſeinem Verſtande darſtellen, der wird bald bemerken, daß viele davon ſolche Begriffe ſind, die von auſſen und durch verſchiedne Gegenſtände, die auf ſeine Sinne wirken, in die Seele gebracht;

Eintheilung der zuſammengeſetzten Ideen in ſolche, die einen wirklich exiſtirenden Gegenſtand haben, und in ſolche, die nur von dem Verſtande gebildet werden.

andre hingegen von dem Verſtande ſelbſt gebildet werden, der ſeine einfachen Begriffe auf verſchiedne Art mit einander verbindet, wie es zu ſeinen gegenwärtigen Abſichten und Endzwecken am bequemſten ſcheinet. Zu der erſten Gattung gehören alle unſre Ideen von Subſtanzen, als die Idee eines Menſchen, eines Pferdes, eines Steines, des Goldes; zur andern Gattung gehören jene willkührlichen Verbindungen von Dingen, die wir bey vielen Gelegenheiten zuſammen nehmen, entweder wegen ihres Nutzens im gemeinen Leben, oder um dadurch das Wachsthum der Erkenntniß zu befördern. So ſind unſre Begriffe von den angenommenen Längen, (Größen), wodurch wir entweder den Raum oder die Zeit beſtimmen, als Stunden, Monate, Meilen, u. ſ. f. welche Eintheilungen offenbar bloß Geſchöpfe des Verſtandes ſind, weil wir ſie oft in unterſchiednen Ländern unterſchieden antreffen, welches ein ſichres Zeichen iſt, daß ſie aus keinem beſtändigen und unveränderlichen Maaß in der Natur entſtanden ſind. Viele unſrer Begriffe von menſchlichen Handlungen können auch zu dieſer Claſſe gerechnet werden, als: Verrätherey, Blutſchande, Mord; welche zuſammengeſetzte Ideen wir nicht allezeit durch die Betrachtung deſſen, was die Worte anzeigen, zu bilden pflegen, ſondern oft durch die Verbindung ihrer Umſtände, in unſrer Seele, oder, welches der gewöhnlichſte Weg iſt, durch die Anhörung der Erklärung ihrer Benennungen und der Begriffe, die dadurch angedeutet werden. Dieſe beyden Claſſen begreifen alle unſre zuſammengeſetzten Begriffe in ſich, weil es unmöglich iſt, ſich einen einzigen zu denken, der nicht entweder durch wirklich exiſtirende Dinge in dem Verſtande hervorgebracht, oder von der Seele ſelbſt gebildet würde, wenn ſie ihre Begriffe willkührlich verbindet oder zuſammenſetzt.

menſeßt. Wir wollen nunmehr eine jede nach der Reihe abhandeln.

Drittes Capitel.

Von unſern Begriffen der Subſtanzen.

Begriffe der Subſtanzen ſind Verbindungen einfacher Ideen, die durch ein unbekanntes Band zuſammen gehalten werden.

I. Die erſte Claſſe von zuſammengeſeßten Ideen, deren im vorhergehenden Capitel erwähnt worden, enthält die Ideen der Subſtanzen, welche ich vor den übrigen abhandeln will, weil, wie aus dem folgenden erhellen wird, die Begriffe, die aus dieſer Quelle entſtehen, uns in der Bildung jener willkührlichen Verbindungen, die die zweyte Claſſe ausmachen, ſehr viel Vortheil verſchaffen. Denn bey vielen von ſolchen Begriffen nehmen wir unſre Vorſtellungen von der Wirklichkeit der Dinge, und verbinden Ideen, die wirktich außerhalb der Gedanken mit einander verbunden ſind, ob dieſes gleich oft mit Ausſchlieſſung andrer geſchieht, wie wir zeigen wollen, wenn wir von abſtracten und allgemeinen Begriffen handeln werden. Wir haben ſchon angemerkt, daß die Eindrücke, die von äußerlichen Gegenſtänden auf unſern Verſtand gemacht werden, meiſtentheils aus vielen verſchiednen Begriffen beſtehen, die alle unter einander verbunden werden, damit ſie ein Ganzes ausmachen. Einer ſolchen Sammlung von verſchiednen Ideen, die auf dieſe Art ſich an einem gemeinſchaftlichen Subjecte zu gleicher Zeit befinden, oder durch ein gewiſſes unbekanntes Band vereinigt werden, giebt

man den Namen einer Subſtanz, ein Wort, welches anzeigt, daß ſie für ſich ſelbſt beſteht, und von keinem andern Weſen (wenigſtens ſo weit unſre Erkenntniß reicht) abhängt. Dergleichen ſind die Begriffe vom Golde, Eiſen, Waſſer, Menſchen u. a. m. Denn wenn wir eines von dieſen Dingen, z. E. das Gold betrachten, ſo iſt der Begriff, unter welchem wir uns daſſelbe vorſtellen, dieſer, daß es ein Körper, gelb, ſehr ſchwer, hart, ſchmelzbar iſt, und ſich hämmern läßt u. ſ. w. Hier werden wir bemerken, daß wir von den verſchiednen Eigenſchaften, woraus das Gold beſteht, klare und deutliche Vorſtellungen haben; ferner, daß auch die Verbindung dieſer Eigenſchaften, wodurch dieſelben eine beſondre Art von Körpern ausmachen, von der Seele deutlich gedacht wird. Wenn wir aber unſre Unterſuchungen weiter treiben, und wiſſen wollen, worinnen dieſe Vereinigung, welche die Eigenſchaften mit einander verbindet, und ihnen ihre Selbſtſtändigkeit giebt, eigentlich beſtehet, ſo ſehen wir uns hier in einer großen Verlegenheit. Unterdeſſen, da wir uns keine Eigenſchaften denken können, ohne zugleich ein Weſen voraus zu ſetzen, worinnen ſie ſich befinden, ſo gerathen wir hierdurch ganz ungezwungen auf den Begriff eines Subjects, welches gleichſam den Grund der Coexiſtenz und Verbindung der verſchiednen Eigenſchaften der Dinge abgiebt, und ihnen dieſe beſondere und unabhängige Exiſtenz ertheilt, unter welcher ſie ſich unſerm Verſtande vorſtellen. Dieſes Subject nennen wir hernach eine Subſtanz; und da dieſes ein Begriff iſt, welcher allen den verſchiednen Verbindungen von Eigenſchaften zukömmt, die nur irgendwo für ſich ſelbſt exiſtiren, ſo pflegt man ſie deswegen alle Subſtanzen zu nennen. Betrachten wir z. E. ein Hauß, eine Kugel, einen Stein u. ſ. f.

ſo hat jegliches ſeine beſondern Eigenſchaften vor ſich, und das Daſeyn eines jeden dieſer Dinge läßt ſich ohne Rückſicht auf die andern begreifen, daher kömmt allen dieſen Dingen der Begriff einer Subſtanz auf einerley Weiſe zu.

Eintheilung der Eigenſchaften in weſentliche und zufällige.

2. Es giebt alſo bey den Subſtanzen zweyerley zu betrachten: erſtlich, der allgemeine Begriff der Selbſtſtändigkeit, welcher ihnen allen, wie ich ſchon erinnert habe, in gleichem Grade zukömmt; und zweytens die mancherley Eigenſchaften, wodurch die verſchiednen Gattungen und einzelne Dinge von einander unterſchieden werden. Dieſe Eigenſchaften werden auch ſonſt Beſtimmungen (Modi) genennt, und man theilt ſie in zufällige und weſentliche ein, nachdem ſie ſich von dem Subjecte, zu dem ſie gehören, trennen, oder nicht trennen laſſen. Die Ausdehnung und Dichtigkeit ſind weſentliche Eigenſchaften eines Steines, weil man ihn ohne dieſelben nicht denken kann; aber ſeine Rundung iſt bloß eine zufällige Eigenſchaft, weil ein Stein unter einer jedweden Geſtalt oder Figur exiſtiren, und doch immer ſeine Natur und andern Eigenſchaften behalten kann.

Der Begriff der Selbſtſtändigkeit iſt unzertrennlich von den Subſtanzen.

3. Hierbey iſt nöthig zu bemerken, daß die Veränderung der Eigenſchaften in einer jeden Subſtanz; obgleich oft das Weſen dieſer Subſtanz, d. h. ihre Gattung oder Art verändert wird; dennoch den allgemeinen Begriff von der Selbſtſtändigkeit niemals aufhebt, ſondern daß derſelbe immer noch ſo deutlich und angemeſſen bleibt, wie er vor einer ſolchen Veränderung war.

Holz wird durch das Feuer in Kohle verwandelt; doch ſo ſehr auch die Kohle vom Holz unterſchieden iſt, ſo iſt ſie doch immer noch eine Subſtanz. In verſchiednen Verſuchen, die von den Chymiſten angeſtellt worden, leiden die Körper viele Veränderungen, und nehmen nach und nach ſehr verſchiedne und vielerley Geſtalten an; und doch werden ſie oft durch die Kunſt und Geſchicklichkeit des Chymiſten wieder zu ihrer erſten und urſprünglichen Geſtalt gebracht.

Grund von den verſchiednen Gattungen der körperlichen Subſtanzen.

4. Alles alſo, was der Materie weſentlich iſt, iſt der Zuſammenhang der körperlichen ausgedehnten Theile. Da aber dieſe Theile unzähliger Geſtalten fähig ſind, da ihre Verbindung ſehr verſchieden iſt, und folglich ihre innerliche Beſchaffenheit, die daher entſteht, in verſchiednen Körpern überaus verſchieden ſeyn kann; ſo läßt ſich aus dieſen Betrachtungen die Quelle und der Grund aller der verſchiednen Gattungen von körperlichen Subſtanzen ſehr leicht begreifen. Sehn wir nicht täglich, wie unſre Speiſe durch die Veränderungen, die ſie in den verſchiednen Canälen des Körpers leidet, zuerſt in Blut verwandelt wird, und alsdenn zur Nahrung, Aufbauung und Erweiterung der verſchiednen Theile dieſes wunderbaren Gebäudes gereichet? Der Regen, der aus den Wolken herabfällt und ſich mit der Erde eines Gartens vermiſcht, wird eine Nahrung für Bäume von verſchiedner Art, nimmt verſchiedne Geſtalten an, nach den verſchiednen Canälen und Gängen, durch welche er gehet, und endlich nach unzähligen Veränderungen und Verwandlungen, ſproßt er in Blätter hervor, öffnet ſich in Knoſpen, oder wird in die Subſtanz des Baumes ſelbſt verwandelt.

5. Wenn man dieſes gehörig erwägt, ſo wird es nicht wunderbar ſcheinen, wenn wir ſagen, daß die Verſchiedenheit der materiellen Subſtanzen gänzlich von der verſchiednen Geſtalt, Größe, Verbindung und Bewegung der kleinen Theile herrührt. Nachdem dieſelben auf verſchiedne Weiſe mit einander verbunden ſind; ſo nehmen auch die Körper verſchiedne Geſtalten an, und verurſachen durch die Sinne in der Seele alle die verſchiedne Eindrücke, wodurch wir einen von dem andern zu unterſcheiden pflegen. Dieſe innerliche Beſchaffenheit oder Bau der Theile, woraus die verſchiednen Eigenſchaften folgen, die einer Subſtanz zukommen, wird das Weſen dieſer Subſtanz genennt, und iſt uns in der That weiter nicht bekannt, als inſofern die Eindrücke merklich ſind, die dadurch auf die Werkzeuge der Sinne gemacht werden.

Das Weſen der Subſtanzen beſteht in nichts anders als in dem innern Bau und der Beſchaffenheit der Theile.

6. Was das Weſen oder die innerliche Beſchaffenheit z. E. des Goldes betrift, ſo ſind wir in einer gänzlichen Unwiſſenheit. Allein einige Eigenſchaften, die aus dieſem Weſen fließen, als die Schwere, die Härte, und die gelbe Farbe u. ſ. w. verurſachen klare und deutliche Vorſtellungen. Dieſe unter einander verbundne Eigenſchaften, wiefern man ſich dieſelben vorſtellt, wie ſie in einem gemeinſchaftlichen Subjecte zugleich da ſind, machen unſern zuſammengeſetzten Begriff vom Golde aus.

Es iſt uns ganz unbekannt, und dient auch nicht die Gattungen von einander zu unterſcheiden.

7. Doch müſſen wir dieſes anmerken, daß, obgleich das Weſen oder der inwendige Bau der Körper uns ganz und gar unbekannt iſt, doch der Schluß richtig ſey, daß in allen verſchiednen Gattungen die Weſen

Doch ſagt man mit Recht, daß es in allen verſchiednen Gattungen verſchieden iſt.

verſchieden ſind. Denn da jede Gattung ein Inbegriff von Eigenſchaften iſt, welche zuſammengenommen von den Eigenſchaften einer jeden andern Gattung unterſchieden ſind; ſo muß auch die Beſchaffenheit der Theile, von welchen dieſe Eigenſchaften abhängen, gleichfalls verſchieden ſeyn; und dieſes macht eben, wie wir ſchon geſagt haben, das Weſen aus. Eiſen und Glaß ſind offenbar unterſchiedne Gattungen von Körpern, ihre ſinnlichen Eigenſchaften haben wenig oder nichts mit einander gemein, und daher kann der innerliche Bau oder Beſchaffenheit, woraus dieſe Eigenſchaften folgen, in beyden nicht einerley ſeyn. Doch kurz, dieß iſt das einzige, was wir in Anſehung dieſer Weſen mit Gewißheit behaupten können, und da ſie ſich in einer gänzlichen Dunkelheit befinden, ſo werden wir wohl thun, wenn wir ſie in unſern Betrachtungen bey Seite ſetzen, und zu jenen verſtändlichern und beſtimmtern Begriffen fortgehen, die man durch die Verbindung ihrer verſchiednen Eigenſchaften und Kräfte erlanget. Denn nur dadurch wird die wahre Erkenntniß befördert, wenn wir unſere Unterſuchungen von bekannten Eigenſchaften, und nicht von einer gewiſſen vermeintlichen innerlichen Beſchaffenheit anfangen, welche, wenn ſie auch an ſich ſelbſt richtig wäre, dennoch unſre Kräfte überſteiget, und daher niemals einen Grund für uns abgeben kann, wenn wir etwas entdecken oder erlernen wollen.

Wie wir ſtufenweiſe zu dem Begriff der unmateriellen Subſtanzen gelangen.

8. Eine materielle Subſtanz, wie ich ſchon erinnert habe, enthält den Begriff körperlicher, zuſammenhangender, ausgedehnter Theile, und wird in verſchiedne Claſſen eingetheilt, nach den verſchiednen Eindrücken, die auf die Werkzeuge der Sinne gemacht werden.

werden. Allein außer den ſinnlichen Begriffen, die wir von außen her bekommen, bemerken wir auch in uns ſelbſt Denken und Wollen. Dieſe Handlungen haben keine Verbindung mit den bekannten Eigenſchaften des Körpers; ja, ſie ſcheinen ſogar mit einigen ſeiner weſentlichſten Eigenſchaften gänzlich zu ſtreiten. Denn der Verſtand entdeckt nicht nur kein Verhältniß zwiſchen dem Denken und der Bewegung oder Zuſammenſetzung der Theile; ſondern er empfindet auch, daß das Bewußtſeyn, eine einfache untheilbare Handlung, von einer zuſammengeſetzten Subſtanz, die ſich in mehrere zertheilen läßt, niemals entſtehen könne. Man nehme zum Beyſpiel einen Körper an, der die Fähigkeit zu Denken hätte; ſo müſſen entweder alle Theile, woraus dieſer Körper zuſammengeſetzt iſt, denken; auf dieſe Art aber würde der Körper nicht Ein, ſondern eine Menge verſchiedner denkender Weſen ſeyn; oder ſeine Kraft zu denken muß von der Verbindung der Theile, von ihrer Bewegung und Ordnung u. ſ. f. entſtehen, welche alle zuſammen genommen die Erzeugung der Gedanken verurſachen. Allein es iſt klar, daß die Bewegung der Theile, und die Art ihrer Verbindung, nichts weiter als einen künſtlichen Bau und verſchiedne Arten der Bewegung hervorbringen kann. Alle Maſchinen, die die Menſchen verfertigen, als z. E. Uhren, u. a. wenn ihre Theile auch noch ſo künſtlich mit einander verbunden, wenn ihr Bau auch noch ſo vielfach iſt; wenn wir gleich unzählige unterſchiedne Bewegungen, die mit einander verſchiedentlich verbunden und immer mit einer unendlichen Veränderung in einander laufen, uns vorſtellen können, ſo bringen dieſelben dennoch ſonſt nichts, als Figur und Bewegung hervor. Wenn eine Uhr die Stunden und Minuten des Tags anzeigt, ſo geſchieht dieſes bloß durch die Bewegung der verſchiednen

Zeiger, welche nach und nach auf die Figuren weiſen, die zu dem Ende auf dem Zifferblatte gemacht worden. Wir ſtellen uns dieſes niemals als die Wirkung der Gedanken oder des Verſtandes vor, wir können es auch nicht begreiffen, wie es möglich ſey, durch irgend eine Feinheit des Baues ein zuſammengeſeztes Weſen zu einer ſolchen Vollkommenheit zu bringen, daß es der Erkenntniß und des Bewußtſeyns fähig würde. Der Grund davon iſt klar: Denken iſt etwas ganz anders als Bewegung und Figur, es befindet ſich nicht die geringſte Verbindung zwiſchen ihnen; und daher kann man ganz und gar nicht annehmen, daß es aus demſelben entſtehe.

Welche wir ſonſt Geiſter nennen.

9. Da es alſo ausgemacht iſt, daß Denken nicht von einer Vereinigung oder Verbindung gedankenloſer Theile entſtehen kann; denn wenn wir ſetzen, daß es einem gewiſſen ganzen Körper zukomme, ſo müſſen wir es nothwendig allen den Theilen, woraus er zuſammengeſezt iſt, zuſchreiben; wodurch wir, wie vorhin ſchon bemerkt worden, ſtatt Eines eine Menge unterſchiedner denkender Weſen bekommen; und weil die Materie, wenn wir die Verkleinerung ihrer Theile auch noch ſo weit fortſetzen, dennoch beſtändig einer fernern Theilung faſt bis ins Unendliche fähig iſt; ſo iſt klar, daß uns dieſe Ungereimtheit beſtändig verfolgen wird, wenn wir annehmen, daß ſich das Denken in einer materiellen Subſtanz befinde. Da wir alſo ſehen, daß das Bewußtſeyn mit dem Zuſammenhange körperlicher trennbarer Theile nicht beſtehen kann; ſo werden wir genöthigt, daſſelbe in eine andre Subſtanz von einer ganz andern Natur und ganz andern Eigenſchaften zu ſetzen, welche wir Geiſt nennen.

Körper und Geiſt ſind unterſchiedene Subſtanzen.

10. Und hier muß man ſorgfältig bemerken, daß die verſchiedenen Gattungen von körperlichen Subſtanzen, ob ſie gleich von einander unterſchieden, und unter verſchiedne Nahmen gebracht ſind, dennoch gewiſſe Eigenſchaften unter ſich gemein haben, die zuſammengenommen den Begriff eines Körpers ausmachen, und daher ſagt man, daß ihnen allen ohne Ausnahme dieſe allgemeine Natur zukomme, und daß ſie bloß als verſchiedne Beſtimmungen der Subſtanz von einander unterſchieden wären. Allein Geiſt iſt etwas ganz unterſchiednes vom Körper, und wird auch gemeiniglich demſelben entgegen geſetzt. Aus dieſem Grunde werden die Weſen von dieſer Art, immateriell genennt, ein Wort, welches nichts von ihrer Natur enthält, ſondern bloß anzeigt, daß ſie das Gegentheil von der Materie ſind.

Es kann noch viele verſchiedene Gattungen von Subſtanzen geben auſſer denen, die im Geſichtskreiſe unſerer Seele liegen.

11. Körper und Geiſt alſo ſind nicht als Arten von einerley Subſtanz anzuſehen, ſondern ſie ſind wirklich unterſchiedne Gattungen von Subſtanzen und dienen zu allgemeinen Claſſen, worunter wir alle beſondere Weſen, die nur in das Gebiet unſrer Erkenntniß gehören, zu rechnen pflegen. Denn da wir keine andre Mittel, Begriffe zu erhalten, als die äußerlichen Sinne und das Bewußtſeyn haben, ſo können wir auch keine Vorſtellungen haben, als die durch dieſe beyden Wege in unſre Seele gelangen. Durch unſre Sinne werden wir von dem Daſeyn ausgedehnter Subſtanzen überzeugt, und die innerliche Empfindung ſagt uns, daß es denkende und mit Bewußtſeyn begabte Subſtanzen giebt. Weiter reichen unſre Begriffe nicht, und ob es gleich viele andre Gattungen geben kann, die von dieſen eben

eben ſo ſehr unterſchieden, als ſie es unter einander ſelbſt ſind; ſo ſind ſie doch, da wir keine hierzu gehörige Fähigkeiten beſitzen, eben ſo weit von unſrer Erkenntniß entfernt, als Licht und Farben von der Empfindung eines Blindgebohrnen zu ſeyn pflegen. Man wird verhoffentlich kaum zweifeln, daß die Subſtanz des Schöpfers von der Subſtanz ſeiner Geſchöpfe mehr unterſchieden ſey, als es irgend zwo erſchafne Subſtanzen von einander ſeyn können. Und wenn wir daher Gott einen Geiſt nennen, ſo müſſen wir uns nicht auf eine verwegne Art einbilden, daß er es in dem Verſtande iſt, in welcher die menſchliche Seele ein Geiſt genennt wird. Dieſes Wort iſt zwar bey uns gewöhnlich, um dadurch überhaupt alle denkende verſtändige Subſtanzen anzuzeigen, in welchem Verſtande Gott auf eine ſehr richtige Weiſe ein Geiſt genennt wird. Allein es würde die äußerſte Thorheit ſeyn, ſich einzubilden, weil dieſer Nahme ſowohl dem Schöpfer als auch der menſchlichen Seele beygelegt wird, daß ſie von einerley Natur und bloß als verſchiedne Beſtimmungen einer Subſtanz von einander unterſchieden wären.

Unterſchied in der Art und Weiſe, wie wir körperliche und geiſtige Subſtanzen uns vorſtellen.

12. Ehe ich dieſe Materie verlaſſe, ſo wird es nicht uneben ſeyn, einen merkwürdigen Unterſchied in der Art und Weiſe, wie wir uns körperliche und geiſtige Subſtanzen vorſtellen, zu bemerken. Begriffe von der erſtern Art erzeugen ſich ſelbſt in der Seele durch die Eindrücke, welche auf die Werkzeuge der Sinne gemacht werden; und da dieſe Eindrücke bey verſchiednen Körpern verſchieden ſind, ſo müſſen auch die Jdeen, die dadurch verurſacht werden, nothwendig in eben dem Grade verſchieden ſeyn. Allein mit unſern Begriffen von Geiſtern

verhält es ſich ganz anders. Denn da wir von ihren Kräften und Wirkungen nichts wiſſen, als was wir in uns ſelbſt empfinden und wahrnehmen; ſo können wir ihnen keine Eigenſchaften oder Erkenntniß zuſchreiben, die von denjenigen unterſchieden wären, die wir uns durch unſer eignes Bewußtſeyn vorſtellen. Und daher geſchieht es, daß, ob wir gleich leicht einräumen, daß es verſchiedene Arten von geiſtigen Weſen geben mag, wir dennoch nicht im Stande ſind, uns vorzuſtellen, daß ſie in Anſehung ihrer Kräfte und Wirkungen von einander unterſchieden wären, ſondern wir ſetzen ihren Unterſchied bloß darinnen, daß ſie einerley Kräfte u. d. in einem höhern oder niedern Grade beſitzen. Gleichwohl iſt es der Vernunft nicht zuwider, daß ſie durch ihre verſchiedne Eigenſchaften von einander unterſchieden ſeyn können, ſo wie es ſinnliche Dinge durch die verſchiednen Eigenſchaften ſind, die man bey ihnen wahrnimmt. Allein Eigenſchaften verſtändiger Weſen, die von den Eigenſchaften unſrer Seelen unterſchieden ſind, und unſere Erkenntniß gänzlich überſteigen, können uns nicht zum Maaße dienen, um dadurch den Unterſchied der verſchiednen Claſſen dieſer Weſen zu beſtimmen. Wir ſind daher genöthigt, uns dieſelben auf eine ſolche Art vorzuſtellen, die ſich für unſre Erkenntniß ſchickt; und wenn wir ſie nach den Graden der Vollkommenheit, die ſie in der Leiter der Weſen vermöge unſrer Vorſtellung beſitzen, in gewiſſe Gattungen eintheilen wollen, ſo ſchreiben wir ihnen das vortreflichſte zu, was wir in uns ſelbſt antreffen, als: Erkenntniß, Denken, Vorherſehung u. ſ. f. und zwar dieſes in verſchiedenem Maaße, nach Beſchaffenheit des Zuſtandes, der einer jeden Claſſe oder Gattung eigen iſt. Es wird aber, glaube ich nicht viel Worte brauchen, zu zeigen, daß dieſes ein ſehr unvollkommenes Mittel ſey, die

verſchie-

verſchiedenen Claſſen der geiſtigen Weſen zu beſtimmen: vornehmlich, wenn wir erwägen, daß die Art und Weiſe, wie ſie einander ohne körperliche Werkzeuge ihre Gedanken mittheilen, uns etwas ganz unbegreifliches iſt, und uns anzunehmen nöthiget, daß ſie gewiſſe Empfindungen und Erkenntniß beſitzen müſſen, wovon wir uns keinen Begriff machen können.

Viertes Capitel.

Von den Begriffen, welche der Verſtand willkührlich bildet.

In Bildung vieler zuſammengeſetzten Ideen iſt die Seele ganz thätig und handelt nach ihrer Willkühr.

I. Bisher haben wir bloß ſolche Verbindungen unſrer einfachen Ideen betrachtet, die wirklich in der Natur mit einander verbunden ſind, und von den Dingen ſelbſt, die auf unſre Empfindung verſchiedentlich wirken, in der Seele verurſacht werden. Nunmehr iſt es Zeit, die andre Claſſe unſrer zuſammengeſetzten Begriffe zu betrachten, ich meyne jene willkührlichen Verbindungen unterſchiedener Begriffe, die wir bey vielen Gelegenheiten zuſammen nehmen, vermöge derjenigen Kraft, die wir in uns antreffen, unſre Begriffe von Dingen zu vereinigen, zu vergleichen und zu verändern. Bey den einfachen Begriffen, und ſelbſt bey den Begriffen der Subſtanzen verhält ſich die Seele ganz leidend, und die hervorgebrachten Ideen ſind den Eindrücken ähnlich, die in ihr verurſacht worden. Wenn wir ein Hauß oder einen Baum ſehen, ſo erſcheinet jegliches nothwendig unter ſeiner eignen Geſtalt; es ſteht auch nicht

in unſrer Gewalt, andre Ideen von dieſen Gegenſtänden zu erhalten, als ſie hervorzubringen im Stande ſind. Allein bey dieſer zweyten Claſſe von zuſammengeſetzten Begriffen handelt die Seele nach ihrer Willkühr; ſie verbindet bloß ſolche Ideen, die ſie zu ihrer gegenwärtigen Abſicht am geſchickteſten hält, und verändert dieſe Verbindungen, indem ſie einige einſchiebet, andre wegläßt, nachdem es die Umſtände erfordern, daß ſie auf einer andern Seite betrachtet werden müſſen.

Drey verſchiedne Handlungen der Seele, indem ſie ihre willkührlichen Ideen bildet nämlich 1) Zuſammenſetzung.

2. Die hierzu beſtimmten Handlungen der Seele laſſen ſich überhaupt auf drey zurück bringen: 1) die eigentliche Zuſammenſetzung, wenn wir etliche einfache Ideen mit einander verbinden, und dieſelben gleichſam als ein Gemälde oder Abbildung betrachten. Dergleichen ſind unſre Ideen von Schönheit, von Dankbarkeit, von einem Feldweges u. a. m. Und hier müſſen wir erinnern, daß die Seele ſich oft auf die verſchiedne Betrachtung einer einzigen Idee einſchränkt, und ſich dieſelbe, indem ſie ſie nach und nach auf verſchiedne Weiſe erweitert, in verſchiednen Geſtalten darſtellt. So erlangen wir, wenn wir Einheiten auf verſchiedne Art zu einander ſetzen, alle die verſchiedenen Verbindungen von Zahlen, z. E. ein Dutzend, ein halb Schock, eine Million. Ein andermal verbinden wir Begriffe von verſchiednen Arten, in welchem Falle die Zuſammenſetzung noch offenbarer iſt, und der Begriff ſelbſt wird nothwendig noch vielfacher. Harmonie z. E. iſt eine zuſammengeſetzte Idee, die aus der Verbindung etlicher unterſchiedner Töne entſtehet, welche alle der Tonkünſtler haben und in ſeiner Seele mit einander verbinden muß, ehe das Ohr der Com-

Compoſition ſelbſt unterhalten werden kann. Doch obgleich dieſe Handlung der Seele ſich bey der Bildung aller unſrer zuſammengeſetzten Begriffe zeiget; ſo iſt es doch nothwendig, da viele von denſelben gewiſſe beſtimmte und beſondre Betrachtungen enthalten, die von andern Wirkungen der mit ihnen beſchäftigten Seele entſtehen, auch dieſe Handlungen zu unterſuchen, wenn wir von der Art und Weiſe, wie die verſchiednen Gattungen unſrer zuſammengeſetzten Ideen gebildet werden, einen deutlichen Begriff haben wollen.

2.) Abſtraction.

3. Die nächſte Wirkung des Verſtandes alſo in Anſehung ſeiner Ideen iſt 2) die **Abſtraction**, wenn wir von einem unſrer Begriffe alle diejenigen Umſtände, die ihn zu einem beſondern oder zu einem ſolchen Begriffe machen, wodurch nur ein einzelner beſtimmter Gegenſtand vorgeſtellt wird, in Gedanken abſondern; ſo daß er nunmehr, anſtatt ein einzelnes Ding zu bedeuten, in den Stand geſetzt wird, eine ganze Menge oder Claſſe von Dingen anzuzeigen. Wenn wir z. E. ein Viereck oder einen Cirkel ſehen, ſo laſſen wir die Betrachtung ihrer Größe und jeder andern Sache, die ihnen beſonders eigen iſt, in Gedanken weg, und behalten bloß den Begriff von ihrer Figur und Geſtalt. Auf dieſe Art erhalten wir unſre **allgemeinen** Begriffe. Denn ſolche bloße Vorſtellungen, wenn ſie von den Umſtänden der Zeit, des Orts u. d. abgeſondert ſind, dienen dem Verſtande zum Maasſtabe, wornach er einzelne Gegenſtände ordnet und benennet.

und 3) Vergleichung.

4. Die dritte und letzte Beſchäftigung des Verſtandes in Anſehung ſeiner Ideen beſteht darinnen, daß er ſie mit einander **vergleicht**: wenn

wir

wir unſre Betrachtung der Dinge über die Gegenſtände ſelbſt ausdehnen, und ihre Beziehungen und Aehnlichkeiten unterſuchen, indem wir ſie gegen andre Dinge halten, die uns der Verſtand zu gleicher Zeit zur Betrachtung darſtellt. Auf dieſe Art erlangen wir alle unſre Begriffe von den Verhältniſſen, als: von dem Größern, Kleinern, Aeltern, Jüngern, Vater, Sohn, und unzählig andern. Dieſe dreyfache Betrachtung unſrer Ideen, nach welcher ſie entweder aus etlichen andern zuſammengeſetzt, oder durch die Abſtraction des Verſtandes allgemein gemacht werden, oder die verſchiedenen Verhältniſſe und Beziehungen der Dinge vorſtellen, wird uns eine bequeme Gelegenheit geben, alles dasjenige zu bemerken, was das vorzüglichſte und nützlichſte in dieſem Haupttheile der Erkenntniß iſt, und die Art und Weiſe zu erklären, nach welcher der Verſtand zu verfahren pflegt, wenn er ſeine Betrachtungen erweitert und die Gegenſtände der Begriffe vervielfältigt. Damit wir alſo von dieſer Materie deſto ordentlicher und deutlicher handeln können, ſo wollen wir eine jede von dieſen Eintheilungen zu dem Inhalte eines beſondern Abſchnitts machen.

Erſter Abſchnitt.

Von den eigentlich zuſammengeſetzten Ideen.

Zuſammengeſetzte Ideen werden hier bloß als Verbindungen des Verſtandes betrachtet.

I. Wir fangen alſo mit denjenigen Ideen an, die man eigentlich zuſammengeſetzte Ideen nennen kann, da ſie durch diejenige Kraft entſtehen, vermöge welcher die Seele etliche Begriffe in einen zu verbin-

den pflegt. Obgleich dieſe Claſſe einigermaßen alle unſre zuſammengeſetzte Begriffe enthält; ſo betrachten wir ſie doch gegenwärtig bloß als Verbindungen des Verſtandes, und in Anſehung derjenigen beſondern Ideen, aus welchen ſie gebildet worden. Hier pflegt die Seele, wie ich ſchon bemerkt habe, bisweilen einerley Idee zu erweitern und zu verändern; ein andermal bringt ſie Ideen von verſchiednen Gattungen zuſammen, und in beyden Fällen finden bey ihr unendliche Abſichten und Mannichfaltigkeit ſtatt.

Die Einheit, der Urſprung und Grund aller unſrer Ideen von Zahlen.

2. Die gewöhnlichſte einfache Idee alſo, die wir haben, iſt die Idee der Einheit oder Eins. Indem wir dieſelbe beſtändig zu ſich ſelbſt ſetzen, und die verſchiednen Verbindungen in Gedanken behalten, ſo gelangen wir zu allen den unendlichen Zuſammenſetzungen der Zahlen, worinnen wir gleich eine unendliche Verſchiedenheit erblicken. Gleichwohl ſind alle dieſe Ideen offenbar unter einander verſchieden, indem das Hinzuſetzen einer einzigen Einheit eine Zahl ausmacht, die eben ſo genau von der unmittelbar vorhergehenden unterſchieden iſt, als irgend zwo von den entfernteſten Ideen von einander unterſchieden ſind. Damit aber der Verſtand ſich in der Betrachtung jener unendlichen Verbindungen, deren die Einheit fähig iſt, nicht verliehren möge, ſo gehet er ordentlich Schritt vor Schritt, und indem er mit der urſprünglichen Idee ſelbſt anfängt, ſo verfolgt er ſie alsdenn durch alle ihre Veränderungen, wie ſie durch die beſtändig wiederholte Hinzuſetzung einer Einheit zu der andern hervorgebracht werden. Alſo entſtehen die Zahlen, indem man immer eine auf die andre in einer ordentlichen Reihe folgen läßt, und die verſchiednen nach und nach ent-

ſtandnen Verbindungen werden durch beſondre Nahmen bezeichnet.

Die künſtliche Zuſammenſetzung der Nahmen der Zahlen iſt eine große Hülfe in Anſehung unſerer Begriffe.

3. Und hier müſſen wir den bewundernswürdigen Kunſtgriff bemerken, deſſen ſich der Verſtand bedient, um ſich ſeine Begriffe zu erleichtern. Denn da die Reihe der Zahlen unendlich iſt, ſo würde die Menge derſelben, wenn ſie alle mit verſchiednen Nahmen benennt würden, die keine Verbindung oder Beziehung auf einander hätten, gar bald das Gedächtniß überladen, und es uns unmöglich machen, im Zählen ziemlich weit fortzugehen. Aus dieſem Grunde hat man es ſo eingerichtet, daß man die Veränderung der Nahmen auf einige wenige von den erſten Verbindungen eingeſchränkt hat, indem man alle übrigen, die darauf folgen, durch eine Wiederholung eben derſelben Benennungen anzeigte, welche man auf verſchiedne Weiſe zuſammenſetzte, und mit einander verband. So iſt dreyzehn zehn und drey, vierzehn zehn und vier, und ſo bis zu zwanzig oder zwey Zehner, wo wir wieder mit Eins, Zwey rc. anfangen, bis wir zu dreyſig oder drey Zehnern kommen. Auf dieſe Art geht die Reihe immer fort, und wenn wir zu zehn Zehnern gelangen, ſo wird dieſe Summe, um die Verwirrung zu vermeiden, die durch eine allzu öftere Wiederholung eben derſelben Worte entſtehen würde, mit dem Nahmen eines Hundert benennt u. ſ. w.

Und eine der vornehmſten Urſachen, daß unſre Ideen von Zahlen ſo vorzüglich deutlich ſind.

4. Dieſe künſtliche Verbindung der Nahmen, um das ſtufenweiſe Wachsthum der Zahlen zu bemerken, iſt vielleicht eine von den größten Erfindungen des menſchlichen Verſtandes, und verdient beſonders unſre

unſre Bewundrung, wegen der Art der Zuſammenſetzung, da die verſchiedenen Benennungen ſo eingerichtet ſind, daß ſie die Abtheilungen dieſer Reihe genau unterſcheiden, und ihre Entfernung von dem Anfange derſelben anzeigen. Daher kömmt es, daß unſre Jdeen von Zahlen die genaueſten und deutlichſten von allen andern ſind, und daß auch die Menge von Einheiten, die mit einander verbunden werden, den Verſtand zuletzt nicht verwirren oder in Unordnung bringen. Es iſt in der That erſtaunlich, daß die menſchliche Seele, die ſo eingeſchränkt in ihrer Erkenntniß iſt, ſich dennoch hier von ihrer natürlichen Schwäche frey machen, und die Mittel entdecken kann, mit den weitläuftigſten und weitausſehendſten Verbindungen auf eine bequeme Weiſe umzugehen. Wenn wir die Urſachen hiervon insbeſondre unterſuchen wollen, ſo werden wir finden, daß dieſes der Geſchicklichkeit des Verſtandes, die Zahlen auf dieſe Art durch verſchiedne Nahmen, nach der natürlichen Ordnung der Reihe zu unterſcheiden, ganz und gar zuzuſchreiben iſt.

Weil ſie uns zu einer deutlichen Vorſtellung der darzwiſchen liegenden Theile verhelfen.

5. Dieſer deutlichen und genauen Vorſtellung der dazwiſchen ſich befindenden Jdeen haben wir alſo unſre ſo deutlichen Begriffe von den verſchiednen Verbindungen der Zahlen zu danken. Und wir werden in der That überhaupt bemerken, daß alle unſre Jdeen von Größen, vornehmlich, wenn ſie anfangen ziemlich weitläuftig zu werden, auf keine andre Art eine Deutlichkeit in uns erhalten, als durch die Vorſtellung der mittlern Theile, die ſo zu ſagen zwiſchen den beyden Enden ſich befinden. Wenn wir einen Gegenſtand in einer ziemlichen Weite von uns erblicken, ſo werden wir im Stande ſeyn,

wofern

wofern wir die dazwiſchen liegenden Gegenden und Häuſer deutlich ſehen können, ſeine Entfernung einigermaßen zu beſtimmen. Wenn wir aber, ohne eine ſolche Kenntniß der dazwiſchen liegenden Oerter, von der Entfernung der Gegenſtände urtheilen wollen, als wenn wir z. E. die Spitze eines Thurms hinter einer Mauer oder hinter einem Berge ſehen, ſo beweißt es die Erfahrung eines jeden, wie leicht wir in ſolchen Fällen betrogen werden können. Eben ſo verhält ſich die Sache bey Beurtheilung der Dauer. Wenn wir unſere Gedanken auf einige vergangene Zeitpuncte unſers Lebens zurück führen, ohne die Anzahl der Jahre oder Monate zu betrachten; ſo bemerken wir, daß unſer Begriff von der vergangnen Zeit immer deutlicher wird, jemehr wir uns der dazwiſchen ſich befindenden Theile unſers Daſeyns bewußt werden. Zuerſt ſind wir geneigt, die Entfernung für auſſerordentlich kurz zu halten, wenn wir aber hernach anfangen, unſre verſchiedne auf einander folgende Gedanken und Handlungen zu betrachten, ſo wird die Idee von der Dauer in uns größer und nimmt immer zu, ſo lange die Aufmerkſamkeit der Seele neue Perioden des Lebens zur Betrachtung darſtellt.

Ohne Nahmen können wir im Zählen nicht weit kommen.

6. Hieraus werden wir leicht einſehen können, wie viel Vortheil der Verſtand in ſeinen Begriffen von Zahlen durch eine bequeme Vorſtellung aller verſchiednen Glieder in einer Reihe, welche vornehmlich zu den Ideen von dieſer Claſſe gehören, erhalten könne. Allein dieſes entſteht, wie ich ſchon vorhin erinnert habe, aus der ordentlichen Reihe und Verbindung der Nahmen, dergeſtalt, daß, wo dieſe aufhören, auch das Zuſammenrechnen der Zahlen mit ihnen aufhört.

Die groſſen Vortheile der Geſchicklichkeit, unſre zuſammengeſetzten Ideen unter gewiſſe Claſſen zu bringen.

7. Ich habe mich bey dieſer Sache etwas länger aufgehalten, nicht nur deswegen, weil wir durch die Zahlen alle andre Dinge, als: Dauer, Ausdehnung, Bewegung u. d. zu meſſen pflegen, ſondern auch, weil uns dieſes auf die natürlichſte Betrachtung der Art und Weiſe, wie der Verſtand zu handeln pflegt, führet, und uns die große Kunſt und Geſchicklichkeit zeiget, die zur Eintheilung unſrer ſehr zuſammengeſetzten Begriffe in gewiſſe Claſſen, erfordert wird. Demjenigen, der die Theile, woraus eine Idee beſteht, ſo mit einander verbinden kann, daß ſie der Seele gleichſam vor Augen liegen, und ſich allemal, wenn es die Gelegenheit erfordert, in einer richtigen und ordentlichen Verbindung wieder darſtellen, wird es nicht ſchwer werden, in den meiſten Dingen, womit ſich unſre Gedanken zu beſchäftigen pflegen, klare und richtige Begriffe zu erhalten. Denn die Hauptkunſt bey einer Wiſſenſchaft beſteht darinnen, daß man die Kräfte des Verſtandes auf eine geſchickte Weiſe zu regieren und ſolche Hülfsmittel ausfindig zu machen wiſſe, welche, wenn ſie auch gleich nicht ſeine natürlichen Fähigkeiten verſtärken, dieſelben doch auf keine unnöthige Art dadurch ermüden, daß ſie ſie in Betrachtungen verwickeln, die von der gegenwärtigen Sache weit entfernt ſind. Wenn Ideen ſehr zuſammengeſetzt werden, und durch die Menge ihrer Theile dergeſtalt zunehmen, daß es allzubeſchwerlich ſeyn würde, ſie im Ganzen zu behandeln, ſo müſſen wir dem Verſtande ſeine Betrachtung dadurch erleichtern, daß wir dieſelben zergliedern, und ihm die verſchiednen Theile beſonders nach der Reihe vorlegen. Durch dieſe bequeme Betrachtung werden wir in den Stand geſetzt, das Ganze zu überſehen, und wenn wir es in eine ſolche

ſolche ordentliche Verbindung bringen können, die die Aufmerkſamkeit in einer ſtufenweiſen Betrachtung eben derſelben Idee ganz ungezwungen Schritt vor Schritt leitet; ſo werden wir es beſtändig in unſrer Gewalt haben, und im Stande ſeyn, mit einem einzigen Blick der Seele alle ſeine Theile zu überſehen.

Die Betrachtung der Zahlen iſt von großem Nutzen, unſre Ideen von Raum und Zeit zu beſtimmen.

8. Wenn wir nun unſre Gedanken auf den Raum und die Zeit richten, ſo werden wir auch hier bemerken, daß wir überaus ſelten von einem dieſer Dinge klare und deutliche Ideen erlangen, wenn wir nicht die Betrachtung der Zahlen zu Hülfe nehmen. Die gewöhnlichſten und kleinſten Abtheilungen laſſen ſich zwar leicht durch den ordentlichen Weg der Empfindung von dem Verſtande begreifen. Allein die Nothwendigkeit, dieſelben mit einander zu vergleichen, brachte uns auf die Erfindung eines gewiſſen bekannten Maaßes, um dadurch die Größe eines jeglichen genau zu beſtimmen. Auf dieſe Art machen Zolle, Schuhe, Ruthen, Meilen u. d. unſre Ideen von der Ausdehnung deutlich; ſo wie Minuten, Stunden, Tage, Jahre u. ſ. f. die Reihe der Dauer zu meſſen pflegen. Die kleinern Theile, da ſie dem Verſtande unmittelbar deutlich, und ſeinen Kräften mehr angemeſſen ſind, können wir mit einer ziemlichen Richtigkeit beybehalten; und die größern Theile, wenn die Zahl, aus deren Wiederholung ſie entſtanden, bekannt iſt, werden hierdurch gleichfalls in klare und beſtimmte Begriffe verwandelt. Ein Schuh und eine Ruthe ſind Maaße, die der Verſtand leicht begreift; ſo finden wir auch keine Schwierigkeit, uns eine Meile vorzuſtellen, wenn wir erwägen, daß ſie einer gewiſſen Anzahl von Ruthen gleich iſt. Wollen wir unſern

Maaßſtab noch immer mehr vergrößern, ſo können wir den Halbmeſſer der Erde annehmen, und indem wir ihm 860 Meilen zueignen, uns deſſelben zum Ausmeſſen bedienen, um dadurch die Entfernung der Sonne oder Fixſterne zu beſtimmen. Eben ſo verhält es ſich mit der Dauer: von den Stunden ſteigen wir zu den Tagen, Monaten und Jahren; und indem wir dieſe wiederholen oder zuſammenſetzen, ſo meſſen wir die vergangne Zeit, oder können nach Gefallen in die Zukunft gehen, und dieſes alles ohne Unordnung und Verwirrung.

Ohne dieſelben können ſie leicht zu einem unordentlichen Haufen werden.

9. Unterdeſſen haben wir bloß den Zahlen dieſe Deutlichkeit der Begriffe zu verdanken, da Raum und Zeit allein, und ohne die ordentliche Wiederholung von Meilen oder Jahren betrachtet, keine beſtimmten Eindrücke, wodurch wir ihre verſchiedene Theile erkennen und unterſcheiden könnten, in der Seele hinterlaſſen. Die Ideen aber, die wir nur von ohngefähr von beyden erlangen, ſind ein unordentlicher Haufen, vornehmlich, wenn wir uns bemühen, unſere Betrachtungen zu erweitern, und die Kräfte des Verſtandes vollkommen zu beſchäftigen. Manches ſtellt ſich zwar die Seele groß und anſehnlich vor, aber nichts, das beſtimmt, genau und richtig wäre. Allein wenn ſie anfängt dieſe Ideen zu betrachten, wiefern ſie aus Theilen beſtehen, und, indem ſie ſich bloß ſolche erwählt, die ihrer Fähigkeit gemäß ſind, alsdenn unterſucht, wie oft dieſelben geſetzt werden müſſen, um das Ganze auszumachen, ſo nehmen die Begriffe des Verſtandes eine neue Geſtalt an, und zeigen aufs genaueſte ihre Grenzen.

10. Und eben ſo, wie es bey den Zahlen war, iſt es auch hier bey der Ausdehnung und Dauer. Der Verſtand fängt mit einfachen und leichten Begriffen an, und geht ſtufenweiſe zu weitläuftigern und wichtigern Vorſtellungen. Ein Tag oder ein Feldwegs, iſt dem Verſtande leicht zu begreifen, und durch ihre Unterabtheilungen in immer kleinere Stücke ſtellen ſie ſich in allen ihren Theilen deutlich dar. Wenn wir dieſe verſchiedentlich wiederholen, ſo gehen wir damit durch Raum und Zeit fort, dergeſtalt, daß, wenn wir im Stande ſind, alle unſere Ideen von dieſer Art, ſie ſeyn auch noch ſo groß und weitläuftig, zu klaren und beſtimmten Begriffen von Zahlen zu bringen, wir unſre Gedanken ohne Unordnung gebrauchen können, und uns niemahls in einer Verwirrung befinden, ausgenommen, wenn wir allzuviel auf unſre Kräfte bauen, und uns in Betrachtungen vertiefen, welche die Fähigkeiten des menſchlichen Verſtandes weit überſteigen. Man kann die Zahlen mit einer Linie vergleichen, die von der Einheit anfängt, und durch einen beſtändigen Wachsthum ihrer Länge immer weiter geht, ohne daß ſie jemahls ihren äußerſten Punct erreichen kann. So weit wir dieſelbe in unſern Gedanken verfolgen, und ihrem regelmäßigen Fortgange nachſpüren, ſo weit ſind unſre Ideen genau und richtig. Allein wenn wir unſern Verſtand in den grenzenloſen Ueberreſt ausſchweifen laſſen, und die Tiefe der Unendlichkeit ergründen wollen, ſo ſehen wir uns in der Größe unſerer eigenen Begriffe verirrt.

Das Unendliche iſt ein allzugroßer Gegenſtand, als daß ihn der menſchliche Verſtand überſehen könnte.

11. Und dieſes mag vielleicht die Urſache ſeyn, warum viele neuern Weltweiſen in ihren Betrachtungen über die Unendlichkeit,

Es wird niemals in ſeinem völligen Umfange ſondern durch

eine grenzenloſe und immer wachſende Idee vorgeſtellt.

in offenbare Widerſprüche verfallen ſind, weil ſie einen Gegenſtand, der für die Betrachtung des Verſtandes allzu groß iſt, antrafen, und ſich mit unauflöslichen Schwierigkeiten, welche ihre geringen und mangelhaften Ideen auf keinerley Weiſe wegzuſchaffen vermochten, umgeben ſahen. So viel iſt gewiß, bloß endliche Ideen ſind einem endlichen Verſtande angemeſſen, und ob wir gleich nicht gänzlich ohne einen Begriff von der Unendlichkeit der Zahlen ſind, ſo iſt dieſes doch kein ſolcher, der ſeinen Gegenſtand ganz in ſich faßt und erſchöpft, oder ihn in ſeiner völligen Größe und Umfange dem Verſtande darſtellt.

Die Dauer iſt unendlich, man mag ſie als etwas vergangenes oder zukünftiges betrachten; woher unſre Idee von der Ewigkeit entſtehet.

12. Dieſe Idee von der Unendlichkeit der Zahlen, ſo unvollkommen ſie auch ſcheinen mag, iſt gleichwohl diejenige, wodurch der Verſtand zu dem Begriff von der Ewigkeit und Unermeßlichkeit hinaufſteigt. Denn wenn wir entweder die vergangene oder zukünftige Dauer betrachten, ſo finden wir nichts, das den Fortgang unſrer Gedanken, bey der Wiederholung der Jahre oder Millionen von Jahren aufhalten könnte. Je weiter wir gehen, um deſtomehr nimmt unſere Idee zu, und wenn wir uns durch vergebliche Bemühungen abgemattet haben, müſſen wir endlich geſtehen, daß wir eben ſo wenig das Ende der Dauer, als das Ende der Zahlen erreichen können. Es iſt wahr, verſchiedne Geſchlechter von Menſchen entſtehen und verſchwinden ſehr bald nach einander, die Erde ſelbſt wird untergehen, und jene glänzenden Lichter, welche das Gewölbe des Himmels zieren, werden verlöſchen. Allein der Lauf der Zeit wird hierdurch nicht geſtöret, er geht auf eine

gleichförmige und unveränderliche Art immer fort, und wird durch den Zeitpunct ihres Daſeyns nicht in Grenzen eingeſchloſſen. Dieſe zweyfache Betrachtung der Dauer, wie ſie ſchon unzählige Jahrhunderte zurückgelegt, und immer weiter in einer unendlichen Reihe in die Zukunft fortgehet, macht eigentlich unſre Idee von der Ewigkeit aus. Wir reden zwar von einer vergangenen und zukünftigen Ewigkeit, allein beyde ſind auf einer Seite endlich. Die erſtere endigt ſich in dem gegenwärtigen Augenblicke, und hat alſo ein Ende. Die letztere fängt von eben demſelben Zeitpunct an, und hat alſo einen Anfang; allein beyde zuſammen genommen machen eine Linie aus, die auf beyden Seiten unendlich ausgedehnt iſt, und welche die Ewigkeit in ihrem völligen Umfange vorſtellt.

Die Idee von der Unermeßlichkeit entſteht aus der Betrachtung des Raums, wie er beſtändig gegen alle Seiten zu ſich ausbreitet.

13. Gleichwie wir bey Betrachtung der Zeit den gegenwärtigen Augenblick annehmen, und ihn als den Mittelpunct betrachten, der die ganze Linie der Dauer in zween gleiche Theile zergliedert; alſo wird bey Betrachtung des Raums der beſondere Ort, worinnen wir uns befinden, gleichſam als ein Mittelpunct in Anſehung der ganzen Ausdehnung betrachtet. Von da laſſen wir unſern Gedanken gegen jede Seite freyen Lauf, oberwärts, unterwärts, um uns herum, und wir ſehen, daß wir in Wiederholung der Meilen und Millionen von Meilen, ohne jemahls an das Ende der Reihe zu gelangen, fortgehen können. Es iſt zwar nicht ſchwer, unſre Begriffe bis an die äußerſten Grenzen der Welt auszudehnen, wenigſtens ſo weit, als unſre Kenntniß davon reichet. Aber dann bleibt die Einbildungskraft hier nicht ſtehen, ſie ſiehet noch weiter hinaus unermeßliche Räume,

die wieder neue Welten in ſich faſſen können, und die'en kann ſie in einem unaufhörlichen Fortgange, wo ſich eine über die andere erhebt, nachſpüren. Dieſe Betrachtung des Raums, der gegen alle Seiten zu beſtändig zunimmt, und doch niemahls ein Ende erreicht, giebt uns die Idee von der **Unermeßlichkeit**, welche in der That nichts anders iſt, als die Unendlichkeit der Zahlen, wiefern man ſie auf gewiſſe Theile der Ausdehnung als Meilen u. ſ. w. beziehet, da man ſich dieſelben als gegen jegliche Seite um uns, in unzähligen rechten Linien ausgedehnt, vorſtellt.

Zuſammengeſetzte Ideen, die aus der Verbindung von Begriffen verſchiedner Art entſtehen.

14. Doch laßt uns nunmehr zu der noch vielfachern Handlung der Zuſammenſetzung fortgehen, da der Verſtand unterſchiedene Ideen von verſchiedenen Gattungen zuſammen nimmt, und ſie willkührlich in einen einzigen zuſammengeſetzten Begriff vereinigt. Dergleichen iſt z. E. unſre Idee von der Melodie, die verſchiedene Noten nebſt vielen verſchiedenen Abänderungen der Töne in ſich begreift. Und hier muß man bemerken, daß, obgleich dieſe zuſammengeſetzte Idee in uns enſtehen kann, wenn wir die Bewegung der Luft ſelbſt auf einem beſondern Inſtrumente empfinden; ſie dennoch in Anſehung ihres Urſprunges allemal unter dieſe Claſſe von Begriffen gehört, die wir willkührliche Verbindungen des Verſtandes genennet haben. Nur der Tonkünſtler oder Virtuoſe verband die verſchiednen Noten und beſtimmte die Ordnung, in welcher ſie auf einander folgen ſollten, und dieſe beſondre Zuſammenſetzung der Töne hatte keine würkliche Verbindung in der Natur, ehe dieſelben in dem Verſtande auf dieſe Art mit einander vereinigt wurden. Von eben der Art ſind die meiſten Ideen, die wir von menſchlichen

chen Handlungen haben. Denn ob wir gleich viele davon erlangen, indem wir die Handlungen ſelbſt ſehen, oder von andern beſchreiben hören, als Diſtilliren, Bildhauen, Verrätherey, u. d. ſo iſt doch offenbar, daß ſie in dem Verſtande des Menſchen entworfen und erfunden werden mußten, ehe ſie ihr würklich Daſeyn erhielten.

Wie der Verſtand bey dieſen Verbindungen verfährt.

15. Hier hat der Verſtand die größten Abſichten, und findet die meiſte Beſchäftigung für ſeine thätigen Kräfte. Es iſt auch in der That nicht möglich, den Ideen von dieſer Claſſe Grenzen zu beſtimmen, da die Verbindungen, die man ſchon gemacht hat, faſt unzählig ſind, und diejenigen, wozu die Seele noch vermögend iſt, eine unendliche Menge ausmachen. Unterdeſſen wird es nicht uneben ſeyn zu betrachten, wie wir unter einer ſo groſſen Mannichfaltigkeit, und nach was für Regeln wir bey Bildung ſolcher zuſammengeſetzten Ideen verfahren, denen wir beſondere Nahmen gegeben, da wir vielleicht andre eben ſo gewöhnliche nicht geachtet haben. Die Idee des Mords z. E. verbunden mit der Idee eines Vaters, macht eine beſondere Art von Handlungen aus, die unter dem Nahmen eines Vatermords bekannt iſt. Es war ohne Zweifel eben ſo leicht, unter der Ermordung eines alten Mannes und eines jungen Menſchen einen Unterſchied zu machen. Gleichwohl ſehen wir nicht, daß dieſes geſchehen ſey, ſondern beyde Handlungen werden unter dem allgemeinen Nahmen des Mords mit begriffen. Nach was für Regeln ordnet alſo der Verſtand ſeine Verbindungen? warum wird er vielmehr zu der einen Verbindung von Ideen, als zu einer andern beſtimmt? Dieſes kann man nicht wohl verſtehn, wenn man nicht be-

merkt,

merkt, daß es die Abſicht der Sprache ſey, unſre Gedanken andern mitzutheilen. Die Worte ſind die Zeichen unſrer Jdeen, und dienen darzu, die Begriffe des Verſtandes auszudrücken. Nun iſt aber offenbar, daß ſolche Begriffe, die am meiſten im gemeinen Leben vorzukommen pflegen, zuerſt mit beſondern Nahmen bezeichnet werden mußten: da die öftere Gelegenheit, die die Menſchen haben, von denſelben unter einander zu reden, dieſes ſchlechterdings nothwendig macht. Da aber viele von dieſen Begriffen Verbindungen unterſchiedener einfachen Jdeen ſind, ſo pflegen wir ganz unvermerkt auf ſolche beſondere Zuſammenſetzungen, die man im gewöhnlichen Umgange und Geſprächen am meiſten braucht, zu gerathen.

Jdeen von menſchlichen Handlungen werden oft eher gebildet, als die Handlungen ſelbſt exiſtiren.

16. Laßt uns nunmehr annehmen, es haben ſich bey dem erſten Anfange der bürgerlichen Geſellſchaften einige Geſetzgeber verſammlet, um ſich über die gehörigen Anſtalten, zu der Regierung des gemeinen Weſens, zu berathſchlagen. Wenn es kluge und vorſichtige Männer ſind, ſo werden ſie von freyen Stücken vielerley neue Fälle bemerken, die aus der Verbindung einer Anzahl Menſchen und aus ihrer geſellſchaftlichen Lebensart wahrſcheinlicher Weiſe entſtehen könnten. Vielleicht hat die Zeit, worinnen ſie leben, kein Beyſpiel von einem Todtſchlage hervorgebracht; allein aus der Kenntniß ihrer eignen Beſchaffenheit, und aus ihrer Fähigkeit andern Schaden zu thun, ſtellen ſie ſich dieſes als einen möglichen Fall vor, und ſuchen Mittel dawider ausfindig zu machen. Auf dieſe Art werden alle Jdeen, die in dem zuſammengeſetzten Begriffe eines Mordes enthalten ſind, zuſammen

men genommen und in einen einzigen Begriff vereinigt, ehe noch die Handlung ſelbſt wirklich exiſtirt. Gleichwohl hält man es nicht für nöthig, das Alter der Perſon in Erwägung zu ziehen, da die Hauptſache, die man zur Abſicht hat, bloß dieſe iſt, daß man die Leute dadurch abhalten will, andern unrechtmäßiger Weiſe das Leben zu nehmen, ſie mögen alt oder jung ſeyn; und daher iſt die Strafe in beyden Fällen einerley. Wenn man aber das Verhältniß betrachtet, worinnen die ermordete Perſon mit dem Mörder ſich befindet, ſo erhellt hieraus ein offenbahrer Unterſchied, indem das Verbrechen dadurch vermehrt wird, wenn es an einem Wohlthäter verübt worden, und vornehmlich abſcheulich iſt, wenn der Mord einen Vater betrift. Aus dieſem letztern alſo hat man eine beſondere Art von Handlung gemacht, und eine beſondre Strafe darauf geſetzt. So ſehen wir, wie die Menſchen nach ihrer verſchiedenen Lebensart, und nach dem Verhältniß, worinnen ſie ſich unter einander befinden, von freyen Stücken veranlaßt werden, verſchiedene Verbindungen einfacher Ideen vorzüglich vor andern zu machen; weil ſie voraus ſehen, daß ſie öfters Gelegenheit haben werden, dergleichen beſtimmte Verbindungen anzutreffen. Und weil es im Umgange verdrüßlich ſeyn würde, wenn man jedesmal, da ein zuſammengeſetzter Begriff vorkäme, alle Ideen, woraus er beſteht, hererzählen wollte; ſo giebt man ihnen, der Bequemlichkeit und Geſchwindigkeit wegen, beſondre Nahmen, und macht dadurch die Verbindungen beſtimmt und dauerhaft.

Die Nothwendigkeit des Umganges und die beſondern Ab-

17. Daß wir auf dieſe Art unſre zuſammengeſetzten Ideen erhalten, welche ſich immer vermehren, nachdem es die Bedürf-

ſichten der Menſchen im gemeinen Leben ſind eine große Quelle von zuſammengeſetzten Ideen.

niſſe der Geſellſchaft erfordern, oder nachdem unſre Handlungen, Lebensart und verſchiedne Abſichten Gelegenheit geben, dieſe oder jene Begriffe mit einander zu verbinden, dieß kann man leicht aus einer kurzen Betrachtung der Verbindungen ſelbſt erkennen. Die menſchlichen Handlungen, die am häufigſten vorkommen, und weitläuftige Materie zu Geſprächen, Streitigkeiten und Unterſuchungen unter den Menſchen zu geben pflegen, ſind ſehr genau beſtimmt und in Claſſen eingetheilt worden, nach den verſchiedenen Umſtänden, die ſich meiſtentheils dabey befinden. Eben ſo bringen uns die Künſte und Wiſſenſchaften, jemehr ſie angebaut werden, immer auf mehrere zuſammengeſetzte Begriffe von Dingen, die ſich auſſerdem niemahls unſerm Verſtande darſtellen würden. Wir werden aber finden, daß die zuſammengeſetzten Begriffe von dieſer Art, nebſt den Nahmen, wodurch ſie ausgedrückt werden, von ſolchen Völkern herrühren, wo dieſe Künſte und Wiſſenſchaften vornehmlich geblüht haben. Die Griechen z. E. beſaſſen eine vorzügliche Stärke in der Gelehrſamkeit und den ſchönen Wiſſenſchaften; daher kommen viele von den Kunſtwörtern der Redekunſt, Dichtkunſt, Weltweisheit, Naturlehre u. a. m. urſprünglich aus ihrer Sprache. Die neuere Kriegsbaukunſt hat ihre größte Vollkommenheit unter den Franzoſen erhalten, und deswegen ſind die Begriffe und Ausdrücke dieſer Kunſt meiſtentheils aus den Schriftſtellern dieſer Nation entlehnt. Ja wir können nicht einmal genau und umſtändlich von den oben erwähnten Künſten reden, wenn wir nicht unſre Zuflucht zu der Sprache deſſelben Landes nehmen. Und wenn wir die beſondern Stände und Handthierungen der Menſchen betrachten, ſo haben ſie alle ihre

beſondre Verbindungen von Ideen, die mit unterſchiednen Nahmen bezeichnet, und ſelten jemand anders bekannt ſind, auſſer denen, die ſich mit dieſer Lebensart beſchäftigen.

Zweyter Abſchnitt.
Von Abſtracten oder allgemeinen Ideen.

Allgemeine Begriffe werden durch die Abſtraction von dem Verſtande gebildet.

I. Nachdem ich alſo dasjenige angeführt habe, was in Anſehung unſrer zuſammengeſetzten Ideen, wiefern ſie als bloſſe Verbindungen des Verſtandes betrachtet werden, nothwendig zu ſagen war; ſo iſt es nun Zeit, daß ich erkläre, wie wir zu unſern allgemeinen Begriffen gelangen, wodurch wir uns eine Menge einzelner Dinge vorſtellen können, und welche die Richtſchnur ſind, wornach wir die Dinge in gewiſſe Claſſen eintheilen. Und dieſes geſchieht, wie wir ſchon vorhin erinnert haben, durch die Abſtraction des Verſtandes; welche Handlung ſich auf alle unſre Ideen erſtreckt, ſie mögen einfach oder zuſammengeſetzt ſeyn, oder Subſtanzen vorſtellen. Wenn wir z. E. unſre Aufmerkſamkeit auf eine beſondre Farbe, als Scharlach, richten, ſo können wir die Betrachtung aller gegenwärtigen Umſtände, als: die Sache, woran ſie ſich befindet, den Ort und die Zeit, da wir ſie ſehen, u. d. in Gedanken weglaſſen, und indem wir bloß den Begriff von der Farbe ſelbſt behalten, können wir denſelben zu einer Vorſtellung dieſer Eigenſchaft oder Erſcheinung machen, wir mögen ſie antreffen, wo wir wollen. Auf dieſe Art entſtehen abſtracte und allgemeine Begriffe.

Denn indem der Verſtand bloß die ſcharlachne Farbe betrachtet, die er das einemal an einem Stück Tuch, das andremal in einem Gemählde, und das drittemal im Regenbogen geſehen; ſo ſtellt er ſich dieſe Erſcheinung als etwas vor, das in allen dieſen Gegenſtänden einerley iſt, und daher wird ſie auch mit einerley Nahmen benennt.

Alle Begriffe des Verſtandes betreffen einzelne Dinge.

2. Damit wir aber dieſe Materie etwas genauer abhandeln, und zeigen können, daß dieſe unſre allgemeinen Begriffe bloß Geburten des Verſtandes ſind; ſo wird es nicht unnützlich ſeyn, zu bemerken, daß alle unſre Begriffe von Dingen, wir mögen ſie entweder durch die äuſſerliche oder innerliche Empfindung erhalten, ihrer eigentlichen Beſchaffenheit nach, einzelne Begriffe ſind, und uns einzelne beſtimmte Gegenſtände vorſtellen. Wenn wir z. E. ein Pferd auf dem Felde ſehen, ſo iſt unſre Idee eine Idee eines einzelnen Dinges (individui). Wenn wir einen Schall hören, ſo iſt dieſes etwas einzelnes, und von demjenigen, das wir zu einer andern Zeit hören, unterſchieden. Jeder Begriff des Verſtandes iſt von jedem andern Begriffe unterſchieden; ja auch jegliche Idee, die wir durch die Einbildungskraft erlangen, als wenn wir uns das Bild eines Löwen, wie er vor uns ſteht, vorſtellen, iſt ſtets einzeln, und ſtellt einen einzelnen Gegenſtand vor.

Die Idee von einer Art ſtellt dasjenige vor, was verſchiednen einzelnen Dingen gemein iſt.

3. Allein wenn wir dieſe verſchiednen einzelnen Dinge betrachten, ſo werden wir leicht unter einigen derſelben eine Aehnlichkeit bemerken, und indem wir uns eine Idee von denjenigen Dingen bilden, worinnen etliche derſelben mit einander übereinkommen; ſo erlangen wir

dadurch

dadurch einen allgemeinen Begriff, der auf viele einzelne Dinge ſich ſchickt. So findet man, daß die Pferde in der Geſtalt, Stimme, und in dem Bau ihrer Glieder einander gleichen. Die Idee, welche bloß das Beſondere von dieſer Aehnlichkeit in ſich enthält, und dasjenige, was einem jeden einzelnen Thiere eigen iſt, ausſchlieſſet, kömmt nothwendig allen Geſchöpfen von dieſer Art zu, und iſt daher ein Bild einer ganzen Claſſe von Dingen. Daher wird der Nahme dieſer allgemeinen Idee einem jeglichen Thiere gegeben, an dem dieſe Geſtalt, Stimme und Bau angetroffen wird; denn das Wort Pferd, welches bloß dieſe beſondern Eigenſchaften anzeigt, muß allen ſolchen Geſchöpfen zukommen, woran ſich dieſelben befinden. Dieß iſt der erſte Schritt oder Stufe in Bildung abgeſonderter (abſtracter) Begriffe, wenn ſich der Verſtand auf die Betrachtung einzelner Dinge einſchränkt, und ſich eine Idee macht, welche bloß dieſe unter ſich begreift. Die Claſſe von Dingen, worauf ſich dieſe Idee bezieht, wird in der Sprache der Schulen, eine Art (Species) genennt. So iſt ein Pferd eine gewiſſe Art von Thieren, eine Eiche iſt eine Art von Bäumen, und ein Qvadrat eine Art von vierſeitigen Figuren.

Die Idee der Gattung enthält dasjenige, was verſchiednen Arten gemein iſt.

4. Wenn wir nun auf dieſe Weiſe gelernt haben, die einzelnen Dinge in gewiſſe Arten und Claſſen, nach der Aehnlichkeit, die wir unter ihnen bemerkten, einzutheilen; ſo geht der Verſtand alsdenn weiter zu der Betrachtung der Arten ſelbſt fort, und oft bemerkt er auch bey dieſen eine gewiſſe Gleichheit. Indem wir alsdenn alle die beſondern Umſtände, worinnen die verſchiednen Arten einander unähnlich ſind, weglaſſen, und bloß diejenigen

nigen beybehalten, die ihnen allen gemein ſind, ſo bilden wir uns hierdurch einen noch allgemeinern Begriff, der eine Menge von verſchiednen Arten in ſich enthält. So ſind z. E. ein Sperling, ein Falke, ein Adler, u. ſ. w. verſchiedne Arten von Vögeln, wovon jeder ſeine beſondre Geſtalt und Eigenſchaften hat. Unterdeſſen ſind ſie doch darinnen, daß ſie mit Federn bedeckt, und mit Flügeln, die ſie durch die Luft tragen, verſehen ſind, einander ähnlich. Aus dieſen Umſtänden machen wir eine neue Idee, die alle gemeinſchaftlichen Eigenſchaften der befiederten Geſchöpfe enthält; und indem wir ihnen den Nahmen **Vogel** zueignen, ſo bemerken wir durch dieſes Wort eine andre Claſſe von Dingen von einer höhern Ordnung, als alle vorhergehenden. Dieſe höhere Eintheilung, welche ſich auf verſchiedne Arten zugleich erſtreckt, wird in den Schulen die **Gattung** (Genus) genennt, und iſt der zweyte Schritt des Verſtandes, den er auf dem Wege zu den allgemeinen Begriffen zu thun pflegt.

Der Verſtand geht durch vielerley Stufen, wenn er ſich vom Beſondern zum Allgemeinen erhebt.

5. Hier habe ich alſo einen kurzen, aber wie ich hoffe, deutlichen Unterricht von den **Gattungen** und **Arten** gegeben, wovon in den Schriften der Vernunftlehrer ſo viel geſagt worden iſt. Die **Art** (Species) iſt eigentlich, wenn man ſich genau ausdrücken will, eine ſolche Claſſe von Dingen, die bloß einzelne Dinge (individua) in ſich begreift. Die **Gattung**, (Genus) geht immer höher und enthält eine Menge verſchiedner Arten. Dem ohngeachtet muß ich anmerken, daß der Verſtand, wenn er vom Beſondern zum Allgemeinen aufſteigt, ſich nicht auf eine oder zwo Stufen einſchränkt, ſondern er pflegt ſeine Betrachtungen oft durch den ganzen Umfang

der Dinge auszudehnen, bis er endlich zu einer Idee gelangt, welche alles, das man in der Natur antrift, in ſich faßt. Denn wenn wir die Dinge in Claſſen abgetheilt, und dieſe wiederum zu der höhern Ordnung oder Gattung gebracht haben, ſo bemerken wir immer noch, daß dieſe Gattungen einander in gewiſſen Umſtänden ähnlich ſind, und wenn man dieſelben wiederum in eine einzige Idee zuſammen nimmt, ſo machen ſie eine neue und weitläuftigere Eintheilung von Dingen aus. So iſt Vogel eine Gattung, welche alle geſiederte Thiere enthält. Fiſch begreift die verſchiednen Arten von lebendigen Geſchöpfen, die ſich im Waſſer aufhalten. Vierfüßige Thiere und Inſecten ſind gleichfals allgemeine Ideen, die viele untere Eintheilungen und Claſſen enthalten. Allein alle dieſe verſchiedne Ordnungen der Weſen haben dieſes mit einander gemein, daß ſie organiſche Körper beſitzen, die zum Leben und zu willkürlichen Bewegungen geſchickt ſind. Es wird alſo eine Idee, die bloß dieſe letztern beſondern Umſtände in ſich enthält, allen den erwähnten Eintheilungen in gleichem Grade zukommen, und das Wort Thier, wodurch man dieſe Idee ausdrückt, wird ein allgemeiner Nahme der verſchiednen Geſchöpfe, die mit Leben, Empfindung, und willkührlicher Bewegung begabt ſind. Wenn wir unſere Betrachtungen noch weiter fortſetzen, und einen noch allgemeinern Begriff uns bilden wollen, ſo können wir unſre Augen ſowohl auf die beſeelten als auch unbeſeelten Theile der Natur richten; worinnen wir dieſe Aehnlichkeit bemerken, daß ſie alle wirklich da ſind. Dieſe letzte Idee alſo des Daſeyns überhaupt begreift die ganze Anzahl von Dingen unter ſich, und kann auf alles allgemein angewendet werden, das nur irgendwo lebet oder vorhanden iſt; ſo,

daß dieſelbe, in Anſehung der gegenwärtigen Einrichtung der Natur, die höchſte und allgemeinſte Idee iſt, die wir nur haben.

Woher die vielen mittlern Stufen zwiſchen der höchſten Gattung und der niedrigſten Art kommen.

6. In dieſer Reihe der Begriffe, wovon der eine immer eine höhere Stufe als der andre in der Ordnung der Allgemeinheit ausmacht, wird diejenige Eintheilung, welche verſchiedne Gattungen in ſich enthält, in den Schulen die **höhere Gattung** genennt; welche Benennung immer bleibt, bis wir zu der letzten Stufe des Verſtandes gelangen, wo alsdenn die allgemeinſte unter allen Ideen, die keine höhere zuläßt, mit dem Nahmen der **höchſten Gattung** (generis generaliſſimi) belegt wird. Auf gleiche Weiſe werden die verſchiednen Gattungen, die unter einer höhern Gattung enthalten ſind, in Anſehung der letztern, als **Arten** betrachtet, und da dieſe ebenfals Arten unter ſich haben, ſo werden die Untereintheilungen zum Unterſchiede, **niedere Arten** genennt. So geht die Reihe fort, und wenn wir zu der niedrigſten Eintheilung unter allen kommen, die bloß einzelne Dinge enthält, welche, wie ich vorhin geſagt habe, die eigentliche Art ausmachen, ſo wird dieſelbe die **niedrigſte Art** (ſpecies ſpecialiſſima) in den Schulen genennt. Alle übrigen, die ſich zwiſchen derſelben und der höchſten Eintheilung der Dinge befinden, ſind die mittlern Gattungen und Arten, welche in ihrer Ordnung entweder **obere Gattung**, (genus generalius) oder **niedere Art** (ſpecies ſpecialior) heiſſen, nachdem wir ſie in der aufſteigenden oder niederſteigenden Leiter unſrer Ideen betrachten.

7. Aus

Allgemeine Begriffe ſind Geburten des Verſtandes.

7. Aus demjenigen, was bisher angeführt worden, iſt klar, daß die allgemeinen Begriffe Geſchöpfe und Erfindungen des Verſtandes ſind. Die Natur macht zwar, bey der Hervorbringung der Dinge, viele einander ähnlich. Allein bloß der Verſtand ſammlet die beſondern Umſtände, worinnen ſie mit einander überein kommen, in einen Begriff, und macht ihn zu einer Vorſtellung vieler einzelnen Dinge. Und nun, glaube ich, können wir uns an die ſo ſehr beſtrittene Frage wagen: Wo die Gattungen und Arten der Dinge exiſtiren? Ich antworte hierauf: in dem Verſtande. Die Allgemeinheit kömmt nicht den Dingen ſelbſt zu, da es offenbar iſt, daß ſie alle in Anſehung ihrer Exiſtenz beſondre Dinge ſind. Weil ſie aber gleichwohl oft viele Eigenſchaften mit einander gemein haben, ſo erlangt der Verſtand, indem er ſie in einen Begriff vereinigt, eine allgemeine Idee, worunter er alle die verſchiednen Gegenſtände rechnet, worinnen man dieſe Eigenſchaften antrift. In ſo fern müſſen wir in der That zugeben, daß die beſondre Verbindungen der Eigenſchaften, welche eine Gattung oder Art ausmachen, in allen den einzelnen Dingen exiſtiren, die zu dieſer Gattung oder Art gehören. Allein alsdenn exiſtiren ſie darinnen zugleich mit andern Eigenſchaften, wodurch dieſe einzelne Dinge von einander unterſchieden werden. Alſo wird man z. E. die Verbindung der einfachen Ideen, die durch das Wort Vogel angezeigt wird, in einem Falken, oder in einem andern einzelnen Thiere, dem wir jenen allgemeinen Nahmen beylegen, zwar antreffen, allein dem Begriff ſelbſt, wiefern er von allen den beſondern Umſtänden, worzu er gehört, abgeſondert worden, kömmt offenbar auſſerhalb unſerm Verſtande keine Exiſtenz zu.

8. Hier-

Beſonders betrachtet, exiſtiren ſie nur in dem Verſtande, aber in Verbindung mit andern Ideen betrachtet, befinden ſie ſich in den einzelnen Dingen, die unter ihnen enthalten ſind.

8. Hieraus ſehn wir auf einmal, was für eine Art der Exiſtenz allgemeine Weſen haben. Allein, und an ſich ſelbſt betrachtet, ſind ſie ganz ein Werk des Verſtandes, und haben ihr Daſeyn und Wirklichkeit bloß von ihm; wenn man ſie aber in Verbindung mit andern Ideen betrachtet, die mit ihnen zugleich in verſchiednen Gegenſtänden der Natur exiſtiren, ſo wird man ſehen, daß ſie ſich an den einzelnen Dingen befinden, worauf ſie ſich beziehen; und daher kann man nach dieſer Art der Vorſtellung von ihnen ſagen, daß ſie eine gewiſſe Exiſtenz in ihnen hätten. So lange z. E. die Ideen, welche durch die Wörter **Menſch** oder **Baum** ausgedruckt werden, allgemein und unbeſtimmt bleiben, ſo haben ſie keine wirklichen Gegenſtände, die ihnen in der Natur gleich kämen. Es können auch die Verbinduagen einfacher Ideen, die durch dieſe Nahmen bezeichnet werden, ſo lange man annimmt, daß andre davon ausgeſchloſſen ſind, ſonſt nirgends als in dem Verſtande exiſtiren. Da aber gleichwohl alle einfache Ideen, die in dem allgemeinen Begriff **Menſch** enthalten ſind, in jeglichem beſondern Menſchen, und alle die, welche zum Begriffe eines **Baums** gehören, in jedem beſondern Baume gefunden werden; ſo exiſtirt die allgemeine Natur des Menſchen in einem jeglichen einzelnen Menſchen, ſo wie die allgemeine Natur eines Baums in einem jeglichen einzelnen Baume.

Unterſchied der Ideen, in wiefern ſie als zuſammengeſetzt, und als allgemein betrachtet werden.

9. Es bleibt uns aber noch etwas in Abſicht auf dieſe unſere allgemeinen Ideen anzumerken übrig, daß, obgleich viele derſelben offenbar Verbindungen verſchiedner

einfacher Ideen, und nach dieſer Betrachtungsart in der *erſten* Eintheilung unſrer zuſammengeſetzten Begriffe, die nämlich durch die Zuſammenſetzung des Verſtandes entſtehn, ſchon enthalten ſind; ſo unterſcheiden wir doch ſorgfältig zwiſchen einer Idee, wiefern ſie zuſammengeſetzt, und wiefern ſie allgemein iſt. In dem erſten Falle betrachtet der Verſtand vornehmlich die verſchiednen Ideen, die mit einander verbunden ſind, oder, mit andern Worten, alle Eigenſchaften oder Theile, die in einer Idee enthalten ſind. So ſchließt die Idee eines Vogels, Leben, Empfindung, willkührliche Bewegungen, eine Haut mit Federn, Flügel u. d. in ſich, und man kann nichts davon weglaſſen, ohne die Natur dieſer Idee zu zerſtören, und ſo etwas daraus zu machen, welches ganz verſchieden von demjenigen iſt, was ſie vorher war. Dieſe Art und Weiſe, Dinge nach der Anzahl ihrer Theile und Eigenſchaften zu betrachten, kann man den **Umfang** einer Idee nennen. Allein die Allgemeinheit unſrer Begriffe erfordert eine ganz andre Ordnung im Denken, weil ſie die Betrachtung des Verſtandes auf die Gegenſtände richtet, worauf ſich unſre Ideen erſtrecken, oder auf die einzelnen Dinge und Arten, die unter denſelben begriffen ſind. In dieſem Verſtande enthält die Idee, die durch das Wort Vogel bezeichnet wird, die verſchiednen Arten der geſiederten Geſchöpfe, den Falken, den Adler, den Sperling, die Lerche und unzählig andre, denen allen dieſe Idee in einerley Verſtande zukömmt. Und hier iſt es merkwürdig, daß die Idee nichts von ihrer Stärke oder Umfange dadurch verliert, wenn ſie auf eine beſondre Gattung eingeſchränkt wird. Wenn ich ſage, der Vogel Jupiters, ſo wird zwar in dieſem Falle die Idee bloß auf den Adler eingeſchränkt, allein ſie bleibt deswegen immer eben

ſo deutlich, und enthält in ihrer Zuſammenſetzung eben ſo viele einfache Ideen, als da ſie ſich zuvor auf alle verſchiedne Geſchlechter der gefiederten Thiere erſtreckte.

Dritter Abſchnitt.

Von unſern Ideen der Verhältniſſe.

Die Ideen der Verhältniſſe ſind überaus zahlreich.

1. Ich komme nunmehr zu der dritten und letzten Abtheilung dererjenigen Ideen, die ich als Geſchöpfe und Geburten des Verſtandes betrachte; nämlich zu denjenigen, die aus Vergleichung der Dinge mit einander entſtehen. Denn der Verſtand iſt in ſeinen Betrachtungen nicht an einzelne Gegenſtände gebunden; ſondern er kann ihre Beziehungen in Anſehung andrer erwägen, die er zugleich betrachtet. Und wenn er ſo verfährt, und dadurch neue Begriffe von Dingen erhält, ſo werden die auf dieſe Art entſtandene Ideen relativiſche Begriffe oder Verhältniſſe genennt, und machen, wie ich glaube, die weitläuftigſte Claſſe aller unſrer Begriffe aus. Denn jeder einzelner Gegenſtand wird faſt unzähliche Vergleichungen mit andern zulaſſen, und auf dieſe Art kann er eine ſehr reichliche Qvelle von Ideen für unſern Verſtand werden. So erlangen wir z. E. wenn wir eine Sache mit einer andern in Anſehung der Gröſſe vergleichen, die Ideen des Gröſſern, Kleinern oder der Gleichheit; in Anſehung der Zeit, des Aeltern und Jüngern, und ſo in Anſehung andrer Verhältniſſe, die wir nach Gefallen faſt ins Unendliche fortſetzen können: woraus man leicht einſehen kann, wie weitläuftig dieſe Gattung unſrer Begriffe ſeyn muß.

2. Ich

2. Ich unterfange mich nicht, dieſe Ideen insbeſondre zu unterſuchen, auch nicht einmahl ihre verſchiednen Eintheilungen anzugeben: indem es hinlänglich iſt, zu bemerken, daß wir uns hier, eben ſowohl als bey andern Gattungen unſrer zuſammengeſetzten Ideen größtentheils auf ſolche Vergleichungen einſchränken, welche die Bedürfniſſe der Geſellſchaft und des Lebens, und die verſchiednen Handthierungen der Menſchen nothwendig machen; und wir ſind mehr oder weniger genau in Unterſuchung der Verhältniſſe der Dinge, nachdem ihnen ein gröſſerer oder kleinerer Grad von Wichtigkeit in dieſer Betrachtung zuzukommen ſcheint. Da die Verhältniſſe der Menſchen unter einander, die entweder aus der Verwandſchaft, ihren verſchiednen Ständen und Aemtern in dem gemeinen Weſen, oder aus ihren gegenſeitigen Dienſtleiſtungen entſtehen, von groſſer Wichtigkeit im gemeinen Leben ſind; ſo haben ſie unſre Aufmerkſamkeit beſonders erregt, und ſind deswegen ſehr genau beſchrieben worden. Aus eben dem Grunde haben es die Menſchen für nothwendig gehalten, die verſchiednen Beziehungen der Dinge ſo genau als möglich zu beſtimmen, da ihre Glückſeeligkeit mit dieſer Kenntniß ſehr genau verbunden iſt. Wenn wir Gegenſtände bloß in Anſehung der Exiſtenz betrachten, wiefern ſie andern dieſelbe entweder mittheilen, oder ſie von ihnen erhalten, ſo gelangen wir dadurch zu der Idee der Urſache und Wirkung. Ich habe nicht nöthig zu erinnern, wieviel der Wohlfahrt des menſchlichen Geſchlechts an einer weitläuftigen Betrachtung der Dinge, wiefern ſie ſich in dieſem Verhältniſſe befinden, gelegen ſey; da es offenbar iſt, daß alle die verſchiednen Entwürfe und Abſichten im menſchlichen Leben, nach einer vor-

Die Menſchen werden vornehmlich durch die Bedürfniſſe und Nothwendigkeiten des Lebens zu beſondern Vergleichungen veranlaßt.

vorläufigen Muthmaſſung eingerichtet werden, daß gewiſſe bekannte Urſachen ihre gewöhnlichen ordentlichen Wirkungen, und dieſe oder jene Handlungen dieſe oder jene Folgen haben werden.

Verhältniſſe des Schöpfers und der Geſchöpfe.

3. Allein es giebt noch andere Verhältniſſe von dieſer Art, auſſer denen, die bloß die Exiſtenz betreffen: als, wenn wir auch zugleich erwägen, daß der Menſch noch überdieß die Fähigkeit zur Glückſeligkeit, und die Mittel dieſelbe zu erreichen, erlangt habe; welches das Verhältniß des **Schöpfers und der Geſchöpfe**, nach der allgemeinen Bedeutung dieſer Worte ausmacht. Ferner, wenn wir den groſſen Urheber unſers Daſeyns nicht nur als den Schöpfer der Welt, ſondern auch als ein ſolches Weſen betrachten, welches dieſelbe erhält, und die gegenwärtige Einrichtung der Dinge auf eine unumſchränkte Weiſe regieret; ſo erſcheint er uns unter dem Begriffe eines **moraliſchen Beherrſchers**, dem wir von allen unſern Handlungen und von dem Gebrauch der Kräfte und Fähigkeiten, die wir von ihm erhalten haben, Rechenſchaft zu geben ſchuldig ſind.

Unſre Ideen von den Verhältniſſen ſind ſehr klar und deutlich.

4. Da übrigens die Vergleichung der Dinge mit einander eine willkührliche Handlung der Seele iſt, ſo müſſen wir nothwendig voraus ſetzen, daß ſie ihre eigne Abſichten bey der Vergleichung kennen, und nothwendig einen deutlichen Begriff von dem Grunde desjenigen Verhältniſſes, welches ſie jetzt unterſuchen will, haben müſſe. Weil alſo das Verhältniß zwiſchen Urſache und Wirkung bloß anzeigt, daß die eine Sache die andre hervorgebracht habe, oder von

der

der andern hervorgebracht worden ſey, welche Begriffe ſchon allemal vorher in dem Verſtande deutlich beſtimmt ſind, ehe er die Vergleichung zu machen anfängt; ſo iſt offenbar, daß die Idee, welche dieſe wechſelsweiſe Beziehung der Gegenſtände vorſtellt, nicht undeutlicher ſeyn wird, als die Begriffe ſelbſt ſind, worauf ſich das Verhältniß gründet. Und was bey den Ideen von dieſer Claſſe noch merkwürdiger iſt, ſo ſind ſie dem ohngeachtet deutlich, wenn man gleich von den verglichnen Sachen ſelbſt nur eine ſehr unvollkommene Erkenntniß hat. Denn ich kann es hinlänglich einſehen, daß eine Sache eine andre hervorgebracht hat, und daß ſie ſich daher wie Urſache und Wirkung verhalten, wenn gleich meine Ideen von den Sachen ſelbſt vielleicht ſehr dunkel ſind, und beyweiten nicht ihre wirkliche Natur und Eigenſchaften vorſtellen.

Die Ideen der Verhältniſſe gehören zu den wichtigſten Begriffen des Verſtandes.

5. Ueberdem gehören unſre Ideen von Verhältniſſen zu den wichtigſten Begriffen des Verſtandes, und eröfnen zur Ausübung und zum Wachsthume der menſchlichen Erkenntniß das weitläuftigſte Feld. Die meiſten unſrer Unterſuchungen betreffen relativiſche Ideen, und fangen ſich mit der Betrachtung der wechſelsweiſen Beziehungen der Dinge an. Der Meßkünſtler hat die Gröſſen zu ſeinem Gebiete erwählt, und lehret, wie man verſchiedne Figuren und Ausdehnungen mit einander vergleichen müſſe, um von ihren relativiſchen Eigenſchaften mit Gewißheit urtheilen zu können. Und worauf zielen alle unſre Unterſuchungen anders ab, als daß wir, vermittelſt gewiſſer bekannten Eigenſchaften und Verhältniſſe, andre entdecken wollen, die mit dieſen in einiger Verbindung ſtehen? Was aber die Wichtigkeit dieſer Begriffe anlangt,

anlangt, ſo kann niemand dieſelbe in Zweifel ziehen, welcher überlegt, daß aus unſern Verhältniſſen gegen den Schöpfer und gegen unſre Nebenmenſchen alle Pflichten der Sittenlehre und Religion entſtehen, und daß die Uebereinſtimmung der verſchiednen Gegenſtände in der Natur mit den Gliedmaßen des Leibes und den Kräften der Seele dasjenige iſt, wodurch wir allein urtheilen können, ob uns etwas Glück oder Elend verurſachen werde.

Wiederholung. 6. Unſre Ideen werden alſo alle entweder durch die äuſſerliche oder innerliche Empfindung in dem Verſtande verurſacht. Dieß iſt aber merkwürdig, daß einerley Gegenſtand oft verſchiedne Begriffe auf einmal hervorbringt, die dem ohngeachtet leicht von dem Verſtande unterſchieden werden, und wovon jeder unter einer ihm eignen Geſtalt erſcheinet. Dieſe machen unſre erſten urſprünglichen Begriffe aus, und werden leicht vor allen übrigen erkannt, weil ſie gar keine Vielheit enthalten, und nicht in zwo oder mehrere verſchiedne Ideen zertheilt werden können. Sie ſind ferner der Stoff, woraus die andern gebildet werden, und werden daher zum Unterſchiede einfache Ideen genennt. Allein obgleich der Verſtand keine Gewalt über ſich hat, ſie entweder zu bilden oder zu vernichten, ſo kann er ſie doch auf eine unendliche Weiſe mit einander verbinden, und aus ihren verſchiednen Verbindungen entſtehen alle unſre zuſammengeſetzten Ideen, welche vornehmlich von zweyerley Art ſind. Die erſtre beſteht aus denenjenigen, die von außen in die Seele kommen, und diejenigen Verbindungen einfacher Begriffe vorſtellen, denen eine wirkliche Exiſtenz in der Natur zukömmt. Von dieſer Art ſind alle unſre Ideen von Subſtanzen. Die andre Art enthält die Ideen,

die

die von dem Verſtande ſelbſt gebildet werden, der ſeine Ideen willkührlich zuſammenſetzt und mit einander vereinigt. Und da dieſes ohnſtreitig die weitläuftigſte Claſſe iſt, und alle die Ideen in ſich begreift, die man im eigentlichen Verſtande unſre eignen Ideen nennen kann, da ſie in der That eine Geburt des Verſtandes ſind; ſo laſſen ſie ſich ganz ungezwungen unter drey beſondere Abtheilungen bringen. Denn der Verſtand verbindet entweder verſchiedene einfache Ideen mit einander, um daraus einen einzigen Begriff zu machen, worinnen man die Anzahl und Beſchaffenheit der mit einander vereinigten Ideen vornehmlich betrachtet; und auf dieſe Art erlangen wir alle unſre zuſammengeſetzten Begriffe; oder er erwählt ſich bloß eine von ſeinen Ideen, es ſey nun eine einfache oder zuſammengeſetzte, oder eine Idee von einer Subſtanz, und indem er die Umſtände der Zeit, des Orts, der wirklichen Exiſtenz, und alles, was ſie zu einer beſondern Idee macht, wegläßt, betrachtet er die Vorſtellung allein, und macht dieſe Idee zu einer Abbildung einer ganzen Gattung; hieraus entſtehen unſre abſtracten und allgemeinen Ideen. Oder er vergleicht endlich verſchiedne Dinge mit einander, unterſucht ihre wechſelsweiſen Verbindungen, und verſchaft ſich dadurch eine neue Art von Begriffen, die unter dem Nahmen der Verhältniſſe bekannt ſind, und die, wie ich ſchon angemerkt habe, ganz und gar nicht die unwichtigſte Claſſe unſrer Begriffe ausmachen.

Fünftes Capitel.

Von den Worten, als Zeichen unſrer Ideen betrachtet.

Die Worte ſind das Mittel, wodurch wir unſre Gedanken anzeigen.

I. Wir haben bisher geſehen, wie der Verſtand zuerſt mit Ideen verſorgt wird, und auf was für Art er ſeinen Vorrath zu verändern und zu vermehren ſucht; laßt uns nunmehr auch die Mittel betrachten, wodurch wir unſre Gedanken andern verſtändlich machen, damit wir nicht nur einſehen mögen, wie man Erkenntniß erlangt, ſondern auch, wie man dieſelbe andern mit der größten Gewißheit und Vortheil mittheilen kann. Denn unſre Ideen, wenn ſie auch noch ſo mannichfaltig und verſchieden ſind, befinden ſich dem ohngeachtet alle innerhalb unſrer Seele, ohne andern ſichtbar zu ſeyn, und ohne daß ſie ſich ſelbſt entdecken könnten. Allein Gott, der uns zu einem geſellſchaftlichen Leben und zum Umgange mit andern Geſchöpfen von unſrer Art beſtimmte, verſah uns mit Gliedmaßen, die geſchickt ſind, gewiſſe vernehmliche Töne hervorzubringen, und gab uns auch die Fähigkeit, dieſe Töne, als Zeichen der innerlichen Begriffe, zu gebrauchen Daher entſpringen die Worte und die Sprache. Denn wenn wir einmal einen gewiſſen Ton erwählt haben, um dadurch eine Idee im Verſtande zu bemerken, ſo entſteht durch die Gewohnheit nach und nach eine ſolche Verbindung zwiſchen denſelben, daß die Idee in dem Verſtande uns allemal den Schall oder Nahmen, wodurch ſie ausgedrückt wird, wieder ins Gedächtniß bringt; ſo wie gleichfalls,

wenn wir den Schall hören, allemal die Idee, zu deren Bezeichnung man ihn gemacht hat, in uns erregt wird. Und ſo wird man leicht einſehen können, wie jemand ſich ſeiner Gedanken erinnern, und ſich dieſelben in jeglichem Zeitpuncte ſeines Lebens wieder vorſtellen kann. Denn da dieſe Verbindung einmal feſtgeſetzt worden, daß einerley Töne ſtets einerley Ideen erwecken ſollen; ſo erhellt hieraus, daß der Verſtand, wenn er nur ein Mittel ausfindig machen kann, ſeine Worte in der Ordnung und Einrichtung, in welcher die gegenwärtige Reihe ſeiner Gedanken dieſelben der Einbildungskraft darſtellet, aufzuzeichnen, im Stande ſeyn wird, ſich dieſe Gedanken nach Gefallen, und auf eben die Art, wie ſie zuerſt in ihm entſtunden, wieder vorzuſtellen. Daher ſehen wir, daß die Erfindung des Schreibens und der Druckerey, indem ſie uns in den Stand ſetzt, ſolche vergängliche Dinge, als die Töne ſind, beſtändig und fortdaurend zu machen, uns dadurch auch Mittel verſchaft hat, den Handlungen des Verſtandes eine Art von Fortdauer zu ertheilen, ſo daß wir ſie auf eben die Art hernach wieder betrachten können, wie viele andre fortdauernde Gegenſtände in der Natur.

Und wodurch die Menſchen einander ihre Erkenntniß mittheilen können.

2. Allein außer der Fähigkeit, unſre Gedanken anzuzeigen, findet ſich bey dem Gebrauch der äußerlichen Zeichen noch dieſer Vortheil, daß ſie uns geſchickt machen, unſre Gedanken andern mitzutheilen, und auch wiederum von andern dasjenige zu erfahren, was in ihrer Seele vorgeht. Denn wenn eine gewiſſe Anzahl Leute mit einander eins geworden, einerley Töne, als die Zeichen von einerley Begriffen, anzunehmen; ſo iſt klar, daß die Wiederholung dieſer Töne in einem jeden einerley Be-

griffe erregen, und eine vollkommne Gleichheit der Gedanken verurſachen muß. Wenn z. E. in meinem Verſtande eine gewiſſe Reihe von Gedanken auf einander folgen, und wenn die Nahmen, wodurch ich dieſelben auszudrücken pflege, von denen, mit welchen ich umgehe, eben dieſer Art von Jdeen beygelegt werden; ſo iſt nichts offenbarer, als daß ich durch die Wiederholung dieſer Nahmen, die ſich zu der Beſchaffenheit meiner gegenwärtigen Begriffe ſchicken, in ihrem Verſtande eben dieſelbe Reihe von Gedanken hervorbringen werde, die ſich in dem meinigen befand. Daher werden ihnen durch eine bloße Aufmerkſamkeit auf dasjenige, was in ihnen ſelbſt vorgeht, die Jdeen in meinem Verſtande bekannt werden, und ſich gleichſam ihrer Betrachtung darſtellen.

Einfache Jdeen können nicht durch Worte oder durch eine Beſchreibung in der Seele erzeugt werden.

3. Das erſte aber, das wir zu beobachten haben, wenn die Namen und Ausdrücke neu und uns unbekannt ſind, iſt dieſes, daß wir überlegen, wie die Jdeen in die Seele gebracht werden müſſen, daß wir dieſelben mit ihren zugehörigen Tönen verbinden lernen, und auf dieſe Art in den Stand geſetzt werden, andre zu verſtehen, wenn ſie ſich dieſer Töne bedienen, ihre Gedanken bekannt zu machen. Damit wir nun dieſes deutlich einſehen können, ſo wird es nothwendig ſeyn, uns an die oben angeführte Eintheilung unſrer Jdeen in einfache und zuſammengeſetzte wieder zu erinnern. Und was erſtlich unſre einfachen Jdeen betrift, ſo haben wir bereits bemerkt, daß ſie nicht anders in unſre Seele gelangen können, als durch die beyden urſprünglichen Quellen der Erkenntniß, durch die äußerliche und innerliche Empfindung. Wenn ſich alſo etliche davon noch nicht in dem

Verſtande befinden, ſo iſt es unmöglich, dieſelben durch Worte oder durch eine Beſchreibung darinnen zu verurſachen. Wer niemals den Eindruck der Hitze empfunden hat, wird durch nichts dahin gebracht werden können, ſich einen Begriff von dieſer Empfindung zu machen, wenn wir ihm, um ſie zu erklären, auch noch ſoviel vorſagten. Wenn wir dieſe Idee wirklich in ihm hervorbringen wollen, ſo muß es dadurch geſchehen, daß wir den eigentlichen Gegenſtand ſelbſt ſeinen Sinnen vorlegen, und ihn die Wirkung eines warmen Körpers fühlen laſſen. Wenn dieß geſchehen iſt, und die Erfahrung ihn denjenigen Begriff gelehrt hat, mit dem die Menſchen den Nahmen Hitze verbunden haben; ſo wird ihm dieſer Nahme alsdenn zum Zeichen dieſer Idee, und ſo verſteht er hernach den Sinn eines Ausdrucks, den alle Worte in der Welt ihm nicht würden haben recht verſtändlich machen können. Ganz anders aber verhält es ſich mit unſern zuſammengeſetzten Begriffen. Denn da dieſe nichts anders ſind, als gewiſſe Verbindungen einfacher Ideen, die auf verſchiedne Art zuſammengeſetzt worden; ſo wird es, wofern die urſprünglichen Ideen, woraus dieſe Verbindungen entſtanden, ſchon einen Zugang in den Verſtand erlangt haben, nicht ſchwer ſeyn, durch Erzählung der einzelnen Ideen, welche die Zuſammenſetzung ausmachen, und durch Bemerkung der Ordnung und Art, wornach ſie mit einander verbunden ſind, einen zuſammengeſetzten Begriff in dem Verſtande hervorzubringen. So kann die Idee, die dem Wort Regenbogen zukömmt, ſehr leicht in der Einbildungskraft eines andern, der dieſe Erſcheinung ſelbſt niemals geſehen hat, durch eine bloße Beſchreibung der Figur, Größe, Lage und Ordnung der Farben erregt werden, wenn wir vorausſetzen, daß dieſe verſchiedne einfa-

chen Ideen, nebſt ihren Nahmen ihm hinlänglich bekannt ſind.

Die Nahmen zuſammengeſetzter Ideen verſtatten eine Erklärung, die Nahmen der einfachen aber nicht.

4. Und dieſes leitet mich ganz ungezwungen zu einer andern Anmerkung über dieſe Materie, nämlich: daß alle diejenigen Worte, die zuſammengeſetzte Begriffe anzeigen, einer Erklärung, diejenigen aber, wodurch wir einfache Begriffe ausdrücken, keiner Erklärung fähig ſind. Denn da die Begriffe dieſer letzten Claſſe keinen andern Eingang als durch die äußerliche und innerliche Empfindung haben; ſo können ſie bloß durch die Erfahrung, von den verſchiednen äußerlichen Gegenſtänden in der Natur, die geſchickt ſind, dieſe Empfindungen in uns hervorzubringen, erlangt werden. Die Worte können zwar darzu dienen, daß wir uns an dieſelben wieder erinnern, wenn ſie ſchon einen Zutritt zu dem Verſtande gefunden haben, und ihre Verbindung mit den eingeführten Nahmen bekannt iſt; allein ſie können ihnen niemals ihr urſprüngliches Weſen und Exiſtenz darinnen verſchaffen. Und daher geſchieht es, daß, wenn jemand nach der Bedeutung eines Worts fragt, das eine einfache Idee anzeigt, wir ihm daſſelbe nicht durch eine Erklärung deutlich zu machen ſuchen, indem wir wohl wiſſen, daß dieſes unmöglich iſt; ſondern wir ſetzen voraus, daß ihm die Idee ſchon bekannt iſt, und er nur den Nahmen nicht weiß, womit man ſie benennet, und daher ſagen wir ihm entweder einen andern Nahmen von ihr, wovon wir glauben, daß er ſeine Verbindung kennt, oder berufen uns auf den Gegenſtand, wo man die Idee ſelbſt antrift. Wenn jemand z. E. nach der Bedeutung des Worts Weiß fragte, ſo würden wir ihm ſagen, es bedeutete die Idee,

die albus im Lateiniſchen oder blanc im Franzöſiſchen anzeiget; oder wenn wir glaubten, daß ihm dieſe Sprachen unbekannt wären, ſo würden wir ihm einen Gegenſtand anführen, der dieſe Idee verurſachte, indem wir ſprächen, es bedeute die Farbe, die wir am Schnee und an der Milch bemerken. Allein dieß iſt ganz und gar keine Erklärung des Worts, die eine neue Idee in dem Verſtande hervorbrächte; ſondern bloß ein Mittel, ihn an eine bekannte Idee zu erinnern, und ihm die Verbindung derſelben mit dem eingeführten Nahmen zu zeigen. Denn wenn die Idee, nach der er fragt, noch niemals in ſeiner Seele erzeugt worden; als, wenn wir annehmen, daß jemand, der keine andre Farben als Schwarz und Weiß geſehen hat, nach der Bedeutung des Wortes Scharlach fragte; ſo iſt leicht einzuſehen, daß es eben ſo unmöglich ſeyn würde, ihm dieſelbe durch Worte oder eine Erklärung begreiflich zu machen, als wenn man eben dieſen Begriff in die Einbildungskraft eines Blindgebohrnen durch Erklärungen übertragen wollte. Das einzige Mittel in dieſem Falle beſteht darinnen, daß man ihm einen Gegenſtand vorſtellt, durch deſſen Betrachtung die Idee ſelbſt erregt werden kann; und ſo wird er beydes, ſowohl den Nahmen, als auch den Begriff, zugleich kennen lernen.

Erfahrung und Beobachtung ſind das Mittel, wodurch die Menſchen in den Nahmen der einfachen Ideen mit einander überein kommen.

5. Sollte jemand ſo neugierig ſeyn und fragen, woher es komme, daß die Menſchen in den Nahmen ihrer einfachen Ideen mit einander übereinſtimmen, ohngeachtet ſie die Begriffe in dem Verſtande eines andern nicht ſehen, noch auch dieſe Begriffe durch Worte andern verſtändlich machen können; ſo antworte ich, daß dieſes durch die Erfahrung und

Beobachtung geſchehe. Wenn ich z. E. bemerke, daß der Nahme Hitze demjenigen Eindruck beygelegt wird, welchen man fühlt, wenn man ſich dem Feuer nähert, ſo mache ich ihn auch zu dem Zeichen der Idee, die in mir durch eine ſolche Annäherung verurſacht wird, ohne im geringſten zweifelhaft zu ſeyn, ob er in meinem Verſtande eben denſelben Begriff, als in dem Verſtande anderer, anzeigen werde. Denn wir ſind von Natur geneigt uns vorzuſtellen, daß einerley Gegenſtände auf einerley Art auf die Werkzeuge des menſchlichen Körpers wirken, und einerley Empfindungen hervorbringen.

Das Mittel, zuſammengeſetzte Begriffe durch Erklärungen deutlich zu machen, iſt eine weiſe Erfindung der Natur.

6. Wenn man auf dieſe Weiſe mit einfachen Ideen und mit den Nahmen, wodurch ſie ausgedrückt werden, verſehen iſt, ſo kann man die Bedeutung der Wörter, welche zuſammengeſetzte Ideen anzeigen, ſehr leicht entdecken: weil die Begriffe, welche dieſen Nahmen zugehören, durch Erklärungen in den Verſtand gebracht werden können. Denn unſre zuſammengeſetzten Begriffe ſind, wie ſchon erinnert worden, bloß gewiſſe Verbindungen einfacher Ideen. Wenn alſo dieſe angegeben werden, und die Art und Weiſe, wie ſie in einen einzigen Begriff verbunden werden, erklärt wird, ſo fehlt nichts mehr, dieſen Begriff in dem Verſtande hervorzubringen; und ſo wird der Ausdruck, womit man ihn bezeichnet, nothwendig verſtanden werden müſſen. Und hier verlohnt es ſich der Mühe, die weiſe Einrichtung der Natur einigermaſſen zu betrachten, die uns dadurch das bequemſte Mittel verſchaft hat, unſre Gedanken einander mitzutheilen. Denn wäre die Sache nicht ſo eingerichtet, daß wir unſre zuſammengeſetzten Ideen auf dieſe Art durch Erklärungen andern beybringen könnten, ſo würde es in

manchen

manchen Fällen überhaupt unmöglich ſeyn, ſie allen verſtändlich zu machen. Dieß ſieht man offenbar bey ſolchen Ideen, welche eigentlich Geſchöpfe des Verſtandes ſind. Denn da ſie bloß in dem Verſtande exiſtiren, und keine wirklichen Gegenſtände in der Natur haben, nach denen ſie abgebildet wären; ſo würden dieſelben, wenn wir ſie nicht durch Erklärungen verſtändlich machen könnten, beſtändig in unſrer eignen Seele verborgen liegen, und ſich bloß auf die mangelhafte Erkenntniß eines einzelnen Verſtandes einſchränken müſſen.

Und trägt viel zum Wachsthum der Erkenntniß bey.

7. Es befindet ſich ferner noch dieſer Vortheil bey der Fähigkeit, die wir beſitzen, andern unſre zuſammengeſetzten Ideen mitzutheilen, daß ſie nämlich, da dieſelben die weitläuftigſte Claſſe unſrer Ideen ausmachen, und am öfterſten bey dem Wachsthum und Vermehrung unſerer Erkenntniß vorkommen, durch dieſes Mittel andern mit der größten Geſchwindigkeit beygebracht werden können, und es gereicht nichts ſo ſehr, als dieſes, zur Beförderung und Ausbreitung der Wiſſenſchaften. Denn eine Erklärung wird bald durchgeleſen, und wenn man die Ausdrücke derſelben wohl verſteht, ſo findet die Idee ſelbſt leicht einen Zutritt in den Verſtand. Hingegen bey einfachen Ideen, wo wir auf die Gegenſtände, die dieſelben hervorbringen, verwieſen werden, müſſen die Begriffe, wodurch man ſie ausdrückt, leere Töne bleiben, wenn dieſe Gegenſtände, wie es manchmal geſchieht, nicht erreicht werden können. Allein da neue Ideen von dieſer Art nicht oft in den Wiſſenſchaften vorkommen, ſo verurſachen ſie ſelten viel Hinderniß. Ganz anders verhält es ſich mit unſern zuſammengeſetzten Begriffen. Denn, da jeder Schritt, den wir

thun, uns auf neue Verbindungen und Vorſtellungen der Dinge bringt, ſo wird es nothwendig, dieſelben andern zu erklären, ehe ihnen unſre Entdeckungen bekannt gemacht werden können. Und da dieſes Mittel durch Erklärungen leicht iſt, indem es keinen andern Vorrath als Worte erfordert, die beſtändig bey der Hand ſind; ſo können wir mit weniger Mühe ſolche Hinderniſſe wegſchaffen, die durch Ausdrücke von unſrer eigenen Erfindung verurſacht werden, wenn man ſie gebraucht, um dadurch neue zuſammengeſetzte Jdeen anzuzeigen, die durch die gegenwärtige Reihe der Gedanken in dem Verſtande erregt werden. Und ſo kommen wir endlich auf das Geheimniß, deſſen wir im Anfange dieſes Capitels erwähnten, nämlich, wie wir mit den Gedanken eines andern bekannt werden können, wenn er ſich ſolcher Worte bedient, mit denen wir noch keine Jdee verbunden haben.

Die Zuſammenſetzung und Auflöſung unſrer zuſammengeſetzten Begriffe.

8. So wenig es aber nöthig iſt von den Nahmen einfacher Jdeen mehr zu ſagen; ſo unentbehrlich iſt eine weitere Erklärung in Abſicht auf die zuſammengeſetzten Begriffe. Dieſe ſind, wie ſchon erinnert worden, nichts anders als einfache Jdeen, die man auf verſchiedene Art mit einander verbunden hat. Aber hierbey iſt zu erinnern, daß der Verſtand, wenn er dieſe Verbindungen macht, nicht allemal an die unmittelbare Betrachtung der einfachen Begriffe, woraus ſie gebildet worden, gebunden iſt. Denn, wenn wir vorausſetzen, daß der Verſtand ſchon mit einem beträchtlichen Vorrathe von zuſammengeſetzten Begriffen verſehen iſt, ſo können dieſe wiederum, als Theile von andern noch zuſammengeſetztern, gebraucht werden, ſo, daß man die neue Jdee, die daraus entſteht,

eine Verbindung zuſammengeſetzter Begriffe nennen kann. So enthält die Idee, die wir mit dem Worte Thier verbinden, vielerley Begriffe in ſich, als Leben, Empfindung, willkührliche Bewegung u. d. Eben ſo bezeichnen wir durch das Wort Vernünftig eine Menge einfacher Ideen. Wenn wir nun dieſe zwey Begriffe mit einander verbinden, und daraus den noch zuſammengeſetztern Begriff eines vernünftigen Thieres machen; ſo iſt die auf dieſe Art entſtandene Idee wirklich eine Verbindung zuſammengeſetzter Begriffe. Mit einem Wort, die Sache verhält ſich hier eben ſo, wie bey den Zahlen, die wir nicht nur, als verſchiedne Verbindungen von Einheiten, welche in der That ihre urſprünglichen Theile ſind; ſondern auch bisweilen, als ein Ganzes, betrachten können, das aus andern kleinern Zahlen zuſammengeſetzt iſt, welche alle zuſammengenommen, die eigentliche Summe ausmachen. Wenn wir nun bey Betrachtung einer ſehr großen Zahl, zur Bequemlichkeit des Verſtandes, dieſelbe erſtlich, als ein Ganzes, betrachten, das aus verſchiednen kleinern Zahlen zuſammengeſetzt iſt, und hernach dieſe kleinere Zahlen in Theile zergliedern, und dieſe Theilung beſtändig fortſetzen, bis wir auf die Einheiten kommen, aus welchen ſie zuſammengeſetzt ſind; ſo werden wir hierdurch die ganze Summe entwickeln, und da wir nicht mehr im Stande ſind, unſre Unterſuchungen fortzuſetzen, ſo müſſen wir uns an dieſem Begriffe, den der Verſtand dadurch erlangt hat, begnügen laſſen. Und eben ſo iſt es bey der Unterſuchung unſrer zuſammengeſetzten Ideen. Denn, wenn ein ſehr zuſammengeſetzter Begriff dem Verſtande vorkommt, und wir demſelben bis auf ſeine erſten Gründe nachſpüren ſollen; ſo fangen wir damit an, daß wir ihn in andere weniger zuſammengeſetzte Ideen auflöſen, und

indem wir dieſe wiederum nach einander in Theile zergliedern, ſo fahren wir mit der Unterſuchung beſtändig fort, bis wir das Ganze in unſre erſten und einfachen Begriffe aufgelößt haben, wo es unmöglich iſt, unſre Unterſuchung weiter zu treiben. Und dieſes iſt die Urſache, warum ich bisher immer unſre einfachen Ideen den Grund der menſchlichen Erkenntniß genennt habe, weil wir, bey Entwickelung der Begriffe des Verſtandes, uns endlich durch dieſe Begriffe eingeſchränkt ſehen, die in der That die letzte Zuflucht des Verſtandes zu ſeyn pflegen.

Die Nahmen der einfachen Ideen können als die Grundtheile der Sprache betrachtet werden.

9. Aus demjenigen, was wir bisher geſagt haben, wird man leicht einſehen können, wie man bey Erklärung eines Worts, welches eine ſehr zuſammengeſetzte Idee bedeutet, andre Worte gebrauchen kann, die gleichfalls zuſammengeſetzte Ideen, nur von einer niedern Claſſe, anzeigen. Denn, da die erſte Idee in andre, nicht ſo ſehr zuſammengeſetzte, Ideen anfgelößt werden kann, ſo muß die Erklärung, welche dieſe einzelne Ideen angiebt, aus den Nahmen beſtehen, wodurch ſie ausgedrückt werden. Und wenn es ſich zuträgt, daß die Ideen dieſer zweyten Claſſe gleichfalls unbekannt ſind, ſo müſſen ſie immer wieder erklärt werden. Auf dieſe Art können wir eine ganze Reihe von Erklärungen errichten, bis wir auf die Nahmen der einfachen Ideen kommen, die ſich nicht weiter erklären laſſen, und da alſo die Zergliederung nothwendig aufhören muß. Und ſo ſehen wir, daß wie unſre einfachen Ideen der Stoff und der Grund der Erkenntniß ſind, alſo auch die Nahmen der einfachen Begriffe, als die Grundtheile der Sprache, betrachtet werden können, wo wir mit unſrer Unterſuchung

wegen der Bedeutung der Wörter ſtehen bleiben müſſen. Wenn wir bis auf dieſelben kommen, ſo ſetzen wir voraus, daß die Ideen, die durch ſie ausgedrückt werden, ſchon bekannt ſind, oder, wenn ſie es nicht ſind, ſo muß man die Erfahrung allein, und nicht Erklärungen oder Erläuterungen, zu Rathe ziehen. Und hier verdient angemerkt zu werden, daß, da die Nahmen dieſer unſrer urſprünglichen Begriffe die erſten und hauptſächlichen Theile der Rede ausmachen, worauf das ganze Gebäude der menſchlichen Sprache gebauet iſt, ſie auch unter allen andern am wenigſten zweifelhaft und ungewiß in ihrer Bedeutung ſind. Denn, da ein jeder einen einfachen Begriff bedeutet, der nicht willkührlich in der Seele erregt worden, ſondern die Wirkung gewiſſer Kräfte in den Dingen iſt, die geſchickt ſind, dieſe Idee in uns hervorzubringen; ſo iſt hierbey keine Gefahr wegen eines Irrthums zu beſorgen.

Sechſtes Capitel.

Von den Erklärungen und ihren verſchiedenen Arten.

Die Verſchiedenheit der Erklärungen kömmt von der verſchiedenen Anwendung der Worte.

I. Die Abſicht der Erklärungen oder Definitionen iſt die Bedeutung der Worte, welche zuſammengeſetzte Ideen anzeigen, verſtändlich zu machen, und wären wir allezeit darauf bedacht, dieſe Ideen genau in unſerm Verſtande zu bilden, und unſre Erklärungen dieſen Abbildungen gleich zu machen; ſo würde man viele Verwirrung und Dunkelheit, worüber man ſich in den Sprachen beklagt, vermeiden können. Allein

Allein zu unſerm Unglück ſind wir in dem Gebrauch der Nahmen ſehr unbeſtändig, und beziehen dieſelben bald auf dieſe, bald auf jene Sache, welches oft eine groſſe Ungewißheit in ihrer Bedeutung verurſacht, und uns nöthiget, unſern Erklärungen eine verſchiedne Geſtalt zu geben, nach den verſchiednen Beziehungen der erklärten Worte. Um nun dieſe ganze Materie ſo klar und deutlich zu machen, als es möglich iſt; ſo wollen wir zuerſt ſehen, worzu man ſich der Nahmen nach dem Sprachgebrauch am gewöhnlichſten bedient, und denn wollen wir aus der Verſchiedenheit dieſer Anwendung uns bemühen, die verſchiednen Arten der Erklärungen, deren die Vernunftlehrer in ihren Schriften gedenken, auseinander zu ſetzen.

Den Worten kommt eine dreyfache Beziehung zu, auf unſre eigne Ideen, auf die Ideen andrer, und auf das wirkliche Weſen der Dinge.

2. Die Worte haben alſo offenbar eine dreyfache Beziehung. Erſtlich und zunächſt bedeuten ſie die Ideen in dem Verſtande deſſen, der ſie gebraucht; und dieß iſt ihre wahre und eigentliche Bedeutung. Wenn jemand redet, ſo thut er es, um verſtanden zu werden, und die Worte, die er gebraucht, um ſeine Gedanken mitzutheilen, ſind ſolche, die er durch den Gebrauch, mit den Ideen, die ſich alsdenn ſeinem Verſtande vorſtellen, verbinden gelernt hat. Da wir aber auch von denenjenigen, mit denen wir umgehen, vermuthen, daß ihnen gleichfalls die Bedeutung der Worte, welcher wir uns bedienen, bekannt ſey, ſo betrachten wir zweytens unſre Worte auch, als Zeichen der Begriffe, die in ihrem Verſtande ſich befinden, und dieß iſt der Grund von dem, was wir die Genauigkeit in einer Sprache nennen, wenn man ſich bemüht, mit ſeinen Worten ſolche Begriffe zu verbinden, die ihnen von den Ver-

ſtändigſten

ſtändigſten in dem Lande, wo wir leben, beygelegt werden. Endlich bezieht man auch drittens die Worte auf die Sachen ſelbſt. Denn viele unſrer Ideen erlangen wir von den verſchiednen Gegenſtänden in der Natur, womit wir umgeben ſind, und da man ſie als Abbildungen wirklich exiſtirender Dinge betrachtet, ſo werden die Worte, wodurch man ſie ausdrückt, oft von den Ideen ſelbſt entlehnt, um die Gegenſtände anzuzeigen, welche durch dieſe Ideen vorgeſtellt werden ſollen. So bedeutet das Wort Sonne nicht nur die Idee, die durch dieſen Schall in der Seele entſtehet, ſondern man gebraucht es auch öfters, um dadurch den leuchtenden Körper ſelbſt zu bezeichnen, welcher ſich im Mittelpunct unſers Planetenſyſtems befindet. Nach dieſer dreyfachen Beziehung der Nahmen, müſſen auch ihre Erklärungen und die Art und Weiſe, dieſelben deutlich zu machen, verſchieden ſeyn.

Die Erklärungen der Wörter zeigen bloß die Verbindungen unſrer Worte und Begriffe, und ſind daher willkührlich.

3. Wenn wir alſo erſtlich die Worte als Zeichen von Ideen betrachten, die ſich im Verſtande deſſen befinden, der dieſelben gebraucht; ſo iſt eine Erklärung nichs anders, als eine Auslegung, was ein gewiſſes Wort anzeigen ſoll, damit die zuſammengeſetzte Idee, welche der Redende damit verbindet, in dem Verſtande deſſen, mit dem er ſpricht, erregt werden möge. Wenn wir z. E. ſagen, daß wir durch das Wort Quadrat eine Figur meynen, die in vier gleiche Seiten, welche rechtwinklicht mit einander verbunden ſind, eingeſchloſſen iſt; was iſt dieſes anders, als eine Anzeigung, daß wir den Begriff einer vierſeitigen, gleichſeitigen, und rechtwinklichten Figur in unſrer Rede oder Schrift mit dem Worte Quadrat verbinden? Dieſes iſt diejenige Art

von

von Erklärungen, welche die Vernunftlehrer Worterklärungen (definitiones nominales) zu nennen pflegen. Da es aber an und für ſich ſelbſt nichts nothwendiges iſt, daß gewiſſe Töne dieſe oder jene Idee bedeuten, ſo iſt daraus klar, daß auch die Worterklärungen willkührlich ſind, indem jedermann die Freyheit hat, mit ſeinen Worten Begriffe zu verbinden, die ihm gefallen. Da es aber die Bequemlichkeit des Geſprächs für Leute, die einerley Sprache reden, nothwendig macht, in der Bedeutung der Töne, ſo genau als möglich mit einander übereinzuſtimmen, ſo iſt man deswegen auf eine gewiſſe Uebereinſtimmung bedacht geweſen. Dem ohngeachtet ſehen wir, daß ſich von Zeit zu Zeit verſchiedne Abweichungen einſchleichen, welche in den Geſprächen und Beweiſen der Leute groſſe Unordnung verurſachen müſſen, wenn ſie nicht beſorgt ſind, ihre Worte zu erklären, damit ſie eine beſtändige und gewiſſe Bedeutung behalten und dem Verſtande ſtets deutlich ſeyn mögen. Die Schriften der Meßkünſtler ſind ein klarer Beweiß, wie ſehr das Wachsthum der menſchlichen Erkenntniß von einem richtigen Gebrauch der Erklärungen abhängt. Denn da ſie vermittelſt derſelben überall einerley beſtimmte Bedeutung ihrer Wörter erhalten; ſo giebt es wenig Streitigkeiten unter ihnen, in Anſehung der Bedeutung ihrer Ausdrücke, die faſt alle Menſchen in einerley Verſtande zu nehmen pflegen.

Worterklärungen ſind nicht allezeit wahre und wirkliche Erklärungen.

4. Es muß alſo unſre erſte Sorge ſeyn, wenn wir den Vorſatz faſſen, einen beſondern Theil der Gelehrſamkeit zu erläutern: daß wir unſre Ideen beſtimmen und die Nahmen angeben, wodurch ſie ausgedrückt werden. Und obgleich Worterklärungen in der That willkührlich

führlich ſind, ſo wird es doch dienlich ſeyn, dieſelben ſo genau als möglich der allgemeinen Bedeutung gleichförmig zu machen, damit dadurch unſre Gedanken einen leichtern und geſchwindern Eingang in den Verſtand andrer finden mögen. Wenn man nun fragen ſollte, welches die Regeln einer guten Erklärung wären? ſo antworte ich: weil wir bey den Worterklärungen keine weitre Abſicht haben, als die Verbindung der Worte und Jdeen zu zeigen; ſo wird jedes Mittel, wodurch wir in den Stand geſetzt werden, die einem gewiſſen Worte zukommende Jdee in dem Verſtande eines andern hervorzubringen, den Endzweck bey einer Erklärung befördern. Nun ſind aber die Jdeen, die wir mit unſern Worten verbinden, von zweyerley Gattung, entweder ſolche, von denen wir zu glauben Urſache haben, daß ſie ſich ſchon in dem Verſtande andrer befinden, wenn ſie gleich vielleicht die Nahmen nicht wiſſen, womit ſie benennt werden; oder ſolche, welche, weil ſie neu ſind und von uns ſelbſt gebildet worden, auf keine andre Art, als durch eine Beſchreibung, andern deutlich gemacht werden können. Jm erſten Falle iſt es hinlänglich, uns auf eine gewiſſe Art daran zu erinnern. Wenn wir z. E. ſagen, daß eine **Uhr** das Werkzeug iſt, wodurch wir die Stunden des Tages abmeſſen; ſo iſt klar, daß die Jdee, welche dem Worte **Uhr** zukömmt, hier nicht entwickelt wird; ſondern es wird ſchon voraus geſetzt, daß wir einen Begriff von dieſem Werkzeuge haben, und es wird nur gelehrt, was man ihm für einen Nahmen giebt. Jn dieſem Verſtande können ſogar die Nahmen einfacher Jdeen erklärt werden. Denn, wenn wir ſagen, daß Weiß diejenige Farbe, die wir am Schnee und in der Milch bemerken, Hitze diejenige Empfindung iſt, die durch Annäherung an das Feuer verurſacht wird, ſo geben wir hinläng-

zu verſtehen, was für Ideen wir mit den Wörtern Weiß und Hitze verbinden, welches die eigentliche Abſicht einer Worterklärung iſt.

Sondern ſie ſind es nur alsdenn, wenn ſie mit den Sacherklärungen übereinkommen.

5. Wenn aber die Ideen, die wir mit unſern Worten verknüpfen, neu und von uns ſelbſt gebildet worden ſind, ſo müſſen ſie durch eine Beſchreibung deutlich gemacht werden. Denn da ſie andern noch unbekannt ſind, ſo müſſen wir ſie erſt in ihrem Verſtande hervorbringen, ehe ſie dieſelben mit gewiſſen beſondern Nahmen verbinden lernen. Und in dieſem Falle kömmt die Worterklärung mit derjenigen überein, welche die Vernunftlehrer eine Sacherklärung (definitio realis) zu nennen pflegen. Und dieſes macht in der That allein eine Erklärung im wahren und eigentlichen Verſtande dieſes Wortes aus, wie man in der Folge noch deutlicher ſehen wird, wenn wir zu der Betrachtung der Wörter kommen werden, welche ſich auf die wirklichen Gegenſtände der Natur ſelbſt beziehen. Wir wollen alſo dieſe Betrachtung der Worterklärungen ausſetzen, bis wir zu der Abhandlung der Sacherklärungen kommen. Unterdeſſen wird es nicht undienlich ſeyn, anzumerken, daß, wenn wir die Worterklärungen willkührlich nennen, wir dadurch nicht behaupten, daß es die Beſchreibungen der Ideen auch ſind. Denn, da einer jeden Idee eine eigne und beſondre Vorſtellung zukömmt, wodurch ſie von allen andern unterſchieden wird, ſo iſt nichts klärer, als, daß die Beſchreibung ſo beſchaffen ſeyn muß, daß ſie eben dieſe Vorſtellung hervorbringe. Da aber die Verbindung einer Idee mit dem Nahmen, wodurch ſie ausgedrückt wird, ganz willkührlich iſt, wie wir ſchon geſagt haben: ſo muß es eben ſo willkührlich ſeyn,

die Beſchreibung dieſer Idee, als die Erklårung dieſes beſondern Nahmens, zu betrachten. Daher, obgleich die Erklårungen, als Beſchreibungen unſerer Begriffe betrachtet, unverånderlich und beſtåndig ſind, ſo ſteht es doch in unſrer freyen Wahl, dieſelben auf beſondre Tône (und das iſts eigentlich, was wir unter der Worterklårung verſtehen) anzuwenden.

6. Allein wir pflegen nicht nur die Worte als Zeichen unſrer eignen Ideen zu betrachten; ſondern wir ſind überdieſes bey vielen Gelegenheiten auch gewohnt, dieſelben auf die Begriffe zu beziehen, die ſich in dem Verſtande andrer Leute befinden. Ein Wort alſo in dieſer Abſicht erklåren, heißt, den Sinn oder die Bedeutung deſſelben nach dem eingeführten Sprachgebrauch unterſuchen. Hier iſt es alſo offenbar, daß die Erklårungen nicht willkührlich ſind. Die Wörter Geſchicklichkeit und Genie können von manchem ſo gebraucht werden, daß ſie einerley Idee in ſeinem Verſtande vorſtellen, und wenn er nur ſo ſorgfältig iſt, uns dieſes zu ſagen, ſo ſteht es in ſeiner Freyheit, dieſelben ohne Unterſchied zu gebrauchen. Allein, wenn der gemeine Sprachgebrauch dieſe Beſtimmung eingeführt hat, daß das Wort Genie die natürliche Stårke und Gaben, das Wort Geſchicklichkeit aber die erworbenen Fähigkeiten ausdrückt; ſo iſt ein jeder, der die eigentliche Bedeutung dieſer Wörter erklåren will, verbunden, dieſen Unterſchied zu beobachten.

Worterklårungen, die mit dem eingeführten Sprachgebrauch übereinſtimmen, ſind nicht willkührlich.

7. Wir kommen nunmehr zu der dritten und letzten Art von Erklårungen, nåmlich zu denenjenigen, welche die Worte betrachten, wiefern ſie ſich auf die Dinge ſelbſt

Sacherklårungen beziehen ſich auf wirkliche Gegenſtånde in der Natur.

ſelbſt beziehen. Und hier ſieht man deutlich, daß es nicht in unſrer Freyheit ſteht, unſre Erklärungen nach Gefallen zu erdichten und einzurichten, ſondern, daß wir auf eine Uebereinſtimmung mit den Dingen ſelbſt bedacht ſeyn müſſen, da wir an die wirklichen Gegenſtände in der Natur gebunden ſind. Wenn wir z. E. die Sonne erklären, wiefern man ſie als dasjenige Weſen betrachtet, welches den Mittelpunct unſers Syſtems einnimmt, und den Planeten, die ſich um ſie befinden, Licht und Hitze mittheilet; ſo iſt es nicht genug, daß wir eine Beſchreibung von der Idee geben, welche mit dieſem Worte in unſerm Verſtande übereinkommt. Wir müſſen uns ferner bemühen, daß die Idee an und für ſich ſelbſt eine wirkliche Aehnlichkeit mit dem Gegenſtande habe, den ſie vorſtellen ſoll. Und daher kömmt es, daß alle Erklärungen von dieſer Art (definitiones reales) wenn ſie recht eingerichtet, in der That Gemählde oder Vorſtellungen ſind, die man von dem Weſen und der Exiſtenz der Dinge ſelbſt genommen hat.

Grund von der Eintheilung der Erklärungen in Wor- und Sacherklärungen.

8. Und dieſes führt uns auch auf den Grund von der ſo allgemein angenommenen Eintheilung in Erklärungen der Worte und der Sachen. Die erſtern ſind willkührlich und keinem Streit oder Widerſpruch unterworfen. Die andern ſind Sätze, die eines Beweiſes und Erläuterung fähig ſind, und die deswegen beſtritten werden können. Die Urſache hiervon iſt leicht. Worterklärungen dienen bloß darzu, um anzuzeigen, was für Ideen wir mit unſern Worten verknüpfen. Und da die Töne an ſich ſelbſt willkührlich ſind, und verſchiedene Begriffe anzeigen können, ſo ſteht es gänzlich in unſrer Freyheit, ſie mit allen Begriffen, die uns gefallen, zu verbinden. Ganz anders aber

aber verhält ſichs mit den Sacherklärungen. Denn, da hier unſre Worte darzu dienen, gewiſſe beſondre Weſen in der Natur anzuzeigen, ſo können ſie nicht die Zeichen einer jeden beliebigen Idee ſeyn, ſondern bloß ſolcher Ideen, die eine gewiſſe Aehnlichkeit mit den verſchiednen Gegenſtänden haben, worauf ſich die Worte beziehen. Es könnte ſich jemand des Wortes Cirkel bedienen, um dadurch diejenige Idee auszudrücken, welche andre durch das Wort Triangel bezeichnen, und daſſelbe auch auf dieſe Weiſe erklären. In dieſem Falle geht er in der That von dem gewöhnlichen Sprachgebrauch ab, allein ſeine Erklärung kann keiner Unrichtigkeit beſchuldigt werden. Er ſagt uns, daß er durch einen Cirkel eine dreyſeitige Figur verſtehe, und wer kann ihm die Wahrheit hiervon ſtreitig machen, wenn er wirklich dieſes Wort allemal in dem Verſtande gebraucht?

Wenn ſchon eine Verbindung zwiſchen den Nahmen und Sachen vorhergeht, ſo findet keine willkührliche Erklärung ſtatt.

9. Allein, wo man die Worte gebraucht, um beſondre Gegenſtände, die eher ſind, als die gegebenen Erklärungen, anzuzeigen, da können willkührliche Erklärungen nicht ſtatt finden. Denn in dieſem Falle ſollen wir nicht erklären, was für Begriffe wir mit unſern Worten verbinden, ſondern, da ſchon eine Verbindung zwiſchen den Nahmen und der dadurch angedeuteten Sache vorausgeſetzt wird; ſo beſteht unſre Beſchäftigung darinnen, diejenige Idee zu entwickeln, wodurch der Gegenſtand ſelbſt aufs klärſte und deutlichſte vorgeſtellt wird. So bedeutet das Wort Gold dasjenige Metall, welches unter den Menſchen vom höchſten Werth, und im Handel und Wandel am gemeinſten iſt. Da nun dieſe Verbindung einmal feſtgeſetzt iſt, ſo

ſtehn uns nicht mehr willkührliche Erklärungen frey, ſondern wir müſſen daſſelbe durch ſolche Eigenſchaften beſchreiben, die man wirklich darinnen antrift, und die am bequemſten ſind, daſſelbe, wenn es uns vorkömmt, zu erkennen: z. E. dadurch, daß wir ſagen, es iſt eine gelbe, ſehr ſchwere Subſtanz, die ſich hämmern und ſchmelzen läßt, u. ſ. w.

Warum die mathematiſchen Erklärungen unter die bloſſen Worterklärungen gerechnet worden.

10. Aus demjenigen, was bisher angeführt worden, erhellt, daß in der Sprache der Vernunftlehrer die Sacherklärungen bloß Subſtanzen und ſolche Weſen betreffen, denen eine wirkliche Exiſtenz in der Natur zukömmt, indem ſie darzu dienen, dieſelben nach ihren Eigenſchaften zu beſchreiben. Und dieſes iſt, wie ich glaube, die Urſache, daß die Erklärungen der Meßkünſtler, nicht als Sacherklärungen, ſondern bloß als Worterklärungen betrachtet werden, weil die darinnen beſchriebnen Ideen bloß Geburten des Verſtandes ſind, und von keinen außer uns befindlichen Originalen abgebildet worden. Ein Cirkel, ein Triangel, ein Quadrat u. ſ. f. wie ſie die Meßkünſtler annehmen, wird in der Natur, ſo weit wir ſie kennen, nicht angetroffen. Daher könnte es mit Recht für ungereimt gehalten werden, unſre Erklärungen hiervon Sacherklärungen zu nennen, weil ſie nicht darzu dienen, gewiſſe wirkliche Gegenſtände in der Natur zu beſchreiben, ſondern bloß die Begriffe des Verſtandes zu entwickeln. Und, wenn wir die Sache genauer betrachten, ſo werden wir finden, daß die Regeln, denen man bey dieſen Erklärungen folgt, mit denenjenigen Regeln übereinkommen, welche die Vernunftlehrer für die Sacherklärungen feſtgeſetzt haben. Es werden alle verſchiedne

Gattun=

Gattungen von Figuren durch ihre Eigenſchaften beſchrieben, wovon einige gewiſſen Claſſen gemein ſind, andre aber nur der erklärten Art zukommen. Die allgemeinen Eigenſchaften machen dasjenige aus, was die Vernunftlehrer die **Gattung** (Genus) nennen, und die beſondern dasjenige, was der **Unterſchied der Art** nach (differentia ſpecifica) heißt. Nun beſteht eine logikaliſche Sacherklärung aus der Gattung und dem Unterſchiede, wie man aus dem folgenden noch deutlicher erſehen wird.

Und in welchen Fällen ſie mit logikaliſchen Sacherklärungen übereinkommen, und daher nicht für willkührlich zu halten ſind.

II. Ich bin deswegen geneigt zu glauben, daß man die mathematiſchen Erklärungen, weil ſie in Anſehung ihrer allgemeinen Einrichtung mit den Erklärungen der Subſtanzen übereinkommen, und eben denſelben Regeln unterworfen ſind, uneigentlich als bloße Worterklärungen betrachtet hat, wo es gänzlich auf unſre Willkühr ankömmt. Denn, ob wir gleich im Geſpräch oder in Schriften den Nahmen einer Figur für den Nahmen einer andern gebrauchen, und durch das Wort **Quadrat** einen **Triangel**, oder durch das Wort **Triangel** ein **Quadrat** ausdrücken können; ſo iſt es doch gewiß, daß die Ideen an ſich ſelbſt unveränderlich ſind; und eben ſo gut durch ihre Eigenſchaften von einander unterſchieden werden können, als die verſchiednen Arten von Subſtanzen. So, wenn wir das Wort **Quadrat** annehmen, um dadurch diejenige Art von Figuren zu bemerken, deren Seiten auf dem vierten Theile eines darum beſchriebenen Cirkels ſtehen, ſo werden wir finden, daß wir hier eben ſo wenig willkührliche Erklärungen machen können, als bey den Worterklärungen der Subſtanzen.

Denn, da dieß in keiner Figur ſtatt findet, als in denen, die in vier gleiche Seiten eingeſchloſſen ſind und lauter rechte Winkel haben; ſo folgt hieraus offenbar, daß die wahre und eigentliche Erklärung eines Quadrats diejenige iſt, welche dem Verſtande die gedachte Idee und keine andre vorſtellt. Und alſo erhellt hieraus, daß die gemeine Eintheilung der Definitionen in Wort- und Sacherklärungen nicht hinlänglich iſt, uns in Anſehung deſſen, was bey Erklärungen der Worte willkührlich und nicht willkührlich iſt, einen deutlichen Begriff zu verſchaffen. Es wird alſo nicht undienlich ſeyn, wenn wir uns hier bemühen, dieſe Materie ein wenig aufzuklären, und ſie von derjenigen Dunkelheit zu befreyen, worein ſie bisher verhüllt geweſen. Zu dem Ende wollen wir folgende Anmerkungen voraus ſchicken.

Eigentlich zu reden, betreffen die Erklärungen niemals die Dinge ſelbſt, ſondern bloß unſre Ideen.

12. 1) Es iſt alſo erſtlich gewiß, was auch die Vernunftlehrer in Anſehung der Sacherklärung behaupten mögen, daß keine von unſern Erklärungen, wenn man ſie bis auf ihre Quelle verfolgt, die Sachen ſelbſt unmittelbar, ſondern bloß die Ideen in unſerm Verſtande betreffen. Dieſes wird vielen, wie ich glaube, als ein Widerſpruch vorkommen, daß ſie vielleicht fragen werden, ob die Erklärung des Goldes nicht von dieſem Metalle ſelbſt, ohne auf die verſchiednen Begriffe zu ſehen, die ſich die Menſchen davon machen, hergenommen ſey? Dieſen antworte ich, daß wir in der That, wenn wir unſern Begriff vom Golde bilden, vornehmlich die Sache ſelbſt betrachten, und in unſerm Begriffe ſolche Eigenſchaften mit einander verbinden, die am meiſten kenntlich und am bequemſten ſind, es von andern Metallen zu

unterſcheiden, die einige Aehnlichkeit mit ihm haben. Allein gleichwie uns das Gold bloß durch dieſen Begriff bekannt iſt, alſo ſuchen wir, wenn wir daſſelbe andern erklären, weiter nichts, als eben dieſen Begriff in ihren Verſtand überzutragen. Nun kann dieſes aber auf keine andre Weiſe geſchehen, als durch Erzählung der verſchiednen Eigenſchaften, aus denen unſre eigne zuſammengeſetzte Idee gebildet iſt. Derjenige, alſo, deſſen Beobachtungen ſich nicht weiter als bis auf die bekanntern Eigenſchaften des Goldes erſtrecken, wird ſich begnügen, daſſelbe nach ſeiner Farbe, Gewichte und vielleicht nach ſeiner Eigenſchaft, ſich hämmern und ſchmelzen zu laſſen, zu beſchreiben. Hingegen ein Goldſchmidt, der die Natur dieſes Metalles genauer unterſucht, und verſchiedne andre Eigenſchaften, die demſelben eben ſowohl zukommen, endeckt hat, wird dieſelben vielleicht in ſeine zuſammengeſetzte Idee mitnehmen, und ſie daher auch in die Erklärung bringen. Daher wird ſeine Erklärung zu der vorigen noch dieſes hinzuſetzen, daß es feuerbeſtändig iſt, und ſich in Goldſcheidewaſſer auflößt, u. d.

Die Eintheilung der Erklärungen in Wort- und Sacherklärungen iſt unnütz und zu verwerfen.

13. 2) Da alſo ausgemacht iſt, daß unſre Erklärungen nicht die Dinge ſelbſt, ſondern die Begriffe in unſerm Verſtande betreffen; ſo will ich ferner noch dieſes anmerken, daß die Eintheilung derſelben in Wort- und Sacherklärungen ganz unnütz iſt, und mehr darzu dient, uns in einen Irrthum zu verleiten, als richtige Begriffe von den vorhabenden Sachen zu verſchaffen. Denn dadurch pflegen ſich die Menſchen einzubilden, daß viele von ihren Erklärungen das wirkliche Weſen der Dinge ausdrücken, da ſie doch in der That nichts mehr, als bloße Abbildungen ihrer eignen Ideen ſind. Und da

es ſich bisweilen ereignet, daß dieſe Ideen nicht mit gehöriger Sorgfalt von den Gegenſtänden, welche ſie vorſtellen, geſammelt worden; ſo ſehen wir aus der Erfahrung, daß eine irrige Idee auch allemal wieder einen Irrthum in der Erklärung verurſacht. Dieſes würde aber nicht geſchehen, wenn unſre Erklärungen von den Dingen ſelbſt abgezeichnet würden. Denn, da ihre Weſen unveränderlich und beſtändig einerley ſind, ſo würde die Erklärung in dieſem Falle zur Verbeſſerung der Idee dienen, und als die Richtſchnur betrachtet werden können, wornach ſich urtheilen ließe, ob die Idee richtig gebildet worden wäre. Ich läugne nicht, daß man die Worte oft von unſern Ideen entlehnt, um dadurch die Gegenſtände anzuzeigen, die von den Ideen vorgeſtellt werden: als, wenn wir von der Sonne, der Erde, den Menſchen und andern Thieren reden. Allein hier muß ich bemerken, daß, gleichwie uns dieſe Gegenſtände bloß durch die Begriffe in unſerm Verſtande bekannt ſind; alſo ſuchen wir, wenn wir dieſelben andern erklären, weiter nichts, als unſre Begriffe hiervon ihnen deutlich zu machen. Hieraus erhellt, daß dasjenige, was die Vernunftlehrer eine Sacherklärung nennen, in Wahrheit nichts anders iſt, als eine Entwickelung der Idee, wodurch dieſe Sache in dem Verſtande vorgeſtellt wird. Nun iſt bey den mathematiſchen und in der That bey allen übrigen, von was für Beſchaffenheit ſie auch immer ſeyn mögen, dieſes gleichfalls unſre ganze Abſicht, daß wir diejenigen Ideen, wovon die gebrauchten Worte die Zeichen ſind, angeben, und verſtändlich machen wollen. Und alſo geſchieht es, daß man in unzähligen Beyſpielen ſieht, daß die Erklärungen, welche die Vernunftlehrer Worterklärungen nennen, mit den Sacherklärungen übereinkommen, und nach einerley Regeln ſich richten. Dieſes

beweißt

beweißt deutlich die Nothwendigkeit, dieſe nichtige Eintheilung zu verwerfen, und einen genauen und beſtimmten Begriff feſtzuſetzen, der die wahre Natur einer Erklärung ausdrückt, und dieſelbe in ihrem völligen Umfange begreift.

Die Erklärungen ſind in allen Fällen Beſchreibungen unſrer Ideen.

14. Dieſes wird auch keine ſo ſchwere Arbeit ſcheinen, wenn wir uns daran erinnern, daß die Worte in allen Fällen die Zeichen unſrer Ideen ſind, und nur ſofern die Dinge ſelbſt bedeuten, wiefern ſie diejenigen Ideen vorſtellen, wodurch die Dinge in dem Verſtande abgebildet werden. Durch die Erklärung unſrer Worte alſo können wir nichts weiter zur Abſicht haben, als die Ideen, wovon dieſe Worte Zeichen ſind, andern deutlich und verſtändlich zu machen. Denn auf dieſe Art erkennen andre die Bedeutung unſerer Ausdrücke, und wir ſelbſt ſehn uns im Stande, unſre Gedanken und Begriffe in den Verſtand derer hinüber zu tragen, mit denen wir zu thun haben. Wo die Worte ſich auf die Sachen ſelbſt beziehen, da erklären wir die Begriffe, wodurch dieſe Dinge vorgeſtellt werden; wo ſie Begriffe, die von der Seele ſelbſt gebildet werden, anzeigen, da erklären wir dieſe Begriffe, und bemühen uns, dieſelben eben ſo vorzuſtellen, wie ſie ſich in unſerm eignen Verſtande abbilden. Allein in beyden Fällen erklären und entwickeln wir eigentlich unſre eignen Begriffe, die Vorſtellungen unſers eignen Verſtandes, ſie mögen von den Dingen außer uns entſtanden, oder von dem Verſtande ſelbſt gebildet worden ſeyn.

Und nicht willkührlich, ſondern auf die Vorſtellung gewiſſer beſtimmter Begriffe eingeſchränkt.

15. Und ſo haben wir endlich den wahren und eigentlichen Begriff einer Erklärung feſtgeſetzt, der alle verſchiedne Geſtalten derſelben enthält, aus was für einer

Wiſſen-

Wiſſenſchaft ſie auch angenommen ſeyn, und auf was für Gegenſtände ſie ſich erſtrecken mögen. Denn aus dem, was wir bisher geſagt haben, folgt offenbar, daß eine Erklärung nichts anders iſt, als die Entwickelung eines gewiſſen Begriffs des Verſtandes, der einem Worte oder Ausdrucke zukömmt, deſſen wir uns zu Bezeichnung deſſelben bedient haben. Da es nun nothwendig iſt, wenn wir einen Begriff einem andern mittheilen wollen, daß die Beſchreibung ſo eingerichtet ſey, daß ſie genau eben dieſen Begriff in ſeinem Verſtande verurſache; ſo iſt hieraus offenbar, daß die Erklärungen, eigentlich zu reden, nicht willkührlich, ſondern auf die Vorſtellung gewiſſer beſtimmter feſtgeſetzter Begriffe, nämlich ſolcher, die von dem Redenden oder Schreibenden mit den Worten, deren er ſich bedient, verknüpft werden, eingeſchränkt ſind. Da man aber gleichwohl durchgängig einräumt, daß die Bedeutung der Worte vollkommen willkührlich iſt, und nicht die Wirkung einer natürlichen und nothwendigen Verbindung zwiſchen ihnen und den Ideen, welche ſie vorſtellen; ſo werden ſich vielleicht viele wundern, warum es die Erklärungen nicht auch ſind. Um alſo dieſe Schwierigkeit aufzulöſen, und deutlich zu zeigen, was in der Sprache willkührlich iſt, ſo müſſen wir zwiſchen der Verbindung unſrer Worte und Ideen, welche vollkommen willkührlich iſt, wie oben gezeiget worden, und zwiſchen der Entwickelung der Ideen ſelbſt einen ſorgfältigen Unterſchied machen.

Die Beſchreibungen der Ideen ſind auf die Vorſtellung eben desjenigen Bildes, wodurch ſie

16. Denn ſo ausgemacht jenes iſt, ſo verhält ſich doch dieſes bey der Entwickelung der Idee ganz anders. Denn da jede Idee ihre eigne und genaue Vorſtellung hat, wodurch

wodurch ſie von einer jeden andern Idee unterſchieden wird; ſo iſt offenbar, daß, wenn wir ſie andern erklären wollen, wir auf eine ſolche Beſchreibung bedacht ſeyn müſſen, die dieſe beſondere Vorſtellung enthält. Wenn wir uns den Begriff einer Figur, die in vier gleiche Seiten eingeſchloſſen iſt, und lauter rechte Winkel hat, gebildet haben; ſo ſteht es in unſerm Belieben, dieſe Idee durch einen jeden Ton auszudrücken, und wir können ſie entweder ein Qvadrat oder Triangel nennen. Wir mögen aber einen von den Nahmen erwählen, welchen wir wollen, ſo muß, ſo lange die Idee eben dieſelbe iſt, auch die Beſchreibung, wodurch wir ſie einem andern anzeigen wollen, eben dieſelbe ſeyn. Man nenne ſie Quadrat oder Triangel, ſie iſt allemal eine Figur die vier gleiche Seiten, und lauter gleiche Winkel hat. Hieraus ſehen wir deutlich, was bey dem Gebrauch der Worte willkührlich, und was nicht willkührlich iſt. Daß man einen gewiſſen Ton zum Zeichen einer gewiſſen beſtimmten Idee in dem Verſtande annimmt, iſt die Wirkung einer freyen Wahl und einer willkührlichen Verbindung unter den Menſchen. Und, da unterſchiedne Völker ſich auch unterſchiedner Töne bedienen, um einerley Ideen anzuzeigen, ſo entſteht daher alle die Verſchiedenheit der Sprachen, welche wir in der Welt antreffen. Allein, wenn einmal eine Verbindung zwiſchen unſern Ideen und Worten feſtgeſetzt worden, ſo iſt die Entwickelung einer Idee, die einem gewiſſen Worte zukömmt, worinnen eigentlich eine Erklärung beſteht, ganz und gar keine willkührliche Sache. Denn hier ſind wir, wie ich ſchon geſagt habe, verbunden, eben den Begriff vorzuſtellen, welchen entweder der Sprachgebrauch, oder unſre eigne beſondere Wahl mit dem Worte, deſſen wir uns bedienen, verknüpft hat.

unter einander ſelbſt unterſchieden werden, eingeſchränkt.

Urſachen der Dunkelheit, welche bisher die Lehre von den Erklärungen verworren gemacht hat.

17. Und ſo erhellt, daß die Erklärungen, als Beſchreibungen der Ideen im Verſtande betrachtet, unveränderlich und auf die Vorſtellung der nämlichen Ideen eingeſchränkt ſind. Sobald nämlich die Verknüpfung zwiſchen einem willkührlichen Nahmen und einem Begriffe feſtgeſetzt iſt, und das Wort als das Zeichen einer gewiſſen beſtimmten Idee in dem Verſtande betrachtet wird; ſo ſtehn uns nicht mehr willkührliche Erklärungen frey, ſondern wir müſſen auf eine ſolche Beſchreibung bedacht ſeyn, die mit dieſer nämlichen Idee übereinſtimmt. Was nach meiner Meynung keine geringe Unordnung in dieſer Sache verurſacht hat, iſt dieſes, daß man viele Auslegungen der Worte, wo die Idee nicht aus einander geſetzt, ſondern bloß die Verbindung zwiſchen einem Worte und einer Idee angegeben wird, dennoch des Nahmens der Erklärungen gewürdiget hat. Alſo wird im vorher angeführten Beyſpiele, wenn wir ſagen, daß eine Uhr ein Werkzeug iſt, wodurch wir die Zeit meſſen, dieſes von etlichen eine Definition genennt. Und gleichwohl iſt offenbar, daß man ſchon einen Begriff von dieſem Werkzeuge in uns vorausſetzt, und hierdurch bloß zeigen will, daß das Wort **Uhr** nach dem gemeinen Sprachgebrauch dieſe Idee anzeige. Nach dieſer Regel würden alle Auslegungen der Worte in unſern Wörterbüchern Definitionen ſeyn, ja, wie ſchon erinnert worden, ſelbſt die Nahmen der einfachen Ideen würden auf dieſe Art definirt werden können. Weiß, würden wir ſagen können, iſt die Farbe, die wir am Schnee und an der Milch bemerken, Hitze diejenige Empfindung, die bey Annährung an das Feuer verurſacht wird, und ſo in unzähligen andern Fällen. Allein dieſe und alle übrigen von dergleichen Art ſind ganz und gar keine

Er-

Erklärungen, die neue Ideen in dem Verſtande hervorbrächten, ſondern bloß gewiſſe Mittel, uns an bekannte Ideen zu erinnern, und ihre Verbindung mit den eingeführten Nahmen zu zeigen. Es verdient aber noch angemerkt zu werden, daß diejenigen, welche die Vernunftlehrer Worterklärungen nennen, ſich eigentlich weiter nicht als auf dergleichen Auslegungen erſtrecken, die darzu dienen, um die Verknüpfung unſrer Ideen und Worte anzuzeigen; und daher hält man ſie mit Recht für willkührlich, da es die Verbindungen ſelbſt gleichfalls ſind.

Zuſammengeſetzte Ideen allein ſind ſolcher Beſchreibung fähig, welche den Nahmen der Definitionen verdienen.

18. Was alſo die eigentlich ſo genannten Definitionen betrift, ſo betrachten wir erſtlich den Ausdruck, den wir gebrauchen, als das Zeichen einer innerlichen Vorſtellung, er mag nun durch die Gewohnheit, oder durch unſre freye Wahl damit verknüpft worden ſeyn; und alsdenn beſteht die Abſicht einer Definition darinnen, dieſe Idee zu entwickeln und zu erklären; daß alſo die ganze Kunſt darauf ankömmt, richtige und wahre Abbildungen unſrer Ideen zu geben. Eine Erklärung wird alsdenn vollkommen genennt, wenn man dadurch die erklärte Idee in dem Verſtande eines andern deutlich hervorbringen kann, geſetzt auch, daß ſie ihm vorher ganz unbekannt geweſen wäre. Nachdem wir nun dieſes ausgemacht haben, ſo laßt uns nunmehr unterſuchen, was für Ideen einer ſolchen Entwickelung fähig ſind. Und erſtlich iſt klar, daß wir alle unſre einfachen Ideen nothwendig davon ausſchließen müſſen. Wir haben bereits geſehen, daß die Erfahrung allein hier zu Rathe gezogen werden muß: dergeſtalt, daß, wenn entweder die Gegenſtände, von denen ſie entſtehen, uns nicht

vorkommen, oder die Zugänge, wodurch ſie nach der Einrichtung der Natur in die Seele gelangen, gar fehlen, keine Beſchreibung hinlänglich iſt, ſie in die Seele zu bringen. Allein, wo der Verſtand ſchon mit dieſen urſprünglichen und erſten Jdeen verſorgt iſt, die auf unendlich verſchiedne Art mit einander vereinigt werden können; ſo werden alle ihre verſchiedne Verbindungen deutlich vorgeſtellt werden können, wenn man die einfachen Jdeen, die in den verſchiednen Verbindungen enthalten ſind, angiebt, und die Ordnung und Art zeiget, wie ſie mit einander verbunden ſind. Nun machen dieſe Verbindungen einfacher Jdeen diejenigen aus, die wir unſre zuſammengeſetzten Begriffe nennen, woraus offenbar iſt, daß zuſammengeſetzte Jdeen allein diejenige Art von Beſchreibung zulaſſen, die wir eine Erklärung zu nennen pflegen.

Wenn man von einer zuſammengeſetzten Jdee ſagen kann, daß ſie völlig erklärt ſey.

19. Nunmehr glaube ich, daß die Lehre von den Erklärungen ſehr deutlich ſeyn wird. Sie ſind, wie wir geſehen haben, Gemählde oder Vorſtellungen unſrer Jdeen; und, gleichwie dieſe Vorſtellungen alsdenn nur möglich ſind, wenn die Jdeen ſelbſt zuſammengeſetzt ſind; ſo iſt leicht einzuſehen, daß Definitionen nicht ſtatt finden können, außer da, wo wir uns ſolcher Worte bedienen, die dergleichen zuſammengeſetzte Jdeen anzeigen. Aber vielleicht wird der Leſer noch erwarten, daß wir uns etwas genauer auf die Natur einer Definition einlaſſen, ihre Theile beſchreiben, und die Regeln zeigen werden, wornach ſie eingerichtet ſeyn muß, wenn ſie ihren Endzweck erreichen ſoll. Um ihn alſo ſo viel als möglich in dieſer Sache zu befriedigen, ſo müſſen wir uns wieder daran erinnern, daß die Abſicht einer Erklärung erfordere, die

Idee, die einem gewiſſen Ausdruck zukömmt, ſo zu entwickeln, daß ſie dadurch in den Verſtand des andern klar und deutlich übergetragen werden kann. Da nun aber unſre zuſammengeſetzten Ideen, welche allein eine ſolche Beſchreibung zulaſſen, nichts anders ſind, wie wir ſchon geſagt haben, als verſchiedne Verbindungen einfacher Ideen; ſo verſtehen und begreifen wir ſie alsdenn vollkommen, wenn wir die verſchiednen einfachen Ideen wiſſen, woraus ſie beſtehen, und dieſelben ſo mit einander verbinden können, als es zu der beſondern Verknüpfung nöthig iſt, welche einer jeden Idee ihre eigenthümliche und beſondre Geſtalt giebt.

Zwey Stücke werden zu einer Definition erfordert, nämlich daß man die einzelnen Ideen angiebt, und alsdenn die Art ihrer Verbindung erklärt.

20. Zu einer jeden Erklärung werden alſo zwey Stücke erfordert. Erſtlich, daß man alle urſprünglichen Ideen, woraus die zuſammengeſetzte entſtanden iſt, deutlich angebe. Zum andern, daß man die Ordnung und die Art und Weiſe, nach welcher ſie in einen Begriff verbunden werden, genau erkläre. Wo eine Definition dieſe Eigenſchaften hat, da fehlt nichts zu ihrer Vollkommenheit, weil ein jeder, der ſie lieſt, und die Worte verſteht, auf einmal ſehen kann, was für Ideen, und auf was für Art er ſie mit einander verbinden müſſe; wodurch er den zuſammengeſetzten Begriff, welcher ſich zu dem erklärten Worte ſchickt, in ſeinem Verſtande nach Gefallen bilden kann.

Wie wir verfahren müſſen, um zu richtigen und vollſtändigen Erklärungen zu gelangen.

21. Und nun glaube ich, wird ein jeder leicht einſehen können, auf was für Art wir verfahren müſſen, um zu richtigen und vollſtändigen Erklärungen zu gelangen. Erſtlich müſſen wir die zu erklärende Idee

genau betrachten, ſie bis auf ihre urſprünglichen Theile unterſuchen, und die verſchiednen einfachen Begriffe bemerken, woraus ſie zuſammengeſetzt iſt. Zum andern müſſen wir die beſondre Art erwägen, wornach dieſe Grundideen mit einander verbunden ſind, um eben denſelben Begriff zu bilden, welchen das Wort, deſſen wir uns bedienen, anzeigt. Wenn dieſes geſchehen, und die Idee ganz entwickelt iſt; ſo haben wir nichts weiter zu thun, als die Vorſtellung ſelbſt, welche ſie in unſerm Verſtande verurſacht, genau abzubilden. Eine ſolche Beſchreibung, wo die Ordnung und Zahl unſrer urſprünglichen Begriffe deutlich angegeben wird, muß zu gleicher Zeit in dem Verſtande eines jeden, der ſie lieſt, die daraus entſtehende zuſammengeſetzte Idee unfehlbar hervorbringen, und alſo erreicht ſie den wahren und eigentlichen Endzweck einer Erklärung.

Siebentes Capitel.

Von der Zuſammenſetzung und Auflöſung unſrer Ideen, und den Regeln der Erklärungen, die daraus entſtehen.

In Zuſammenſetzung unſrer Ideen pflegen wir ſtufenweiſe zu verfahren.

I. Die Regel, die im vorhergehenden Capitel feſtgeſetzt worden, iſt allgemein, indem ſie ſich auf alle mögliche Fälle erſtreckt; ſie iſt in der That dasjenige, wozu wir allein unſre Zuflucht nehmen können, ſo oft ein Zweifel oder Schwierigkeiten entſtehen. Gleichwohl iſt es nicht nothwendig, daß wir ſie in jedem beſondern Falle aus-

ausüben müßen. Viele unſrer Ideen ſind überaus ſehr zuſammengeſetzt, dergeſtalt, daß, wenn man alle einfachen Ideen, woraus ſie beſtehen, herzählen wollte, dieſes eine ſehr beſchwerliche und verdrüßliche Sache ſeyn würde. Aus dieſem Grunde haben die Vernunftlehrer gewiſſe kurze Regeln, wie man Erklärungen machen ſoll, feſtgeſetzt, und es wird nicht undienlich ſeyn, hier einigen Unterricht davon zu ertheilen. Damit man aber das folgende deſto beſſer verſtehen möge, ſo wird es nöthig ſeyn, die Anmerkung zu machen, daß es bey der Zuſammenſetzung der Ideen gewiſſe Stufen giebt. Der Verſtand des Menſchen iſt in ſeinen Einſichten ſehr eingeſchränkt, und kann keine große Anzahl Gegenſtände auf einmal überſehen. Wir ſind daher genöthigt, ſtufenweiſe zu verfahren, und zwar ſo, daß unſer erſter Schritt den folgenden einen Vortheil verſchaft. So fangen wir, bey Bildung unſrer zuſammengeſetzten Begriffe, zuerſt mit etlichen wenigen Ideen an, und zwar mit ſolchen, die wir ohne Schwierigkeit entwickeln können, und vereinigen ſie mit einander in einen einzigen Begriff. Wenn wir mit einem hinlänglichen Vorrathe davon verſehen ſind, und ſie durch Uebung und Gewohnheit unſerm Verſtande geläufig gemacht haben; ſo werden ſie wiederum Theile von andern noch zuſammengeſetztern Ideen, und machen eine Art von Ideen aus, die wir eine zweyte Claſſe zuſammengeſetzter Begriffe nennen könnten. In dieſer Zuſammenſetzung kann man, wie ein jeder leicht einſieht, ſo weit es uns gefällt, fortgehen, indem wir von einer Stufe zur andern ſteigen, und die Zahl von Verbindungen vergröſſern.

Daher laſſen ſich die Ideen von dieſer Claſſe am beſten einſehen, wenn wir ſtufenweiſe durch alle verſchiedne Ordnungen gehen.

2. Wer nun aber in einer ſolchen Reihe die letzte und höchſte Ordnung der Ideen wollte kennen lernen, der würde dieſes als die kürzeſte Methode finden, nach und nach durch alle mittlern Stufen zu gehen. Denn, wollte er etwa eine ſehr zuſammengeſetzte Idee zergliedern, und, ohne Abſicht auf die verſchiednen Claſſen einfacher Begriffe, die ſchon unterſchiedne Verbindungen ausmachen, dieſelbe auf einmal in ihre urſprünglichen Theile auflöſen; ſo würde die Anzahl derſelben ſo groß ſeyn, daß ſie gänzlich die Einbildungskraft verwirren, und die größte Fähigkeit des Verſtandes überſteigen würden. Wenn wir eine ſehr groſſe Menge Leute ſehen, die unter einander ohne Ordnung, oder regelmäßige Stellung vermiſcht ſind; ſo wird es uns unmöglich ſeyn, zu einer genauen Erkenntniß ihrer Anzahl zu gelangen. Sobald ſie aber in beſondre Haufen getheilt, und ſo geſtellt ſind, daß ſie das Auge beqvem überſehen kann; ſo gelangen wir, wenn wir ſie nach einander in ihrer Ordnung betrachten, zu einer beqvemen und gewiſſen Beſtimmung.

Unſre Erklärungen müſſen ſich nach unſern Ideen richten, und einerley ſtufenweiſen Fortgang mit ihnen haben.

3. Dieſer ſtufenweiſe Fortgang des Verſtandes zu ſeinen zuſammengeſetzten Begriffen durch eine Menge von Zwiſchenſtufen zeigt ſehr deutlich die Art und Weiſe, wie wir mit den Erklärungen verfahren müſſen, wodurch dieſe Begriffe in den Verſtand andrer gebracht werden. Denn, da die Reihe mit einfachen und leichten Verbindungen anfängt, und, durch verſchiedne auf einander folgende Ordnungen, wo ſich immer eine über die andre in Anſehung des Grades der Zuſammenſetzung erhebt, fortgehet; ſo iſt klar, daß in einer

einer Reihe von Erklärungen, welche dieſe Ideen ausdrücken, eben derſelbe ſtufenweiſe Fortgang beobachtet werden müſſe. Alſo können die zuſammengeſetzten Ideen der niedrigſten Ordnung auf keine andre Art beſchrieben werden, als wenn man die einfachen Ideen, woraus ſie zuſammengeſetzt ſind, angiebt, und ihre Verbindungsart erklärt. Allein es iſt in der zweyten oder in einer folgenden Ordnung, da ſie aus dieſen allmählichen Verbindungen entſtanden, welche die niedern Claſſen ausmachen, nicht nothwendig, wenn man ſie beſchreiben will, alle einfachen Begriffe, woraus ſie beſtehen, einzeln anzugeben. Man kann ſie noch deutlicher und kürzer aus einander ſetzen, wenn man die zuſammengeſetzten Ideen einer niedern Ordnung, aus deren Vereinigung ſie entſtehen, und die alle ſchon, vermöge vorhergehender Erklärung, als bekannt angenommen werden, nach einander angiebt.

Die Schritte, womit der Verſtand von beſondern zu allgemeinen Ideen fortgeht.

4. Alle Begriffe, die wir von den verſchiednen Gegenſtänden in der Natur, die uns umgeben, erhalten, ſtellen gewiſſe einzelne Dinge vor. Bey dieſen einzelnen Dingen trift man, wenn man ſie mit einander vergleicht, eine gewiſſe Aehnlichkeit an. Wenn wir alſo dieſe beſondern ähnlichen Umſtände in einen Begriff zuſammen nehmen; ſo bilden wir den Begriff von einer Art. Und hier muß ich bemerken, daß dieſe letztere Idee weniger zuſammengeſetzt iſt, als diejenige, wodurch wir uns einige von den beſondern Gegenſtänden, die unter denſelben enthalten ſind, vorſtellen. Denn die Idee der Art (ſpecies) ſchließt die beſondern Umſtände der verſchiednen einzelnen Dinge aus, und behält bloß ſolche Eigenſchaften, die allen gemein ſind. Ferner, wenn wir verſchiedne Ar-

ten mit einander vergleichen, und ihre Aehnlichkeit beobachten, ſo bilden wir die Idee einer Gattung, wo ebenfals, wie zuvor, die Zuſammenſetzung geringer iſt, weil wir dasjenige, was den verſchiednen verglichenen Arten beſonders eigen iſt, weglaſſen, und bloß die beſondern Eigenſchaften, worinnen ſie mit einander übereinſtimmen, beybehalten. Nun wird man leicht einſehen können, wie der Verſtand Schritt vor Schritt durch ſeine verſchiednen Claſſen allgemeiner Begriffe fortgeht, biß er endlich zu der höchſten Gattung unter allen gelangt, welche durch das Wort Ding angezeigt wird, wo man nur die bloſſe Idee der Exiſtenz betrachtet.

Wie der Verſtand in Zuſammenſetzung ſeiner Ideen durch die verſchiednen Claſſen der Begriffe fortgehet.

5. Hier ſehen wir alſo, wie der Verſtand eine zuſammengeſetzte Idee entwickelt. Wenn wir nun die Reihe der einzeln unterſchiedenen Ideen umgewendet betrachten, und, indem wir mit der letzten oder höchſten Gattung anfangen, niederwärts durch alle untere Gattungen und Arten, bis auf die einzelnen Dinge mit unſrer Betrachtung fortgehen, ſo werden wir dadurch zu einer deutlichen Vorſtellung von dem Verfahren des Verſtandes in Zuſammenſetzung ſeiner Ideen gelangen. Denn in den verſchiednen Claſſen unſrer Begriffe beſteht die höchſte in der Reihe meiſtentheils nur aus wenigen einfachen und ſolchen Ideen, die der Verſtand beqvem faſſen und überſehen kann. Dieſer erſte allgemeine Begriff, wenn er in die verſchiednen Untereintheilungen, die er enthält, zergliedert wird, hat in einer jeglichen Eintheilung etwas beſonders, wodurch dieſelben von einander unterſchieden werden: dergeſtalt, daß, wenn wir von der Gattung zu der Art herabſteigen, wir allezeit eine neue Idee hinzuſetzen, und dadurch den Grad der Zuſammenſetzung vermehren.

6. Bey dieſer Betrachtung der Dinge iſt offenbar, daß die Art durch Hinzuſetzung einer neuen Idee zu der Gattung gebildet wird. Die Gattung iſt z. E. ein eingeſchloßner Raum. Wenn wir nun hierzu die Idee ſetzen, daß er in Linien eingeſchloſſen iſt; ſo bilden wir uns den Begriff von derjenigen Art Figuren, die man **eben** nennt; wenn wir uns aber den Raum vorſtellen, wie er von Flächen eingeſchloſſen wird; ſo haben wir die Art der körperlichen Figuren. Dieſe hinzugeſetzte Idee heißt der **Unterſchied der Art nach**, (differentia ſpecifica,) nicht nur deßwegen, weil ſie die Art von der Gattung unterſcheidet, ſondern, weil ſie in allen verſchiedenen Untereintheilungen verſchieden iſt, und wir dadurch auch die Arten von einander unterſcheiden können. Und, da dieſes gleichfalls derjenige Begriff iſt, welcher in Verbindung mit der allgemeinen Idee den Begriff der Art ausmacht; ſo iſt hieraus klar, daß die Gattung und der Unterſchied, (differentia ſpecifica,) als die eigentlichen Theile der Art, zu betrachten ſind. Wenn wir noch weiter dem Fortgange des Verſtandes durch die niedern Arten nachſpühren; ſo werden wir finden, daß ſeine Art zu verfahren beſtändig einerley iſt.

Die Idee der Art entſteht, wenn man zu der Gattung den Unterſchied ſetzt.

7. Und hier müſſen wir bemerken, daß, obgleich die ebenen Figuren, wiefern ſie, als eine von den Abtheilungen, betrachtet werden, die in dem Begriffe einer Figur überhaupt enthalten ſind, den Nahmen einer Art bekommen, ſie doch, wenn man ſie mit den Claſſen der krummlinichten, geradelinichten und vermiſchten Figuren vergleicht, worein man ſie eintheilen kann, in der That eine Gattung werden: wovon die vorerwähnten Untereintheilungen

Und alle niedre Arten, wenn man den Unterſchied zur nächſten Gattung ſetzt.

lungen die verſchiednen Arten ausmachen. Dieſe Arten beſtehen ebenfalls, wie im vorigen Falle, von ebenen und körperlichen Figuren, aus der Gattung und dem Unterſchiede der Art nach, als ihren eigentlichen Theilen. Denn bey der krummlinichten Claſſe machte die Krümme der Linien, welche die Figur einſchließen, dasjenige aus, was der Unterſchied genennt wird; wenn wir hierzu die Gattung ſetzen, welches hier eine ebene Figur, oder ein von Linien eingeſchloßner Raum iſt; ſo haben wir alles, was zu dem vollſtändigen Begriffe dieſer Art nöthig iſt. Wir müſſen nur noch bemerken, daß dieſe letztere Eintheilung die zwo Gattungen über ſich hat, nämlich: ebene Figur und Figur überhaupt: die Gattung verbunden mit dem Unterſchiede, um die Art der krummlinichten auszumachen, dasjenige iſt, was neben den erwähnten Arten zunächſt ſteht. Der Begriff einer ebenen Figur, und nicht einer Figur überhaupt, verbunden mit der Idee der Krümme, macht den zuſammengeſetzten Begriff von krummlinichten Figuren aus. Denn in dieſer abnehmenden Reihe unſrer Ideen, Figur überhaupt, ebene Figuren, krummlinichte Figuren, werden die beyden erſtern, als Gattungen, in Anſehung der dritten, betrachtet; und die zweyte in der Ordnung, oder diejenige, die neben der dritten zunächſt ſtehet, wird die **nächſte Gattung** genennt.

Die Idee eines einzelnen Dinges beſteht aus der niedrigſten Art und dem Unterſchiede der Zahl nach.

8. Hier haben wir alſo eine allgemeine Beſchreibung, die ſich auf alle unſre Ideen, von der höchſten Gattung bis zur niedrigſten Art, anwenden läßt. Denn, wenn wir dieſelben nach der Reihe betrachten, und von der erwähnten allgemeinen Idee niederwärts gehen, ſo beſtehen ſie überall aus der nächſten Gattung,

(genere proximo,) und dem Unterſchiede der Art nach, (differentia ſpecifica,) wie ſich die Vernunftlehrer gern ausdrücken. Wenn wir aber zu der allerniedrigſten Art kommen, die bloß einzelne Dinge unter ſich begreift, ſo erhält die hinzugeſetzte Idee, wodurch dieſe einzelne Dinge von einander unterſchieden werden, nicht mehr den Nahmen des bloßen Unterſchiedes der Art nach (differentiae ſpecificae). Denn hier zeigt ſie nicht verſchiedne einzelne Dinge an, wovon ein jedes ſeine beſondre Exiſtenz hat, und alſo der Zahl nach von jedem andern dieſer Art unterſchieden iſt. Und daher kömmt es, daß die Vernunftlehrer in dem letztern Falle die hinzugeſetzte Idee lieber mit dem Nahmen des Unterſchiedes der Zahl nach (differentiae numericae) bezeichnen, und ſo wie die Idee einer Art aus der nächſten Gattung und dem Unterſchiede zuſammengeſetzt iſt, ſo beſteht die Idee eines einzelnen Dinges, aus der niedrigſten Art und dem Unterſchiede der Zahl nach. So iſt der Cirkel eine Art krummlinichter Figuren, und die wir die niedrigſte nennen, weil ſie bloß einzelne Dinge unter ſich begreift. Die Cirkel werden unter einander durch die Länge und Lage ihrer Durchmeſſer unterſchieden. Die Länge alſo und die Lage des Durchmeſſers eines Cirkels iſt dasjenige, was die Vernunftlehrer den Unterſchied der Zahl nach nennen; denn, wenn dieſe gegeben ſind, ſo kann man den Cirkel ſelbſt beſchreiben, und dadurch ein einzelnes Ding hervorbringen. Nach eben dieſer Art aber, wie die Begriffe in ihrer Zuſammenſetzung ſtufenweiſe auf einander folgen, müſſen nothwendig die Erklärungen davon auf einander folgen, wenn ſie von einander ihr Licht bekommen ſollen.

Die Form einer Erklärung in allen verſchiednen Ordnungen der Begriffe.

9. Wie aber die erſte Ordnung unſrer zuſammengeſetzten Begriffe, oder die Ideen, welche die höchſten Gattungen in den verſchiednen Reihen der Begriffe ausmachen, durch die Verbindung einer gewiſſen Anzahl einfacher Begriffe entſtehen; alſo werden auch die Worte, welche dieſe Gattungen ausdrücken, durch Erzählung der einfachen mit einander verbundnen Ideen erkläret. Und wie die Arten, die unter einer Gattung enthalten, oder die zuſammengeſetzten Ideen der zweyten Ordnung, durch Hinzuſetzung des Unterſchiedes der Art nach zu der beſagten allgemeinen Idee entſtehen; ſo beſteht die Erklärung von den Nahmen der Arten in einer Beſchreibung der Ideen des Unterſchiedes der Art nach, die mit dem Nahmen der Gattung verbunden werden. Denn, da die Gattung vorher erklärt worden, ſo zeiget der Nahme, wodurch ſie ausgedrückt wird, eine bekannte Idee an, und kann daher in alle folgende Erklärungen, ſo, wie die Nahmen der einfachen Ideen, gebracht werden. Nun wird es, wie ich glaube, deutlich genug ſeyn, daß die Erklärungen aller folgenden Ordnungen der zuſammengeſetzten Begriffe, aus dem Nahmen der nächſten Gattung, nebſt einer Erzählung der Ideen, welche den Unterſchied der Art ausmachen, beſtehen; und daß die Erklärung einzelner Dinge den Nahmen der niedrigſten Art mit den Nahmen, wodurch wir die Ideen des Unterſchiedes der Zahl nach ausdrücken, verbindet.

Die logikaliſche Methode zu erklären iſt in ihrer Art vollkommen.

10. Hier haben wir alſo die wahre und eigentliche Form einer Erklärung in allen verſchiednen Ordnungen der Begriffe. Dieſe Methode zn erklären wird gemeiniglich die

die logikaliſche genennt, die, wie wir ſehen, vollkommen in ihrer Art iſt, weil ſie eine vollſtändige Beſchreibung von derjenigen Idee giebt, die der erklärte Nahme anzeigt. Es verdienen noch zwey Dinge unſre Beobachtung, ehe wir dieſe Materie verlaſſen. Erſtlich, daß ſelbſt aus der Art, wie wir dieſe Erklärungen bilden, die Ordnung erhellt, in der ſie auf einander folgen müſſen. Denn, da der Name der Gattung bloß deswegen in einer Erklärung gebraucht wird, weil er ſchon vorher erklärt worden; ſo iſt offenbar, daß wir ſtufenweiſe durch alle verſchiedne Ordnungen der Begriffe fortgehen müſſen. Daher ſetzen dieß die Vernunftlehrer als eine Regel feſt, daß wir allemal mit der höchſten Gattung anfangen, und die Reihe der Erklärungen durch alle Zwiſchengattungen und Arten bis zu den einzelnen Dingen regelmäßig fortſetzen ſollen. Hierdurch ſtimmen unſre Erklärungen mit unſern Ideen überein, und gehn nach und nach durch eben dieſelben Stufen, ſo, daß das Durchleſen derſelben dieſe Ideen in dem Verſtande eines andern in eben der Ordnung und auf eben die Art hervorbringen muß, nach welcher die Seele dieſelben zuſammengeſetzet, indem ſie von ihren einfachen bis zu den zuſammengeſetzteſten Begriffen fortgehet. Und dieß iſt die wahre und eigentliche Abſicht einer Erklärung, und in der That die höchſte Vollkommenheit in dieſer Kunſt, in ſo weit ſie ſich vermöge der Natur von Ideen anwenden läßt.

Anfangs-

Anfangsgründe der Vernunftlehre.

Zweytes Buch. Von den Urtheilen.

Erſtes Capitel. Von den Gründen der menſchlichen Urtheile.

Die Urtheile betreffen das Verhältniß unſerer Ideen.

1. Wenn der Verſtand nun mit Ideen verſehen iſt, ſo iſt ſein nächſter Schritt, auf dem Wege zur Erkenntniß, die Vergleichung dieſer Ideen, um von ihrer Uebereinſtimmung oder Verſchiedenheit zu urtheilen. Iſt nun, bey dieſer zuſammengeſetzten Betrachtung unſrer Ideen, das Verhältniß ſo beſchaffen, daß man es unmittelbar durch einen bloſſen Anblick des Verſtandes entdecken kann; ſo werden die daher entſtehenden Urtheile anſchauende genennt. So iſt der Satz: Das Ganze iſt gröſſer, als ein jeglicher Theil, ein anſchauendes Urtheil, weil nichts weiter erfordert wird, um uns von der Wahrheit deſſelben zu überzeugen, als eine Aufmerkſamkeit auf die Ideen des Ganzen und der Theile.

2. Doch

Erfahrung und Zeugniſſe ſind der Grund unſerer Urtheile, die geſchehne Dinge betreffen.

2. Doch hier müſſen wir bemerken, daß unſre Erkenntniß von dieſer Art bloß unſre Begriffe und ihre Verhältniſſe betrift, und daher nur bey ſolchen Schlüſſen, die ſich mit Unterſuchung dieſer Verhältniſſe beſchäftigen, einen Grund abgeben kann. Nun geſchieht es aber, daß viele unſrer Urtheile geſchehne Dinge und ihre wirkliche Exiſtenz betreffen, die man nicht durch die bloſſe Betrachtung unſrer Ideen erforſchen kann. Es folgt nicht, weil ich die Idee von einem Cirkel in meinem Verſtande habe, daß deßwegen eine Figur, die dieſer Idee zukömmt, ſich in der Natur befindet. Ich kann mir den Begriff eines Centaurs, oder eines goldenen Berges vorſtellen, aber dennoch kann ich mir deswegen nicht einbilden, daß eines von dieſen Dingen wirklich vorhanden ſey. Was iſt alſo der Grund von unſern Urtheilen in Abſicht auf geſchehne Dinge? Ich antworte: Dieß beydes, **Erfahrung** und **Zeugniſſe**. Durch die Erfahrung erkennen wir das Daſeyn der verſchiednen Gegenſtände, die uns umgeben und auf unſre Sinne wirken. Die Zeugniſſe ſind von einem weitern Umfange, und erſtrecken ſich nicht nur auf Gegenſtände, die jenſeit der gegenwärtigen Sphäre unſrer Beobachtung liegen, ſondern auch auf Thaten und Handlungen, die, weil ſie ſchon vergangen ſind, und nicht mehr wirklich exiſtiren, ohne dieſes Mittel nicht zu unſrer Kenntniß gelangen würden.

Dreyfacher Grund der menſchlichen Urtheile, nämlich 1) anſchauende Begriffe, als der Grund der demonſtrativen Erkenntniß.

3. Hier haben wir alſo einen dreyfachen Grund der menſchlichen Urtheile, worauf wir das ganze Lehrgebäude unſrer Erkenntniß leicht und glücklich aufrichten können. Erſtlich **anſchauende** Urtheile, die unſre Ideen ſelbſt und ihre Verhältniſſe betreffen, und

dieſe ſind der Grund derjenigen Art zu ſchlüſſen, die wir Demonſtration nennen. Denn alles, was aus anſchauenden Begriffen durch eine deutliche und an einander hangende Reihe von Beweißgründen hergeleitet wird, nennt man demonſtrativ, und dieß bringt in dem Verſtande eine vollkommne Gewißheit hervor. Daher wir die auf dieſe Art erlangte Erkenntniß eigentlich Wiſſenſchaft nennen: weil ſie in jedem Schritte, den ſie thut, Ueberzeugung mit ſich führt, und keinen Zweifel und Ungewißheit mehr übrig läßt. Und dieß verdient vorzüglich unſre Aufmerkſamkeit, daß, da die Wahrheiten dieſer Claſſe die Verhältniſſe unſrer Ideen ausdrücken, und zwiſchen einerley Ideen auch einerley Verhältniſſe ſtets unveränderlich bleiben müſſen; unſre aus demonſtrativen Gründen hergeleitete Schlüſſe diejenigen ſind, die wir ewige, nothwendige und unveränderliche Wahrheiten nennen. Wenn es wahr iſt, daß das Ganze gröſſer iſt, als alle ſeine Theile, ſo muß es unveränderlich wahr ſeyn, weil das Verhältniß der Gleichheit mit den Ideen ſelbſt verbunden iſt, und daher allezeit daſeyn muß, wenn eben dieſelben Ideen verglichen werden. Eben ſo ſind alle Wahrheiten der natürlichen Religion, der Sittenlehre und Meßkunſt, und überhaupt alle diejenigen beſchaffen, die man aus der bloſſen Betrachtung unſrer Ideen erlangt.

2) Erfahrung, der Grund unſrer Erkenntniß von den Kräften und Eigenſchaften der Körper.

4. Der zweyte Grund der menſchlichen Urtheile iſt die Erfahrung, aus der wir auf das Daſeyn der Dinge ſchlüſſen, die uns umgeben, und unmittelbar in die Sinne fallen. Wenn wir die Sonne ſehen, oder unſre Augen auf ein Gebäude richten, ſo haben wir nicht nur Ideen von dieſen Gegenſtänden innerhalb unſerm Verſtande,

ſtande, ſondern wir ſchreiben ihnen auch ein wirkliches Daſeyn auſſer demſelben zu. Durch Hülſe der Sinne urtheilen wir auch von den Eigenſchaften der Körper, als wenn wir ſagen, daß der Schnee weiß, das Feuer heiß, oder der Stahl hart iſt. Denn, da uns der innere Bau und Beſchaffenheit der Körper, die dieſe Empfindungen in uns hervorbringen, ganz unbekannt iſt, und wir auch unfähig ſind, eine Verbindung zwiſchen dieſem Bau und den Empfindungen zu entdecken; ſo iſt klar, daß wir unſre Urtheile ganz auf die Beobachtung bauen, und den Körpern ſolche Eigenſchaften zuſchreiben, die den Empfindungen, welche ſie in uns verurſachen, gemäß ſind. Doch dieß iſt nicht der einzige Vortheil, den wir aus der Erfahrung erhalten; denn wir haben ihr überdieß alle unſre Erkenntniß von den ſinnlichen Eigenſchaften, die ſich zugleich an den Gegenſtänden befinden, und von den Wirkungen der Körper in einander zu verdanken. Das Elfenbein z. E. iſt hart und elaſtiſch; dieſes wiſſen wir aus der Erfahrung, und nur aus ihr allein. Denn, da uns die wahre Natur, ſowohl der Elaſticität, als auch der Härte, ganz unbekannt iſt; ſo können wir durch die bloſſe Betrachtung unſrer Ideen nicht beſtimmen, wiefern man unter dem einen nothwendig das andre verſtehen muß, oder ob ſie nicht einander widerſprechen. Wenn wir aber bemerken, daß ſie beyde an einem Gegenſtande ſich befinden; ſo werden wir alsdenn durch die Erfahrung verſichert, daß ſie einander nicht widerſtreiten; und wenn wir auch ſehen, daß ein Stein hart und nicht elaſtiſch iſt, und daß die Luft zwar elaſtiſch, aber nicht hart iſt, ſo ſchlüſſen wir auch nach eben dem Grunde, daß die Ideen nicht nothwendig mit einander verbunden ſind, ſondern ſich in verſchiednen Gegenſtänden getrennt befinden können. Eben ſo iſt in Anſehung

ſehung der Wirkungen der Körper in einander offenbar, daß unſre ganze Erkenntniß hierinnen uns der Beobachtung entſtehet, ſo unbegreiflich uns auch die zuſammenwirkenden Urſachen bisweilen ſeyn mögen.

Warum viele nützliche Erfindungen ihre Geburt dem Zufall zu verdanken haben.

5. Und hieraus läßt es ſich leicht erklären, was einigen Schriftſtellern als etwas ſehr wunderbares vorgekommen: daß viele der wichtigſten Erfindungen im menſchlichen Leben, durch den Zufall entſtanden, und, anſtatt aus den Schulen der Weltweiſen zu kommen, größtentheils von Leuten herrühren, die in dem Reiche der Gelehrſamkeit kein Aufſehen gemacht haben. Säen, Pflanzen, der Gebrauch der Magnetnadel u. d. ſind nicht Erfindungen der menſchlichen Vernunft, ſondern Entdeckungen, die ihre Geburt der Beobachtung und den Verſuchen zu danken haben. Es iſt alſo nicht zu verwundern, daß dieſe Erfindungen von ſolchen Leuten herrühren, die ſich in den Scenen eines geſchäftigen Lebens befanden, und daher mehr Gelegenheit zu dieſen Verſuchen hatten, die zu dergleichen Entdeckungen führen.

Die Wiſſenſchaft der Natur wird von dem Grunde, worauf ſie ruht, beqvem Experimental-Philoſophie genennt.

6. Aus dem bisher angeführten iſt klar, daß, wie die anſchauenden Urtheile der Grund der demonſtrativen Erkenntniß ſind, die Erfahrung der Grund der natürlichen iſt. Denn, da dieſe letztere ſich ganz mit ſinnlichen Gegenſtänden, oder mit den Körpern beſchäftigt, die die ſichtbare Welt ausmachen; und da ihre Eigenſchaften, wiefern wir ſie entdecken können, nur durch eine lange und mühſame Reihe von Erfahrungen zu erforſchen ſind; ſo iſt klar, daß, um dieſen

Theil

Theil der Erkenntniß zu vermehren, wir uns des Weges der Erfahrung und Verſuche bedienen müſſen. Daher ſehen wir, daß, ſo lange man dieſen vernachläßigte, die Naturlehre keinen großen Zuwachs erhielt; da hingegen ein entgegen geſetztes Verfahren das gegenwärtige Jahrhundert mit vielen ſchätzbaren Entdeckungen bereichert hat, ſo, daß die Kenntniß der Natur, in Anſehung des Grundes, worauf ſie beruht, ſehr bequem Experimental-Philoſophie genennt worden iſt.

Obgleich vieles von unſrer Wiſſenſchaft der Körper auf Zeugniſſen beruht; ſo iſt doch die Erfahrung der letzte Grund davon.

7. Doch, obgleich die Erfahrung der unmittelbare Grund der natürlichen Erkenntniß genennt werden kann; ſo iſt doch ihre Wirkung, in Abſicht auf gewiſſe Perſonen, ſehr gering und eingeſchränckt. Die Körper, die uns umgeben, ſind zahlreich; viele davon liegen weit von unſrer Einſicht entfernt, und manche gar auſſer unſerm Geſichtskreiß. Das Leben iſt gleichfalls kurz, und ſo mit Sorgen beklemmt, daß einem einzelnen Menſchen nur wenig Zeit übrig bleibt, ſich mit Entwickelung der Geheimniſſe der Natur zu beſchäftigen. Daher iſts nothwendig, viele Dinge um des Zeugniſſes andrer willen anzunehmen, welches dadurch der Grund von einem groſſen Theile unſrer Wiſſenſchaft der Körper iſt.

3. Zeugniſſe der Grund der Hiſtoriſchen Erkenntniß.

8. Allein es giebt viele Begebenheiten, wo man ſich nicht auf die Sinne berufen kann, und in dieſem Falle ſind die Zeugniſſe der wahre und einzige Grund unſrer Urtheile. Alle menſchlichen Handlungen, von was für Art ſie auch seyn mögen, wenn man ſie als ſchon vergangen betrachtet,

ſind von der hier angeführten Beſchaffenheit. Denn, da ihnen kein Daſeyn mehr zukömmt, ſo können ſowohl die Handlungen ſelbſt, als auch die dabey ſich befindenden Umſtände, bloß aus der Erzählung derer erkannt werden, die hinlängliche Gelegenheit gehabt haben, zu der Wahrheit zu gelangen. Die Zeugniſſe werden alſo mit Recht für den dritten Grund der menſchlichen Urtheile gehalten; und wie wir aus den andern beyden die demonſtrative und natürliche Erkenntniß hergeleitet haben; ſo können wir aus dieſem die hiſtoriſche herleiten. Und dadurch will ich nicht bloß eine Kenntniß der bürgerlichen Begebenheiten, der Staaten und Königreiche, ſondern aller Handlungen anzeigen, wo die Zeugniſſe der letzte Grund unſers Beyfalls ſind.

Die zweite Wirkung des Verſtandes erſtreckt ſich gemeiniglich weiter, als auf anſchauende Urtheile.

9. Ehe ich dieſes Capitel ſchlieſſe, ſo muß ich bemerken, daß, obgleich eigentlich zu reden, die zweyte Wirkung des Verſtandes ſich nur auf anſchauende Begriffe erſtreckt, die Vernunftlehrer ſich dennoch auf eine ſo genaue Betrachtung derſelben nicht eingeſchränkt haben; ſondern durch das Wort Urtheil bezeichnen ſie alle Handlungen des Verſtandes, wo man bloß zwo Ideen, ohne unmittelbar eine dritte darzu zu nehmen, vergleichet. Denn, wenn der Verſtand zwo Ideen mit einander verbindet, oder von einander trennt, obgleich dieſes vielleicht eine Folge von einer Reihe vorhergehender Schlüſſe iſt, ſo werden doch, wenn der Verſtand nach feſtgeſetzten Begriffen handelt, ohne auf dieſe Reihe Schlüſſe zu ſehen, ſeine Beſtimmungen immer noch als Urtheile betrachtet. So werden die Sätze: daß Gott die Welt erſchaffen hat; daß wir Rechenſchaft von unſern

Hand-

Handlungen geben müſſen, häufig von den Vernunftlehrern, als Beyſpiele des urtheilenden Verſtandes, angeführt. Und doch iſt offenbar, daß dieſe Urtheile auf keine Weiſe zu der Gattung gehören, die wir anſchauende nennen; und daß man die Kraft zu ſchlüſſen ſehr gebrauchen muß, ehe man ihre Verbindung mit dieſen Begriffen entdecken kann.

Zweytes Capitel.

Von bejahenden und verneinenden Sätzen.

Erklärung des Subjects und Prädicats eines Satzes.

I. So lange die Vergleichung unſrer Ideen bloß als eine Handlung des Verſtandes betrachtet wird, da er ſie gegen einander hält, und ſie nach Beſchaffenheit ſeiner Begriffe mit einander verbindet, oder von einander trennt; ſo nennen wir dieſelbe ein Urtheil. Wenn aber unſre Urtheile mit Worten ausgedrückt werden; ſo erhalten ſie den Nahmen der Sätze. Ein Satz iſt alſo eine Rede, die ein Urtheil des Verſtandes ausdrückt, worinnen die Uebereinſtimmung oder die Verſchiedenheit zwoer oder mehrerer Ideen bejaht wird. Da nun unſre Urtheile zum wenigſten zwo Ideen enthalten, deren eine von der andern bejaht oder verneint wird, ſo muß ein Satz auch Worte enthalten, die dieſen Ideen zukommen. Die Idee, von der wir etwas behaupten oder verneinen, und gemeiniglich das Wort, welches dieſe Idee ausdrückt, wird das Subject eines Satzes genennt. Die Idee, die man bejaht oder verneint

hat, und ſo auch das ihr zugehörige Wort, heißt das Prädicat. So iſt in dem Satze: Gott iſt allmächtig, Gott das Subject, weil wir von Ihm die Allmacht bejahen, und allmächtig iſt das Prädicat, weil wir ſagen, daß die durch dieſes Wort ausgedrückte Idee Gott zukömmt.

Die Verbindungsidee.

2. Da aber in den Sätzen die Ideen entweder mit einander verbunden, oder von einander getrennt werden; ſo iſt es nicht genug, daß wir Nahmen haben, dieſe Ideen auszudrücken, wenn wir nicht auch einige Worte haben, um ihre Uebereinſtimmung oder Verſchiedenheit anzuzeigen. Dasjenige Wort in einem Satze, welches zwo Ideen mit einander verbindet, wird die Verbindungsidee oder das Verbindungswort (copula) genennt; und wenn ein Zeichen der Verneinung dabey ſtehet, ſo ſehen wir daraus, daß die Ideen nicht mit einander verbunden ſind. Das Zeitwort ſeyn wird gemeiniglich zum Verbindungsworte gebraucht, wie in dem vorhergehenden Satze: Gott iſt allmächtig, wo iſt die Copula vorſtellt, und die Verbindung der Ideen von Gott und von der Allmacht anzeigt. Wenn wir aber die Abſicht haben, zwo Ideen von einander zu trennen; ſo müſſen wir, auſſer dem Zeitworte ſeyn, noch eine Vereinigungspartikel gebrauchen, um dieſe Verſchiedenheit auszudrücken. Der Satz: der Menſch iſt nicht vollkommen, mag ein Beyſpiel hiervon abgeben, wo der Begriff der Vollkommenheit von der Idee des Menſchen getrennt, und daher das verneinende Wörtchen nicht nach der Copula eingeſchaltet wird, um anzuzeigen, daß das Subject mit dem Prädicat nicht übereinſtimme.

2. Jeder

3. Jeder Satz beſteht nothwendig aus dieſen drey Theilen, doch iſt es nicht allemal nothwendig, daß jeder insbeſondre durch Worte ausgedrückt werde: weil die Verbindungsidee oft in dem Worte des Prädicats enthalten iſt, als wenn wir ſagen: **er ſitzt**, welches eben ſo viel heißt, als: **er iſt ſitzend**. In der lateiniſchen Sprache hat oft ein einziges Wort die Kraft eines ganzen Satzes. So iſt ambulat ſo viel, als: ille eſt ambulans; und ſo in unzählig andern Beyſpielen: woraus erhellet, daß wir in einem Satze nicht ſowohl auf die Anzahl der Worte, als auf die Ideen, die ſie vorſtellen, und auf die Art, wie ſie mit einander verbunden werden, ſehen müſſen.

Sätze werden bisweilen durch ein einziges Wort ausgedrückt.

4. Wenn der Verſtand zwo Ideen mit einander verbindet, ſo nennen wir dieß ein **bejahendes Urtheil**, und, wenn er ſie von einander trennt, ein **verneinendes**, und da allemal zwo mit einander verglichne Ideen, nothwendig, entweder mit einander übereinſtimmen, oder nicht übereinſtimmen müſſen, ſo iſt klar, daß alle unſre Urtheile unter dieſe zwo Abtheilungen gehören. Daher ſind gleichfalls alle Sätze, welche dieſe Urtheile ausdrücken, entweder **bejahende** oder **verneinende**. S. §. 2.

Bejahende und verneinende Sätze.

5. Und daraus ſehen wir den Grund von der Regel, welche die Vernunftlehrer gemeiniglich feſtſetzen, daß in allen verneinenden Sätzen die Verneinung zur Copula gehöre. Denn da die Copula, wenn ſie an und vor ſich ſelbſt zwiſchen das Subject und Prädicat geſetzt wird, dieſelben offenbar mit einander verbindet; ſo iſt klar, daß,

In welchem Falle ein verneinendes Wort die Ideen trennt.

wenn ein Satz verneinend werden ſoll, die Verneinungspartikel ſo hinzugeſetzt werden müſſe, daß ſie dieſe Verbindung aufhebt. Mit einem Worte, alsdenn werden erſt zwo Ideen in einem Satze von einander getrennt, wenn der verneinende Ausdruck dergeſtalt auf die Copula bezogen wird, daß ſie die darinnen enthaltene Bejahung vernichtet, und die Verbindung aufhebt, die ſie ſonſt befeſtigen würde. Wenn wir z. E. ſagen: kein Menſch iſt vollkommen; ſo nehme man die Verneinung weg, ſo wird die Copula die Begriffe in dem Satze ganz mit einander verbinden. Da aber dieſes hier wider unſre Abſicht iſt, ſo ſetzt man ein verneinendes Kennzeichen hinzu, um zu zeigen, daß die Verbindung hier nicht ſtatt findet. Die Verneinung ändert alſo die Natur des Satzes, indem ſie die Wirkung der Verbindungsidee aufhebt, ſo, daß ſie, anſtatt zwo Ideen mit einander zu verbinden, ihre Trennung anzeigt. Hingegen in dem Satze: Wer von einem frommen Wandel nie abläßt, der wird von Gott geliebt: wird das Prädicat von Gott geliebt offenbar von dem Subjecte ein frommer Mann bejaht, ſo, daß, ohngeachtet der Verneinung, der Satz dennoch bejahend bleibt. Der Grund iſt klar; die Verneinung gehört hier nicht zur Verbindungsidee, ſondern ſie macht eigentlich einen Theil des Subjects aus, und hilft, nebſt andern Worten, eine zuſammengeſetzte Idee bilden, von welcher das Prädicat von Gott geliebt ausdrücklich bejaht wird.

Wie die Copula ein Theil eines verneinenden Satzes ſeyn kann.

6. Vielleicht wird es immer noch ein Geheimniß zu ſeyn ſcheinen, wie die Capula ein Theil eines verneinenden Satzes genennt werden könne, da die Abſicht des letztern eigentlich

gentlich iſt, die Begriffe von einander zu trennen. Doch dieſe Schwierigkeit wird verſchwinden, wenn wir uns erinnern, daß jedes Urtheil eigentlich eine Bejahung erfordert, und daß dieſe Bejahung allein die wahre Copula in einem Satze ausmacht. Da aber unſre Bejahungen von zweyerley Art ſind, indem wir nämlich entweder eine Uebereinſtimmung oder Verſchiedenheit zwiſchen den verglichenen Ideen bejahen; ſo giebt es auch eine zweyfache Art unſre Urtheile auszudrücken. Bey der Uebereinſtimmung iſt die Copula allein hinlänglich, weil ſie eigentlich das Merkmal iſt, wodurch wir eine Gleichheit oder Verbindung der Ideen anzeigen. Wo aber die Begriffe nicht mit einander übereinſtimmen, da müſſen wir eine Verneinungspartikel zu Hülfe nehmen; und dieſe giebt uns zu verſtehen, daß die in der Copula enthaltene Bejahung nicht das Subject und Prädicat mit einander verbinde, ſondern von einander trenne.

Drittes Capitel.

Von allgemeinen und beſondern Sätzen.

Eintheilung der Sätze in allgemeine und beſondre.

I. Die folgende wichtige Eintheilung der Sätze iſt in allgemeine und beſondre. Vermöge deſſen, was wir bereits in dem erſten Theile angemerkt haben, ſind alle unſre Ideen, wenn ſie in die Seele gelangen, einzelne Begriffe, und ſtellen einzelne Gegenſtände vor. Da wir ſie aber durch die Abſtraction allgemein machen können, ſo, daß ſie eine ganze Claſſe von Dingen, und bisweilen verſchiedne Claſſen auf einmal, in ſich begreifen; ſo müſſen

die Worte, welche dieſe Jdeen ausdrücken, gleichfalls allgemein ſeyn. Wenn wir alſo ſetzen, daß ein allgemeiner Ausdruck das Subject eines Satzes ſey, ſo iſt offenbar, daß alles, was von dieſem allgemeinen Begriffe, der dieſem Ausdrucke zukömmt, bejaht wird, auch von allen einzelnen Dingen, worauf ſich dieſer Begriff erſtreckt, bejaht werden kann. Wenn wir alſo ſagen: die Menſchen ſind ſterblich; ſo betrachten wir die Sterblichkeit nicht als etwas, das nur auf einen oder auf eine Anzahl beſondrer Menſchen eingeſchränkt iſt, ſondern als etwas, das man ohne Ausnahme von dem ganzen Geſchlechte bejahen kann. Hierdurch wird der Satz ſo allgemein als die Jdee, die das Subject deſſelben ausmacht, und er erhält in der That ſeine Allgemeinheit ganz von dieſer Jdee, und iſt mehr oder weniger allgemein, nachdem ſich dieſe auf mehr oder weniger einzelne Dinge erſtreckt. Man muß aber ferner bey dieſen allgemeinen Ausdrücken bemerken, daß ſie bisweilen, wie in dem oben angeführten Beyſpiele, in ihrem völligen Umfange, bisweilen aber mit einem Merkmal einer Einſchränkung in einem Satze erſcheinen. Jn dieſem letztern Falle wird uns zu verſtehen gegeben, daß das Prädicat nicht mit dem ganzen allgemeinen Begriffe, ſondern nur mit einem Theile deſſelben übereinkömmt; wie in dem Satze: einige Menſchen ſind weiſe. Denn hier wird die Weisheit nicht von jedem beſondern Menſchen bejahet, ſondern auf etliche wenige von dem menſchlichen Geſchlechte eingeſchränkt.

Allgemeine Sätze, wo das Subject allgemein iſt, ohne ein Kennzeichen einer Einſchränkung.

2. Aus dieſer verſchiedenen Geſtalt des allgemeinen Begriffs, welcher das Subject eines Urtheils ausmacht, entſteht die Eintheilung der Sätze in allgemeine und beſondre. Ein allgemeiner Satz iſt ein ſolcher,

ſolcher, wo das Subject ein allgemeiner Ausdruck iſt, der in ſeinem völligen Umfange genommen wird, ſo, daß das Prädicat allen einzelnen Dingen, die unter demſelben enthalten ſind, wenn dieſer Ausdruck eine beſondre Art bezeichnet; und allen verſchiednen Arten und ihren einzelnen Dingen, wenn er einen Begriff von einer höhern Claſſe anzeigt, zukommen muß. Die Wörter Alle, Jeder, Nicht, Keiner u. d. ſind die eigentlichen Zeichen dieſer Allgemeinheit, und da ſie faſt allemal mit allgemeinen Wahrheiten verbunden ſind, ſo geben ſie das leichteſte Kennzeichen ab, wodurch man dieſelben unterſcheiden kann.

Beſondre Sätze, wo allgemeine Subjecte mit einem Merkmale einer Einſchränkung erſcheinen.

3. Ein beſondrer Satz hat gleichfalls einen allgemeinen Ausdruck zu ſeinem Subjecte, doch mit einem beygefügten Merkmale einer Einſchränkung, um anzuzeigen, daß das Prädicat nur einigen von den einzelnen Dingen, die unter einer Art enthalten ſind, oder einer oder mehrern von den Arten, die zu einer gewiſſen Gattung gehören, und nicht der ganzen allgemeinen Idee zukomme. Z. E. Einige Steine ſind ſchwerer als das Eiſen; einige Menſchen beſitzen ungemein viel Klugheit. In dem letzten Satze zeigt das Subject einige Menſchen bloß eine gewiſſe Anzahl einzelner Dinge an, die unter einer einzelnen Art enthalten ſind. In dem erſtern, wo das Subject eine Gattung iſt, welche ſich auf eine große Menge verſchiedner Claſſen erſtreckt, kann das Subject einige Steine nicht nur eine gewiſſe Anzahl beſondrer Steine, ſondern auch ganze Arten von Steinen anzeigen, ſo, daß es deren viele von der beſchriebnen Eigenſchaft geben kann. Hieraus ſehen wir,

daß ein Satz nicht aufhört, ein beſondrer Satz zu ſeyn, wenn das Prädicat gleich einer ganzen Art zukömmt, es müßte denn dieſe Art, einzeln und beſonders betrachtet, auch das Subject, wovon wir etwas bejahen oder verneinen, ausmachen. Denn, wenn es ſich auf eine Gattung bezieht, die andre Arten unter ſich hat, denen das Prädicat nicht zukömmt; ſo iſt klar, daß, wo dieſe Gattung dasjenige iſt, wovon wir etwas behaupten oder verneinen, und das Prädicat nur einem Theile und nicht der ganzen allgemeinen Idee zukömmt, ein beſondrer Satz entſtehen müſſe.

Ein ſichres und untrügliches Kennzeichen, wodurch wir allgemeine und beſondre Sätze von einander unterſcheiden können.

4. Hier haben wir alſo ein ſichres und untrügliches Kennzeichen, wodurch wir allgemeine und beſondre Sätze von einander unterſcheiden können. Wenn das Prädicat allen einzelnen Dingen zukömmt, die unter dem Begriff des Subjects enthalten ſind, ſo iſt der Satz allgemein; wenn es bloß einigen, oder einigen Arten des allgemeinen Begriffs zukömmt; ſo iſt der Satz ein beſondrer. Dieſes Kennzeichen läßt ſich leicht und weit ſichrer anwenden, als wenn man ſich auf die gemeinen Zeichen Alle, Jede, Einige, Keine u. d. verläßt; denn, da ſie in verſchiednen Sprachen verſchieden ſind, und oft in ihrer Bedeutung veränderlich, ſo können ſie leicht in vielen Fällen ein unrichtiges Urtheil verurſachen. Wenn wir z. E. ſagen, alle Soldaten, wenn ſie verſammelt ſind, ſtellen ein Quadrat vor, wo eine Seite hundert Mann ausmacht; ſo iſt offenbar, daß das Prädicat nicht von den verſchiednen einzelnen Dingen, ſondern nur von der ganzen zuſammenfaſſenden Idee des Subjects bejaht werden kann,

kann, daher nach den oben gegebnen Regeln der Satz nicht allgemein iſt.

Einzelne Sätze gehören unter die Claſſe der beſondern.

5. Es iſt noch eine Art von Sätzen zu beſchreiben übrig, die um deſtomehr unſre Aufmerkſamkeit verdienet, da es unter den Vernunftlehrern noch nicht ausgemacht iſt, zu welcher von den beyden oben erwähnten Claſſen ſie zu rechnen ſind. Ich meyne die einzelnen Sätze, oder diejenigen, wo das Subject ein einzelnes Ding iſt. Von dieſer Art iſt folgender: der Ritter Iſaac Neuton war der Erfinder der Rechnung des Unendlichen; dieſes Buch enthält viele nützliche Wahrheiten. Was hier einige Schwierigkeit in Anſehung der eigentlichen Claſſe verurſacht, worzu dieſe Sätze zu rechnen ſind, beſteht darinnen, daß, weil man das Subject in ſeinem völligen Umfange nimmt, ſie bisweilen im Schlüſſen den allgemeinen Sätzen gleichgelten. Wenn man aber erwägt, daß ſie in der That die allereingeſchränkteſte Art von beſondern Sätzen ſind, und daß kein Satz eigentlich allgemein genennt werden kann, wo nicht das Subject eine allgemeine Idee iſt; ſo werden wir uns bey der Unterſuchung nicht aufhalten, zu welcher Claſſe ſie gezählt werden müſſen.

Viertes Capitel.

Von unbedingten und bedingten Sätzen.

Eintheilung der Eigenſchaften in weſentliche und zufällige.

I. Alle Gegenſtände, womit wir uns vornehmlich in dieſer Welt beſchäftigen, ſind ihrer Natur nach der Verände-

rung

rung unterworfen. Was man von ihnen zu einer Zeit behaupten kann, das kann man nicht zu einer andern; und es macht keinen geringen Theil unſrer Erkenntniß aus, dieſe Veränderungen richtig zu unterſcheiden, und die Urſachen derſelben ausfindig zu machen. Denn es iſt merkwürdig, daß, mitten unter den Veränderungen in der Natur, manche Dinge beſtändig und unveränderlich bleiben; ja ſelbſt dieſe Veränderungen, denen wir andre Dinge unterworfen ſehen, ereignen ſich nur nach einförmigen und beſtändigen Geſetzen, deren Kentniß uns hinlänglich zeigen kann, wie wir unſre Urtheile über dieſelben einrichten ſollen. Daher die Weltweiſen, bey der Eintheilung der Gegenſtände unſrer Begriffe in verſchiedne Claſſen, ſehr ſorgfältig angemerkt haben, daß manche Eigenſchaften dem allgemeinen Begriffe weſentlich zukommen, ſo, daß ſie ohne Zerſtörung ſeines Weſens davon nicht getrennt werden können; da andre bloß zufällig ſind, und in verſchiednen Umſtänden von denſelben bejaht oder verneint werden können.

Daher entſteht eine beträchtliche Verſchiedenheit in unſern Urtheilen.

2. Aus dieſen unterſchiedenen Eigenſchaften der Dinge entſteht ein merkwürdiger Unterſchied in Anſehung der Art und Weiſe, wie wir von denſelben urtheilen. Denn im erſtern Falle werden alle Eigenſchaften, welche unzertrennlich von den Gegenſtänden ſind, wiefern ſie einer Gattung oder Art zugehören, unbedingt und ohne Ausnahme von dieſer allgemeinen Idee bejahet. Alſo ſagen wir: das Gold iſt ſehr ſchwer, ein Stein iſt hart, die Thiere haben eine Kraft, ſich zu bewegen. Aber bey den veränderlichen oder zufälligen Eigenſchaften muß man, da ſie ſich noch auf eine andre Betrachtung gründen, welche von der allgemeinen Idee unterſchieden

ſchieden iſt; auch dieſe in Erwägung ziehen, wenn man ein richtiges Urtheil fällen will. Sagten wir z. E. von einigen Steinen, daß ſie leicht eine fortrollende Bewegung annähmen; ſo könnte der Satz, ſo lange er in dieſer allgemeinen Geſtalt bliebe, nicht mit Nutzen in unſern Schlüſſen gebraucht werden. Die Fähigkeit, eine ſolche Art von Bewegung anzunehmen, folgt aus der Figur des Steines; und da dieſe unendlich verſchieden ſeyn kann; ſo wird unſer Urtheil alsdenn erſt brauchbar und beſtimmt, wenn die beſondre Figur, woraus die drehende Bewegung folgt, mit in Betrachtung gezogen wird. Laßt uns alſo dieſe Betrachtung darzu nehmen, ſo wird der Satz folgendergeſtalt lauten: **Steine, die eine runde Geſtalt haben, laſſen ſich leicht in eine fortrollende Bewegung bringen.** Hier ſehen wir die Bedingung, unter welcher das Prädicat bejaht wird, und wiſſen alſo, in welchen beſondern Fällen dieſer Satz gebraucht werden könne.

Daraus iſt die Eintheilung der Sätze in bedingte und unbedingte entſtanden.

3. Dieſe Betrachtung der Sätze, in Anſehung der Art, wie das Prädicat von dem Subjecte bejaht wird, veranlaßt die Eintheilung derſelben in **unbedingte** und **bedingte. Unbedingte** Sätze ſind die, worinnen wir gewiſſe Eigenſchaften von einem Subjecte bejahen, die unzertrennlich von der Idee deſſelben ſind, und ihr daher in allen möglichen Fällen zukommen, als: **Gott iſt unendlich weiſe; die Tugend hat die letzte Glückſeligkeit der Menſchen zur Abſicht.** Wo aber das Prädicat nicht nothwendig mit der Idee des Subjects verbunden iſt, auſſer bey einer gewiſſen Betrachtung, die von dieſer Idee unterſchieden iſt; da wird der Satz **bedingt** genennt. Die Urſache dieſer Benennung iſt von dem Zu-

ſatze

ſatze hergenommen, der die Natur einer Bedingung hat, und auch ſo ausgedrückt werden kann. Z. E. Wenn ein Stein den Sonnenſtrahlen ausgeſetzt iſt, ſo wird er einen gewiſſen Grad Hitze annehmen. Wenn ein Fluß in einem ſehr abhängigen Bette läuft, ſo wird ſeine Geſchwindigkeit beſtändig zunehmen.

Die groſſe Wichtigkeit dieſer Eintheilung, indem ſie die Sätze beſtimmt macht.

4. Nichts iſt in der Philoſophie wichtiger, als eine gehörige Aufmerkſamkeit auf dieſe Eintheilung der Sätze. Wenn wir uns bemühen, niemals etwas ſchlechterdings zu bejahen, auſſer, wo die Begriffe unzertrennlich verbunden ſind; und wenn wir in unſern andern Urtheilen die Bedingungen genau bemerken, unter welchen das Prädicat einem Subjecte zukömmt; ſo werden wir deſto weniger, bey der Anwendung allgemeiner Wahrheiten auf die beſondern Fälle im menſchlichen Leben, einem Irrthume ausgeſetzt ſeyn. Der genauen Beobachtung dieſer Regel iſt es zuzuſchreiben, daß die Meßkünſtler ſo glücklich in ihren Entdeckungen geweſen ſind; und daß man dasjenige, was ſie von den Gröſſen überhaupt beweiſen, bey allen vorkommenden Fällen beqvem anwenden kann.

Und aus beſondern in allgemeine verwandelt.

5. Die wahre Urſache hiervon iſt: man erkennt die Wahrheit beſondrer Sätze erſt alsdann, wenn man ihre Verbindung mit allgemeinen entdecken kann; und daher iſt es das groſſe Geſchäfte der Wiſſenſchaften, allgemeine Wahrheiten ausfindig zu machen, die ſich ſicher in allen vorkommenden Fällen anwenden laſſen. Nun beſteht der groſſe Vortheil, den man aus einer ſorgfältigen Beſtimmung der Bedingungen erhält, unter welchen eine Idee von einer an-

dern

dern bejahet oder verneint werden kann, darinnen, daß dadurch beſondere Sätze wirklich allgemein werden, und daher in unſre Schlüſſe ſicher angenommen werden, und zur Richtſchnur dienen können, um unſre Urtheile darnach einzurichten. Wir wollen dieß durch ein bekanntes Beyſpiel erläutern. Wenn wir ſagen: **Einiges Waſſer wirkt ſehr heftig**, ſo iſt dies ein beſondrer Satz; und da die Bedingungen, von denen dieſe heftige Wirkung abhängt, nicht angeführt ſind; ſo iſt es immer noch ungewiß, in welchen Fällen man ihn anwenden kann. Laßt uns nunmehr dieſe Bedingungen hinzuſetzen, ſo wird der Satz alſo klingen: **Das Waſſer, das in hinlänglicher Menge durch eine abhängige Gegend hinfließt, wirkt ſehr heftig.** Hier haben wir ein allgemeines Urtheil, indem das Prädicat **heftige Wirkung** einem jeden Waſſer unter den erwähnten Bedingungen zugeſchrieben werden kann. Eben ſo klar iſt es, daß man dieſen Satz in dieſer neuen Geſtalt bequem anwenden kann; und wir finden in der That, daß ihn die Menſchen in ſolchen Fällen anwenden, wo eine heftige Wirkung des Waſſers erfordert wird, als bey Kornmühlen, und vielen andern Werken der Kunſt.

Fünftes Capitel.

Von einfachen und zuſammengeſetzten Sätzen.

Eintheilung der Sätze in einfache und zuſammengeſetzte.

I. Bisher haben wir von Sätzen gehandelt, wo nur zwo Ideen mit einander verglichen werden. Dieſe nennt man überhaupt **einfache Sätze**, weil ſie bloß ein

Subject

Subject und ein Prädicat haben, und daher aus einem einfachen Urtheile entſpringen, welches keine fernere Eintheilung zuläßt. Geſchieht es aber, daß ſich verſchiedne Ideen unſern Gedanken auf einmal darſtellen, und uns veranlaſſen, einerley Sache von verſchiednen Gegenſtänden, oder verſchiedne Dinge von einerley Gegenſtande zu bejahen; ſo werden die Sätze, die dieſe Urtheile ausdrücken, **zuſammengeſetzte** genennt, weil ſie ſich in eben ſo viel andre zertheilen laſſen, als es in der ganzen zuſammengeſetzten Beſtimmung des Verſtandes Subjecte oder Prädicate giebt. **Z. E. Gott iſt unendlich weiſe, und unendlich mächtig.** Hier giebt es zwey Prädicate, **unendliche Weisheit**, und **unendliche Macht**, die beyde einem einzigen Subjecte zugeſchrieben werden; und daher läßt ſich auch der Satz in zween andre auflöſen, wovon ein jeder dieſe Prädicate bejahet. Eben ſo offenbar iſt es, daß ein zuſammengeſetztes Urtheil, wenn es aus verſchiednen Subjecten und Prädicaten beſtehet, in eben ſo viel einfache Sätze aufgelöſt werden könne, als es verſchiedne mit einander verglichne Ideen giebt. **Reichthümer und Ehrenſtellen können uns übermüthig machen, und unſre Begierden vergröſſern.** In dieſem Urtheile giebt es zwey Subjecte und zwey Prädicate, und es iſt zugleich augenſcheinlich, daß es ſich in vier beſondre Sätze auflöſen läßt. **Reichthümer können uns übermüthig machen. Reichthümer können unſre Begierden vergröſſern.** Und ſo auch von den Ehrenſtellen.

Der eigentliche Begriff eines zuſammengeſetzten Satzes wird beſtimmt.

2. Die Vernunftlehrer haben dieſe zuſammengeſetzten Sätze in ſehr viele verſchiedene Claſſen eingetheilt, aber nach meiner Meynung, ohne die gehörige Rückſicht auf

ihre

ihre eigene Erklärung. So werden **bedingte Sätze, Cauſal-Sätze, Relativiſche Sätze** u. a. als ſo viele verſchiedene Arten der zuſammengeſetzten Sätze angegeben, ohngeachtet ſie in der That nichts weiter, als einfache Sätze ſind. Ich will ein Beyſpiel von einem bedingten Satze anführen: **Wenn ein Stein den Sonnenſtrahlen ausgeſetzt iſt; ſo pflegt er einen gewiſſen Grad von Wärme anzunehmen.** Hier haben wir nur ein Subject und ein Prädicat; denn der zuſammengeſetzte Ausdruck: **ein Stein, der den Sonnenſtrahlen ausgeſetzt iſt**, macht das eigentliche Subject dieſes Satzes aus, und iſt nur eine einzige beſtimmte Idee. Eben dieſes findet auch bey den Cauſalſätzen ſtatt. **Rehabeam war unglücklich, weil er böſem Rathe folgte.** Ich läugne nicht, daß hier wegen des zuſammengeſetzten Ausdrucks zween Sätze zu ſeyn ſcheinen; wenn wir aber die Sache näher betrachten; ſo iſt klar, daß wir nur ein Subject und ein Prädicat haben. Daß Rehabeam einem böſen Rathe folgte, dies brachte ihn ins Unglück. Es iſt alſo zu einem zuſammengeſetzten Satze nicht genug, daß das Subject und Prädicat zuſammengeſetzte Begriffe ſind, die oft ganze Redensarten erfordern, um ſie auszudrücken; denn in dieſem Falle ſchränkt ſich die Vergleichung immer auf zwo Ideen ein, und macht nur nach unſrer Benennung ein einfaches Urtheil aus. Wo es aber verſchiedne Subjecte oder Prädicate giebt, wo ſich die Bejahung oder Verneinung in gleichem Grade auf ſie alle erſtreckt, da iſt der Satz, der ein ſolches Urtheil ausdrückt, wirklich ein Inbegriff von eben ſo viel einfachen Sätzen, als es verſchiedne Ideen darinnen giebt, die unter einander verglichen worden. Wir wollen uns alſo auf dieſen genauern und richtigern Begriff der zuſammengeſetzten Sätze ein-

ſchränken, und ſie alsdann alle unter zwo Gattungen bringen, nämlich in verbindende oder copulativiſche, und theilende oder disjunctiviſche Sätze.

Zuſammengeſetzte Sätze ſind entweder verbindende.

3. Ein verbindender Satz (propoſitio copulativa) iſt derjenige, wo die Subjecte und Prädicate ſo mit einander verknüpft ſind, daß jedes Subject von einem jeden Prädicate beſonders bejaht oder verneint werden kann. Dergleichen ſind die oben angeführten Beyſpiele von zuſammengeſetzten Sätzen: **Reichthum und Ehrenſtellen machen übermüthig, und vermehren unſre Begierden. Weder Könige, noch Unterthanen ſind vom Tode frey.** In dem erſten Satze können die beyden Prädicate von einem jeden Subjecte einzeln bejaht werden, daher wir vier beſondre Sätze erhalten. Der andere giebt ein Beyſpiel von der verneinenden Gattung, wo einerley Prädicate von beyden Subjecten getrennt, und daher auch in beſondern Sätzen von denſelben verneint werden können.

Oder theilende.

4. Die andre Art der zuſammengeſetzten Sätze beſteht aus denenjenigen, die wir theilende Sätze (propoſitiones disjunctivas) genannt haben: worinnen wir verſchiedne Prädicate mit einerley Subjecte vergleichen, und ſagen, daß eines davon ihm nothwendig zukomme, aber doch das eigentliche Prädicat nicht beſtimmen. Wenn man z. E. ſagt: **Dieſe Welt beſteht entweder durch ſich ſelbſt, oder ſie iſt das Werk einer höchſtweiſen und mächtigen Urſache;** ſo iſt klar, daß eines von dieſen Prädicaten der Welt zukommen müſſe. Allein, da der Satz daſſelbe nicht beſtimmt; ſo gehört er unter diejenigen Sätze, die wir theilende oder

dis-

disjunctiviſche nennen. Dergleichen ſind auch folgende: Die Sonne bewegt ſich entweder um die Erde, oder ſie iſt der Mittelpunct, um den ſich die Erde drehet. Die Freundſchaft findet die Menſchen gleich, oder macht ſie gleich. Es erfordert aber die Natur aller ſolchen Sätze, wenn man vorausſetzt, daß ſie in Anſehung der Form richtig ſind, daß, ſobald man das eigentliche Prädicat beſtimmt, die andern alle nothwendig wegfallen müſſen; oder wenn man alle Prädicate bis auf eins wegſchaft, dieſes einzige nothwendig ſtatt finden müſſe. Wenn wir alſo in dem oben angeführten Beyſpiele zugeben, daß die Welt das Werk einer weiſen und mächtigen Urſache ſey; ſo läugnen wir nothwendig, daß ſie von ſich ſelbſt exiſtire; oder wenn wir läugnen, daß ſie von ſich ſelbſt exiſtire, ſo müſſen wir nothwendig einräumen, daß ſie von einer weiſen und mächtigen Urſache hervorgebracht worden.

Sechſtes Capitel.

Von der Eintheilung der Sätze in augenſcheinliche und erweisliche.

Abſicht dieſes Capitels.

I. Da wir bald auf den dritten Theil der Vernunftlehre kommen werden, welcher von Schlüſſen handelt, und da die Kunſt zu ſchlüſſen darinnen beſteht, daß man Sätze, deren Wahrheit nicht unmittelbar erhellt, aus andern bekanntern herleitet; ſo wird es dienlich ſeyn, ehe wir weiter gehen, die verſchiednen Grade der Gewißheit (Evidence), welche

unſre Urtheile begleiten, ein wenig zu unterſuchen: damit wir deſto geſchickter ſeyn mögen, die Fälle zu unterſcheiden, wo wir unſre Zuflucht zu Schlüſſen nehmen müſſen, und was das für Sätze ſeyn, auf die wir als einen ſichern und unfehlbaren Grund die Wahrheit der andern bauen können.

Eintheilung der Sätze in augenſcheinliche und erweisliche.

2. Wenn ſich ein Satz der Betrachtung des Verſtandes darſtellt, und man die Worte, wodurch er ausgedrückt wird, verſteht; ſo nimmt man, bey Vergleichung der Ideen, die bejahte Uebereinſtimmung oder Verſchiedenheit, entweder unmittelbar wahr, oder man ſieht, daß ſie unſer Verſtand gegenwärtig noch nicht erreichen kann. Im erſten Falle wird der Satz ein augenſcheinlicher genannt, und läßt keinen Beweiß zu, weil eine bloſſe Aufmerkſamkeit auf die Ideen ſelbſt eine völlige Ueberzeugung und Gewißheit hervorbringt; es iſt auch nicht möglich, etwas anders, das noch gewiſſer wäre, zu ſeiner Beſtätigung anzuführen. Wo aber die Verbindung oder die Verſchiedenheit dem Verſtande nicht ſo leicht in die Augen fällt, da müſſen wir unſre Zuflucht zu Schlüſſen nehmen, und wenn wir durch eine deutliche Reihe von Beweisgründen die vorgelegte Wahrheit darthun können, ſo, daß uns die Gewißheit bey jedem Schritte, den wir thun, begleitet; ſo ſind wir alsdenn im Stande, dasjenige zu beweiſen, was wir behaupten; und der Satz ſelbſt wird erweislich genennt. Wenn wir z. E. ſagen: Es ſey unmöglich, daß einerley Sache zugleich ſeyn, und nicht ſeyn könne; ſo ſieht ein jeder, der die dabey gebrauchten Wörter verſteht, beym erſten Anblicke die Wahrheit dieſes Satzes ein; und er kann durch keine Bemühung es dahin bringen,

daß

daß er das Gegentheil glauben ſollte. Der Satz iſt alſo augenſcheinlich und ſo beſchaffen, daß er unmöglich durch einen Schluß deutlicher gemacht werden kann: weil es keine leichtere oder bekanntere Wahrheit giebt, aus welcher man ihn, als eine Folgerung, herleiten könnte. Wenn wir aber ſagen: Dieſe Welt hat einen Anfang; ſo iſt der Satz in der That eben ſo wahr; aber er ſchimmert nicht mit eben dem Grade der Deutlichkeit hervor. Es wird uns ſehr ſchwer, uns vorzuſtellen, wie die Welt aus Nichts habe können hervorgebracht werden; und wir werden nicht eher zu einem freyen und vollkommnen Beyfalle gebracht, bis wir durch Schlüſſe zu einer deutlichen Erkenntniß gelangen, wie viel ungereimtes in der entgegengeſetzten Meynung enthalten ſey. Daher gehört dieſer Satz unter die erweislichen, weil die Wahrheit deſſelben nicht unmittelbar von dem Verſtande empfunden wird, ſondern vermittelſt anderer bekanntern und leichtern Sätze, woraus er als eine unausbleibliche Folgerung fließt, deutlich gemacht werden muß.

Warum die zweyte Wirkung des Verſtandes ganz auf die anſchauende Erkenntniß eingeſchränkt wird.

3. Aus dem, was bisher geſagt worden, erhellt, daß das Schlüſſen ſich bloß mit erweislichen Sätzen beſchäftiget, und daß unſre anſchauenden und augenſcheinlichen Begriffe der letzte Grund ſind, worauf ſie ruhen. Und nun ſehen wir ſehr deutlich die Urſache, warum bey der Eintheilung der Wirkungen des Verſtandes, wie ſie in der Einleitung zu dieſer Abhandlung erklärt worden iſt, die zweyte Wirkung des Verſtandes ganz auf die anſchauende Erkenntniß eingeſchränkt wurde. Unſer erſter Schritt auf dem Wege zur Erkenntniß beſteht darinnen, daß wir uns mit Ideen verſehen. Wenn wir dieſe

erhalten haben, ſo fangen wir alsdenn an, ſie mit einander zu vergleichen, um von ihrer Uebereinſtimmung oder Verſchiedenheit zu urtheilen. Wenn ſich die Verhältniſſe, die wir unterſuchen, gleich unmittelbar durch einen Blick des Verſtandes entdecken laſſen; ſo werden die Urtheile, welche ſie ausdrücken, augenſcheinliche genannt. Können wir aber hier bey der Vergleichung unſrer Ideen, nicht geſchwind und auf einmal ihre Verhältniſſe entdecken; ſo entſtehet daher die Nothwendigkeit, eine Unterſuchung anzuſtellen, und augenſcheinliche Wahrheiten zu Hülfe zu nehmen, welches wir eigentlich Schlüſſen nennen.

Augenſcheinliche Wahrheiten ſind die erſten Gründe der Schlüſſe.

4. Da alſo die erweislichen Sätze eigentlich zu der dritten Wirkung des Verſtandes gehören; ſo will ich ſie gegenwärtig bey Seite ſetzen, und zu der Betrachtung der augenſcheinlichen Wahrheiten zurück kehren. Dieſe enthalten, wie ich ſchon geſagt habe, die erſten Gründe der Schlüſſe; und es iſt gewiß, daß, wenn wir in unſern Unterſuchungen nur ſolche Gründe gebrauchen, die dieſe Eigenſchaft der augenſcheinlichen Deutlichkeit haben, und ſie nach denjenigen Regeln anwenden, die hernach erklärt werden ſollen; ſo werden wir keine Gefahr eines Irrthums in dem Fortgange unſrer Entdeckung zu befürchten haben. Ich kann mich hierbey auf die Schriften der Meßkünſtler berufen, die, weil ſie genau nach dem hier erwähnten Maasſtabe abgefaßt ſind, einen unverwerflichen Beweis von der Feſtigkeit und Dauer der menſchlichen Erkenntniß abgeben, wenn ſie auf einen ſo ſichern Grund gebauet iſt. Denn die Sätze dieſer Wiſſenſchaft haben nicht nur die Probe der Zeit ausgehalten; ſondern man hat auch geſehen, daß ſie mit einer ſo unwiderſtehlichen Gewißheit begleitet

gleitet ſind, die allen denen den Beyfall abnöthiget, welche die Beweisgründe, worauf ſie ſich ſtützen, gehörig erwägen. Da alſo die Meßkünſtler durchgängig den Ruhm haben, daß ſie die rechte Lehrart, zur Wahrheit zu gelangen, getroffen, und da ſie ſowohl in der Wahl, als auch in der Anwendung ihrer Grundſätze am glücklichſten geweſen ſind; ſo wird es nicht unnützlich ſeyn, die Eintheilung, die ſie von augenſcheinlichen Sätzen gegeben haben, hier zu erklären, damit wir in ihre Fußſtapfen treten, und diejenige Richtigkeit und Gründlichkeit im Schlüſſen einigermaßen erlangen mögen, weswegen ſie mit Recht ſo hoch geſchätzt werden.

5. Zuerſt muß man alſo bemerken, daß ſie ſehr ſorgfältig geweſen ſind, ihre Begriffe zu beſtimmen, und die Bedeutung ihrer Worte feſtzuſetzen. Zu dem Ende fangen ſie mit den Erklärungen an, worinnen die Bedeutung ihrer Worte ſo deutlich angezeigt wird, daß ſie in dem Verſtande eines aufmerkſamen Leſers nothwendig eben die Begriffe, die von dem Schriftſteller damit verbunden worden, erregen müſſen. Und in der That, bin ich geneigt zu glauben, daß die Deutlichkeit und unwiderſtehliche Gewißheit der mathematiſchen Wiſſenſchaften vornehmlich dieſer Sorgfalt, alles auf ſo einen Grund zu bauen, zuzuſchreiben iſt. Wo man das Verhältniß zwoer Ideen genau und richtig erforſcht hat, da wird es einem andern nicht ſchwer fallen, dieſes Verhältniß einzuſehen, wenn er, bey Unterſuchung deſſelben, eben dieſelben Ideen mit einander vergleicht. Ein Quadrat z. E. iſt eine Figur, die in vier gleiche gerade Linien eingeſchloſſen iſt, und lauter rechte Winkel hat. Hier macht die Beſchaffenheit der

Erklärungen befördern die Klarheit und Gewißheit der Erkenntniß ſehr.

Winkel keinen geringern Theil der Idee aus, als die Gleichheit der Seiten; und viele Eigenſchaften, die man von dem Quadrate beweißt, folgen bloß daraus, daß es eine rechtwinklichte Figur iſt. Wenn wir alſo annehmen, es habe ſich jemand einen vollkommnen Begriff von einem Quadrate gemacht, der bloß die Gleichheit der Seiten enthielte, ohne die Winkel in Betrachtung zu ziehen, und derſelbe läſe einen Beweiß, der auch dieſen letztern Umſtand enthielte; ſo würde er ihn nothwendig als einen Beweiß verwerfen, der nicht allgemein wahr wäre, weil er auf die Fälle nicht paßte, wo die Seiten unter einander ungleiche Winkel machen. Denn bey dieſer letzten Figur, der immer noch ſein Begriff von einem Quadrate zukömmt, würde man die in dem Satze ihr zugeſchriebne Eigenſchaft nicht antreffen. Wenn er aber hernach ſeinen Begriff verbeſſerte, und ſeine Idee vollſtändiger machte; ſo würde er die Wahrheit und Richtigkeit des Beweiſes ohne Schwierigkeit einräumen. Auf dieſe Weiſe verſchaffen aber die Meßkünſtler überhaupt ihren Sätzen einen unverweigerlichen Beyfall.

Der zweyte Schritt in der mathematiſchen Erkenntniß beſteht darinnen, gewiſſe Grundſätze zu beſtimmen.

6. Wenn ſie dieſen erſten Schritt gethan, und die Ideen, deren Verhältniß ſie unterſuchen wollen, verſtändlich gemacht haben; ſo ſind ſie bemüht, gewiſſe augenſcheinliche Wahrheiten feſtzuſetzen, die ihren künftigen Schlüſſen zum Grunde dienen können. Und hier handeln ſie in der That mit einer merkwürdigen Behutſamkeit, indem ſie keine Grundſätze annehmen, als die unmittelbar aus ihren Erklärungen folgen, und die bey einem Verſtande, der nur einigermaßen auf ſeine Begriffe aufmerkſam iſt, nothwendig Eindruck

machen

machen. Z. E. Ein Cirkel iſt eine Figur, die von einer geraden Linie beſchrieben wird, wenn ſich dieſelbe in einer ebenen Fläche um einen feſten Punct bewegt. Der feſte Punct, um den ſich die Linie bewegt, und worinnen ſich das eine Ende derſelben befindet, wird der Mittelpunct des Cirkels genennt. Das andre Ende der Linie, das ſich herum drehet, bis es wieder zu dem Puncte gelangt, wo es ſeine Bewegung anfieng, beſchreibt eine krumme in ſich ſelbſt laufende Linie, welche die Peripherie heißt. Alle gerade Linien, die man aus dem Mittelpunct gegen die Peripherie zu ziehet, werden Halbmeſſer genennt. Aus der Vergleichung dieſer Erklärungen leiten die Meßkünſtler dieſe augenſcheinliche Wahrheit her: daß alle Halbmeſſer eines Cirkels einander gleich ſind. Ich nenne ſie augenſcheinlich, weil nichts weiter erfordert wird, um ſie dem Verſtande gleich begreiflich zu machen, als eine Aufmerkſamkeit auf die verglichnen Ideen. Denn aus der Erzeugung eines Cirkels iſt ſchon klar, daß die Peripherie überall von dem Mittelpuncte gerade ſo weit entfernt iſt, als die Länge der beſchreibenden Linie beträgt; und daß die verſchiednen Halbmeſſer in der That nichts anders ſind, als eine Linie, die innerhalb der Figur verſchiedne Lagen hat.

Eintheilung der Sätze in Erwägungs- und Ausübungsſätze.

7. Und nun muß ich ferner bemerken: in allen Sätzen bejahen oder verneinen wir entweder eine gewiſſe Eigenſchaft derjenigen Idee, die das Subject von unſerm Urtheile ausmacht, oder wir ſagen, daß etwas gethan oder verrichtet werden ſolle. Die erſtre Art nennt man Erwägungsſätze, wie in dem oben angeführten Beyſpiele: Die Halbmeſſer in einem Cirkel ſind einander

 gleich.

gleich. Die andere nennt man ausübende oder practiſche Sätze, und die Urſache dieſer Benennung kann man ſo leicht entdecken, daß ich ſie hier nicht anzuführen brauche. So iſt der Satz: Von einem Puncte bis zu einem andern, kann man eine gerade Linie ziehen, ein ausübender Satz, weil er etwas enthält, das man thun ſoll.

Daher werden die mathematiſchen Grundſätze in eigentlich ſo genannte Grundſätze oder Axiomen und in Heiſcheſätze eingetheilt.

8. Aus dieſer zweyfachen Betrachtung der Sätze, entſteht die zweyfache Eintheilung der mathematiſchen Grundſätze in Grundſätze im engern Verſtande (Axiomata) und Heiſcheſätze oder Forderungsſätze (Poſtulata). Durch einen Grundſatz im engern Verſtande (Axioma) verſtehen ſie einen augenſcheinlichen Erwägungsſatz. (S. §. 7.). Und hier müſſen wir bemerken, daß, wie bey einem Grundſatze die Uebereinſtimmung oder Verſchiedenheit zwiſchen dem Subject und Prädicat unmittelbar von dem Verſtande erkannt werden muß, alſo auch bey einem Heiſcheſatze nicht nur die Möglichkeit der behaupteten Sache, ſondern auch die Art und Weiſe, wie ſie bewerkſtelligt werden könne, gleich beym erſten Anblick deutlich ſeyn müſſe. Denn, wo dieſe Art und Weiſe nicht von ſich ſelbſt klar iſt, da gehört der Satz unter die erweislichen, und wird auch von geometriſchen Schriftſtellern als ein ſolcher Satz behandelt.

Und erweisliche Sätze in Lehrſätze und Aufgaben.

9. Dieſes leitet mich ganz ungezwungen zu der folgenden Anmerkung. Nämlich, gleichwie die augenſcheinlichen Wahrheiten in verſchiedne Gattungen eingetheilt

werden

werden, nachdem ſie entweder Erwägungs- oder Ausübungsſätze ſind; ſo verhält es ſich auch mit den erweislichen Sätzen. Ein erweislicher Erwägungsſatz wird von den Meßkünſtlern ein Lehrſatz genannt: dergleichen iſt der berühmte 47ſte Satz im erſten Buche der Anfangsgründe des Euklids, der unter dem Nahmen des pythagoriſchen Lehrſatzes von ſeinem Erfinder, dem Pythagoras, bekannt iſt, nämlich: In jedem rechtwinklichten Triangel iſt das Quadrat, das ſich über die Seite, welche dem rechten Winkel gegenüber ſteht, beſchreiben läßt, eben ſo groß, als die beyden Quadrate zuſammengenommen, die man auf den Seiten, welche den rechten Winkel einſchließen, beſchreiben kann. Hingegen ein erweislicher Ausübungsſatz wird eine Aufgabe genennt, als, wenn uns Euklid lehrt: über eine gegebene gerade Linie ein Quadrat zu beſchreiben.

Zuſätze ſind ungezwungene Folgerungen aus Lehrſätzen und Aufgaben.

10. Da ich einmal bey dieſer Materie bin; ſo wird es nicht unnöthig ſeyn, wenn ich noch hinzuſetze, daß, außer den vier ſchon erwähnten Arten von Sätzen, die Meßkünſtler noch eine fünfte haben, die durch den Nahmen der Zuſätze oder Folgerungen (corollaria) bekannt ſind. Dieſe werden gemeiniglich den Lehrſätzen oder Aufgaben beygefügt, und ſind von dieſen nur darinnen unterſchieden, daß ſie aus der erwieſenen Wahrheit auf eine ſo leichte Art folgen, daß man ihre Verbindung mit dem Satze, woraus ſie gefolgert werden, ſogleich einſieht, ſobald ſie vorgetragen werden. Z. E. Nachdem Euklid erwieſen hat, daß in jedem geradelinichten Triangel alle drey Winkel zuſammengenommen zween rech-

ten

ten Winkeln gleich ſind; ſo fügt er als einen Zuſatz hinzu: daß die Summe aller drey Winkel in einem Triangel der Summe aller drey Winkel in einem jeden andern Triangel gleich ſey: welches gleich beym erſten Anblick offenbar iſt, weil ſie in allen Fällen zween rechten Winkeln gleich ſind, und Dinge, die einem dritten gleich ſind, einander ſelbſt gleichen.

Die Anmerkungen erläutern und erklären gewiſſe Umſtände.

II. Das letzte, was ich noch bey der Lehrart der Meßkünſtler, welche eigentlich und vorzüglich die Gewisheit der Erkenntniß gewährt, zu bemerken habe, ſind die ſogenannten Anmerkungen (ſcholia). Sie werden ohne Unterſchied den Erklärungen, Lehrſätzen, Aufgaben und Zuſätzen angehängt, und ſind eben dasjenige, was die Anmerkungen über einen claſſiſchen Schriftſteller ſind. Denn darinnen nimmt man Gelegenheit, dasjenige zu erklären, was in einer Reihe von Schlüſſen etwa noch ſchwer und dunkel ſcheinen könnte; die Einwürfe zu beantworten; die Anwendung und den Nutzen der Sätze zu zeigen; den Urſprung und die Geſchichte der verſchiednen Erfindungen zu lehren, die man in derſelben Wiſſenſchaft gemacht hat; kurz, uns alle die beſondern Umſtände bekannt zu machen, die bekannt gemacht zu werden verdienen, man mag ſie entweder bloß als Gegenſtände der Neugierde oder des Nutzens betrachten.

Anfangsgründe der Vernunftlehre.

Drittes Buch.
Von Schlüſſen.

Erſtes Capitel.
Von den Schlüſſen überhaupt, und ihren Theilen.

I. Wir haben geſehen, wie der Verſtand verfährt, wenn er ſich mit Ideen bereichert, und anſchauende Begriffe zuſammenſetzet. Laßt uns nunmehr unterſuchen, wie wir jene entferntere Verhältniſſe entdecken können, die von unſerm Verſtande ſehr weit entfernt ſind, und deswegen bloß vermittelſt einer höhern Anwendung ſeiner Kräfte entdeckt werden können. Es geſchieht oft, wenn man Begriffe mit einander vergleichet, daß man ihre Uebereinſtimmung oder Verſchiedenheit nicht gleich bey dem erſten Anblicke entdecken kann, vornehmlich, wenn ſie ſo beſchaffen ſind, daß ſie ſich nicht genau gegen einander halten laſſen. Wenn wir z. E. zwo Figuren von verſchied-

Entfernte Verhältniſſe werden vermittelſt gewiſſer mittler Ideen entdeckt.

ſchiednen Geſtalten mit einander vergleichen, um ihre Gleichheit oder Ungleichheit zu beurtheilen; ſo iſt offenbar, daß wir durch eine bloße Betrachtung der Figuren ſelbſt die Sache nicht genau werden beſtimmen können: weil es wegen ihrer verſchiednen Geſtalt unmöglich iſt, ſie ſo auf einander zu legen, daß ihre verſchiednen Theile einander wechſelsweiſe deckten. Daher entſteht die Nothwendigkeit, uns nach einer dritten Idee umzuſehen, die eine ſolche Vergleichung zuläßt, wie der gegenwärtige Fall erfordert. Sind wir hierinnen glücklich, ſo verſchwinden alle Schwierigkeiten, und wir können das geſuchte Verhältniß bequem entdecken. So kann man alle geradelinichte Figuren in Quadrate verwandeln, vermittelſt welcher wir ihren Inhalt ausmeſſen, und ihre Uebereinſtimmung oder Verſchiedenheit in Anſehung der Größe genau beſtimmen können.

Dieſe Art, zur Wahrheit zu gelangen, wird Schlüſſen genennt.

2. Wenn man nun fragen ſollte, wie man vermittelſt einer dritten Idee ein Verhältniß zwiſchen zwo andern entdecken könne; ſo antworte ich, dadurch, daß man ſie mit einer jeden von dieſen Ideen vergleicht. Denn durch eine ſolche Vergleichung ſind wir im Stande einzuſehen, in wiefern die Ideen, mit denen dieſe dritte verglichen werden, mit einander verbunden oder nicht verbunden ſind. Wenn wir, in dem oben angeführten Beyſpiele zweer geradelinichten Figuren, eine jede von ihnen mit einem Quadrat vergleichen, deſſen Inhalt bekannt iſt, und alsdenn finden, daß die eine Figur demſelben vollkommen gleich, und die andre um ein Quadratzoll kleiner iſt; ſo ſchlüſſen wir alsbald, daß die Größe der erſtern Figur um ein Quadratzoll mehr betrage, als die Größe der andern.

3. Aus demjenigen, was wir geſagt haben, erhellet, daß ein jeder Schluß nothwendig drey verſchiedne Urtheile enthält: zwey, worinnen die Jdeen, deren Verhältniß wir entdecken wollen, mit der mittlern Jdee verglichen, und das dritte, worinnen ſie ſelbſt mit einander verbunden, oder von einander getrennt werden, nachdem der Erfolg dieſer Vergleichung es fordert. Gleichwie nun in dem andern Theile der Vernunftlehre unſre Urtheile, wenn ſie durch Worte ausgedrückt wurden, Sätze hieſſen, ſo werden hier in dem dritten Theile die Schlüſſe, in ſo fern man ſie durch Worte ausdrückt, **Schlußreden** (ſyllogiſmi) genennt. Und hieraus folgt, daß, wie jeder Schluß drey verſchiedne Urtheile erfordert, alſo auch jede Schlußrede drey verſchiedne Sätze enthalten müſſe. Wenn ein Schluß auf ſolche Art in Worten abgefaßt iſt, und unter der Geſtalt einer Schlußrede erſcheinet; ſo wird die mittlere Jdee, deren man ſich bedient, um die geſuchte Uebereinſtimmung oder Verſchiedenheit zu entdecken, das **Mittelwort** (terminus medius) genennt; und die beyden Jdeen ſelbſt, mit denen man dieſe dritte verglichen hat, erhalten den Nahmen der **Hauptwörter**.

Die Theile, woraus ein Vernunftſchluß und eine Schlußrede beſtehen.

4. Da aber dies ſich am beſten durch Beyſpiele erläutern läßt; ſo wollen wir z. E. uns bemühen, zu unterſuchen: ob **die Menſchen ſchuldig ſind, Rechenſchaft für ihre Handlungen zu geben?** Da das Verhältniß zwiſchen der Jdee eines **Menſchen**, und der Jdee **der Nothwendigkeit Rechenſchaft zu geben**, nicht unmittelbar von dem Verſtande eingeſehn werden kann; ſo muß dieß unſre erſte Bemühung ſeyn, daß wir eine ge-

Beyſpiel, der Menſch und die Nothwendigkeit, Rechenſchaft zu geben.

gewiſſe dritte Idee ausfindig machen, vermöge welcher wir daſſelbe deſto leichter entdecken können. Es braucht nur eine kleine Ueberlegung, um zu begreifen, daß kein Geſchöpf von ſeinen Handlungen Rechenſchaft geben könne, wenn wir nicht voraus ſetzen, daß es fähig ſey, das Gute von dem Böſen zu unterſcheiden, d. h. wenn wir nicht voraus ſetzen, daß es Vernunft beſitze. Aber auch dies iſt noch nicht hinlänglich. Denn was würde es ihm helfen, gute Handlungen von den böſen zu unterſcheiden, wenn es nicht die Freyheit hätte, zu wählen, oder wenn es nicht das eine vermeiden, und das andre thun könnte? Daher entſteht die Nothwendigkeit, beydes in dem gegenwärtigen Falle zu erwägen. Zugleich aber ſiehet man eben ſo leicht ein, daß, ſobald ein Geſchöpf dieſe Fähigkeit beſitzt, die guten Handlungen von den böſen zu unterſcheiden, oder den erſtern nachzueilen und die andern zu fliehen, dieſes Geſchöpfe auch ſchuldig ſeyn müſſe, von ſeinen Handlungen Rechenſchaft zu geben. Wir haben alſo eine dritte Idee erlangt, mit welcher die Nothwendigkeit, Rechenſchaft von ſeinen Handlungen zu geben, unzertrennlich verbunden iſt, nämlich: **Vernunft** und **Freyheit**, welche hier in ſo fern betrachtet werden, als ſie eine zuſammengeſetzte Idee ausmachen. Laßt uns nunmehr dieſe mittlere Idee nehmen, und ſie mit dem andern vorgelegten Begriffe, nämlich: dem **Menſchen** vergleichen; und wir alle wiſſen aus der Erfahrung, daß man ſie von ihm behaupten kann. Wenn wir alſo durch Hülfe der mittlern Idee zwey verſchiedne Urtheile gebildet haben, nämlich: **daß der Menſch Vernunft und Freyheit beſitzet, und daß Vernunft und Freyheit uns zur Rechenſchaft verbinden;** ſo folgt hieraus ganz offenbar und nothwendig das dritte Urtheil, nämlich: **daß der Menſch von ſeinen Handlungen**

Rechenſchaft geben müſſe. Wenn wir nun dieſen Schluß in Worten ausdrücken; ſo zeigt er uns dasjenige, was die Vernunftlehrer eine Schlußrede (ſyllogismum) nennen, und lautet, wenn man ihn in ſeiner gehörigen Form vorträgt, folgendergeſtalt.

Jedes Geſchöpf, das Vernunft und Freyheit beſitzt, muß von ſeinen Handlungen Rechenſchaft geben.
Der Menſch iſt ein Geſchöpf, das Vernunft und Freyheit beſitzet.
Folglich muß der Menſch von ſeinen Handlungen Rechenſchaft geben.

Vorderſätze, Schlußſatz, Hauptwörter, Mittelwort.

5. Die beyden erſten Sätze kommen mit den beyden erſten Urtheilen in einem Schluſſe überein, und werden die Vorderſätze (praemiſſae) genannt, weil ſie vor den andern ſtehen. Der dritte heißt der Schlußſatz (concluſio), weil man ihn als eine Folge aus demjenigen ziehet, was in den Vorderſätzen behauptet wird. Zugleich müſſen wir uns erinnern, daß die Wörter, welche die beyden Jdeen ausdrücken, deren Verhältniſſe wir unterſuchen, wie hier Menſch und die Nothwendigkeit Rechenſchaft zu geben, gemeiniglich Hauptwörter genannt werden, und daß die mittlere Jdee, wodurch man das Verhältniß unterſucht, nämlich: Ein Geſchöpf, das Vernunft und Freyheit beſitzt, den Nahmen des Mittelworts erhält. Hieraus folgt, daß wir durch die Vorderſätze in einer Schlußrede allezeit die beyden Sätze verſtehen, wo das Mittelwort mit einem jeden Hauptworte verglichen wird; denn dieſe machen die vorhergehenden Urtheile aus, woraus die Wahrheit, die wir ſuchen, durch einen

Schluß hergeleitet wird. Der Schlußſatz iſt der andre Satz, worinn die **Hauptwörter** ſelbſt mit einander verbunden, oder von einander getrennt werden, nach Beſchaffenheit der vorhergehenden Vergleichung.

Das gröſſere und kleinere Hauptwort, der Ober- und Unterſatz.

6. Gleichwie aber der Schlußſatz aus den Hauptwörtern des Schluſſes beſtehet, alſo wird dasjenige Hauptwort, welches im Schlußſatze die Stelle des Prädicats vertritt, das **gröſſere Hauptwort** (terminus major) genennt; das andre, welches das Subject in eben dieſem Satze ausmacht, heißt das **kleinere Hauptwort** (terminus minor). Aus dieſer Eintheilung der Hauptwörter entſteht auch eine Eintheilung der Vorderſätze, wo dieſe Hauptwörter mit dem Mittelworte verglichen werden. Derjenige Satz, der das gröſſere Hauptwort, oder das Prädicat des Schlußſatzes, mit dem Mittelworte vergleicht, wird der **Oberſatz** (propoſitio major) genannt; der andre, worinnen eben dieſes Mittelwort mit dem Subjecte des Schlußſatzes, oder dem kleinern Hauptworte, verglichen wird, heißt der **Unterſatz** (propoſitio minor). Jener muß aber, wenn man eine Schlußrede in ihrer gehörigen Geſtalt vorträgt, allezeit zuerſt, hernach der Unterſatz, und endlich der Schlußſatz geſetzt werden, ſo wie wir in der oben angeführten Schlußrede gethan haben.

Unterſchied der Urtheile und Sätze, ferner, der Vernunftſchlüſſe und Schlußreden.

7. Nachdem ich alſo diejenigen Wörter, die etwa in der Folge dieſer Abhandlung vorkommen möchten, erklärt, und mir dadurch den Weg gebahnt habe; ſo wird es nicht undienlich ſeyn, zu bemerken, daß, ob wir gleich einen ſorgfältigen Unterſchied unter einem

Ver-

Vernunftſchluſſe und einer Schlußrede, oder einem mit Worten ausgedrückten Vernunftſchluſſe, gemacht haben; man dennoch in dem gemeinen Sprachgebrauch nicht ſo ſtrenge zu ſeyn pflegt, indem man das Wort Schluß ohne Unterſchied braucht, entweder die Urtheile des Verſtandes, wie ſie auf einander folgen, oder die Sätze anzuzeigen, welche dieſe Urtheile ausdrücken. Wir dürfen uns auch hierüber nicht verwundern, indem unſre Jdeen, und die ihnen zugehörigen Worte durch die Gewohnheit und den Gebrauch dergeſtalt mit einander verbunden ſind, daß ſich unſre Gedanken gleichſam von ſich ſelbſt in die Worte einkleiden, ſobald ſie in der Seele entſtehen, daher wir ſelbſt bey den Schlüſſen, in ſofern wir ſie noch innerhalb dem Verſtande bilden, der Worte nicht ganz und gar entbehren können. Allein, ohngeachtet dieſer genauen Verbindung zwiſchen den gedachten und ausgeſprochenen Schlüſſen, wenn ich mich dieſer Ausdrücke bedienen darf, hielt ich es doch für nöthig, einen Unterſchied zwiſchen ihnen zu machen, um dem Leſer einen richtigen Begriff von der Methode zu geben, wie man eine Wahrheit aus der andern herleitet. So lange der Verſtand die Dinge aufmerkſam betrachtet, und ſeine Urtheile nach der eigentlichen Deutlichkeit, die ſie begleitet, mit einander verbindet; ſo haben wir nicht leicht einen Jrrthum in unſern Schlüſſen zu befürchten, weil wir unſre Folgerungen nicht weiter treiben, als es die Deutlichkeit unſrer Begriffe erlaubet. Allein, wenn wir uns der Worte bedienen, ſo verhält ſich die Sache oft ganz anders. Denn nichts iſt da gewöhnlicher, als daß man Worte gebraucht, ohne auf die Jdeen zu ſehen, die ſie vorſtellen; und wir verbinden ſehr oft ſolche Ausdrücke mit einander, die, wenn man ſie unterſucht, keine beſtimmte Bedeutung haben. Daher iſt es für uns ein ſehr wichtiger

Unterſcheid, den wir zwiſchen einem Schluſſe und einer Schlußrede machen; und daher müſſen wir uns auch bemühen, daß die letztere in allen Fällen eine wahre und richtige Vorſtellung der erſtern ſeyn möge. Unterdeſſen, da ich nicht geſonnen bin, von dem gemeinen Sprachgebrauche allzuweit abzugehen, oder die Eintheilungen ohne Noth zu vervielfältigen, ſo will ich in der Folge die Sätze als Vorſtellungen der wirklichen Urtheile des Verſtandes, und die Schlußreden als die wahren Abbildungen unſrer Vernunftſchlüſſe betrachten, ſo wie ſie es auch in der That allezeit ſeyn ſollten, und bey Männern, die richtig denken, und nach der Wahrheit begierig ſind, auch unſtreitig allezeit ſeyn werden. Dieſes alſo vorausgeſetzt, ſo werden wir nichts zu beſorgen haben, wenn wir die Worte Urtheil und Satz ohne Unterſchied gebrauchen, oder einen Schluß, bald als eine Verbindung verſchiedner Urtheile, bald als eine Verbindung der Sätze, welche dieſe Urtheile ausdrücken, betrachten werden, Denn, da die einen genaue Vorſtellungen der andern ſind, ſo wird die Folge hiervon in allen Fällen einerley ſeyn. Es iſt auch kein geringer Vortheil, daß wir uns auf dieſe Art nach dem gemeinen Sprachgebrauche richten können, ohne unſre Ideen zu vermengen, oder in eine Zweydeutigkeit zu verfallen. Hierdurch entſteht eine gewiſſe Gleichheit zwiſchen uns und andern Menſchen; wir verſtehen leicht die Bedeutung ihrer Ausdrücke, und können unſre Begriffe und Meynungen bequem ihrem Verſtande beybringen.

In einem einfachen Schluſſe müſſen die Vorderſätze anſchauende Wahrheiten ſeyn.

8. Wenn wir alſo dies voraus ſetzen; ſo können wir überhaupt einen Schluß folgendergeſtalt erklären: **Es iſt diejenige Wirkung des Verſtandes, wodurch derſelbe,**

derſelbe, aus andern vorhergehenden ſchon bekannten und deutlichen Sätzen, einen andern unbekannten Satz herleitet. Man findet aber in einem einfachen Schluſſe nur zween ſolche vorhergehende Sätze; und dieſe müſſen allezeit von ſelbſt dem Verſtande ſo deutlich ſeyn, daß wir ihnen gleich Beyfall geben, und ihre Wahrheit einſehen, ſobald man ſie vorträgt. In der oben angeführten Schlußrede, ſollen die Vorderſätze augenſcheinliche Wahrheiten ſeyn, ſonſt könnte man den Schlußſatz nicht durch einen einzigen Schluß erhalten. Wenn man z. E. in dem Oberſatze: Jedes Geſchöpf, das Vernunft und Freyheit beſitzt, muß Rechenſchaft von ſeinen Handlungen geben, die Verbindung zwiſchen dem Subject und Prädicat nicht, durch eine bloſſe Aufmerkſamkeit auf die Ideen ſelbſt, einſehen könnte; ſo iſt klar, daß dieſer Satz eben ſo ſehr, als der daraus hergeleitete Schlußſatz einen Beweiß bedürfte. In dieſem Falle müßte man ein neues Mittelwort ſuchen, um die hier vorausgeſetzte Verbindung zu entdecken; und dieſes veranlaßt nothwendig eine andre Schlußrede; und wenn wir dadurch den erwähnten Satz erwieſen haben, ſo ſteht es alsdenn, eher aber nicht, in unſrer Gewalt, ihn in allen folgenden Schlüſſen zu gebrauchen. Sollte aber vielleicht bey dieſem zweyten Verſuche ſich immer noch ein Vorderſatz befinden, deſſen Wahrheit nicht gleich beym erſten Anblick klar wäre; ſo müſſen wir unſre Zuflucht zu einer dritten Schlußrede nehmen, um auch dieſe Wahrheit dem Verſtande deutlich zu machen. Denn ſo lange die Vorderſätze ungewiß bleiben, ſo lange muß es der darauf gebauete Schlußſatz auch ſeyn. Wenn wir endlich auf dieſe Art eine Schlußrede erhalten, wo die Vorderſätze anſchauende Wahrheiten ſind; ſo bleibt der Verſtand hier mit

vollkommner Zufriedenheit ſtehen, indem er ſieht, daß die verſchiedenen Schlußſätze, die er durchgegangen iſt, auf dem unbeweglichen Grunde der augenſcheinlichen Gewißheit ſtehen, und ſich, wenn man ihnen bis zu ihren Quellen nachſpürt, darinnen endigen.

Das Vermögen zu ſchlüſſen zeigt ſich in ſeiner höchſten Vollkommenheit bey einer ganzen Reihe von Schlußreden.

9. Wir ſehen alſo, daß, wenn wir eine Folge aus einem einzigen Schluſſe herleiten wollen, die Vorderſätze anſchauende Sätze ſeyn müſſen. Sind ſie es nicht, ſo ſind vorher noch andre Schlußreden nöthig: in welchem Falle das Schlüſſen eine zuſammengeſetzte Handlung wird, und eine Menge verſchiedner auf einander folgender Stufen enthält. Dieſes geſchieht oft, wenn wir die entferntern Verhältniſſe unſrer Ideen unterſuchen, wo wir viele Mittelworte zu Hülfe nehmen müſſen, und daher der Schlußſatz bloß durch eine Reihe an einander hängender Schlußreden bewieſen werden kann. Doch, obgleich in dieſer Verbindung der Sätze diejenigen, welche die Vorderſätze der letzten Schlußrede ausmachen, oft ſehr weit von einer augenſcheinlichen Gewißheit entfernt ſind; ſo werden wir doch finden, wenn wir in der Reihe von Schlüſſen zurückgehen, daß ſie Schlußſätze vorhergehender Schlußreden ſind, deren Vorderſätze, je weiter wir fortgehen, immer mehr den anſchauenden Wahrheiten ſich nähern, und ſich zuletzt darinnen endigen. Und wenn wir auf dieſe Art einen Beweiß geführt haben, ſo verfahren wir nunmehr nach der entgegengeſetzten Ordnung, und bemerken, wie der Verſtand bey anſchauenden Begriffen anhebt, ſie mit einander verbindet, um eine Folge daraus zu ziehen, wie er dieſe Folge wiederum in eine andre Schlußrede bringt, und immer Schritt vor Schritt

fort-

fortgehet, indem er ſich einer jeden neuen Entdeckung zu ſeinem folgenden Fortgange bedient; und ſo werden wir alsdenn ſehr deutlich einſehen, daß das Schlüſſen in ſeinem höchſten Grade nichts anders iſt, als eine ordentliche Verbindung einfacher Schlüſſe, die wir bereits ſo ausführlich erklärt haben. Die größte Kunſt beſteht darinnen, daß wir unſre Schlußreden ſo mit einander verbinden, daß die Sätze, deren man ſich als Vorderſätze bedient, offenbare Folgerungen der vorhergehenden Schlüſſe ſind. Denn, weil hierdurch ein jeder Schlußſatz aus bekannten und erwieſenen Wahrheiten hergeleitet wird; ſo wird ſelbſt der letzte in der Reihe, wenn wir dieſebe auch noch ſo weit fortſetzen, nicht weniger Gewißheit haben, als die urſprünglichen anſchauenden Begriffe ſelbſt, womit die ganze Kette von Schlußreden ihren Anfang nimmt.

Zweytes Capitel.

Von den verſchiedenen Arten der Schlüſſe, und erſtlich von derjenigen Art, wodurch wir die Gattungen und Arten der Dinge beſtimmen.

Die Schlüſſe ſind zweyerley.

I. Wir haben uns in dem vorhergehenden Capitel bemüht, von der Kraft zu ſchlüſſen, und von der Art und Weiſe, wie ſie ſich zeiget, einen ſo deutlichen Begriff, als möglich, zu geben. Laßt uns nunmehr die Entdeckungen, die wir durch dieſe Kraft machen können, ein wenig unterſuchen, und ſehen, was für Endzwecke wir uns vornehmlich bey

der Ausübung derſelben vorſetzen. Alle Endzwecke der menſchlichen Vernunft können überhaupt auf dieſe zween geſetzt werden: 1) Die Dinge unter diejenigen Claſſen von allgemeinen Ideen zu bringen, zu denen ſie eigentlich gehören; und 2) ihnen, zu Folge dieſer Eintheilung, ihre verſchiednen Eigenſchaften zuzueignen.

Die erſte Claſſe betrift die Gattungen und Arten der Dinge.

2. Zuerſt ſage ich alſo, daß der eine Hauptendzweck der menſchlichen Vernunft darinnen beſteht, die Gattungen und Arten der Dinge zu beſtimmen. Wir haben in dem erſten Theile dieſes Buches geſehen, wie der Verſtand bey der Bildung allgemeiner Ideen verfährt. Wir haben auch in dem zweyten Theile unterſucht, wie wir vermittelſt dieſer allgemeinen Ideen zu allgemeinen Sätzen gelangen. Da wir nun in dieſen allgemeinen Sätzen eine gewiſſe Eigenſchaft von einer Gattung oder Art bejahen; ſo iſt offenbar, daß wir dieſe Eigenſchaft nicht auf beſondre Gegenſtände anwenden können, bis wir zuerſt beſtimmt haben, ob ſie unter der allgemeinen Idee enthalten ſind, welcher die Eigenſchaft zugeſchrieben wurde. So giebt es gewiſſe Eigenſchaften, die allen geraden Zahlen zukommen, die man gleichwohl nicht jeder beſondern Zahl zuſchreiben kann, bis man erſtlich entdeckt hat, daß ſie zu der Art gehöret, welche durch dieſen allgemeinen Nahmen ausgedrückt wird. Daher fängt ſich das Schlüſſen damit an, daß man die Dinge unter ihre verſchiednen Eintheilungen und Claſſen in der Leiter unſrer Ideen bringet; und da alle dieſe Eintheilungen durch beſondre Nahmen unterſchieden ſind, ſo lernen wir hierdurch die Worte, welche allgemeine Begriffe anzeigen, auf ſolche beſondre Gegenſtände anwenden, die ſich unſrer unmittelbaren Betrachtung darſtellen.

3. Um

3. Um alſo zu dieſen Folgerungen zu gelangen, wodurch die verſchiednen Gegenſtände der Begriffe unter allgemeine Nahmen gebracht werden, ſind offenbar zwey Stücke nothwendig. Zuerſt müſſen wir die Idee ſelbſt betrachten, die durch dieſen allgemeinen Nahmen bezeichnet wird, und auf die beſondern Merkmale, die ſie von andern unterſchieden, genau Achtung geben. Zweytens müſſen wir dieſe Idee mit dem betrachteten Gegenſtande vergleichen, und fleißig bemerken, worinnen ſie mit einander übereinkommen, oder verſchieden ſind. Finden wir, daß die Idee mit dem beſondern Gegenſtande übereinſtimmt, ſo eignen wir ihr ohne Bedenken den allgemeinen Nahmen zu; findet aber keine ſolche Uebereinſtimmung ſtatt, ſo muß der Schluß nothwendig eine andre Geſtalt gewinnen. Laßt uns z. E. die Zahl Achte nehmen, und ſehen, wie wir ſtufenweiſe dahin gebracht werden, ſie eine gerade Zahl zu nennen. Erſtlich erinnern wir uns alſo an den Begriff, der durch den Ausdruck: eine gerade Zahl angezeigt wird, nämlich, daß es eine ſolche Zahl ſey, die ſich in zween gleiche Theile zergliedern läßt. Wir vergleichen alſo dieſe Idee mit der Zahl Achte, und indem wir ihre Uebereinſtimmung deutlich einſehen, ſo ſehen wir auf einmal die Nothwendigkeit, den Schluß zuzugeben. Dieſe verſchiednen Urtheile alſo, wenn man ſie durch Worte ausdrückt, und in die Geſtalt einer Schlußrede einkleidet, lauten folgendergeſtalt:

Die verſchiednen Schritte, wodurch wir zu dergleichen Schlüſſen gelangen.

Jede Zahl, die in zween gleiche Theile zergliedert werden kann, iſt eine gerade Zahl.
Die Zahl Achte iſt eine ſolche Zahl, die in zween gleiche Theile zergliedert werden kann;
Folglich iſt die Zahl Achte eine gerade Zahl.

Die groſſe Wichtigkeit von dieſer Art zu ſchlüſſen.

4. Man muß ſich nicht einbilden, daß dergleichen Unterſuchungen, weil ſie dem Scheine nach ſich auf die Benennung beſonderer Gegenſtände mit allgemeinen Nahmen einſchränken, deswegen geringe und von ſchlechter Wichtigkeit wären. Einige der wichtigſten Streitigkeiten unter den Menſchen, und ſogar ſolche, die ihr Leben, Gewinn und Glückſeligkeit betreffen, gehören ganz unter dieſe Claſſe. Iſt es nicht die vornehmſte Beſchäftigung unſrer verſchiednen Gerichtshöfe, in beſondern Fällen zu beſtimmen, was Geſetz, Gerechtigkeit und Billigkeit ſey? Von was für Wichtigkeit iſt es nicht, in vielen Fällen richtig zu entſcheiden, ob eine gewiſſe Handlung ein vorſetzlicher Mord, oder ein unvorſetzlicher Todtſchlag zu nennen ſey? Wir ſehen alſo, daß oft nichts geringers, als das Leben und die Glücksgüter der Menſchen von dieſen Entſcheidungen abhängen? Die Urſache iſt klar: wenn man gewiſſe Handlungen einmal unter eine allgemeine Idee gebracht hat; ſo kömmt ihnen alles dasjenige zu, was man von dieſer Idee behaupten kann, ſo, daß durch die Beſtimmung der Art, worunter gewiſſe Handlungen gehören, auch zugleich beſtimmt wird, in wiefern Lob oder Tadel, Ehre oder Schande darauf folgen werde. Denn, da es ausgemacht iſt, daß ein vorſetzlicher Mord den Tod verdient, ſo werden wir, wenn wir eine gewiſſe Handlung unter die Claſſe des Mordes ſetzen, ihr nothwendig die gehörige Strafe zuſchreiben.

Beſtimmte und unveränderliche Ideen, nebſt einem gleichförmigen Gebrauche der Namen, machen dieſen Theil unſrer Erkennt-

5. Nachdem ich alſo die Regeln hinlänglich erklärt, nach welchen wir uns zu richten pflegen, wenn wir beſondre Gegenſtände unter allgemeine Ideen bringen, und nachdem ich ihre Uebereinſtimmung mit dem Gebrau-

brauche der Meßkünſtler gezeigt habe; ſo muß ich nur noch bemerken, daß das wahre Mittel, dieſen Theil unſrer Erkenntniß ſowohl leicht, als auch gewiß zu machen, darinnen beſtehe, daß wir uns ſelbſt zu deutlichen und beſtimmten Ideen gewöhnen, und ſie unabläßlich mit den ihnen zugehörigen Namen verbinden. Denn, da unſre ganze Abſicht dieſe iſt, allgemeine Ausdrücke recht zu gebrauchen, ſo werden wir, wenn dieſe Worte unveränderliche Ideen bedeuten, die dem Verſtande vollkommen bekannt ſind, und bey vorkommender Gelegenheit leicht unterſchieden werden können, wenig Gefahr wegen eines Irrthums in unſern Schlüſſen zu beſorgen haben. Wir wollen ſetzen, wir hätten uns, indem wir einen gewiſſen Gegenſtand unterſucht, und unſre Aufmerſamkeit nach und nach von einem Theile zu dem andern gerichtet, die verſchiedenen beſondern Umſtände, die darinnen zu bemerken wären, bekannt gemacht. Wenn wir unter dieſen ſolche antreffen, die eine gewiſſe allgemeine Idee ausmachen, welche ſchon zuvor von dem Verſtande gefaßt und feſtgeſetzt, oder mit einem beſondern Nahmen bezeichnet worden; ſo wird, durch dieſe dergeſtalt wahrgenommene Aehnlichkeit, nothwendig die Art des Gegenſtandes beſtimmt, und ſie giebt ihm dadurch ein Recht zu dem Nahmen, womit dieſe Art benennt wird. So machen vier gleiche Seiten, die rechtwinklicht mit einander verbunden ſind, den Begriff eines Quadrats aus. Da dies ein beſtimmter und unveränderlicher Begriff iſt, ohne welchen man den allgemeinen Nahmen nicht gebrauchen kann; ſo nennen wir niemals eine vorkommende Figur ein Quadrat, bis wir ſehen, daß ſie dieſe verſchiednen Eigenſchaften hat; und hingegen, wo man eine Figur mit dieſen Eigenſchaften antrift, da erhält ſie nothwendig den Nahmen eines Quadrats.

niß ſowohl leicht, als gewiß.

6. Wir

Durch eine ſolche Methode, könnten Gewißheit und Demonſtration in andre Theile unſrer Erkenntniß eben ſowohl, als in die Meßkunſt gebracht werden.

6. Wir ſehen alſo, wie wichtig es für das Wachsthum und die Gewißheit der menſchlichen Erkenntniß ſey, daß wir uns zu deutlichen und beſtimmten Ideen, und zu einem richtigen Gebrauche der Worte gewöhnen. Und dies iſt auch kein ſo leichtes Unternehmen, wie vielleicht viele ſich vorſtellen, indem es ſowohl einen weit ausgebreiteten Verſtand, als auch eine groſſe Gewalt über unſre Aufmerkſamkeit erfordert, die eigentlichen Schranken unſrer Ideen zu beſtimmen, wenn ſie ſehr zuſammengeſetzt werden, und eine Menge beſondrer Umſtände enthalten. Ja, wenn man auch dieſe Gränzen richtig beſtimmt hat, ſo iſt noch eine gewiſſe Geſchwindigkeit der Gedanken, und eine gewiſſer Umfang des Verſtandes nöthig, auf alle verſchiednen Theile beſtändig aufmerkſam zu ſeyn, daß, wenn wir unſre Begriffe mit einander vergleichen, keiner davon überſehen werden möge. Doch müſſen uns dieſe Schwierigkeiten nicht den Muth benehmen; ſo groß ſie auch ſind, ſo ſind ſie doch nicht unüberwindlich; und die Vortheile, die aus einem glücklichen Fortgange entſtehen, werden unſre Mühe reichlich belohnen. Die Gewißheit und leichte Anwendung der mathematiſchen Wiſſenſchaften iſt gänzlich der genauen Beobachtung dieſer Regel zuzuſchreiben. Und ich glaube faſt, daß, wenn wir bey allen unſern übrigen Ideen eben die Sorgfalt anwendeten, wie die Meßkünſtler in Anſehung der Zahlen und Gröſſen gethan, indem ſie dieſelben aufs genaueſte mit einander verbunden, und dieſe Verbindungen durch beſondere Nahmen unterſchieden haben, um ſie feſt und unveränderlich zu erhalten; ſo würden wir bald zu dem Vermögen gelangen, Gewißheit und Demonſtration auch in andre Theile der menſchlichen Erkenntniß überzutragen.

Drittes Capitel.

Von den Schlüſſen, in ſofern ſie die Kräfte und Eigenſchaften der Dinge, und die Verhältniſſe unſrer allgemeinen Ideen betreffen.

Eintheilung der Schlüſſe, in ſofern ſie die Wiſſenſchaften, oder das gemeine Leben betreffen.

I. Wir kommen nun zu dem zweyten groſſen Endzwecke, den die Menſchen bey ihren Schlüſſen haben, nämlich, daß ſie die verſchiednen Eigenſchaften der Dinge entdecken, und ihnen dieſelben zueignen. Und hier wird es nöthig ſeyn, zwiſchen den Schlüſſen, in ſofern ſie die Wiſſenſchaften, oder das gemeine Leben betreffen, einen Unterſchied zu machen. In den Wiſſenſchaften beſchäftiget ſich unſre Vernunft vornehmlich mit allgemeinen Wahrheiten, weil nur durch dieſe die Grenzen der menſchlichen Erkenntniß erweitert werden. Daher entſteht die Eintheilung der Dinge in verſchiedne Claſſen, die man ſonſt Gattungen und Arten nennt. Denn, da man dieſe allgemeinen Begriffe als die Vorſtellungen vieler beſondern Dinge annimmt, ſo muß alles, was von ihnen geſagt wird, auch von allen einzelnen Dingen, die unter ſie gehören, geſagt werden können. Mord z.E. iſt eine allgemeine Idee, die eine gewiſſe Art menſchlicher Handlungen vorſtellt. Die Vernunft ſagt uns, daß die ihm zukommende Strafe der Tod ſey. Daher wird einer jeden beſondern Handlung, die unter den Begriff eines Mords gehört, die Todesſtrafe zugeeignet. Hier wenden wir alſo die allgemeine Wahrheit auf einige vorkommende Fälle an, und dieſes macht eigentlich das Schlüſſen

im gemeinen Leben aus. Denn die Menſchen haben, in ihren gewöhnlichen Handlungen und gemeinſchaftlichen Umgange, gröſstentheils mit beſondern Gegenſtänden zu thun. Unſre Freunde und Verwandte, ihre Gemüthsart und Aufführung, die Beſchaffenheit der verſchiednen Körper, die uns umgeben, und der Gebrauch, zu welchem wir ſie anwenden können, beſchäftigen vornehmlich unſre Aufmerkſamkeit. In allen dieſen Fällen ſind unſre Schlüſſe auf beſondere Dinge gerichtet; und der ganze Erfolg unſerer Schlüſſe iſt der, daß wir die allgemeinen Wahrheiten der Wiſſenſchaften auf die gewöhnlichen Handlungen des menſchlichen Lebens anwenden. Wenn wir eine Otter ſehen, ſo fliehen wir ſie; wo wir eine heftige Wirkung des Waſſers brauchen, um einen Körper zu bewegen, der einen beträchtlichen Widerſtand äuſſert; ſo bemühen wir uns, daſſelbe ſo zu leiten, daß es auf den Gegenſtand mit Heftigkeit fallen muß. Alles dieſes geſchieht vermöge unſrer gewöhnlichen und leichten Anwendung dieſer zwo allgemeinen Wahrheiten: **Der Biß einer Otter iſt tödtlich. Wenn das Waſſer mit groſſer Heftigkeit auf einen Körper fällt, ſo ſucht es ihn mit Gewalt in Bewegung zu bringen.** Ferner, wenn wir einen gewiſſen Character betrachten, um das Lob oder den Tadel zu beſtimmen, der ihm zukömmt, ſo beſteht gleichfalls unſre gröſste Bemühung darinnen, das Verhältniß der Tugend und Laſter genau zu beſtimmen. Die Urſache iſt offenbar. Eine richtige Beſtimmung hängt in allen dergleichen Fällen gänzlich von einer Anwendung dieſer allgemeinen moraliſchen Grundſätze ab: **Tugendhafte Handlungen verdienen Lob. Laſterhafte Handlungen verdienen Tadel.**

Wie wir ſtufenweiſe in unſern Schlüſſen im gemeinen Leben fortzugehen pflegen.

2. Hieraus erhellet, daß Schlüſſen, in ſofern es das gemeine Leben betrift, nichts anders heißt, als die allgemeinen Eigenſchaften der Dinge den verſchiednen Gegenſtänden zueignen, mit denen wir uns unmittelbar beſchäftigen, nachdem wir finden, daß ſie zu dieſer beſondern Eintheilung oder Claſſe gehören, welcher dieſe Eigenſchaften zukommen. Die Ordnung alſo hierbey, in welcher wir fortzugehen pflegen, iſt offenbar dieſe: Zuerſt beziehen wir den zu betrachtenden Gegenſtand auf eine allgemeine Idee oder Claſſe von Dingen; alsdenn nehmen wir die verſchiednen Eigenſchaften dieſer allgemeinen Idee zuſammen; und endlich ſchreiben wir alle dieſe Eigenſchaften dem gegenwärtigen Gegenſtande zu. Wenn wir z. E. den Character des Sempronius betrachten, und ſehen, daß er von derjenigen Gattung iſt, die man tugendhaft nennt; wenn wir zu gleicher Zeit überlegen, daß ein tugendhafter Mann Hochachtung verdient; ſo folgt hieraus ganz ungezwungen und leicht, daß Sempronius auch Hochachtung verdient. Bringt man dieſe Gedanken in eine Schlußrede, um die hier erforderliche Form eines Schluſſes zu zeigen; ſo lauten dieſelben alſo:

Jeder tugendhafte Mann verdient Hochachtung.
Sempronius iſt ein tugendhafter Mann;
Folglich verdient Sempronius Hochachtung.

Die Verbindung und das Verhältniß, welches die beyden wichtigen Theile unſrer Schlüſſe haben.

3. Aus dieſer Schlußrede erhellet, daß, ehe wir etwas von einem beſondern Gegenſtande behaupten, dieſer Gegenſtand mit einer gewiſſen allgemeinen Idee verglichen werden müſſe. Sempronius wird für einen Mann erklärt, welcher Hochachtung verdient, bloß, weil

weil er ein tugendhafter Mann iſt, oder, weil er unter dieſen allgemeinen Begriff gehöret. Hieraus ſehen wir die nothwendige Verbindung der verſchiednen Theile der Schlüſſe, und das Verhältniß, das ſie unter einander haben. Die Beſtimmung der Gattungen und Arten der Dinge iſt, wie wir geſagt haben, eine Beſchäftigung der menſchlichen Vernunft; und hier ſehen wir, daß dieſe Beſchäftigung die erſte in der Ordnung iſt, und vor der andern vorhergeht, vermittelſt welcher man denſelben ihre Kräfte, Eigenſchaften und Verhältniſſe zuſchreibet. Wenn wir aber nur dieſen erſten Schritt gethan, und beſondre Gegenſtände unter allgemeine Nahmen gebracht haben; ſo iſt klar, daß wir uns, um in dieſem Theile unſrer Erkenntniß glücklich fortzukommen, ſchlechterdings die verſchiednen Verhältniſſe und Eigenſchaften dieſer allgemeinen Ideen bekannt machen müſſen, da die Eigenſchaften, die wir ihnen zuſchreiben, keine andern ſind, als die Eigenſchaften der allgemeinen Idee. Wenn dieſes geſchehen iſt; ſo wird das andre leicht ſeyn, und kaum eine Anſtrengung unſrer Gedanken erfordern: da es nichts weiter iſt, als eine Anwendung der allgemeinen Form der Schlüſſe, die in der vorhergehenden Schlußrede vorgeſtellt worden. Da wir nun bereits hinlänglich gezeigt haben, wie wir bey Beſtimmung der Gattungen und Arten der Dinge verfahren müſſen, welches, wie wir geſagt haben, der erſte Schritt zu dieſem zweyten Zweige der menſchlichen Erkenntniß iſt; ſo beſteht alles das, was noch zu einer richtigen Erklärung deſſelben nöthig iſt, darinnen, daß wir einige Betrachtungen mittheilen, die die Art und Weiſe betreffen, wie wir die allgemeinen Verhältniſſe unſrer Ideen unterſuchen können. Dies iſt die höchſte Anwendung der Kräfte unſers Verſtandes; dadurch gelangen wir zu der

Entdeckung

Entdeckung allgemeiner Wahrheiten; ja diejenigen Folgerungen, die wir auf dieſe Art erlangen, machen die beſondre Art von Schlüſſen aus, die, wie wir vorhin geſagt haben, vornehmlich die Wiſſenſchaften betreffen.

Zwey Stücke werden bey demjenigen erfordert, der im Schlüſſen glücklich seyn will.

4. Damit wir aber unſre Gedanken nach einer gewiſſen Ordnung und Methode einrichten mögen, ſo wollen wir zuerſt die Anmerkung machen, daß die Verhältniſſe unſrer allgemeinen Ideen von zweyerley Art ſind. Entweder es ſind ſolche, die ſich ſelbſt ſogleich entdecken, ſobald man die Ideen mit einander vergleicht; oder ſolche, die, weil ſie etwas entfernter ſind, Kunſt und Scharfſinnigkeit erfordern, um ſie unſrer Betrachtung darzuſtellen. Die Verhältniſſe der erſten Art verſchaffen uns anſchauende und augenſcheinliche Wahrheiten. Die Verhältniſſe der zweyten Art erforſcht man durch Schlüſſe und durch eine richtige Anwendung der mittlern Ideen. Von dieſer letzten Art reden wir hier, nachdem wir von der andern Art das nöthigſte ſchon im zweyten Theile vorgetragen haben. Wie wir nun, bey Unterſuchung der entferntern Verhältniſſe der Dinge, unſre Zuflucht allezeit zu mittlern Ideen nehmen müſſen, und in unſern Unterſuchungen mehr oder weniger glücklich ſind, nachdem wir dieſe Ideen genau kennen, und ſie geſchickt zu gebrauchen wiſſen; alſo iſt offenbar, daß zu einer Fertigkeit im Schlüſſen vornehmlich zwey Stücke erfordert werden. **Erſtlich** eine weitläuftige Erkenntniß derjenigen mittlern Ideen, vermittelſt welcher man die Dinge mit einander vergleichen kann. **Zweytens** die Geſchicklichkeit und das Talent, dieſelben in allen vorkommenden beſondern Fällen glücklich anzuwenden.

Erſtlich, eine weitläuftige Erkenntniß mittlerer Ideen.

5. Erſtlich, ſage ich, müſſen wir, um in unſern Schlüſſen glücklich fortzukommen, eine weitläuftige Kenntniß derjenigen mittlern Ideen beſitzen, vermittelſt welcher die Dinge mit einander verglichen werden können. Denn, da nicht jeder Begriff, ſondern bloß diejenigen den Abſichten unſrer Unterſuchungen gemäß ſind, die ſich beſonders auf die Gegenſtände, welche wir betrachten, beziehen, und die wir nur mit dieſen vergleichen dürfen, um deutliche und gewiſſe Wahrheiten zu erhalten; ſo werden wir ſogleich einſehen, daß wir, jemehr wir verſchiedne Begriffe in Betrachtung ziehen, um ſo viel gewiſſer einige darunter finden werden, die uns zu den hier geſuchten Wahrheiten behülflich ſeyn können. Und in der That, die Erfahrung beſtätiget es, je mehr wir unſre Erkenntniß der Dinge erweitern, und je mehr wir eine Menge verſchiedner Gegenſtände kennen lernen, deſto ſtärker wird unſre Kraft zu ſchlüſſen. Denn, indem wir die Sphäre unſrer Erkenntniß erweitern, ſo erlangt der Verſtand ein gewiſſes Vermögen und eine Scharfſinnigkeit, weil er gewohnt iſt, die verſchiednen Geſtalten ſeiner Ideen zu unterſuchen und zu bemerken, wie die eine Idee durch die andre mehr Licht erhalten könne.

Zum andern, die Geſchicklichkeit, die mittlern Ideen in beſondern Fällen glücklich anzuwenden.

6. Ich komme nun zu dem zweyten Stücke, welches erfordert wird, wenn man in den Schlüſſen glücklich fortkommen will, nämlich, zu der Geſchicklichkeit und der Gabe, die mittlern Ideen in allen beſondern Fällen, die uns vorkommen, glücklich anzuwenden. Und hier will ich nicht viel Zeit verſchwenden, um gewiſſe Regeln feſtzuſetzen, weil ich glaube, daß ſie ſehr wenig

nützen

nützen würden. Uebung und Erfahrung ſind, in dem gegenwärtigen Falle, die beſten Lehrer; und die Vernunftlehrer mögen ſich noch ſo ſehr rühmen, daß ſie im Stande wären, durch Bücher und Regeln uns die Fertigkeit, richtig zu ſchlüſſen, beyzubringen; ſo ſehen wir doch aus der Erfahrung, daß die Erlernung ihrer Regeln die Kräfte des Verſtandes nicht ſehr vermehre. Kurz, bloß die Uebung im Schlüſſen verſchaft uns eine Geſchicklichkeit darinnen. Und daher beſteht das ſichere Mittel, dieſe Gabe zu erlangen, darinnen, daß man ſich oft mit denjenigen Wiſſenſchaften beſchäftige, von denen es bekannt iſt, daß die Kunſt zu ſchlüſſen in der größten Vollkommenheit bey ihnen herrſchet. Dies war die Urſache, warum die Alten, die die Regeln, den Verſtand zu bilden, ſo wohl verſtunden, allezeit mit der Mathematik, als dem Grunde ihrer philoſophiſchen Wiſſenſchaften, den Anfang machten. Hier gewöhnt ſich der Verſtand nach und nach an die Wahrheit, erlangt unvermerkt eine gewiſſe Zuneigung zu derſelben, und lernt ſeinen Beyfall niemals einem Satze zu geben, als wo die Deutlichkeit groß genug iſt, eine vollkommne Ueberzeugung zu wirken. Aus dieſer Urſache nannte Plato die mathematiſchen Beweiſe die Reinigung der Seele, indem ſie ein bequemes Mittel ſind, ſie vom Irrthume zu reinigen, und ihr den natürlichen Gebrauch ihrer Kräfte wiederzugeben, worinnen das richtige Denken beſteht. Und ich glaube gewiß, man wird mir leicht einräumen, daß man in keiner Wiſſenſchaft ſo viele Beyſpiele einer glücklichen Wahl der mittlern Ideen und einer geſchickten Anwendung derſelben zur Entdeckung der Wahrheit, und zur Erweiterung unſrer Erkenntniß antreffe.

Viertes Capitel.

Von den Formen der Schlußreden.

Die Figuren der Schlußreden.

I. Bisher haben wir uns an einem allgemeinen Begriffe von den Schlußreden und von ihren Theilen begnügen laſſen. Es iſt nunmehr Zeit, daß wir die Sache etwas genauer unterſuchen, um ihre verſchiednen Gattungen zu prüfen, und die Regeln zu ſchlüſſen, die einer jeden Gattung eigen ſind, deutlich zu erklären. In den Schlußreden, die wir im vorhergehenden Capitel angeführt haben, werden wir bemerken, daß das **Mittelwort** das **Subject** des **Oberſatzes**, und das **Prädicat** des **Unterſatzes** iſt. Dieſe Ordnung aber, ob ſie gleich die natürlichſte und gewöhnlichſte iſt, iſt dem ohngeachtet nicht nothwendig: indem es oft geſchieht, daß das Mittelwort in beyden Vorderſätzen das Subject oder Prädicat; und bisweilen gerade nach einer entgegengeſetzten Ordnung, als die im vorhergehenden Capitel ſtatt fand, das Prädicat im Oberſatze und das Subject im Unterſatze ausmacht. Hieraus entſteht die Eintheilung der Schlußreden in verſchiedne Gattungen, die von den Vernunftlehrern **Figuren** genannt werden. Denn eine **Figur** iſt, nach ihrer Art zu reden, nichts anders, als die Ordnung und Stellung des **Mittelworts** in einer Schlußrede. Und, da wir ſehen, daß dieſe Stellung vierfach iſt, ſo entſtehen auch nur vier Figuren daraus. Wenn das **Mittelwort** das Subject des **Oberſatzes** und das Prädicat des **Unterſatzes** iſt, ſo haben wir die ſo genannte erſte Figur. Iſt es aber das Prädicat

Prädicat von beyden Vorderſätzen, ſo nennt man dieſes eine Schlußrede in der zweyten Figur. Ferner in der dritten Figur iſt das Mittelwort das Subject der beyden Vorderſätze. Und endlich, wenn wir es zum Prädicat des Oberſatzes und zum Subjecte des Unterſatzes machen, ſo erhalten wir eine Schlußrede in der vierten Figur.

Die Arten (modi) der Schlußreden.

2. Allein auſſer der vierfachen Eintheilung der Schlüſſe giebt es noch eine weitere Untereintheilung in einer jeden Figur, die von der Weite (quantitas) und Beſchaffenheit (qualitas) der Sätze, wie ſie genannt werden, entſtehet. Durch die Weite verſtehen wir die Betrachtung der Sätze, als allgemeine oder beſondere; durch die Beſchaffenheit, als bejahende oder verneinende. Da nun, bey allen verſchiednen Stellungen des Mittelwortes, die Sätze, aus denen die Schlußreden beſtehen, entweder allgemeine oder beſondere, bejahende oder verneinende ſeyn können; ſo macht die richtige Beſtimmung, und die Verbindung derſelben nach den Schlußregeln dasjenige aus, was die Vernunftlehrer die Arten (modos) der Schlußreden nennen. In jeder Figur giebt es eine beſtimmte Anzahl ſolcher Arten, die alle mögliche Fälle enthält, wie Sätze, die in Anſehung der Weite und Beſchaffenheit unterſchieden ſind, bey jeder Stellung des Mittelwortes verbunden werden können, damit man zu einem richtigen Schluſſe gelange. Die Kürze des gegenwärtigen Werks verſtattet mir nicht, mich in eine genauere Beſchreibung dieſer verſchiednen Eintheilungen einzulaſſen. Ich will mich alſo begnügen, den Leſer auf die Schriften unſrer Vernunftlehrer zu verweiſen, wo er faſt in allen die Arten und Figuren

der Schlußreden erklärt, und die beſondern Regeln einer jeden erwieſen finden wird.

Grund der andern Eintheilung der Schlußreden.

3. Die Eintheilung der Schlußreden, nach den Arten und Figuren, betrift diejenigen vornehmlich, die unter dem Nahmen der bloß einfachen Schlußreden bekannt ſind: das iſt, die ſich auf drey Sätze einſchränken, welche alle einfach ſind, und wo die Hauptwörter und das Mittelwort nach den oben beſtimmten Regeln verbunden werden. Da aber der Verſtand nicht an eine gewiſſe Form von Schlüſſen genau gebunden iſt, ſondern ſich bisweilen mehrerer, bisweilen weniger Vorderſätze bedient, und oft zuſammengeſetzte und bedingte Sätze zu Hülfe nimmt; ſo wird es nicht undienlich ſeyn, von den verſchiednen Gattungen, die aus dieſer Quelle hergeleitet werden, einige Nachricht zu geben, und die Regeln zu erklären, nach denen ſich der Verſtand im Gebrauche derſelben richtet.

Bedingte Schlußreden.

4. Wenn in einer Schlußrede der Oberſatz ein bedingter Satz iſt, ſo wird der Schluß ſelbſt ein **bedingter Schluß** (ſyllogismus hypotheticus ſ. conditionalis) genannt. Z. E.

Wenn ein Gott iſt, ſo muß er verehret werden.
Nun iſt aber ein Gott:
Folglich muß er verehret werden.

In dieſem Beyſpiele iſt der Oberſatz, wie wir ſehen, bedingt, und daher gehört die Schlußrede ſelbſt zu der Gattung, die dieſen Nahmen führt. Und hier müſſen wir bemerken, daß alle bedingte Sätze aus zween verſchiednen Theilen beſtehen: der eine drückt die Bedingung aus, unter

welcher

welcher das Prädicat mit dem Subject übereinſtimmt, oder nicht übereinſtimmt, wie in dem gegenwärtigen Beyſpiele: **Wenn ein Gott iſt;** der andre verbindet oder trennet das Prädicat und Subject, wie hier: **ſo muß er verehret werden.** Der erſte von dieſen Theilen, oder der, welcher die Bedingung enthält, wird das **Vorderglied** (antecedens) genannt; der andre aber, worinnen wir das Prädicat und Subject verbinden oder trennen, hat den Nahmen des **Hintergliedes** (conſequentis).

Grund von der Art zu ſchlüſſen in bedingten Schlußreden.

5. Nachdem wir dieſes erklärt haben, ſo müſſen wir ferner noch bemerken, daß in allen dergleichen Sätzen, wenn dieſelben nur in Anſehung der Form richtig ſind, das Verhältniß zwiſchen dem Vordergliede und Hintergliede jederzeit ein vollkommen richtiges Verhältniß ſeyn müſſe: das iſt, das Vorderglied muß allezeit eine gewiſſe und wahre Bedingung enthalten, unter welcher das Hinterglied nothwendig ſtatt finden muß. Denn ſonſt würde der Satz ſelbſt falſch ſeyn, und daher in unſre Schlüſſe nicht gebracht werden dürfen. Hieraus folget, daß, wenn wir einen bedingten Satz angenommen, und das Vorderglied dieſes Satzes einräumen, wir zugleich nothwendig auch das Hinterglied zugeben müſſen; wenn wir aber das Hinterglied verwerfen, wir ebenfalls genöthigt ſeyn, auch das Vorderglied zu verwerfen. Denn, da das Vorderglied allezeit eine gewiſſe Bedingung ausdrückt, welche die Wahrheit des Hintergliedes nothwendig in ſich faßt; ſo räumen wir, wenn wir das Vorderglied zugeben, dieſe Bedingung ein, und müſſen daher auch das Hinterglied zugeben. Eben ſo, wenn wir ſehen, daß das Hinterglied verworfen werden muß; ſo muß das Vorderglied nothwendig auch verworfen werden:

weil, wie wir jeẓt erwieſen haben, wenn man das Vorderglied einräumt, man auch das Hinterglied einzuräumen genöthigt iſt.

Die zwo Arten der bedingten Schlüſſe.

6. Aus demjenigen, was wir bisher geſagt haben, erhellt, daß es in bedingten Schlußreden zwo Arten zu ſchlüſſen giebt, die uns zu einer gewiſſen und unvermeidlichen Folge leiten. Denn, da der Oberſaẓ allezeit ein bedingter Saẓ iſt, der aus einem Vordergliede und Hintergliede beſtehet; ſo iſt klar, daß wenn der Unterſaẓ das Vorderglied zugiebt, der Schlußſaẓ das Hinterglied zugeben müſſe. Dies nennt man von Seẓung des Vordergliedes auf Seẓung des Hintergliedes ſchlüſſen, und macht diejenige Art bedingter Vernunftſchlüſſe aus, welche in den Schulen die ſeẓende Art (modus ponens) genannt wird, weil dadurch der ganze bedingte Saẓ, ſowohl das Vorderglied, als auch das Hinterglied, feſtgeſeẓt wird. Z. E.

Wenn Gott unendlich weiſe iſt, und mit vollkommner Freyheit handelt, ſo thut er nur das Beſte.
Nun iſt Gott unendlich weiſe, und handelt vollkommen frey:
Daher thut er nur das Beſte.

Hier ſehen wir, daß das Vorderglied oder der erſte Theil des bedingten Saẓes in dem Unterſaẓe, und das Hinterglied oder der andre Theil in dem Schlußſaẓe behauptet wird: daher iſt der Schluß ſelbſt ein Beyſpiel der ſeẓenden Art. Wenn wir annehmen, daß der Unterſaẓ das Hinterglied verwirft, ſo iſt klar, daß der Schlußſaẓ auch das Vorderglied verwerfen müſſe. In dieſem Falle ſchlüſſen wir,

wie

wie man ſagt, von der Verneinung des Hintergliedes auf die Verneinung des Vordergliedes; und die beſondre Art der Schlußreden, die daraus entſtehen, wird von den Vernunftlehrern die **verneinende Art** (modus tollens) genannt: weil darinnen ſowohl das Vorderglied als auch das Hinterglied verneint oder verworfen wird, wie aus folgendem Beyſpiele erhellt:

Wenn Gott nicht ein unendlich gütiges Weſen wäre, ſo würde er nicht für die Glückſeligkeit ſeiner Geſchöpfe beſorgt ſeyn.
Nun aber iſt Gott für die Glückſeligkeit ſeiner Geſchöpfe beſorgt:
Daher muß er ein unendlich gütiges Weſen ſeyn.

Sie enthalten alle mögliche richtige Arten zu ſchlüſſen.

7. Dieſe zwo Gattungen enthalten die ganze Claſſe von bedingten Schlußreden, und begreifen alle mögliche Arten zu ſchlüſſen in ſich, die uns auf einen richtigen Schlußſatz bringen: weil wir hier nicht auf die entgegengeſetzte Weiſe verfahren, d. i. von der Verneinung des Vordergliedes auf die Verneinung des Hintergliedes, oder von der Setzung des Hintergliedes auf die Setzung des Vordergliedes ſchlüſſen können. Denn, obgleich das Vorderglied allezeit eine wirkliche Bedingung ausdrückt, unter welcher man das Hinterglied nothwendig einräumen muß; ſo folgt doch daraus nicht, daß es deswegen keine andre Bedingung geben könne; und alsdenn könnte auch nach Verneinung des Vordergliedes das Hinterglied immer noch ſtatt finden, wegen einer gewiſſen andern Bedingung, woraus es folgte. Sagen wir z. E. Wenn ein Stein einige Zeit lang

 den

den Sonnenſtrahlen ausgeſetzt iſt, ſo nimmt er einen gewiſſen Grad der Hitze an; ſo iſt der Satz gewiß wahr, und wenn wir das Vorderglied zugeben, ſo müſſen wir auch das Hinterglied einräumen. Da es aber noch andre Mittel giebt, wodurch ein Stein eine gewiſſe Hitze erlangen kann; ſo folgt nicht, daß, wenn die vorhin angegebene Bedingung fehlet, auch deswegen das Hinterglied nicht ſtatt finden könne. Oder anders ausgedrückt, wir können nicht ſo ſchlüſſen: Nun iſt der Stein den Sonnenſtrahlen nicht ausgeſetzt geweſen; folglich hat er keinen Grad von Hitze: weil es noch ſehr viele andre Mittel giebt, wodurch man einem Steine die Hitze mittheilen kann. Und ſo wenig wir von der Verneinung des Vordergliedes auf die Verneinung des Hintergliedes ſchlüſſen können; eben ſo wenig können wir aus der Wahrheit des Hintergliedes auf die Wahrheit des Vordergliedes einen Schluß machen. Denn, da das Hinterglied aus einer Menge verſchiedner Bedingungen folgen kann, ſo wird, wenn man daſſelbe einräumt, nicht eben dieſe Bedingung insbeſondre, ſondern nur ſo viel beſtimmt, daß eine gewiſſe Bedingung ſtatt finden müſſe. Z. E. in dem vorhergehenden Satze: Wenn ein Stein den Sonnenſtrahlen ausgeſetzt iſt, ſo nimmt er einen gewiſſen Grad der Hitze an; ſo ſind wir, wenn wir das Hinterglied einräumen, nämlich, daß er einen gewiſſen Grad der Hitze angenommen, deswegen nicht genöthigt, auch das Vorderglied zuzugeben, daß er eine Zeit lang den Sonnenſtrahlen ausgeſetzt geweſen ſey: weil es viele andre Urſachen giebt, woher dieſe Hitze entſtehen kann. Dieſe zwo Arten zu ſchlüſſen finden alſo in bedingten Schlußreden nicht ſtatt. Es iſt zwar wahr, wo das Vorderglied die einzige Bedingung enthält, unter welcher das Hinterglied ſtatt findet, da könnte

man

man ſich ihrer ſicher bedienen, weil wir gewiß ſind, daß wo die Bedingung nicht da iſt, auch das Hinterglied nicht ſtatt finden könne; und ſo würden wir von der Verneinung des einen auf die Verneinung des andern ſchlüſſen können. Da es hingegen, wo das Hinterglied wahr wäre, gewiß ſeyn würde, daß auch die Bedingung wahr ſeyn müßte: woraus man ſieht, daß wir, wenn wir das Hinterglied annehmen, auch zugleich das Vorderglied behaupten. Allein, da dieſes ein ſehr beſondrer Fall iſt, der ſich nur ſelten ereignet, ſo kann man denſelben nicht bis zu einer allgemeinen Regel ausdehnen, und er giebt daher keinen feſten und allgemeinen Grund zu ſchlüſſen, auſſer den zwo vorhin erwähnten Arten, ab.

Die Art und Weiſe in disjunctiviſchen Schlußreden zu ſchlüſſen.

8. So wie wir die Art der bedingten Schlußreden erhalten, wenn der Oberſatz ein bedingter Satz iſt; ſo wird eine Schlußrede, deren Oberſatz ein disjunctiviſcher oder theilender Satz iſt, auch **disjunctiviſch** genannt, wie in folgendem Beyſpiele:

Die Welt iſt entweder von ſich ſelbſt, oder das Werk eines endlichen, oder das Werk eines unendlichen Weſens.

Nun iſt ſie aber nicht von ſich ſelbſt, noch auch das Werk eines endlichen Weſens:

Folglich iſt ſie das Werk eines unendlichen Weſens.

Nun iſt ein disjunctiviſcher Satz ein ſolcher, worinnen wir behaupten, daß unter verſchiednen Prädicaten nothwendig eins dem Subjecte, mit Ausſchlüſſung aller übrigen, zukommen müſſe, doch ſo, daß wir das beſondre Prädicat unbeſtimmt

beſtimmt laſſen. Hieraus folgt, daß, ſobald wir das eigentliche Prädicat beſtimmen, alle übrigen nothwendig verworfen werden, oder, wenn wir alle Prädicate außer eins verwerfen, dieſes eine nothwendig ſtatt finden müſſe. Wenn alſo in einem disjunctiviſchen Vernunftſchluſſe die verſchiednen Prädicate im Oberſatze angegeben werden, und der Unterſatz eines von dieſen Prädicaten feſtſetzt; ſo muß der Schlußſatz alle übrigen verneinen: Oder, wenn in dem Unterſatze alle Prädicate bis auf eins verneint werden; ſo muß der Schlußſatz dieſes eine nothwendig feſtſetzen. Z. E. in der oben angeführten disjunctiviſchen Schlußrede ſagt der Oberſatz: daß eines von drey Prädicaten der Welt zukommen müſſe, nämlich, daß ſie entweder von ſich ſelbſt entſtanden, oder das Werk eines endlichen Weſens, oder das Werk eines unendlichen Weſens ſey. Zwey von dieſen Prädicaten, nämlich, daß ſie von ſich ſelbſt beſtehe, oder das Werk eines endlichen Weſens ſey, werden in dem Unterſatze verneint. Daher ſchreibt ihr der Schlußſatz nothwendig das dritte Prädicat zu, und ſagt, daß ſie das Werk eines unendlichen Weſens ſeyn müſſe. Wenn wir nun der Schlußrede eine andre Wendung geben, ſo, daß der Unterſatz eines von dieſen Prädicaten annimmt, und behauptet, daß die Welt die Wirkung eines unendlichen Weſens ſey; ſo muß alsdenn der Schlußſatz die andern zwey verneinen und ſagen, daß ſie weder von ſich ſelbſt beſtehe, noch von einem endlichen Weſen hervorgebracht ſey. Dieſes ſind die Arten zu ſchlüſſen in dieſer Gattung von Schlußreden, deren Richtigkeit gleich beym erſten Anblick erhellt; und iſt es ſogar aus der Natur eines disjunctiviſchen Satzes offenbar, daß es deren keine andere geben könne.

9. Man

9. Man hat aber auch abgekürzte Schlußreden, welche, da ihnen einer von den Vorderſätzen fehlt, weil er leicht hinzugeſetzt werden kann, unvollkommen zu ſeyn ſcheinen und Enthymemata genennt werden. Sie kommen in Schlüſſen ſehr häufig vor, beſonders, wo ſie einen Theil des gewöhnlichen Geſprächs ausmachen. Ja ſie haben eine beſondre Schönheit, weil ſie den Beweis nicht nach allen ſeinen Theilen angeben, und alſo der Beſchäftigung und Erfindung des Verſtandes noch etwas übrig laſſen. Hierdurch werden wir in den Stand geſetzt, uns zu üben, und wir ſcheinen an der Entdeckung deſſen, was uns vorgetragen wird, Antheil zu nehmen. Und hierinnen beſteht das groſſe Geheimniß einer ſchönen Schreibart, unſre Gedanken ſo zu bilden, und mit einander zu verknüpfen, daß ſie die Einbildung des Leſers vollkommen beſchäftigen, und ihn unvermerkt auf unſre Betrachtungen und auf den Zuſammenhang unſrer Schlüſſe führen. Dieſes verurſacht ein Vergnügen, das demjenigen faſt gleicht, welches der Verfaſſer ſelbſt bey Verfertigung ſeiner Schrift empfindet. Es verkürzt ferner unſern Vortrag, und giebt unſern Beweiſen einen gewiſſen Nachdruck und Lebhaftigkeit, wenn die Worte, in die ſie eingekleidet ſind, der natürlichen Geſchwindigkeit des Verſtandes in ſeinen Wirkungen behülflich ſind, und ein einziger Ausdruck eine ganze Reihe von Gedanken vorſtellt.

Enthymemata.

11. Es giebt aber noch eine andre Art von Schlüſſen, die nur aus zween Sätzen beſtehen, und die an und für ſich ſelbſt vollkommen zu ſeyn ſcheinen, wo wir den Schlußſatz einräumen, ohne ein verſchwiegnes oder ausgelaſſenes

Grund der Methode, durch unmittelbare Folgerungen zu ſchlüſſen.

laſſenes Urtheil des Verſtandes vorauszuſetzen, woraus es ſchlußmäßig folgte. Dieſes ereignet ſich bey Sätzen, die ſo mit einander verbunden ſind, daß man den einen unmöglich zugeben kann, ohne ſogleich den andern einzuräumen. Denn, wenn es geſchieht, daß der Satz, auf den der andre ſich gründet, augenſcheinlich gewiß iſt; ſo thun wir weiter nichts, als daß wir ihn bloß bejahen, und den andern unmittelbar daraus herleiten. Wenn wir z. E. einen allgemeinen Satz einräumen; ſo ſind wir auch genöthiget, alle beſondern Sätze, die unter ihm enthalten ſind, zuzugeben, weil eben dieſes der Umſtand iſt, der einen allgemeinen Satz ausmacht. Wenn alſo dieſer allgemeine Satz ein augenſcheinlich gewiſſer Satz iſt; ſo folgen die beſondern Sätze, ohne eine weitre Reihe von Schlüſſen, nothwendig daraus. Wer z. E. zugiebt, daß zwey Dinge, die einem dritten gleichen, einander ſelbſt gleich ſind, der muß zu gleicher Zeit zugeben, daß zween Triangel, deren jeder einem Quadrate gleicht, deſſen Seite drey Zoll beträgt, einander ſelbſt gleich ſind. Folgender Schluß:

Dinge, die einem dritten gleichen, ſind einander ſelbſt gleich:
Daher ſind dieſe zween Triangel, wovon ein jeder einem Quadrate gleicht, deſſen Seite drey Zoll beträgt, einander ſelbſt gleich.

Sie laſſen ſich alle in eine oder die andere Form von Schlußreden verwandeln.

II. In allen dergleichen Fällen, wo Sätze wegen einer bekannten und offenbaren Verbindung aus andern hergeleitet werden, ſagen wir, daß wir durch unmittelbare Folgerungen ſchlüſſen. Eine ſolche Verbindung der Sätze, die ſogleich in die Augen fällt, und ſich dem

Ver-

Verſtande aufdringt, kömmt bey den Schlüſſen ſehr häufig vor. Die Vernunftlehrer haben die verſchiednen Bedingungen, unter welchen ſie ſtatt findet, etwas ausführlich erklärt; und ſie geben alle **unmittelbare Folgerungen** zu, die ſich aus dieſen Umſtänden herleiten laſſen. Unterdeſſen iſt merkwürdig, daß dieſe Schlüſſe, ob ſie gleich, dem Scheine nach, vollſtändig ſind, weil der Schlußſatz aus dem einzigen vorhergehenden Satze nothwendig folget, dennoch als wirklich **abgekürzte Schlußreden** (enthymemata) betrachtet werden können, bey denen der **Oberſatz**, der ein bedingter Satz iſt, fehlet. Der jetzt angeführte Schluß, wenn er nach dieſer Art ausgedrückt wird, würde folgendergeſtalt lauten:

Wenn Dinge, die einem dritten Dinge gleichen, einander ſelbſt gleich ſind; ſo ſind auch dieſe zween Triangel, wovon jeder einem Quadrate gleicht, deſſen Seite drey Zoll beträgt, einander ſelbſt gleich.

Nun aber ſind Dinge, die einem dritten gleichen, einander ſelbſt gleich;

Folglich ſind auch dieſe Triangel u. ſ. f. einander ſelbſt gleich.

Man wird finden, daß dieſe Beobachtung bey allen **unmittelbaren Folgerungen** ihre Richtigkeit habe, ſo, daß ſie in der That nichts anders ſind, als abgekürzte bedingte Schlußreden. Aber alsdenn haben ſie dieſe beſondre Eigenſchaft, daß der Grund, worauf der Schlußſatz beruhet, nämlich ſeine Verbindung mit dem Unterſatze, von ſich ſelbſt klar iſt, und aus den Regeln und Gründen der Vernunftlehre unmittelbar zu folgen ſcheinet.

net. Da es alſo ganz unnöthig iſt, eine augenſcheinliche Verbindung anzugeben; ſo wird der Oberſatz, deſſen Beſchäftigung dieſes eigentlich iſt, beſtändig auſſengelaſſen; ja er ſcheint auch ſo wenig nöthig zu ſeyn, dem Schlußſatze Nachdruck zu geben, daß er gemeiniglich für gar keinen Theil des Schluſſes gehalten wird. Man wird aber in der That einräumen müſſen, daß die vorige unmittelbare Folgerung, ſowohl in einen einfachen, als auch bedingten Vernunftſchluß hätte verwandelt werden können.

Kettenſchluß, der aus bloſſen einfachen Schlußreden beſteht.

12. Die nächſte Gattung von Schlüſſen, die wir hier bemerken wollen, beſteht aus, denenjenigen, die unter dem Nahmen Kettenſchlüſſe (ſorites) bekannt ſind. Dies iſt eine Art von Schlüſſen, worinnen eine groſſe Menge von Sätzen ſo mit einander verknüpft iſt, daß das Prädicat des einen beſtändig das Subject des nächſtfolgenden wird, bis zuletzt ein Schlußſatz dadurch entſteht, daß man das Subject des erſtern Satzes, und das Prädicat des letztern zuſammennimmt. Dergleichen iſt folgender Schluß:

Gott iſt allmächtig.
Ein allmächtiges Weſen kann alles thun, was nur möglich iſt.
Wer alles mögliche thun kann, der kann alles thun, was keinen Widerſpruch enthält.
Folglich kann Gott alles thun, was keinen Widerſpruch enthält.

Dieſe beſondre Verbindung der Sätze kann man, ſo lange man will, fortſetzen, ohne den Grund, worauf der Schlußſatz beruhet, im geringſten zu ſchwächen. Die

Urſache

Urſache iſt, weil der Kettenſchluß ſelbſt in ſo viele einfache Schlußreden aufgelößt werden kann, als Mittelwörter darinnen ſind; und hier wird man bey allen Fällen es eintreffen ſehen, daß, wenn eine ſolche Auflöſung geſchehen, und die Schlußreden in eine Reihe gebracht worden, der Schlußſatz der letztern Schlußrede, in der Reihe, auch der Schlußſatz des Kettenſchluſſes iſt. Da alſo dieſe Art von Schlüſſen darzu dienet, verſchiedne Schlußreden in eine zu verbinden; ſo müſſen ſie auch einerley Grund mit den Vernunftſchlüſſen haben, aus denen ſie beſtehen, und ſie ſind in der That nichts anders, als eine kurze Art, durch Schlußreden zu beweiſen. Da übrigens alle unbedingte Sätze in bedingte verwandelt werden können; ſo iſt offenbar, daß man den obigen Kettenſchluß in einen bedingungsweiſe abgefaßten verwandeln kann.

Grund derjenigen Art zu ſchlüſſen, die durch Induction geſchiebt.

13. Ich komme nun zu derjenigen Art von Schlüſſen, welche die Vernunftlehrer Induction nennen. Und damit man dieſelbe gehörig verſtehen möge, ſo wird es nöthig ſeyn, zu bemerken, daß unſre allgemeinen Ideen meiſtentheils vielerley Untereintheilungen zulaſſen. So kann die Idee der niedrigſten Art in ihre verſchiednen einzelne Dinge, die Idee einer Gattung in die verſchiednen Arten, die ſie enthält, und ſo auch die übrigen eingetheilt werden. Wenn wir nun annehmen, daß dieſe Eintheilung ihre Richtigkeit habe, ſo, daß ſie den ganzen Umfang der Idee, die man eingetheilt hat, in ſich begreift; ſo iſt klar, daß alle Eintheilungen, oder Theile einer Idee, zuſammengenommen, dieſe ganze Idee ausmachen müſſen. So machen z. E. die verſchiednen einzelnen Dinge einer Art, zuſammengenommen, die ganze Art, und

alle verſchiedne Arten, die unter einer Gattung enthalten ſind, die ganze Gattung aus. Wenn man dieſes einräumt, ſo iſt klar, daß alles, was von den verſchiednen Eintheilungen und Claſſen einer Idee behauptet werden kann, auch von der ganzen Idee, welcher dieſe Eintheilungen zugehören, behauptet werden müſſe. Was man von allen einzelnen Dingen einer Art ſagen kann, das muß ſich auch von der ganzen Art ſagen laſſen; und was ſich von allen Arten einer Gattung ſagen läßt, muß man auch von der ganzen Gattung ſagen können: weil alle einzelnen Dinge, zuſammengenommen, eben ſo viel als die Art, und alle Arten, zuſammengenommen, vollkommen ſo viel als die Gattung ausmachen.

Die Form und Beſchaffenheit eines Schluſſes vermittelſt der Induction.

14. Dieſe Art zu ſchlüſſen, da wir dasjenige überhaupt von einer ganzen Idee bejahen oder verneinen, was wir vorher von allen ihren verſchiednen Theilen einzeln bejaheten oder verneinten, heißt durch Induction ſchlüſſen. Z. E. wenn wir ſetzen, daß das ganze Geſchlecht der Thiere ſich in Menſchen, wilde Thiere, Vögel, Inſecten und Fiſche eintheilen laſſe, und hernach, in Anſehung derſelben, folgendergeſtalt ſchlüſſen: Alle Menſchen haben eine Kraft, ſich zu bewegen; alle wilden Thiere, Vögel und Inſecten haben eine Kraft, ſich zu bewegen; alle Fiſche haben eine Kraft, ſich zu bewegen: folglich haben alle Thiere eine Kraft, ſich zu bewegen; ſo iſt dieſer Schluß eine Induction. Wenn die Eintheilungen richtig ſind, ſo, daß ſie die ganze allgemeine Idee enthalten, und wenn die Erzählung der Glieder vollſtändig iſt, d. h. wenn ſie alle niedern Claſſen oder Theile in ſich begreift; ſo iſt die Induction vollſtändig,

und

und die Art, durch die Induction zu ſchlüſſen, offenbar ſchlußmäßig.

Grund der Methode, durch Dilemmata zu ſchlüſſen.

15. Die letzte Art von Schlußreden, die ich in dieſem Capitel anführen will, beſteht aus denjenigen, die man gemeiniglich Dilemmata zu nennen pflegt. Ein Dilemma iſt ein Schluß, wodurch wir uns bemühen, die Ungereimtheit oder Falſchheit eines gewiſſen Satzes zu beweiſen. Zu dem Ende nehmen wir einen bedingten Satz an, wo das Vorderglied derjenige Satz, der widerlegt werden ſoll, und das Hinterglied ein disjunctiviſcher Satz iſt, der alle mögliche Bedingungen angiebt, unter denen jener Satz ſtatt finden könnte. Sieht man alsdann, daß alle dieſe verſchiedenen Bedingungen verworfen werden müſſen; ſo iſt offenbar, daß auch das Vorderglied oder der Satz ſelbſt zu verwerfen ſey. Wenn man alſo einen ſolchen Satz, wie der vorhin angeführte, zum Oberſatze in einer Schlußrede gemacht hat, und der Unterſatz alle verſchiedne Fälle, die in dem Hintergliede enthalten ſind, verneinet; ſo folgt hieraus nothwendig, daß in dem Schlußſatze auch das Vorderglied verworfen werden müſſe, welches, wie wir geſagt haben, der eigentliche Satz iſt, der widerlegt werden ſollte. Dieſe beſondre Art zu ſchlüſſen wird von den Vernunftlehrern Dilemma genannt; und aus der hier gegebenen Beſchreibung erhellt, daß wir ſie überhaupt folgendergeſtalt erklären können: Sie ſind bedingte Schlußreden, worinnen das Hinterglied des Oberſatzes ein disjunctiviſcher Satz iſt, der in dem Unterſatze ganz weggeſchaft oder verneint wird. Dergleichen iſt folgender:

Wenn Gott die Welt nicht vollkommen in ihrer Art erſchaffen hat; ſo muß es ihm entweder am Willen, oder an Kraft gemangelt haben.

Nun konnte dieſes aber weder aus Magel am Willen, noch aus Mangel an Kraft geſchehen.

Folglich hat er die Welt vollkommen in ihrer Art erſchaffen; oder welches einerley iſt: es iſt ungereimt zu ſagen, daß er die Welt nicht vollkommen in ihrer Art erſchaffen habe.

Man ſiehet leicht, daß, wer das Weſen der disjunctiviſchen Schlüſſe kennet, und damit umzugehen weiß, ihm auch hier weiter keine Schwierigkeit übrig ſeyn kann.

Fünftes Capitel.

Von den Beweiſen.

Von den Schlüſſen, die aus einer Reihe von Schlußreden beſtehen.

I. Wir haben geſehen, daß wir in allen den verſchiednen Geſtalten, welche die Schlüſſe annehmen, allezeit eine richtige und ordentliche Folge erlangen. Nun geſchieht es oft, daß der Schlußſatz der einen Schlußrede ein Vorderſatz einer andern wird, wodurch bisweilen eine große Anzahl derſelben mit einander in eine Reihe verbunden, und die Wahrheiten ſo geſtellt werden, daß ſie auf einander nach der Ordnung folgen. Und da man in einer ſolchen Reihe von Schlußreden alle verſchiednen Arten zu ſchlüſſen, die wirklich ſchlußmäßig ſind, ſicher gebrauchen kann;

kann; ſo iſt hieraus klar, daß, wenn wir eine Wahrheit aus ihren erſten Gründen herleiten, vornehmlich, wenn ſie ziemlich weit von ihnen entfernt iſt, wir die Freyheit haben, alle verſchiedne Arten von Schlüſſen, die oben erklärt worden, zu verbinden, nachdem wir ſehen, daß ſie ſich zu dem Endzwecke unſrer Unterſuchungen am beſten ſchicken. Wenn ein Satz auf dieſe Art durch Schlüſſe aus andern Sätzen, die deutlicher und bekannter ſind, hergeleitet wird, ſo ſagt man, er werde **bewieſen**: daß wir alſo überhaupt **den Beweiß eines Satzes** durch eine Schlußrede, oder durch eine Reihe von Schlußreden, wodurch dieſer Satz aus bekannten und deutlichen Wahrheiten hergeleitet wird, erklären können. Insbeſondre aber wird ein Beweiß, wenn die Schlußreden, woraus er beſteht, keine andern Vorderſätze haben, als Erklärungen, augenſcheinliche Wahrheiten, und bereits erwieſene Sätze, eine **Demonſtration** genannt: woraus erhellt, daß Demonſtrationen ſich endlich auf Erklärungen und augenſcheinliche Sätze gründen.

Alle Schlußreden laſſen ſich in die erſte Figur verwandeln.

2. Da aber eine Demonſtration oft aus einer langen Kette von Beweiſen beſtehet, wo alle Arten von Schlüſſen ſtatt finden, und wo der Grund der Gewißheit nothwendig bey ihren verſchiednen Theilen verſchieden ſeyn muß, nach Beſchaffenheit der Form des gebrauchten Beweiſes; ſo wird es vielleicht nicht unangenehm ſeyn, wenn wir uns bemühen, die Gewißheit einer Demonſtration unter einen einfachen Grundſatz zu bringen, wovon man, als von einem ſichern und unbeweglichen Grunde, die Gewißheit derſelben in allen Fällen herleiten könne. Aus dieſem Grunde müſſen wir bemerken, daß alle mögliche Schlüſſe,

ſie mögen zuſammengeſetzt, vielfach oder unvollkommen ſeyn, ſich in bloße einfache Schlußreden einer von den vier Figuren verwandeln laſſen. Doch dieſes iſt noch nicht genug. In den Schlußreden der erſten Figur insbeſondre finden alle mögliche Schlußſätze ſtatt, das iſt, jeder Satz, es ſey ein allgemein bejahender, oder allgemein verneinender, ein beſondrer bejahender, oder beſondrer verneinender, welche vierfache Eintheilung, wie wir bereits im zweyten Theile gezeigt haben, alle verſchiedne Sätze enthält; ein jeder von dieſen Sätzen, ſage ich, kann durch Hülfe einer Schlußrede der erſten Figur geſchloſſen werden. Aus dieſem Grunde laſſen ſich die Schlußreden aller andern Figuren in Schlußreden der erſten Figur verwandeln, und man kann ſie als Schlüſſe betrachten, die auf eben dem Grunde beruhen.

Grund der Schlüſſe von der erſten Figur.

3. Die Regeln der erſten Figur alſo ſind kürzlich dieſe: Das **Mittelwort** iſt das Subject des **Oberſatzes** und das Prädicat des **Unterſatzes**. Der **Oberſatz** iſt beſtändig ein allgemeiner, und der **Unterſatz** allemal ein bejahender Satz. Laßt uns nunmehr ſehen, was für Folgen dieſe Regeln im Schlüſſen haben. Der **Oberſatz** (major propoſitio) iſt ein allgemeiner Satz, worinnen das **Mittelwort** das Subject, und das **Prädicat des Schlußſatzes** das Prädicat iſt. Hieraus erhellt, daß in dem **Oberſatze das Prädicat des Schlußſatzes** allezeit von dem **Mittelworte** allgemein bejaht oder verneint wird. Ferner, der **Unterſatz** (minor propoſitio) iſt ein bejahender Satz, worinnen das **Subject des Schlußſatzes** das Subject, und das **Mittelwort** das Prädicat iſt. Hier wird alſo das **Mittelwort** von dem **Subjecte des Schluß**=

Schlußſatzes bejaht: das heißt, es wird geſagt, daß das Subject des Schlußſatzes unter dem Mittelworte enthalten ſey, oder einen Theil deſſelben ausmache. Alſo ſehen wir, was in den Vorderſätzen einer Schlußrede der erſten Figur geſchieht. Das Prädicat des Schlußſatzes wird von einer gewiſſen Idee allgemein bejaht oder verneint. Von dem Subjecte des Schlußſatzes wird geſagt, daß es einen Theil dieſer Idee ausmache. Hieraus folgt ganz natürlich und unvermeidlich, daß das Prädicat des Schlußſatzes von dem Subjecte entweder bejaht oder verneint werden müſſe. Um dieſes durch ein Beyſpiel zu erläutern, ſo wollen wir eine von den Schlußreden des erſten Capitels wieder vor uns nehmen.

Jedes Geſchöpf, das Vernunft und Freyheit beſitzt, muß Rechenſchaft von ſeinen Handlungen geben.

Der Menſch iſt ein Geſchöpf, das Vernunft und Freyheit beſitzt.

Folglich muß der Menſch Rechenſchaft von ſeinen Handlungen geben.

Hier wird in dem erſten Satze das Prädicat des Schlußſatzes Rechenſchaft geben von allen Geſchöpfen, die Vernunft und Freyheit beſitzen, behauptet. Ferner wird in dem zweyten Satze geſagt, daß der Menſch, das Subject des Schlußſatzes, ein Theil von dieſer Art Geſchöpfe ausmache. Hieraus folgt alſo der Schlußſatz nothwendig und unvermeidlich, nämlich, daß der Menſch Rechenſchaft von ſeinen Handlungen geben müſſe. Ich ſage, dieſes folgt nothwendig und unvermeidlich. Denn, wenn Vernunft und Freyheit dasjenige ſind, was ein Geſchöpf in die Nothwendigkeit ſetzt, Rechenſchaft von ſeinen

Handlungen zu geben, und wenn der Menſch Vernunft und Freyheit beſitzt; ſo iſt klar, daß er dasjenige hat, was ihm die Nothwendigkeit, Rechenſchaft zu geben, auflegt. Ferner, wenn der Oberſatz ein verneinender Satz iſt, oder das Prädicat des Schlußſatzes von dem Mittelwort allgemein verneint; ſo iſt, da der Oberſatz allezeit ſagt, daß das Subject des Schlußſatzes einen Theil des Mittelworts ausmache, eben ſo klar, daß das Prädicat des Schlußſatzes in dieſem Falle von dem Subject verneint werden müſſe. So, daß der Grund, worauf alle Schlußreden der erſten Figur beruhen, offenbar dieſer iſt: Alles, was von einer Idee allgemein bejaht werden kann, das läßt ſich auch von jedem einzelnen Dinge, oder von jeder Anzahl derſelben, die unter dieſer allgemeinen Idee enthalten ſind, bejahen. Und ferner: Alles, was von einer Idee allgemein verneint werden kann, das läßt ſich gleichfalls von jedem einzelnen Dinge oder von jeder Anzahl derſelben verneinen. Dieſe beyden Sätze werden von den Vernunflehrern das Dictum de omni und das Dictum de nullo genannt, und ſind in der That die großen Grundſätze, wornach ſich unſre Vernunftſchlüſſe richten, ſo, daß alle Schlüſſe entweder unmittelbar auf denſelben, oder auf ſolchen Sätzen beruhen, die daraus hergeleitet ſind. Was aber ihren Werth überaus vermehrt, iſt dieſes, daß ſie in der That augenſcheinliche Wahrheiten ſind, und zwar ſolche, die wir nicht läugnen können, ohne in einen offenbaren Widerſpruch zu verfallen. Wenn man z. E. ſagen wollte, daß kein Menſch vollkommen ſey, und doch ſchlüſſen wollte, daß einige Menſchen vollkommen wären, oder, daß alle Menſchen ſterblich, uud doch einige Menſchen nicht ſterblich wären; ſo hieße das

eben

eben ſo viel, als ſagen, daß ein Ding zu gleicher Zeit ſey, und nicht ſey.

Die Demonſtration iſt ein untrüglicher Wegweiſer zur Wahrheit und Gewißheit.

4. Und nun, glaube ich, ſind wir hinlänglich berechtiget, zu ſagen, daß in allen Schlußreden der erſten Figur, wenn die Vorderſätze wahr ſind, auch der Schlußſatz nothwendig wahr ſeyn müſſe. Wenn es wahr iſt, daß das Prädicat des Schlußſatzes, er ſey bejahend oder verneinend, einer gewiſſen Idee allgemein zukömmt, und wenn es gleichfalls wahr iſt, daß das Subject des Schlußſatzes ein Theil von dieſer Idee, oder darunter enthalten iſt; ſo folgt nothwendig, daß das Prädicat des Schlußſatzes auch dem Subjecte zukömmt. Denn, wenn man das Gegentheil behaupten wollte, ſo würde dieſes einem von dem zween vorhin angenommenen Grundſätzen zuwider ſeyn: das iſt, man würde einen offenbaren Widerſpruch behaupten. Und ſo ſind wir endlich auf den Punct gekommen, den wir zu erweiſen ſuchten, nämlich, daß jeder Satz, der demonſtrirt werden kann, nothwendig wahr ſey. Denn, da jede Demonſtration in eine Reihe von Schlußreden, die alle zur erſten Figur gehören, ſich auflöſen läßt, und da in einer jeden ſolchen Schlußrede, wenn die Vorderſätze wahr ſind, der Schlußſatz nothwendig auch wahr ſeyn muß; ſo folgt offenbar, daß, wenn alle verſchiednen Vorderſätze wahr ſind, alle verſchiednen Schlußſätze auch wahr ſeyn müſſen, und folglich auch der Schlußſatz der letzten Schlußrede, welches allemal der Satz iſt, der erwieſen werden ſollte. Daß aber alle Vorderſätze einer Demonſtration wahr ſind, läßt ſich ſehr leicht aus der Natur und Erklärung dieſer Art von Beweiſen einſehen. Eine Demonſtration iſt, wie wir ge-

ſagt haben, eine Reihe von Schlußreden, deren Vorderſätze alle entweder Erklärungen, augenſcheinliche Wahrheiten, oder ſchon erwieſne Sätze ſind. Erklärungen ſind identiſche Sätze, worinnen wir die Beſchreibung einer Idee mit dem Nahmen, wodurch wir dieſe Idee bezeichnet haben, verbinden; und daher kann in Anſehung ihrer Wahrheit kein Streit entſtehen. Augenſcheinliche Sätze ſind für ſich ſelbſt klar, und laſſen keinen Zweifel oder Ungewißheit in dem Verſtande. Schon erwieſne Sätze ſind nichts anders, als Folgerungen, die man auf ein oder mehrere mal aus Erklärungen und augenſcheinlichen Sätzen, d. i. aus wahren Vorderſätzen, erhalten hat, und daher müſſen ſie nothwendig wahr ſeyn. So, daß die Demonſtration nicht nur zur Gewißheit und Wahrheit führet, ſondern wir auch hier eine deutliche Vorſtellung von dem Grunde dieſer Gewißheit haben. Denn, da wir ſagen können, daß wir beym Demonſtriren nichts weiter thun, als eine Reihe von Schlußreden mit einander verbinden, die alle auf einerley Grunde beruhen; ſo iſt klar, daß einerley Grund der Gewißheit bey dem Ganzen ſtatt findet, und daß die Schlußſätze allemal auf einen von den beyden Grundſätzen gebaut ſind, die wir vorhin als den Grund aller unſrer Beweiſe angenommen haben. Dieſe beyden Grundſätze kann man bequem in einen verwandeln, und folgendergeſtalt ausdrücken: **Jedes Prädicat, es ſey bejahend oder verneinend, das einer Idee allgemein zukömmt, muß nothwendig jedem einzelnen Dinge oder jeder Art, die unter dieſer Idee enthalten iſt, zukommen.** Und ſo haben wir endlich, unſrer erſten Abſicht gemäß, die Gewißheit der Demonſtration unter einen einfachen und allgemeinen Grundſatz gebracht, der für ſich ſelbſt deutlich, und in der That der letzte Grund aller Vernunftſchlüſſe iſt.

5. Da

Die Regeln der Vernunftlehre enthalten ein hinlängliches Kennzeichen, die Wahrheit und Falſchheit zu unterſcheiden.

5. Da alſo die Demonſtration zu einem untrüglichen Wegweiſer zur Wahrheit dient, und auf einem ſo ſichern und unbeweglichen Grunde ſtehet; ſo können wir nunmehr dasjenige zu behaupten wagen, was vielen, wie ich glaube, widerſprechend ſcheinen wird, nämlich, daß die Regeln der Vernunftlehre ein hinlängliches Kennzeichen enthalten, die Wahrheit und Falſchheit zu unterſcheiden. Denn, da jeder Satz, der demonſtrirt werden kann, nothwendig wahr iſt; ſo iſt derjenige, der mit Gewißheit urtheilen kann, ob ein Satz gehörig demonſtrirt ſey, im Stande, die Wahrheit von dem Irrthume zu unterſcheiden. Nun iſt eine Demonſtration, wie wir geſagt haben, nichts anders, als eine Verbindung von Schlußreden, deren Vorderſätze alle Erklärungen, augenſcheinliche Wahrheiten, oder vorher erwieſene Sätze ſind. Wenn wir alſo die Gültigkeit einer Demonſtration beurtheilen wollen; ſo müſſen wir im Stande ſeyn, einzuſehen, ob die Erklärungen, die darinnen vorkommen, ächt ſind, und diejenigen Ideen, die ſie vorſtellen ſollen, nach der Wahrheit beſchreiben; ob den Sätzen, die, als anſchauende Wahrheiten, ohne Beweiß angenommen wurden, wirklich diejenige augenſcheinliche Gewißheit zukömmt, worauf ſie Anſpruch machen; ob die Schlußreden in Anſehung der Form richtig, und den Geſetzen der Schlüſſe gemäß eingerichtet ſind; ferner, ob ſie auf eine richtige und ordentliche Weiſe mit einander verbunden worden, ſo, daß man keine erweislichen Sätze zu Vorderſätzen angenommen, wenn ſie nicht Schlußſätze von vorhergehenden Schlußreden ſind. Dieſes iſt nun die eigentliche Beſchäftigung der Vernunftlehre, uns, durch Erklärung der verſchiednen Wirkungen des Verſtandes, in allen dieſen Puncten hinlänglich zu unter-

unterrichten. Sie lehrt die Natur und Abſicht der Erklärungen, und beſtimmt die Regeln, nach welchen ſie eingerichtet werden müſſen. Sie entwickelt die verſchiednen Arten der Sätze, und unterſcheidet die augenſcheinlichen von den erweislichen. Sie entwirft ferner die verſchiednen Formen der Schlußreden, und erklärt die Geſetze zu ſchlüſſen, die einer jeden eigen ſind. Endlich beſchreibt ſie die Art und Weiſe, Schlußreden mit einander zu verbinden, ſo, daß ſie eine Reihe von Schlüſſen bilden, und uns zu der ſtufenweiſen Entdeckung der Wahrheit leiten können. Da uns alſo die Regeln der Vernunftlehre in den Stand ſetzen, mit Gewißheit zu urtheilen, ob ein Satz gehörig demonſtrirt ſey; ſo enthalten ſie ein ſichres Kennzeichen, wodurch wir die Wahrheit und Falſchheit von einander unterſcheiden können.

Und erſtrecken ſich auf alle Fälle, wo man eine gewiſſe Erkenntniß der Wahrheit erhalten kann.

6. Aber vielleicht wird man einwenden daß die Demonſtration eine ſehr ſeltne und ungewöhnliche Sache, und nur ein Vorrecht einiger wenigen Wiſſenſchaften ſey, weswegen das hier angeführte Kennzeichen von keinem großen Nutzen ſeyn könne. Hierauf antworte ich, daß man überall, wo ſich die Wahrheit durch eine bloße Betrachtung unſrer Ideen entdecken läßt, Demonſtration erhalten könne. Nun glaube ich, daß dasjenige ein hinlängliches Kennzeichen ſey, welches uns in den Stand ſetzt, in allen Fällen, wo die Erkenntniß der Wahrheit unſre Kräfte nicht überſteigt, mit Gewißheit urtheilen zu können; denn mit Entdeckungen, welche die Gränzen des menſchlichen Verſtandes überſteigen, haben wir eigentlich nichts zu thun. Wenn ein Satz demonſtrirt iſt, ſo ſind wir von ſeiner Wahrheit gewiß. Wenn hingegen unſre

Ideen

Ideen ſo beſchaffen ſind, daß ihr Zuſammenhang oder ihr Unterſchied nicht ſogleich in die Augen fällt, und wenn ſie daher nicht die eigentlichen Mittel enthalten, wodurch man ihre Uebereinſtimmung oder Verſchiedenheit entdecken könnte; da ſind wir gewiß, daß Wiſſenſchaft, ich meyne demonſtrative Wiſſenſchaft, nicht zu erreichen iſt. Wo aber ein gewiſſer Grund zu einem Beweiſe ſich befindet, dem gleichwohl nicht die völlige Evidenz der Demonſtration zukömmt, da lehren uns die Regeln der Vernunftlehre, den Grad des Beweiſes, und dasjenige, was noch fehlt, um ihn vollſtändig zu machen, richtig beſtimmen, und ſetzen uns dadurch in den Stand, das Maaß der Wahrſcheinlichkeit gehörig zu ſchätzen, und unſern Beyfall den Gründen, worauf die Sätze beruhen, gemäß einzurichten. Und dieſes iſt es alles, was wir wahrſcheinlicher Weiſe erlangen, oder worzu wir uns bey dem Gebrauch ſo unvollkommner und eingeſchränkter Fähigkeiten, als die unſrigen ſind, Hoffnung machen können. Denn es wäre die größte Thorheit, ein Kennzeichen, das uns geſchickt machen ſollte, die Wahrheit von der Falſchheit zu unterſcheiden, in ſolchen Fällen zu erwarten, wo man eine gewiſſe Erkenntniß der Wahrheit nicht erreichen kann.

Eintheilung der Demonſtrationen in directe und indirecte.

7. Und ſo haben wir nun dasjenige erklärt, was den Grund und die Evidenz einer Demonſtration betrift; ehe wir aber dieſes Capitel beſchlüſſen; ſo wird es nicht undienlich ſeyn, die Eintheilung derſelben in directe und indirecte anzuführen. Eine directe Demonſtration iſt die, wenn wir mit Erklärungen, augenſcheinlichen Sätzen, oder bekannten und angenommenen Wahrheiten anfangen, eine Reihe von Schlußreden entwerfen, und ſie nach einer

gewiſſen Ordnung mit einander verbinden, und die Reihe durch verſchiedne auf einander folgende Glieder fortſetzen, bis wir endlich auf eine Schlußrede kommen, deren Schlußſatz derjenige Satz iſt, der demonſtrirt werden ſollte. Dergleichen Beweiſe laſſen keinen Zweifel oder Ungewißheit zurück; denn da alle verſchiednen Vorderſätze wahr ſind, ſo müſſen es die Schlußſätze auch ſeyn, und alſo auch nothwendig der letzte Schlußſatz, oder derjenige Satz, den man erweiſen ſollte. Ich will mich daher nicht länger bey dieſer Art zu beweiſen aufhalten, da ich dieſelbe, wie ich hoffe, in dem vorhergehenden Theile dieſes Capitels hinlänglich erklärt, und gezeigt habe, worinnen die Stärke und Gültigkeit derſelben beſtehe. Die andre Art von Demonſtration iſt die indirecte, oder, wie ſie bißweilen genennt wird, die demonſtratio apagogica oder deductio ad abſurdum. Die Art zu verfahren iſt hier folgende. Man nimmt einen Satz an, der demjenigen, den wir erweiſen wollen, gerade widerſpricht, und hieraus leiten wir durch eine fortgeſetzte Reihe von Schlüſſen, wie bey einem directen Beweiſe, eine Ungereimtheit oder offenbare Unwahrheit her. Denn daraus ſchlieſſen wir, daß der angenommne Satz falſch ſey, und hieraus wiederum durch eine unmittelbare Folge, daß der zu erweiſende Satz wahr ſeyn müſſe. Wenn z. E. Euklid in ſeinem dritten Buche den Satz beweiſen will, daß Cirkel, die einander berühren, nicht einerley Mittelpunct haben; ſo nimmt er den entgegengeſetzten an, nämlich, daß ſie einerley Mittelpunct haben, und hieraus beweißt er durch eine Reihe von Schlüſſen, daß ein Theil dem Ganzen gleich ſey. Da nun alſo der angenommne Satz zu dieſer Ungereimtheit führet, ſo ſchlüßt er, daß derſelbe falſch ſeyn müſſe, daß nämlich Cirkel, die einander berühren, einerley Mittelpunct

telpunct

telpunct haben könnten; und hieraus ſchlüßt er wieder unmittelbar, daß ſie nicht einerley Mittelpunct haben.

8. Da aber einige dafür halten, daß diese Art der Demonſtration nicht völlig ſo deutlich und überzeugend ſey, noch auch denjenigen Grad der Gewißheit habe, den wir bey den directen Beweiſen antreffen; ſo will ich mich hier bemühen, eine beſondre Erläuterung davon zu ertheilen, und zu zeigen, daß ſie uns eben ſowohl, wie die andre Art, zur Wahrheit und Gewißheit führet. Zu dem Ende müſſen wir bemerken, daß zween Sätze **widerſprechende Sätze** (propoſitiones contradictoriae) genannt werden, wenn dasjenige, was in dem einen behauptet wird, in dem andern ſchlechterdings verneint wird. Z. E. die Sätze: Cirkel, die einander berühren, haben einerley Mittelpunct; und: Cirkel, die einander berühren, haben nicht einerley Mittelpunct, ſind **widerſprechende** Sätze, weil der andre gerade das Gegentheil von demjenigen behauptet, was in dem erſten geſagt wird. Nun wird man dieſes bey allen widerſprechenden Sätzen durchgängig antreffen, daß der eine davon nothwendig wahr, und der andre nothwendig falſch iſt. Denn, wenn es wahr iſt, daß Cirkel, die einander berühren, einerley Mittelpunct haben; ſo muß es ſchlechterdings falſch ſeyn, daß ſie nicht einerley Mittelpunct haben ſollten. Im Gegentheil, wenn es falſch iſt, daß ſie einerley Mittelpunct haben; ſo iſt es nothwendig wahr, daß ſie nicht einerley Mittelpunct haben. Da es alſo unmöglich iſt, daß ſie beyde zugleich wahr, oder zugleich falſch ſeyn könnten; ſo folgt unwiderſprechlich, daß der eine nothwendig wahr, und der andre nothwendig falſch iſt.

Grund der Art zu ſchlüſſen bey indirecten Beweiſen.

iſt. Wenn man alſo dieſes zugiebt, welches in der That augenſcheinlich gewiß iſt; ſo folgt hieraus, daß, wenn man zween widerſprechende Sätze annimmt, und durch eine deutliche Reihe von Schlüſſen die Falſchheit des einen erweiſen kann, der andre nothwendig wahr ſeyn müſſe. Denn, da der eine nothwendig wahr, und der andre nothwendig falſch iſt; ſo ſehen wir dadurch, wenn wir den falſchen Satz entdecken, daß der andre der wahre ſey.

Indirecte Demonſtrationen ſind ein ſichrer Wegweiſer zur Gewißheit.

9. Und dieſes iſt die eigentliche Beſchaffenheit einer indirecten Demonſtration, wie aus der oben gegebenen Erklärung erhellet. Denn wir nehmen darinnen einen Satz an, der dem zu erweiſenden Satze gerade widerſpricht, und wenn wir durch eine fortgeſetzte Reihe von Schlüſſen gezeigt haben, daß er falſch iſt; ſo ſchlüſſen wir hieraus, daß ſein entgegengeſetzter, oder der zu erweiſende, Satz wahr ſey. Da nun alſo dieſer letzte Schluß gewiß und unwiderſprechlich iſt; ſo laßt uns nunmehr die Art und Weiſe unterſuchen, wie wir von der Falſchheit des angenommenen Satzes überzeugt werden, damit uns kein möglicher Zweifel, in Anſehung der Stärke und Gültigkeit dieſer Art von Beweiſen, übrig bleiben möge. Die Art und Weiſe iſt alſo kürzlich dieſe: Wir fangen mit dem angenommnen Satze an, und, durch Hülfe der Erklärungen, augenſcheinlicher Wahrheiten, oder ſchon erwieſner Sätze, ſetzen wir die Reihe von Schlüſſen, wie bey directen Beweiſen, fort, bis wir endlich zu einer gewiſſen Ungereimtheit oder offenbaren Falſchheit kommen. So leitet z. E. Euklid, in dem vorhin angeführten Beyſpiele, aus dem angenommnen Satze, daß Cirkel, die einander berühren, einerley Mittelpunct haben, dieſe Ungereimtheit her, daß ein

ein Theil dem Ganzen gleich ſey. Wenn wir alſo, durch eine richtige und ordentliche Art zu ſchlüſſen, endlich auf einen falſchen Schlußſatz kommen; ſo iſt offenbar, daß nicht alle Vorderſätze wahr ſeyn können. Denn wären alle Vorderſätze wahr; ſo müßte der letzte Schlußſatz auch wahr ſeyn, vermöge deſſen, was vorhin erwieſen worden. Was nun alle übrigen Vorderſätze betrift, die man bey den Schlüſſen gebraucht hat; ſo ſind ſie offenbare und bekannte Wahrheiten, vermöge deſſen, was man vorausgeſetzt hat, indem ſie entweder Erklärungen, augenſcheinliche Sätze, oder ſchon vorher erwieſne Wahrheiten ſind; bloß der angenommne Satz iſt derjenige, bey dem noch ein Zweifel oder Ungewißheit übrig bleibt. Dieſer kann alſo allein falſch ſeyn, und muß es in der That nothwendig ſeyn, vermöge deſſen, was bereits erwieſen worden. Und ſo ſehen wir, daß bey indirecten Beweiſen, wenn man zween widerſprechende Sätze angenommen, und die Falſchheit des einen erwieſen hat, der andre, welches allemal der zu erweiſende Satz iſt, nothwendig wahr ſeyn müſſe, ſo, daß wir hier eben ſowohl, wie bey der directen Art zu beweiſen, zu einer deutlichen und überzeugenden Erkenntniß der Wahrheit gelangen.

Ein beſondrer Fall bey indirecten Beweiſen.

10. Dies iſt überhaupt die Art zu ſchlüſſen bey allen indirecten Beweiſen. Es giebt aber einen beſondern Fall, der etwas ſo merkwürdiges enthält, daß er angeführt zu werden verdient, vornehmlich, da der Grund, worauf der Schlußſatz beruhet, eine fernere Erläuterung erfordert. Er beſteht kürzlich darinnen. Man nimmt einen gewiſſen Satz an, aus dem man durch einen directen Beweiß ſeinen widerſprechenden Satz herleiten kann, und ſchlüßt, daß der

angenommne Satz falſch, und der entgegengeſetzte wahr ſey. Denn, wenn wir ſetzen, daß der angenommne Satz wahr ſey, ſo werden wir, weil alle übrigen Vorderſätze, die die Demonſtration ausmachen, auch wahr ſeyn müſſen, eine Reihe von Schlüſſen haben, die ganz aus wahren Vorderſätzen beſtehen; daher der letzte Schlußſatz, oder derjenige, der dem angenommnen entgegengeſetzt iſt, gleichfalls wahr ſeyn muß. So, daß wir hierdurch zween widerſprechende Sätze, die beyde zugleich wahr wären, haben würden, welches offenbar unmöglich iſt. Der angenommne Satz alſo, woraus dieſe Ungereimtheit folget, muß nothwendig falſch, und folglich ſein entgegengeſetzter Satz, welches hier der aus ihm hergeleitete iſt, wahr ſeyn. Wenn uns alſo ein Satz zu beweiſen gegeben wird, und wir den widerſprechenden Satz annehmen, und daraus den zu erweiſenden Satz ordentlich herleiten; ſo erkennen wir dadurch, daß der auf dieſe Weiſe geſchloßne Satz wahr ſey. Denn, da wir aus einem angenommnen Satze ſeinen entgegengeſetzten hergeleitet haben; ſo ſind wir hierdurch gewiß, daß der angenommne Satz falſch iſt; und alsdenn muß ſein entgegengeſetzter, oder der aus ihm hergeleitete, welches in dieſem Falle eben der zu erweiſende Satz iſt, wahr ſeyn.

Sechſtes

Sechſtes Capitel.

Von der Lehrart, als einer Anwendung des bisherigen, und der Eintheilung derſelben in die analytiſche und ſynthetiſche.

Der Verſtand beſchäftigt ſich zuweilen mit Zuſammenſetzung bekannter Wahrheiten.

I. Wir haben nun die drey Wirkungen des Verſtandes abgehandelt, welche ſich damit beſchäftigen, daß ſie der Wahrheit nachforſchen, und die Gränzen der menſchlichen Erkenntniß erweitern. Allein wir müſſen uns auch bemühen, unſre Gedanken ſo zuſammenzuſetzen, daß man ihre wechſelsweiſe Verbindung und Verhältniſſe deutlich einſehen kann. Und dieſes nennen die Vernunftlehrer die **Lehrart**. Es geſchieht bey Erforſchung der Wahrheit oft, daß ſich dem Verſtande unerwartete Entdeckungen darſtellen, welche, wenn ſie ſich zu ſehr auf ihre Gegenſtände beziehen, uns von demjenigen ſehr weit entfernen, womit wir gegenwärtig beſchäftiget ſind. Ja ſelbſt die Gegenſtände, die wir unterſuchen, werden nicht allemal mit einer gehörigen Rückſicht auf die Ordnung, und auf die Beziehungen, die ſie untereinander haben, gewählet. Ein Zufall, unſre beſondre Lebensart, oder einige gegenwärtige und dringende Abſichten, bringen uns oft auf eine Menge verſchiedner Unterſuchungen, die ſehr wenig Verbindung in der Natur der Dinge haben. Wenn daher jemand, der viel zu denken gewohnt iſt, nach einem beträchtlichen Zeitraum den Vorrath ſeiner erlangten Erkenntniß wieder überſieht: ſo findet er ſelten Urſache, mit

der Ordnung und Einrichtung zufrieden zu ſeyn, nach welcher ſie in den Verſtand gekommen ſind. Sie befinden ſich da zerſtreut, ohne in gewiſſe Claſſen, und ohne in einen regelmäßigen Zuſammenhang gebracht zu ſeyn, ſo, daß der Verſtand nicht leicht einſieht, wie die eine Wahrheit zu der Erfindung einer andern dienen könne. Er wird daher von der Nothwendigkeit überzeugt, dieſelben in verſchiedne Claſſen zu bringen, und alles, was zu einer Materie gehört, in ein gleichförmiges Syſtem zu verbinden. Und hierinnen beſteht das wahre und eigentliche Geſchäfte der **Lehrart**, daß ſie nämlich die verſchiednen Eintheilungen der menſchlichen Erkenntniß beſtimmt, und gleichſam die Theile eines jeden Zweiges ſo berichtiget und verbindet, daß einer aus dem andern zu entſprieſſen ſcheint, und ſie ein regelmäßiges Ganze einer Wiſſenſchaft ausmachen, welches von den erſten Grundſätzen ſeinen Urſprung nimmt, und durch eine ordentliche Verknüpfung der Wahrheiten fortgeht.

Grund der analytiſchen und ſynthetiſchen Lehrart.

2. Wir mögen aber nun mit den einzelnen zu vergleichenden Wahrheiten mehr oder weniger bekannt ſeyn; wie man denn bisweilen unbekannte Wahrheiten zu unterſuchen oder zu entdecken ſich bemühet: ſo zeigen ſich doch die Verhältniſſe und die wechſelsweiſen Beziehungen der Dinge nicht allezeit ſogleich, wenn wir ſie mit einander vergleichen. Daher nehmen wir unſre Zuflucht zu mittlern Ideen, durch deren Hülfe wir ſolche Vorderſätze erhalten, welche uns zu dem Schlußſatze führen, den wir ſuchen. Und wenn es geſchieht, daß die Vorderſätze ſelbſt nicht klar genug ſind; ſo bemühen wir uns, durch neue Zwiſchenſätze, ihre Wahrheit zu beſtimmen, indem wir den

Dingen in einer zurückgehenden Reihe immer nachforſchen, bis wir endlich auf einen Schluß kommen, deſſen Vorderſätze erſte und augenſcheinliche Grundſätze ſind. Wenn dies geſchehen iſt; ſo ſind wir, was die Wahrheit aller der Folgen anlangt, durch die wir gegangen ſind, völlig überzeugt: weil wir ſehen, daß ſie auf dem feſten und unbeweglichen Grunde unſrer anſchauenden Begriffe beruhen. Und gleichwie wir zu dieſer Gewißheit gelangen, indem wir bey der Unterſuchung der Dinge zurück auf ihre erſten Grundſätze gehen, aus welchen ſie folgen; ſo können wir allemal dieſelbe durch ein gerade entgegengeſetztes Verfahren erneuern, indem wir mit dieſen Grundſätzen anfangen, und die Reihe unſrer Gedanken fortführen, bis ſie uns, durch eine an einander hängende Kette von Beweiſen, zu der letzten Folge in der Reihe leiten.

Eintheilung der Lehrart in die analytiſche und ſynthetiſche.

3. Hieraus erhellt, daß bey der Ordnung und Zuſammenſetzung unſrer Gedanken, wir mögen es nun zu unſerm eignen Nutzen thun; damit der Verſtand die Entdeckungen, welche wir gemacht haben, allemal deutlich wieder überſehen könne; oder wir mögen andern dieſe Entdeckungen mittheilen, und erklären wollen, daß es, ſage ich, hierbey zweyerley Arten zu verfahren giebt, die beyde unſrer Wahl gleich überlaſſen ſind. Denn wir können die Wahrheiten, die zu einer gewiſſen Wiſſenſchaft gehören, ſo vortragen wie ſie ſich dem Verſtande bey der Unterſuchung darſtellen, indem wir die Reihe von Beweiſen in einer umgekehrten Ordnung fortführen, bis ſie ſich zuletzt in erſte Grundſätze endigen; oder wir können den entgegengeſetzten Weg erwählen, und, indem wir mit dieſen Grundſätzen anfangen, von ihnen, in einer ordentlich fortgehenden Reihe

von Vernunftſchlüſſen, alle die verſchiedne Sätze herleiten, welche wir beweiſen ſollen. Dieſe Verſchiedenheit in der Art, unſre Gedanken zu ordnen, veranlaßt die doppelte Eintheilung der Lehrart, welche die Vernunftlehrer angenommen haben. Denn die Lehrart iſt, nach ihrer Art zu reden, nichts anders, als die Ordnung und Stellung unſrer Gedanken, die zu einer gewiſſen Materie gehören. Wenn man die Wahrheiten ſo vorträgt, und mit einander verbindet, wie ſie entdeckt worden ſind, oder wie ſie doch hätten entdeckt werden können; ſo wird dieſes die **analytiſche Lehrart**, oder die **Lehrart der Auflöſung**, genannt: weil ſie bis zu den Quellen der Dinge zurückgeht, und die Wiſſenſchaft in ihre erſten und urſprünglichen Grundſätze auflöſet. Wenn ſie hingegen von dieſen erſten Grundſätzen hergeleitet, und, nach ihren wechſelsweiſen Beziehungen, verbunden werden, ſo, daß die Wahrheiten, welche, der Ordnung nach, die erſten ſind, allemal zum Beweiſe derjenigen dienen, welche folgen; ſo entſteht hieraus diejenige Lehrart, die wir die **ſynthetiſche**, oder die **Lehrart der Zuſammenſetzung**, nennen. Denn hier verfahren wir ſo, daß wir die verſchiednen zerſtreuten Theile der Wiſſenſchaft ſammlen, und ſie in ein Ganzes, oder Syſtem, verbinden, dergeſtalt, daß der Verſtand fähig gemacht wird, der Wahrheit deutlich, durch alle ihre Abtheilungen und Stufen, nachzufolgen.

Welche ſonſt die Lehrart der Erfindung, und die Lehrart der Wiſſenſchaft genannt wird.

4. In Anſehung dieſer beyden Gattungen der Lehrart iſt ferner anzumerken, daß die erſte auch die **Lehrart der Erfindung** genannt wird: weil ſie die Ordnung beobachtet, in welcher unſre Gedanken, bey der Erfindung oder Entdeckung der Wahrheit, auf einan=

einander folgen. Die andre hingegen wird oft die Lehrart der Wiſſenſchaft, oder des Unterrichts, genannt: weil wir gemeiniglich, wenn wir andern unſre Gedanken vortragen, die ſynthetiſche Lehrart erwählen, und dieſelben aus ihren erſten Grundſätzen herleiten. Denn wir müſſen bemerken, daß, obgleich, bey der Aufſuchung der Wahrheit, die analytiſche Lehrart uns viel Vergnügen erregt, weil ſie uns an die Stelle des Erfinders ſetzt, und die beſondre Folge und Art zu denken zeigt, wodurch er zu dieſen Entdeckungen gelangt iſt, dieſe Lehrart dennoch die Deutlichkeit und Ueberzeugung nicht ſo bequem befördre. Denn, bey dem Anfange unſrer Unterſuchung, ſind wir gemeiniglich nicht im Stande, zu errathen, wohin uns die Auflöſung führen werde, dergeſtalt, daß unſre erſten Unterſuchungen faſt nichts mehr ſind, als ein bloſſes Tappen in Finſterniß. Und ſelbſt alsdann, wenn das Licht in uns aufzugehen anfängt, ſehen wir uns immer genöthiget, die Sachen wieder durchzuſehen, und eine oft wiederholte Vergleichung der verſchiednen Stufen unſrer Unterſuchung anzuſtellen. Ja, wenn wir das Ganze aufgelöſet, und den wahren Grund, auf dem unſre Entdecknngen beruhen, erreicht haben; ſo wird man doch finden, daß alle unſre Gewißheit, in Anſehung ihrer Wahrheit, gröſtentheils von derjenigen Verbindung herkommt, welche wir nun zwiſchen ihnen und den erſten Grundſätzen wahrnehmen können, wenn wir ſie in der Ordnung der Zuſammenſetzung betrachten. Hingegen verhält ſich die Sache in der ſynthetiſchen Art, unſre Gedanken zu ordnen, ganz anders. Denn, da wir hier mit anſchauenden Wahrheiten anfangen, und von dieſen durch richtige Schlüſſe weiter fortgehen; ſo bringt ein jeder Schritt bey dieſem Verfahren Deutlichkeit und Ueberzeugung mit ſich, ſo, daß, indem wir von dem einen

Theile unſrer Erkenntniß zu dem andern fortgehen, wir allezeit den Grund, auf welchem unſer Beyfall beruht, deutlich einſehen. Es iſt daher klar, daß wir dieſe Lehrart erwählen müſſen, wenn wir andern unſre Entdeckungen mittheilen wollen: weil ſie den Verſtand vorzüglich verbeſſert und erleuchtet, und zu einer unmittelbaren Empfindung der Wahrheit führt. Und daher geſchieht es, daß man dieſelbe die **Lehrart der Wiſſenſchaft** nennet: nicht allein deswegen, weil wir durch ihren Gebrauch zur Wiſſenſchaft und Gewißheit gelangen; ſondern, weil ſie in der That diejenige Lehrart iſt, nach welcher alle diejenigen Theile der menſchlichen Erkenntniß, die eigentlich den Nahmen der **Wiſſenſchaften** haben, abgehandelt werden, und abgehandelt werden müſſen.

Aufmerkſamkeit und ein fähiger Verſtand ſind die vorbereitenden Eigenſchaften zur Erfindung.

5. Um aber erſtlich bey der Erfindung glücklich zu verfahren, ſo muß der Verſtand, wie ſchon angemerkt worden, wenn er ſich mit Unterſuchung unbekannter Wahrheiten beſchäftiget, damit anfangen, daß er den ganzen Vorrath von Wiſſenſchaft, die zu dieſem Gegenſtande gehört, auf einmal zuſammen nimmt, und, nachdem er die Dinge im Ganzen überſehen, ſie beſonders, und einen Theil nach dem andern, zu unterſuchen anfängt. Da nun, in dieſer beſondern Unterſuchung, die Anzahl der Theile ſich bey uns beſtändig vermehren; da es ferner nothwendig iſt, ſie von allen Seiten her zu betrachten, ſie mit einander zu vergleichen, und ihre gegenſeitigen Eigenſchaften und Verhältniſſe genau zu unterſuchen; ſo iſt hieraus klar, daß, bey der wirklichen Ausübung der Erfindung, hauptſächlich zwey Dinge zu betrachten ſind: Erſtlich, ein erweiterter und vielfaſſender Verſtand, der fähig iſt, die

groſſe

groſſe Menge von beſondern Umſtänden, die uns oft vorkommen, zu begreifen; zum andern, eine ſehr geübte Aufmerkſamkeit, die ihren Blicken nichts merkwürdiges entgehen läßt, und die alle Umſtände ſorgfältig unterſcheidet, welche zur Erläuterung und Erklärung der Sache, womit wir beſchäftiget ſind, dienen können. Dies ſind die groſſen und vorbereitenden Eigenſchaften, ohne welche man vergeblich hoffen würde, einen merklichen Schritt in Erweiterung der Gränzen der menſchlichen Erkenntniß thun zu können. Wir dürfen aber auch dieſes als keinen geringen Vortheil anſehen, daß ſie gewiſſermaſſen in unſrer Gewalt ſtehen, und daß ſie durch eine beſondre Cultur gebeſſert, und bis zu einem faſt unglaublichen Grade erhöhet werden können. Wir ſehen aus der Erfahrung, daß beſonders die Erlernung der Mathematik zu dieſem Endzwecke ſehr nützlich iſt. Wir wiſſen alle, daß Fertigkeiten durch Uebung ſtärker werden; und da in dieſer Wiſſenſchaft unſre Aufmerkſamkeit beſtändig angeſtrengt wird; ſo wird ſie uns nach und nach dergeſtalt natürlich, daß wir ſie auch bey langen und ſchweren Rechnungen beſtändig und gleichförmig erhalten können, ohne den Verſtand zu ſehr zu ermüden. Aber noch ein weit gröſſrer Vortheil, der aus der Erlernung der Mathematik entſteht, iſt dieſer, daß wir dadurch auf gewiſſe Weiſe das Maaß des menſchlichen Verſtandes vergröſſern, den Umfang ſeiner Fähigkeit erweitern, und ihn zu einer weitläuftigen und umſtändlichen Betrachtung der Dinge gewöhnen. Denn, da es uns anfangs oft auſſerordentlich ſchwer fällt, einen kurzen und leichten Beweiß zu faſſen, und die Verbindung ſeiner beſondern Theile zu entdecken; ſo ſieht man hingegen, wenn wir in dieſer Wiſſenſchaft zunehmen, wie ſich der Verſtand ſtufenweiſe erweitert, und ſich gleichſam zu einer weit beträchtli-

chern Gröſſe erhebt, ſo, daß man oft eine lange und verwickelte Reihe von Schlüſſen, mit ſehr weniger Anſtrengung der Gedanken, faſſet. Und dieſes iſt noch nicht genug, ſondern wir können in manchen Fällen mit einem einzigen Blick unſers Verſtandes ein ganzes Syſtem von Wahrheiten überſehen, und unſre Betrachtungen auf einmal, über alle beſondre Glieder, die es verbinden und zuſammenhalten, ausbreiten.

Eine ſcharfſinnige Wahl der mittlern Ideen iſt ein andrer wichtiger Punct, der in dieſer Kunſt erfordert wird.

6. Wenn wir nun dieſe zwo vorbereitenden Eigenſchaften beſitzen; ſo iſt das nächſte, was zur Entdeckung der Wahrheit erfordert wird, eine kluge Wahl der mittlern Ideen. Wir haben in dem dritten Theile dieſer Abhandlung geſehen, daß viele unſrer Ideen ſo beſchaffen ſind, daß wir ihre verſchiednen Eigenſchaften und Verhältniſſe nicht entdecken können, wenn wir ſie unmittelbar mit einander vergleichen. In dieſem Falle müſſen wir unſre Zuflucht zu mittlern Ideen nehmen; und die größte Kunſt beſteht darinnen, daß wir ſolche ausfindig machen, die eine bekannte und leicht einzuſehende Verbindung mit den Ideen haben, deren Verhältniſſe wir unterſuchen. Denn auf dieſe Weiſe erhalten wir bekannte und deutliche Wahrheiten, die uns als Vorderſätze zu Entdeckung der noch unbekannten dienen können. Und in der That, das ganze Geſchäfte der Erfindung, ſcheint größtentheils darinnen zu beſtehen, daß man dieſe vorläufigen Wahrheiten gehörig ſammelt und ordnet. Denn ſie leiten uns nicht nur, Schritt vor Schritt, zu der Entdeckung, die wir ſuchen; ſondern ſie ſind in dieſem Falle ſo unumgänglich nothwendig, daß es ohne dieſelben vergeblich ſeyn würde, jene zu unterſuchen: indem nichts gewiſſer

iſt,

iſt, als daß man unbekannte Sätze auf keine andre Weiſe entdecken kann, als durch Hülfe einer gewiſſen Verbindung, die ſie mit bekannten haben. Ja, die Vernunft ſelbſt, welche in der That nichts anders iſt, als die Kunſt der Erkenntniß, uud die Fähigkeit, wodurch wir in unſern Entdeckungen immer weiter kommen, enthält, ihrer Erklärung nach, nichts mehr, als eine Geſchicklichkeit, aus bekannten Gründen oder Sätzen unbekannte Wahrheiten herzuleiten. Ob nun gleich dieſe glückliche Wahl der mittlern Jdeen, wodurch wir eine gehörige Reihe von Vorderſätzen erhalten, welche uns nach und nach von einer Entdeckung zur andern führen, gewiſſermaſſen von einer natürlichen Scharfſinnigkeit und Lebhaftigkeit des Verſtandes abhängt; ſo iſt doch aus der Erfahrung gewiß, daß man auch hier durch anhaltenden Fleiß und Nachdenken viel ausrichten kann. Hierzu aber iſt für das erſte nöthig, daß wir eine ausgebreitete Kenntniß von Dingen, und eine allgemeine Bekanntſchaft mit dem ganzen Umfange der Künſte und Wiſſenſchaften haben. Groſſe und ausgebreitete Kenntniſſe geben unſerm Verſtande Stärke und Scharfſinn, und erweitern die Fähigkeit zu urtheilen. Wenn wir fürs andre hiermit ein beſondres und genaueres Nachdenken über dasjenige verbinden, was zu der Sache gehört, womit ſich unſre Unterſuchungen beſchäftigen; ſo ſcheinet es, als wenn wir uns den glücklichen Erfolg unſrer Unternehmungen gewiß verſprechen könnten. Denn hierdurch erhalten wir eine groſſe Menge von Dingen, woraus wir unſre mittlern Jdeen wählen, und daher wahrſcheinlicher Weiſe einige unter ihnen entdecken können, die uns zu Vorderſätzen, welche in allen Arten von Beweiſen nöthig ſind, dienen.

Eine ordentliche Einrichtung iſt von groſſem Nutzen, wenn wir die Gegenſtände nach der Fähigkeit des Verſtandes einrichten wollen.

7. Es trägt aber auch eine ordentliche Verknüpfung der Dinge, und eine Anordnung derſelben, nach gewiſſen Claſſen viel zu Erreichung dieſer Abſicht bey, weil dadurch die gröſsten Gegenſtände, mit denen ſich ſonſt nicht umgehen lieſſe, in eine gewiſſe Gleichheit mit den Kräften des Verſtandes geſetzt werden. Wir haben in dem erſten Theile dieſer Abhandlung geſehen, wenn man die Zahlen, in einer fortgehenden Reihe, und nach einem gleichförmigen Geſetze der Zuſammenſetzung, betrachtet, wie ſich da die gröſsten und fürchterlichſten Summen leicht begreifen laſſen, und in dem Verſtande deutliche Eindrücke verurſachen. Denn die verſchiednen Abſätze der Zahlreihe dienen dem Verſtande zu eben ſo viel Stufen, auf welchen er nach und nach zu den gröſsten Zuſammenſetzungen hinaufſteigt: und da er ſeine Betrachtungen, von dem einen zum andern, mit groſſer Bequemlichkeit und Geſchwindigkeit fortſetzen kann; ſo wird er dadurch in den Stand geſetzt, alle Theile beſonders durchzugehen, und ſich, bis zu einer richtigen Vorſtellung des Ganzen, empor zu ſchwingen. Eben ſo verhält es ſich mit allen unſern andern zuſammengeſetzten Begriffen: beſonders, wenn ſie ſehr weitläuftig und verwickelt werden; denn alsdenn ſehen wir die Nothwendigkeit, eine gewiſſe Ordnung und ſtufenweiſe Einrichtung in der Verbindung der Theile zu beobachten. Dieſes iſt ſchon in dem Capitel von der Zuſammenſetzung und Auflöſung unſrer Jdeen weitläuftig erklärt worden, wo wir den ſtufenweiſen Fortgang des Verſtandes, durch alle verſchiednen Ordnungen der Begriffe, unterſucht, und gezeigt haben, daſs der kürzeſte Weg, zu einer richtigen Kenntniſs der zuſammengeſetzten Begriffe des Verſtandes zu gelangen,

gen, dieſer ſey, daß wir regelmäßig durch alle mittlere Stufen fortgehen. Hieraus kann man leicht einſehen, was für Vortheile daraus entſtehen müſſen, wenn man, in Anſehung derjenigen verſchiednen Verhältniſſe und Verbindungen, von denen die Unterſuchung abhängt, auf eben dieſe Art verfährt. Denn, da wir dadurch in den Stand geſetzt werden, dieſelben dem Verſtande begreiflich zu machen; ſo können ſie uns alle nach der Reihe bey Gelegenheit nützen, und uns zur Entdeckung deſſen, das wir ſuchen, behülflich ſeyn. Nun wird zu dem Geſchäfte der Erfindung dies vornehmlich erfordert, daß wir unſre Gedanken dergeſtalt in unſrer Gewalt haben müſſen, daß, bey der Vergleichung der Dinge unter einander, und der Erforſchung deſſen, was aus ihren wechſelsweiſen Verbindungen und Beziehungen folgt, alles, was die Sache, die wir betrachten, aufklären kann, dem Verſtande deutlich ſeyn müſſe, ſo, daß ſeinen Blicken nichts weſentliches entgehen könne. Denn ein Verſehen von dieſer Art, bey der Betrachtung des Ganzen, muß nicht nur ſeinen Fortgang aufhalten, ſondern ihn auch in manchen Fällen gänzlich verhindern.

Und ſetzt uns in den Stand, ſtufenweiſe und mit Bequemlichkeit in der Unterſuchung der Wahrheit fortzugehen.

8. Zweytens aber, iſt ein andrer Vortheil, der aus einer ordentlichen Einrichtung entſteht, dieſer, daß wir den Verſtand von aller unnöthigen Arbeit befreyen, und ihn ſeine Aufmerkſamkeit auf einen Theil beſonders richten laſſen, ohne, daß er ſich mit Betrachtung des Ganzen verwirren dürfe. Unbekannte Wahrheiten, wie wir bereits angemerkt haben, werden allein durch die Verhältniſſe, die ſie mit andern bekannten haben, entdeckt. Wenn daher die Anzahl dieſer Verhältniſſe ſehr

zu-

zunimmt; ſo müſſen ſie nothwendig den Verſtand ſehr zerſtreuen, wenn er ſeine Aufmerkſamkeit beſtändig anſtrengen, und auf die Menge dieſer beſondern Umſtände, auf einmal, richten ſoll. Allein, durch die Methode, unſre Begriffe nach gewiſſen Claſſen zu ordnen, die wir oben erklärt haben, fällt dieſe ganze Unbequemlichkeit weg. Denn, ſo wie eine richtige Abtheilung der Dinge einem jeden ſeinen Platz beſonders anweiſet; ſo ſetzt ſie uns auch in den Stand, eines davon nach Gefallen beſonders zu erwägen, wenn die gegenwärtige Betrachtung deſſelben nothwendig wird. Daher kann der Verſtand, wenn er die verſchiednen Verhältniſſe ſeiner Jdeen, nach und nach, durchgehet, und, bey jedem Schritte, die Folgen derſelben bemerkt, allemal ſeine Unterſuchungen nach ſeiner Fähigkeit einrichten; und er ſieht die Folgen, welche aus der Vergleichung derſelben entſtehen, deutlicher ein, wenn er ſich auf eine ſolche Anzahl von Gegenſtänden einſchränkt, die er faſſen, und mit denen er bequem umgehen kann. Wenn er alſo hernach dieſe verſchiednen Abtheilungen wieder durchgehet, da er durch dieſes Mittel jeden Schritt, den er in ſeiner Unterſuchung gethan, bequem überſehen kann, und wenn er dieſelben alsdenn nach einer gehörigen Ordnung und Methode einrichtet, und mit einander verbindet; ſo wird er endlich dadurch in den Stand geſetzt, die Beſchaffenheit des Ganzen einzuſehen. Und auf dieſe Art ſind wir, wie vorher, bey der Zuſammenſetzung unſrer Jdeen, ſo auch hier, bey der Unterſuchung und Entdeckung der Wahrheit, genöthiget, nach und nach, und durch eine Reihe auf einander folgender Stufen, fortzugehen. Denn dieſe ſind eben ſo viel Ruheplätze für den Verſtand, von welchen er um ſich herumſieht, die Folgerungen, die er bereits erhalten hat, betrachtet, und überlegt, was ſie ihm für Hülfsmittel zu Erlangung

langung andrer verſchaffen, durch welche er noch immer gehen muß, ehe er das Ende ſeiner Unterſuchung erreicht. Daher geſchieht es oft, daß ſehr entfernte Wahrheiten, welche durch eine einzige Anſtrengung des Geiſtes nicht erreichet werden können, dennoch, durch dieſe ſtufenweiſe Ordnung, nach und nach an das Licht gebracht werden, und zwar, mit weniger Ermüdung des Verſtandes, als man anfänglich wohl hätte denken ſollen. Denn, obgleich die ganze Sache, zuſammengenommen, meiſtentheils zu weitläuftig iſt, als daß ſie der Verſtand auf einmal ſollte einſehen können, und, von dieſer Seite betrachtet, die Fähigkeiten deſſelben überſteigt; ſo ſind doch die verſchiednen Stufen der Unterſuchung an ſich ſelbſt oft leicht genug: ſo, daß, wenn wir nach und nach, von der einen zur andern, fortgehen, und dabey die Theile gänzlich überſehen, wir unſre Unterſuchungen mit einer auſſerordentlichen Geſchwindigkeit fortſetzen, und endlich zu derjenigen Wahrheit gelangen können, um deren Entdeckung willen man die ganze Unterſuchung angeſtellt hatte.

Warum der Verſtand wenig oder gar nicht ermüdet, wenn man ihn durch verſchiedne Stufen führt.

9. Wir ſehen in der Claßification der Zahlen, wovon wir ſchon ſonſt geſprochen haben, ſehr deutliche Proben von den groſſen Vortheilen, die aus einer künſtlichen Methode, unſre Begriffe ebenfalls in gewiſſe Claſſen einzutheilen, entſtehen. Denn, da die Zahlen ſelbſt hierdurch in verſchiedne Theile zergliedert werden, welches ſie für die Fähigkeit des Verſtandes bequemer macht; ſo wird dadurch, daß wir dieſe Theile beſonders betrachten, das Verfahren mit den Zahlen ſehr leicht und einfach. Und dieſes verdient in der That unſre beſondre Aufmerkſamkeit, daß, obgleich, bey der Zuſammenſetzung ſehr groſſer Zahlen,

Zahlen, das ganze Verfahren ziemlich weitläuftig wird, dennoch die verſchiednen Stufen, durch die es fortgeht, mit unglaublicher Geſchwindigkeit, und kaum mit einiger Ermüdung des Verſtandes, erreicht werden. Denn obgleich bey einer ſehr langen Operation der Werth der Figuren ſteigt, ſo, wie wir fortgehen, und ſo groß wird, daß ſie Tauſende, Millionen, Billionen, u. ſ. w. bedeuten; ſo ſind ſie doch ſo glücklich ausgedacht, um die verſchiednen Theile der Zahlen auszudrücken, daß, bey jedem Schritt unſers Verfahrens, wir dieſelben ſo betrachten, als, wenn ſie bloſſe Einer anzeigten: da das übrige, was noch fehlt, durch die Stellen, die ihre Summen in der Hauptſumme erhalten, erſetzt wird. Und dieſe trefliche Art, die Zahlen zu ſchreiben, iſt ſo eingerichtet, daß wir, wenn die Zahlen auch noch ſo groß ſind, die wir unterſuchen wollen, mit ihnen doch eben ſo bequem, als mit den einfachſten und bekannteſten umgehen können. Denn bey dieſen verſchiednen Operationen, die man mit ihnen anſtellt, wird der Verſtand niemals genöthiget, zuviel Theile auf einmal zu betrachten; und er wird auch nicht mit der Betrachtung der Gröſſe und Zuſammenſetzung dieſer Theile aufgehalten.

Die Kunſt, unſre Begriffe nach Claſſen zu ordnen, iſt das beſte Hülfsmittel zur Erfindung.

10. Da wir nun alſo durch eine gehörige und ordentliche Einrichtung unſrer Begriffe die weitläuftigſten Gegenſtände den Kräften unſers Verſtaudes gemäß machen können; und da wir auch dadurch die Mühe und Arbeit des Verſtandes verkürzen, und ihn geſchickt machen, ſeine Unterſuchungen, nach einer ſtufenweiſen Ordnung fortzuſetzen, ohne welche Erfindung alle entferntere Wahrheiten in den Wiſſenſchaften unſrer Erkenntniß auf immer hätten verborgen bleiben müſſen; ſo

glaube

glaube ich, wir können es wagen, zu behaupten, daß die Kunſt, unſre Begriffe zu ordnen, und nach gewiſſen Claſſen einzutheilen, das wichtigſte Hülfsmittel und Werkzeug der Erfindung ſey. Aus dieſer Urſache habe ich mich bemüht, dieſes mit Beyſpielen in Zahlen zu erläutern. Denn wir haben hier nicht allein ein vollkommnes Muſter der Kunſt ſelbſt, ſondern, wir ſehen auch auf das deutlichſte, was für Hülfsmittel wir daher erlangen, um die Gegenſtände leicht zu begreifen, und der Wahrheit mit Macht nachzuſpüren. So bekannt aber dergleichen Beyſpiele ſind; ſo giebt ſich dennoch nicht jedermann die Mühe, die Geſchicklichkeit und Scharfſinnigkeit zu betrachten, welche man bey Erfindung derſelben ſehen kann, oder die Grundſätze der Erfindung zu entwickeln, welche ſich ſo deutlich daraus herleiten laſſen. Und ich halte dafür, daß dies die wahre Urſache iſt, warum wir zuweilen Leute antreffen, welche, ob ſie gleich in Anſehung einiger beſondern Theile der Gelehrſamkeit vollkommen in der Erfindungskunſt geübt ſind, dennoch, ſo bald man ſie aus ihrem gewöhnlichen Gleiße herausbringt, den Augenblick ſtecken bleiben, als wenn ſie alles Genies und Scharfſinnes beraubt wären. Bey ſolchen Leuten iſt die Erfindung nur eine Fertigkeit, welche auf eine bloß mechaniſche Art angewendet wird, ohne einige Kenntniß der Gründe und Urſachen, worauf die verſchiednen Regeln der Erfindung beruhen. Daher ſind ihnen auch diejenigen allgemeinen Anmerkungen unbekannt, welche man auf eine gleich nützliche Art in allen Wiſſenſchaften anwenden kann, nur mit einigen nothwendigen Veränderungen, welche die Natur des Gegenſtandes, mit dem wir zu thun haben, verlangt. Und in der That, ich weiß keinen ſicherern Weg, zu einer fruchtbaren und leichten Erfindung zu gelangen, als wenn wir

ſorgfältig auf das Verfahren unſers eignen Verſtandes Achtung geben, ſo oft er dieſe vorzügliche Fähigkeit gebraucht; denn wir ſind oft im Stande, von den beſondern Regeln, die ſich auf einen gewiſſen Theil beziehen, ſolche allgemeine Anmerkungen herzuleiten, welche den wahren Grund, und die Hauptſätze der Kunſt ſelbſt entdecken.

Von den andern Kunſtgriffen, welche man als Nebenmittel zur Erfindung anſehen kann.

II. Es giebt aber auch auſſer den groſſen Werkzeugen der Wiſſenſchaft, eine noch unzählige Menge andrer Kunſtgriffe, welche von der beſondern Beſchaffenheit des Gegenſtandes, womit wir zu thun haben, herkommen, und als Nebenmittel zur Erfindung betrachtet werden können. Auf dieſe Art werden in der Geometrie viele Beweiſe der Aufgaben und Lehrſätze ganz von der Verzeichnung derjenigen Figur, die wir vor uns haben, und von den Linien, die wir von einem Puncte zum andern ziehen, hergeleitet. Auf eben die Art trägt dieſes in der Algebra nicht wenig zu einer leichten Auflöſung der Aufgaben bey, damit wir von den Bedingungen der vorgelegten Aufgabe eigne Gleichungen und geſchickte Ausdrücke für die unbekannten Gröſſen erfinden. Und wenn wir die Unterſuchung bis zu einer einzelnen Gleichung mit einer einzigen unbekannten Gröſſe fortgeſetzt haben; da dieſe unbekannte Gröſſe noch mit andern bekannten auf verſchiedne Art verbunden ſeyn kann, ſo, daß eine Menge verſchiedner Operationen dazu gehört, ehe ſie ſich entwickeln läßt, welches uns oft in ſchwere und lange Rechnungen verwickelt, und irrationale Gröſſen verurſacht: ſo ſind die Algebraiſten, um dieſen Schwierigkeiten einigermaßen vorzubeugen, und das Verfahren, ſo viel als möglich, abzukürzen, auf verſchiedne Arten der Subſtitution gefallen, wel-

che in ſehr verwickelten Aufgaben ungemein groſſe Dienſte thun. Aber dieſe und ähnliche Kunſtgriffe der Erfindung können in dieſer kurzen Abhandlung nicht weitläuftig erklärt werden. Es iſt genug, daß wir dem Leſer einen kurzen Begriff davon gegeben, und ihm den Weg gezeigt haben, dieſelben ſelbſt zu unterſuchen, wenn er ſich mit dieſen beſondern Theilen unſrer Erkenntniß, wo man ſich derſelben bedient, einmal beſchäftigen ſollte.

Von den groſſen Vortheilen, die von einem bequemen Ausdruck und Bezeichnung unſerer Gedanken herkommen.

12. Allein es iſt noch etwas übrig, das beſonders verdient, angemerkt zu werden, ehe wir dieſe Materie verlaſſen, nämlich die groſſen Vortheile, welche eine Wiſſenſchaft von einem bequemen Ausdruck oder Bezeichnung unſrer Gedanken erhalten kann. Bloß dieſer und der Methode, die verſchiednen Verbindungen der Zahlen durch Figuren, welche an verſchiednen Stellen ſtehen, auszudrücken, iſt es gänzlich zuzuſchreiben, daß man die ſchwereſten Operationen in der Rechenkunſt mit ſo groſſer Leichtigkeit und Geſchwindigkeit verrichten kann; und es iſt eben ſo klar, daß wir die Entdeckungen, welche man in der Algebra gemacht hat, der ſymboliſchen Sprache, deren man ſich darinnen bedient, gänzlich zu verdanken haben. Denn hierdurch werden wir in den Stand geſetzt, die Verhältniſſe der Dinge durch Gleichungen vorzuſtellen, und die verſchiednen Veränderungen, die wir mit dieſen Gleichungen vornehmen, und die beſondern Umſtände, die wir ſuchen, nach uud nach zu entdecken. Zu dieſen allen kömmt noch, daß, durch eine ſolche Bezeichnung, auch die Augen und die Einbildungskraft zu der Entdeckung der Wahrheit behülflich ſeyn können. Denn die Gedanken entſtehen und verſchwinden,

 wenn

wenn wir ſie betrachten wollen, und, ohne ein beſondres Hülfsmittel, dieſelben, ſo, wie ſie entſtehen, aufzubehalten, und uns ihrer zu verſichern, würde es daher oft nicht weniger mühſam ſeyn, ſie, wenn ſie einmal verſchwunden ſind, wieder herzuſtellen, als die erſte Bemühung war, dieſelben aus einander herzuleiten. Wenn wir daher bey Erforſchung der Wahrheit unſre Aufmerkſamkeit von einem Theile der Unterſuchung zu einem andern weiter lenken; da wir dennoch oft Gelegenheit haben, auf die bereits gemachten Entdeckungen zurückzuſehen: ſo müßte eine ſo verſchiedne Aufmerkſamkeit auf einmal den Verſtand nothwendig ſehr zerſtreuen, und mit einer unendlichen Arbeit und Beſchwerlichkeit begleitet ſeyn, wenn dieſe auf keine andre Art betrachtet werden könnten, als wenn wir ſie nach eben der Ordnung uns wieder vorſtellen, nach welcher ſie zuerſt entdeckt wurden. Allein die Kunſt, unſre Gedanken aufzubehalten, und durch eine bequeme und wohlgewählte Bezeichnung zu beſtimmen, hebt alle dieſe Schwierigkeiten gänzlich auf. Denn auf dieſe Weiſe, wenn wir zu vorhergehenden Entdeckungen zurückkehren müſſen, da wir uns bemüht haben, ſie allezeit durch die gehörigen Kennzeichen abzubilden, dürfen wir nur unſre Augen auf denjenigen Theil der Operation richten, wo dieſe ausgedrückt ſind. Hierdurch werden ſie dem Verſtande auf einmal in ihrer wahren und eigentlichen Geſtalt vorgeſtellt werden. Auf dieſe Art können wir allemal geſchwind und leicht überſehen, wie weit wir gekommen ſind; und, indem wir die verſchiednen Folgen, die wir bereits erlangt haben, durchgehen, ſo können wir noch deutlicher erkennen, was für Hülfsmittel ſie uns zur Entdeckung der andern, die wir noch ſuchen, verſchaffen können. Ja, da ferner alles das, was wir bey jedem Schritte der Unterſuchung erlangen,

gen, deutlich vor uns liegt, ſo kommen wir, indem wir es unter einander auf eine mannichfaltige Art vergleichen, und eines nach dem andern einrichten, endlich ſo weit, daß wir zuletzt die Beſchaffenheit des Ganzen entdecken können; und werden in den Stand geſetzt, unſre verſchiednen Entdeckungen in ein gleichförmiges und wohl verbundnes Syſtem von Wahrheiten zu bringen, welches der wichtigſte Endzweck aller unſrer Unterſuchungen iſt.

Die Erkenntniß, welche aus der Bttrachtung unſerer Begriffe entſtehet iſt nothwendig und unveränderlich.

13. Um aber auch einen richtigern Begriff von den Regeln, die der zwoten Gattung der Lehrart, welche wir die **Lehrart der Wiſſenſchaft** genennt haben, beſonders eigen ſind, zu geben, und um dieſelben auf ihren eigentlichen Grund zu bauen, wird es nöthig ſeyn, damit anzufangen, daß wir die Bedeutung des Worts **Wiſſenſchaft** feſtſetzen, und zeigen, welchen Theilen der menſchlichen Erkentniß man am bequemſten dieſen Nahmen beylegen könne. Wir haben bereits in dem erſten Capitel des andern Buches angemerkt, daß es drey verſchiedne Wege zur Erkenntniß der Wahrheit gebe: Erſtlich, die Betrachtung der Ideen unſers eignen Verſtandes; zweytens, den Unterricht der Sinne; drittens, das Zeugniß andrer. Wenn wir die Ideen unſers Verſtandes betrachten, ſo vergleichen wir ſie auf verſchiedne Art mit einander, um von ihrer Uebereinſtimmung oder Verſchiedenheit zu urtheilen. Da nun alle Wahrheiten, die wir auf dieſe Art erhalten, aus gewiſſen Verbindungen und Verhältniſſen folgen, welche man zwiſchen den Ideen ſelbſt bemerket; und da, wenn wir einerley Ideen mit einander vergleichen, auch einerley Verhältniſſe beſtändig und unveränderlich zwiſchen dieſen Ideen

bleiben müſſen: ſo iſt hieraus klar, daß die Erkenntniß, die wir durch die Betrachtung unſrer Begriffe erlangen, ihrer Natur nach nothwendig, und unveränderlich ſeyn müſſe. Aber, da man ferner nicht bloß annimmt, daß dieſe Verhältniſſe zwiſchen unſern Ideen an ſich ſelbſt wirklich ſind, ſondern, daß ſie der Verſtand auch bemerkt, und unterſcheidet; und da wir, bey einer deutlichen Empfindung einer Verknüpfung, oder eines Widerſpruchs zwoer Ideen, unvermeidlich urtheilen müſſen, ob ſie mit einander übereinſtimmen oder nicht: ſo folgt unwiderſprechlich daraus, daß unſre Erkenntniß von dieſer Art mit einer nothwendigen Gewißheit und Ueberzeugung begleitet ſey, ſo, daß wir unmöglich unſern Beyfall zurückhalten, oder irgend einen Zweifel, in Anſehung der Wahrheiten, die der Verſtand auf dieſe Art erlangt hat, hegen können. Das Verhältniß der Gleichheit, zwiſchen dem Ganzen, und allen ſeinen Theilen, iſt einem jeden deutlich, der ſich einen richtigen Begriff von dem gemacht hat, was ein Ganzes, und ein Theil bedeutet. Daher kann derjenige, in deſſen Verſtande ſich dieſe beyden Ideen befinden, unmöglich an der Wahrheit dieſes Satzes zweifeln: daß das Ganze allen ſeinen Theilen gleich ſey. Denn dies würde nichts anders ſeyn, als ſich zu überreden, daß dasjenige nicht ſey, wovon er doch deutlich und nothwendig empfindet, daß es iſt. In allen Fällen alſo, wo wir ein Verhältniß zwiſchen unſern Ideen wahrnehmen, es geſchehe entweder unmittelbar, wenn wir ſie mit einander vergleichen, oder durch Hülfe mittler Ideen, welche es dem Verſtande genau vorſtellen, iſt die daher entſtehende Erkenntniß gewiß und untrüglich. Ich ſage untrüglich: weil wir die Wahrheit der Sätze, die ſich dem Verſtande ſo darſtellen, nicht nur empfinden und zugeſtehen; ſondern, weil wir auch in uns vollkom-

men

men befriediget ſind, daß wir bey dieſer Empfindung nicht können betrogen worden ſeyn, da wir zugleich den Grund, auf welchem unſer Beyfall beruht, deutlich einſehen. Dieſe Untrüglichkeit aber kann weder von der Erkenntnis durch die Sinne, in eben dem Grade, noch von derjenigen, welche ſich auf das Zeugnis anderer gründet, behauptet werden; ſo wenig man auch auf beyden Wegen die Ueberzeugung verfehlet.

Der Nahme Wiſſenſchaft gehört bloß für denjenigen Theil der Erkenntniß, der von der Betrachtung unſrer Ideen hergeleitet wird.

14. Es iſt alſo überhaupt klar, daß man eine unbedingte Gewißheit, die mit einem unvermeidlichen Beyfall begleitet iſt, und alle Möglichkeit des Betruges ausſchließt, bloß in der Betrachtung unſrer Ideen antrift. Wir ſehen, daß man bey Dingen, welche die Erfahrung und Zeugniſſe betreffen, einen Verdacht und Mistrauen vorwenden kann; allein, in demjenigen Theile der Erkenntniß, der die Verhältniſſe unſrer Ideen angehet, kann dieſes nicht ſtatt finden. Denn, weil alle dieſe verſchiednen Verhältniſſe entweder unmittelbar von dem Verſtande wahrgenommen, oder vermittelſt gewiſſer mittlern Ideen entdeckt werden, wo man vorausſetzen kann, daß ein jeder Schritt des Verfahrens von einer unmittelbaren Gewißheit begleitet wird: ſo iſt es ſchlechterdings unmöglich, ſich zu überreden, dasjenige ſey nicht, wovon wir doch vollkommen und ausdrücklich empfunden hatten, daß es ſey. Und nur dieſer Erkenntniß, welcher dieſe letzte Art von Gewißheit zukömmt, wird, in der ſtrengen und eigentlichen Art zu reden, der Nahme Wiſſenſchaft beygelegt. Denn zur Wiſſenſchaft wird erfordert, daß wir dasjenige begreifen, und deutlich erkennen, was wir ſehen, und ſehen

müſſen; und ſie findet daher nur bey Dingen ſtatt, denen eine unbedingte Gewißheit zukömmt, wo die vorgetragnen Wahrheiten entweder augenſcheinliche Sätze ſind, oder doch aus ſolchen Sätzen durch den ſchärfſten Beweiß hergeleitet worden ſind. Und da man dieſe Art von Gewißheit nirgends antriſt, als bey der Unterſuchung der Verhältniſſe unſrer Ideen; ſo iſt klar, daß Wiſſenſchaft, eigentlich zu reden, bloß bey dem erſten Theile der menſchlichen Erkenntniß ſtatt findet, welcher, wie wir geſagt haben, aus der Betrachtung der Ideen unſers Verſtandes entſteht.

Unſre Erkenntniß von der wirklichen Exiſtenz der Dinge, iſt nicht anſchauend.

15. Allein, ich vermuthe, daß man hier fragen wird, wenn Wiſſenſchaft und Demonſtration blos der Betrachtung unſrer Ideen zukommen, was für eine Art von Erkenntniß es alſo ſey, die wir von den Körpern, ihren Kräften, Eigenſchaften und Wirkungen derſelben in einander, haben? Hierauf antworte ich: daß wir bereits dieſelbe mit dem Nahmen der natürlichen Erkenntniß bezeichnet haben. Allein, damit wir deſto deutlicher ſehen, worinne der Unterſchied zwiſchen der ſcientifiſchen und natürlichen Erkenntniß beſteht; ſo wird es nicht undienlich ſeyn, folgende Anmerkungen hinzuzuſetzen. Wenn wir unſre Augen gegen die Sonne richten, ſo ſchlüſſen wir unmittelbar, daß es ein Ding auſſer uns gebe, welches mit dieſer Idee in unſerm Verſtande übereinkömmt. Allein wir müſſen bemerken, daß dieſer Schluß nicht von einer nothwendigen und unvermeidlichen Verbindung entſtehet, die wir zwiſchen der Erſcheinung der Idee, im Verſtande, und der wirklichen Exiſtenz des Gegenſtandes, auſſer uns, wahrnehmen. Wir wiſſen alle aus der Erfahrung,

daß

daß Ideen in uns erregt werden können, und zwar durch eine ſcheinbare Wirkung der Gegenſtände auf unſre Sinne, wenn es gleich in der That keine ſolchen Gegenſtände wirklich giebt. Zum Beyſpiele kann ein Traum und die Hitze des Fiebers dienen. Worauf gründet ſich denn alſo eigentlich der vorangeführte Schluß? Unſtreitig darauf: wir ſind gewiß, daß unſre Werkzeuge gehörig wirken, und wir wiſſen, daß eine jede Wirkung eine Urſache haben müſſe: alſo iſt nichts natürlicher, als, daß wir annehmen, daß, wo eine Idee in dem Verſtande erzeugt wird, auch ein Gegenſtand daſeyn müſſe, der mit dieſer Idee übereinkömmt, und welcher die Urſache ihrer Erſcheinung iſt. Da aber der Schluß, woraus wir es erkennen, nicht nothwendig und unvermeidlich iſt; ſo findet in dieſem Falle keine unmittelbare Erkenntniß, ſondern eine bloß wahrſcheinliche Meinung, oder vernünftige Vermuthung, ſtatt, die ſich auf eine unmittelbare Wahrheit gründet.

Die unbedingte Gewißheit der natürlichen Erkenntniß läßt ſich auf das einſchränken, was wir unmittelbar einſehen.

16. Wenn hingegen ein Stück Gold im Goldſcheidewaſſer aufgelößt wird; ſo ſehen wir zwar die hervorgebrachte Wirkung, und geſtehen ſie ein, aber, genau und eigentlich zu reden, kann man nicht ſagen, daß wir einen Begriff oder Erkenntniß von der Sache hätten. Die Urſache iſt: weil uns die innerliche Beſchaffenheit des Goldſcheidewaſſers und des Goldes unbekannt iſt; ſo können wir aus den Ideen, die wir von ihnen im Verſtande haben, nicht die Urſache herleiten, warum das eine in das andre auf dieſe beſondre Art wirkt. Daher kömmt es, daß unſre Erkenntniß von den natürlichen Begebenheiten und Wirkungen ſich nicht mit Gewißheit über das gegenwärtige Beyſpiel, oder, was

wir unmittelbar einſehen, erſtreckt, ſo, daß wir, in allen unſern dahin gehörigen Unterſuchungen, uns beſtändig der Verſuche und Erfahrung bedienen müſſen; da es hier keine allgemeine Wahrheiten giebt, worauf wir ſcientifiſche Schlüſſe gründen könnten. Weil die Auflöſung des Goldes im Goldſcheidewaſſer in einem Verſuche angehet, daraus können wir noch nicht untrüglich ſchlüſſen, daß ſie auch in einem andern angehen werde. Denn, da wir nicht wiſſen, was dasjenige in dieſen beyden Körpern ſey, wovon die hier gedachte Wirkung entſteht: ſo haben wir bey einem neuen Verſuche, den wir anſtellen wollen, keine vollkommne Gewißheit, ob den Gegenſtänden, die wir mit einander verbinden wollen, eben dieſelbe Zuſammenſe-ʒung und Einrichtung zukomme, aus der dieſe Auflöſung entſpringt. Die Chymiſten wiſſen aus der Erfahrung, daß Körper, welche einerley Nahmen, und von auſſen einerley Anſehen haben, nicht allemal in ihren Kräften und Wirkungen vollkommen ähnlich ſind. Oft ſuchen ſie vergeblich diejenigen Eigenſchaften in einem Stückchen Spießglas, die ſie bey vorhergehenden Gelegenheiten in einem andern gefunden hatten; und ſie finden ſich dadurch oft, zu ihrem groſſen Verdruß, bey ſehr koſtbaren und viel verſprechenden Verſuchen betrogen. Wir haben auch keine ausdrückliche und gewiſſe Verſicherung, daß diejenigen Körper, mit welchen wir vorher Verſuche angeſtellt haben, eben dieſelben bleiben, ſo, daß ſie uns ähnliche Erſcheinungen in den folgenden Verſuchen verſchaffen werden. Tauſend Veränderungen gehen jeden Augenblick in der natürlichen Welt vor, ohne, daß wir die geringſte Kenntniß oder Empfindung davon haben. Eine Veränderung in unſrer Atmoſphäre, die Annäherung, oder die Entfernung der Sonne, ihre Abweichung gegen Norden oder Süden, verändern

åndern nicht nur die åuſſerliche Geſtalt der Dinge, ſondern verurſachen auch viele Verånderungen in den menſchlichen Einrichtungen ſelbſt, die wir doch nicht empfinden, wenn ſie ſich ereignen, und auch niemals erfahren wůrden, wenn wir ſie nicht aus den Wirkungen und Folgen, die von ihnen herkommen, erkennen kônnten. Und wir kônnen auch nicht mit Gewißheit beſtimmen, ob nicht dergleichen åhnliche Verånderungen bisweilen in dem Baue und der Beſchaffenheit vieler Kôrper, die uns umgeben, hervorgebracht werden. Daher kônnen wir nicht, von einem Verſuche, der uns zu einer gewiſſen Zeit glůcklich von ſtatten geht, untrůglich ſchlůſſen, daß er uns, mit eben dieſen Kôrpern, zu einer andern Zeit gelingen werde. Es kann zwar im hôchſten Grade wahrſcheinlich ſeyn: allein, da immer noch eine Môglichkeit ůbrig bleibt, daß ſich eine, uns unbekannte, Verånderung mit dieſem Kôrper zugetragen haben kônne, ſo kann es in dieſem Falle keine vollkommne Gewißheit geben.

Was fůr eine Art von Erkenntniß der Kôrper den Nahmen der Wiſſenſchaft verdiene.

17. Håtten wir eine ſolche genaue Einſicht in die Natur des **Goldſcheidewaſſers** und des Goldes, daß wir dadurch im Stande wåren, zu urtheilen, warum das eine dergeſtalt auf das andre wirkt, daß es ſeine Auflôſung veranlaßt, ſo, daß wir von den Jdeen, die wir von ihnen im Verſtande haben, deutlich ſchlůſſen kônnten, daß Kôrper von dieſer Beſchaffenheit, wenn ſie auf gewiſſe Weiſe mit einander vermiſcht werden, nothwendig die gedachte Wirkung hervorbringen můßten; håtten wir dieſe Einſicht: ſo wůrde alsdenn unſre Erkenntniß ſcientifiſch ſeyn, und entweder auf dem Grunde der anſchauenden Begriffe, oder der Demonſtration, beruhen,

nachdem wir dieſe Erkenntniß unmittelbar, oder durch Hülfe gewiſſer mittler Ideen, erlangt hätten. Denn, da wir in dieſem Falle zwo Hauptideen in unſerm Verſtande haben, deren Verhältniſſe wir vollkommen kennen, ſo könnten wir, wo wir Gegenſtände, die dieſen Ideen gemäß wären, anträfen, mit Gewißheit ſagen, daß die Vereinigung derſelben mit einander die oben angeführte Wirkung hervorbringen würde: weil dasjenige, was in der Idee wahr iſt, auch bey den Dingen ſelbſt nothwendig wahr ſeyn muß, wofern es ſolche Dinge giebt, die dieſen Ideen gemäß ſind. Wenn es in der Vorſtellung wahr iſt, daß ein Parallelogramm noch einmal ſo groß, als ein Triangel, iſt, der auf eben derſelben Grundlinie, und zwiſchen eben denſelben Parallellinien ſtehet, ſo wird eben dieſes auch von einem jeden wirklichen Triangel und Parallelogramm, welche mit den gedachten Bedingungen exiſtiren, wahr ſeyn. Wir müſſen auf eben die Art anmerken, daß die Veränderungen, denen die Körper täglich unterworfen ſind, keine Verwirrung oder Schwierigkeit in der natürlichen Erkenntniß hervorbringen würden, wenn ſie auf dem Grunde, deſſen wir hier erwähnt haben, beruhten. Denn in dieſem Falle würden die Kräfte und Eigenſchaften der Gegenſtände, weil ſie aus den Ideen, welche wir davon in unſerm Verſtande haben, hergeleitet worden, auf die wirklich exiſtirenden Dinge nicht anders angewendet, als wiefern man fände, daß dieſe Dinge unſern Ideen vollkommen gemäß wären. Wenn ſich daher eine Veränderung an einem Körper ereignete, wodurch er von derjenigen Hauptidee verſchieden würde, aus der ſeine vorigen Eigenſchaften zu folgen ſchienen; ſo müßten wir nothwendig erkennen, daß eine gewiſſe ähnliche Veränderung in den Eigenſchaften ſelbſt erfolgen würde, und daß ſeine Kräfte und

Wirkun-

Wirkungen in Anſehung andrer Körper nicht mehr in jeder Betrachtung eben dieſelben ſeyn würden.

Die Erfahrung iſt der einzige Grund der natürlichen Erkenntniß.

18. Allein dieſes iſt noch merkwürdiger, daß wir unter dieſer Bedingung im Stande ſeyn würden, die wechſelsweiſen Wirkungen und den Einfluß der Körper zu beſtimmen, ohne, daß wir unſre Zuflucht zu Verſuchen nehmen dürften. Hätten wir z. E. eine vollkommne Erkenntniß von der innerlichen Beſchaffenheit und Zuſammenſetzung eines thieriſchen Körpers, und von dem beſondern Gifte, welcher durch den Biß einer Otter in denſelben hinein gegoſſen wird, ſo, daß wir deutlich einſehen könnten, wie eins mit dem andern vermiſcht würde; ſo könnten wir daraus, auf eine ſcientifiſche Art, ohne Hülfe der Verſuche, ſchlüſſen, daß der Biß einer Otter den Bau des menſchlichen Körpers ſo zu Grunde richten, und eine ſolche Gährung und Entzündung in demſelben hervorbringen könne, daß darauf eine gänzliche Aufhörung aller zum Leben gehöriger Verrichtungen erfolgen, und aus dieſer verwundernswürdigen Maſchine eine blos lebloſe Maſſe werden müßte. Da aber ſo vollkommne und richtige Ideen von den Gegenſtänden und ihren wechſelsweiſen Verhältniſſen gegen einander unſre gegenwärtigen Fähigkeiten weit überſteigen; ſo würde es ſehr vergeblich ſeyn, wenn wir, durch abſtracte Schlüſſe, oder ſcientifiſche Beweiſe, die natürliche Erkenntniß zu verbeſſern ſuchen wollten. Die Erfahrung iſt hier der wahre und eigentliche Grund unſrer Urtheile, und wir können durch keine andre Mittel zur Entdeckung der verſchiednen Kräfte und Eigenſchaften der Körper gelangen. Wie lange würde man wohl die Beſchaffenheit des Schierlings unterſuchen, den verſchiednen Bau ſeiner

ſeiner Theile durch ein Vergröſſerungsglas betrachten, und ihn nach allen Methoden der Chymie martern und auflöſen müſſen, ehe man mit Gewißheit die Wirkungen, die er auf einen menſchlichen Körper thun würde, anzeigen könnte? Ein einziger Verſuch entdeckt dasjenige auf einmal, was aller unſer Witz und unſre Erſindung niemals vor ſich ſelbſt würde haben erforſchen können. Eben dieſes gilt auch in allen übrigen Theilen der Naturlehre. Unſre Entdeckungen von der Electricität, von den Kräften und Eigenſchaften des Magnets, von der Gewalt des Schießpulvers, u. ſ. w. ſind nicht durch Schlüſſe, oder Betrachtung unſrer abſtracten Ideen, ſondern mit Hülfe der Verſuche, welche man mit den Körpern gemacht hat, erlangt worden. Daher geſchahe es, ſo lange die ariſtoteliſche Philoſophie in den Schulen herrſchte, welche meiſtentheils mit metaphyſiſchen Begriffen, verborgnen Eigenſchaften, Sympathien, Antipathien, und dergleichen nichts bedeutenden Worten mehr, ſich beſchäftigte, daß die Kenntniß der Natur ins Stecken gerieth, weil man auf eine abſtracte Art von Dingen Beweiſe führen wollte, von denen man keine vollkommnen und richtigen Ideen hatte, auf welche man eine ſolche Art zu ſchlüſſen hätte bauen können. Da wir aber nun in unſerm gegenwärtigen Jahrhundert zu dem Wege der Erfahrung und Verſuche zurückgekehret ſind, welche in der That der einzige wahre Grund der Naturlehre iſt; ſo hat man bereits ſehr groſſe Entdeckungen gemacht, und es zeigt ſich uns eine Ausſicht in noch weit gröſſere.

Unterſchied zwiſchen der ſcientifiſchen und natürlichen Erkenntniß.

19. Und ſo können wir endlich hinlänglich einſehen, worinnen der eigentliche Unterſchied zwiſchen der ſcientifiſchen und natürlichen Erkenntniß beſtehe. In ſcienti-

ſcientifiſchen Materien ſchlüſſen wir von den Ideen in unſerm Verſtande, und von den Verbindungen und Verhältniſſen, die ſie unter einander haben. Und, da wir, wenn uns dieſe Verhältniſſe klar und deutlich vorgeſtellt werden, dieſelben unvermeidlich einſehen, und zugeſtehen müſſen, ſo bringen alle Wahrheiten dieſer Claſſe eine vollkommne Gewißheit in dem Verſtande hervor, und werden von einem nothwendigen und unvermeidlichen Beyfalle begleitet. In der natürlichen Erkenntniß verhält ſich die Sache ganz anders. Anſchauende Urtheile und innerliche Begriffe finden hier nicht ſtatt. Wir bemerken die Kräfte und Eigenſchaften der Gegenſtände, die uns umgeben, nicht durch Betrachtung und Vergleichung der Ideen, wodurch ſie vorgeſtellt werden, ſondern bloß durch Erfahrungen, und durch die Eindrücke, die ſie auf die Sinne machen. Da uns aber die Sinne in manchen Fällen betrügen, ſo haben wir keine untrügliche Verſicherung, daß dieſes nicht auch in andern Fällen geſchehen könnte. Dieſes ſchwächt die Gewißheit, welche dieſe Art von Erkenntniß begleitet, nicht wenig, und giebt Anlaß zum Verdacht und Mistrauen. Ja, was noch wichtiger iſt, da wir keine vollkommnen und genauen Begriffe von den Körpern haben, die uns ihre innere Beſchaffenheit darſtellten, oder den Grund entdeckten, wovon ihre Eigenſchaften abhängen; ſo können wir keine allgemeinen Sätze davon bilden, welche auf alle beſondre Fälle mit Gewißheit angewendet werden könnten. Wir ſagen: Feuer löſt die Metalle auf; obgleich dieſes unbeſtimmt ausgedruckt wird, ſo iſt es dennoch nur eine beſondre Wahrheit, und kann mit vollkommner Gewißheit nicht über die verſchiednen gemachten Verſuche ausgedähnt werden. Die Urſache iſt, weil wir die innere Beſchaffenheit und Zuſammenſetzung des Feuers und der

Metalle nicht wiſſen. Wir haben alſo, wenn uns Dinge unter dieſen Nahmen vorgelegt werden, keine vollkommne Gewißheit, daß ſie ſo beſchaffen und zuſammengeſetzt ſind, wie es zu dem glücklichen Erfolge des Verſuchs gehört. Die Sache kann in der That höchſt wahrſcheinlich ſeyn; allein, aus Mangel einer beſtimmten Hauptidee, können wir niemals zu einem deutlichen und vollkommnen Begriffe in dieſem Falle gelangen.

Die Art zu ſchlüſſen in der natürlichen Erkenntniß.

20. Da es gleichwohl gewiß iſt, daß man viele allgemeine Schlüſſe in der Naturlehre ohne Zweifel oder Bedenken annimmt; ja, daß wir die meiſten Entwürfe und Abſichten unſers Lebens auf dieſen Grund bauen; ſo wird man hier natürlicher Weiſe fragen: wie wir zu dieſer Verſicherung gelangen? ich antworte, nicht auf ſcientifiſche Art, und auf dem Wege der ſtrengen Demonſtration, ſondern durch die Erwartung ähnlicher Fälle, und durch wiederhohlte Verſuche. Wir unterſcheiden z. E. das Feuer durch ſolche Eigenſchaften, die ſich vermittelſt der Sinne am leichteſten wahrnehmen laſſen, unter welchen Licht und Hitze die merkwürdigſten ſind. Wenn wir die Natur deſſelben immer genauer unterſuchen, ſo finden wir, daß es auch die Kraft hat, Metalle aufzulöſen. Da aber dieſe neue Eigenſchaft mit den übrigen, wodurch ſich das Feuer von andern Dingen unterſcheidet, keine nothwendige Verbindung hat; ſo können wir nicht mit Gewißheit ſchlüſſen, daß, wo ſich Licht und Hitze u. ſ. w. findet, auch die Kraft, Metalle aufzulöſen, zugleich mit daſeyn müßte. Nicht eher, als bis wir die Sache durch eine Menge von Verſuchen geprüft haben, und bis wir finden, daß ſie allezeit ſtatt findet, fangen wir an, zu vermuthen, daß eine ſolche

Ver=

Verbindung wirklich vorhanden ſey, obgleich unſre Augen kurzſichtig und unvollkommen ſind, ſie zu entdecken. Hierdurch gelangen wir nun auf einen allgemeinen Schluß: wo wir von demjenigen, was bereits geſchehen iſt, auf das ſchlüſſen, was in ähnlichen Fällen geſchehen wird, ſo, daß wir, wo wir alle andre Eigenſchaften des Feuers in einem Körper antreffen, nicht im geringſten zweifeln, man werde durch Verſuche finden, daß ihm auch die oben erwähnte Kraft zukomme. Dieſes nennet man nach der Erwartung ähnlicher Fälle, oder nach der Analogie ſchlüſſen; und, wie wir ſehen, ſo gründet es ſich gänzlich auf die Induction, und auf die Verſuche, die wir mit beſondern Gegenſtänden angeſtellt haben. Je genauer und richtiger nun die Ideen von dieſen Dingen ſind, und je gröſſer die Menge von Verſuchen iſt, worauf wir unſre Schlüſſe gründen; deſto gewiſſer werden die daraus hergeleiteten Schlüſſe ſeyn. Auf dieſe Weiſe gelangen wir zu allen allgemeinen Wahrheiten der natürlichen Erkenntniß, z. E. daß der Biß gewiſſer Thiere tödtlich iſt; daß eine mit Magnet beſtrichne Nadel die Spitze nach Norden kehret; daß die Schwere allen Körpern durchgängig zukömmt, und unzählige andre, die zwar keiner ſtrengen Demonſtration fähig ſind, aber gleichwohl der Analogie wegen, worauf ſie ſich gründen, eben ſo leicht angenommen werden, als die bekannteſten anſchauenden Urtheile. Ja, ſie werden zu gewiſſen und unbeweglichen Grundſätzen, nach welchen wir alle unſre Endzwecke und Handlungen in unſerm Leben einrichten.

Wiefern ſelbſt die ſcientifiſche Art zu ſchlüſſen darinnen gebraucht werden könne.

21. Und hier iſt es wieder beſonders merkwürdig, daß, wenn wir die allgemeinen Eigenſchaften der Dinge durch die Analogie beſtimmt haben, und dieſe nun

als Heiſcheſätze in der Weltweisheit annehmen, wir auf dieſen Grund ſtrenge und mathematiſche Demonſtrationen bauen, und dadurch die ſcientifiſche Art zu ſchlüſſen in der natürlichen Erkenntniß einführen können. Auf dieſe Weiſe hat Iſaac Newton, da er die Geſetze der Schwere durch eine Menge von Verſuchen beſtimmt, und dieſes als einen Grundſatz angenommen hatte, daß ſie in dem ganzen Syſtem der Natur nach dieſen Geſetzen wirke, die ganze Theorie von den himmliſchen Bewegungen, auf dem Wege der ſtrengen Demonſtration, hergeleitet. Denn, wenn man einmal dieſen Heiſcheſatz zugiebt, daß alle Körper eine Schwere haben; und daß dieſelbe nach Beſchaffenheit der Dichtigkeit der Körper wirkt, und mit der Entfernung in einem gegebnen Verhältniſſe abnimmt: ſo folgt dasjenige, was Newton in Anſehung der Bewegungen der himmliſchen Körper beſtimmt hat, aus der bloſſen Betrachtung unſrer Ideen; das heißt, auf eine nothwendige und ſcientifiſche Art. Wenn wir ferner auf eben dieſe Art in der Optik dieſes, als einen Grundſatz, annehmen, daß das Licht nach allen Seiten zu, in geraden Linien, fortgepflanzt wird, und die Strahlen deſſelben nach gewiſſen beſtimmten und unveränderlichen Geſetzen zurückprallen und gebrochen werden: welches alles durch die Erfahrung für wahr befunden wird; ſo können wir auf dieſen Grund, die Theorie des Sehens auf eine mathematiſche Art aufführen. Eben dieſes geſchieht in der Mechanik, Hydroſtatik, Pnevmatik u. ſ. w. wo ſich aus den Heiſcheſätzen, die man durch die Erfahrung beſtimmt hat, die ganze Theorie dieſer Wiſſenſchaften, durch den Weg der ſtrengen Demonſtration, herleiten läßt. Und ich glaube, daß dies die Urſache iſt, warum viele Theile der natürlichen Weltweisheit mit dem Nahmen der Wiſſenſchaft beehrt

beehrt werden. Nicht, als wenn ſie ſich zuletzt auf eine unmittelbare Erkenntniß gründeten; ſondern, weil die verſchiednen Grundſätze, die ihnen eigen ſind, wegen des Zeugniſſes der Erfahrung angenommen werden, und die aus dieſen Grundſätzen hergeleitete Theorie nach der ſcientifiſchen Art zu ſchlüſſen beſtimmt wird.

Doch iſt die Erfahrung allezeit der letzte Grund unſers Beyfalls.

22. Könnten wir wirklich eine nothwendige Verknüpfung zwiſchen der Schwere und den bekannten weſentlichen Eigenſchaften der Materie einſehen, ſo, daß ſie von der wahren Idee davon unzertrennlich wäre: ſo würde die ganze Theorie von den Bewegungen der himmliſchen Körper, genau und eigentlich zu reden, ſcientifiſch ſeyn. Denn, wenn wir aus dem Begriffe der Schwere diejenigen Sätze demonſtrativiſch beſtimmen könnten, nach welchen ſich die Körper in ihren Veränderungen bey gewiſſen bekannten Umſtänden richten: ſo könnten wir, wenn ſich dieſe Umſtände, die zu einem Syſtem der Körper gehören, entdecken lieſſen, und wenn wir vorausſetzen könnten, daß ihnen die Schwere weſentlich wäre, aus der bloſſen Betrachtung unſrer Ideen, alle ihre Bewegungen und Erſcheinungen herleiten. Und dieſes iſt eben, was Newton in Abſicht auf unſer Planetenſyſtem gethan hat. Er hat die Umſtände derjenigen Körper, woraus es beſtehet, in Anſehung der Lage, Entfernung, Gröſſe, u. ſ. w. beſtimmt. Und da dieſes alles vorausgeſetzt war; ſo mußten ihre verſchiednen Revolutionen und Erſcheinungen ihnen auch weſentlich ſey, wenn es ihnen weſentlich iſt, daß ſie durch die Schwere in Bewegung geſetzt werden. Allein, da der Grundſatz von der Schwere nicht zu den bekannten Eigenſchaften der Materie gerechnet werden kann; ſo kann

auch dieſe Theorie nicht unmittelbar aus dem Begriffe eines Körpers hergeleitet werden. Und obgleich unſre Art zu ſchlüſſen in dieſem Theile der Weltweisheit in der That ſcientifiſch iſt; ſo muß doch, da der Grundſatz, worauf dieſe Schlüſſe beruhen, aus der Erfahrung hergeleitet wird, nothwendig die Theorie ſelbſt zuletzt auf eben dieſem Grunde beruhen. Auf dieſe Art gehört die Lehre von den Bewegungen der himmliſchen Körper, ob es gleich ſcheint, als wenn ſie durch mathematiſche Schlüſſe beſtimmt wäre, doch, eigentlich und genau zu reden, zu der Claſſe der natürlichen Erkenntniß. Denn hierinnen beſteht eigentlich der Unterſchied zwiſchen der **Wiſſenſchaft**, und dem, was wir die **Erkenntniß** der **Natur** nennen, daß die eine ſich endlich auf anſchauende Sätze, die andre aber auf die Erfahrung gründet. Da dieſe Anmerkung, die wir hier gemacht haben, gleichfalls auch in allen andern Theilen der Naturlehre gilt, bey welcher man die ſcientifiſche Art zu ſchlüſſen eingeführt hat: ſo iſt hieraus klar, daß ſie keine Wiſſenſchaften ſind, wenn man das Wort in ſeiner genauen und eigentlichen Bedeutung nimmt; ſondern bloß, wenn man den Ausdruck etwas weiter ausdähnt, welches in allen Sprachen gewöhnlich genug iſt. Was wir alſo oben von der Unmöglichkeit, die natürliche Erkenntniß durch ſcientifiſche Schlüſſe zu vermehren, geſagt haben, widerſpricht demjenigen ganz und gar nicht, was wir in dieſem Abſchnitte behauptet haben. Wir meinen dort Schlüſſe, welche ſich endlich auf anſchauende Sätze gründen, und welche aus der Betrachtung der abſtracten Ideen, die wir von den Dingen in unſerm Verſtande haben, hergeleitet werden: nicht von ſolchen, die aus Heiſcheſätzen flieſſen, welche man aus der Erfahrung angenommen hat. Denn dieſe letztern ſind, wie wir bereits angemerkt haben, nicht

wirklich und eigentlich ſcientifiſch; ſondern haben dieſen Nahmen bloß in Betrachtung der Schlußart erhalten, nach welcher ſie aus den gedachten Heiſcheſätzen geſchloſſen werden.

Die Art zu ſchlüſſen in der hiſtoriſchen Erkenntniß.

23. Wenn man alſo keine vollkommne und untrügliche Gewißheit in der natürlichen Erkenntniß erhalten kann; ſo können wir dieſelbe in der hiſtoriſchen noch weit weniger erwarten. Denn hier iſt das Zeugniß anderer der einzige Grund unſers Beyfalls, und daher iſt die Möglichkeit, daß wir betrogen werden können, noch immer gröſſer, als bey der Erfahrung. Nicht nur der, welcher uns die Begebenheit erzählt, kann vielleicht ſelbſt ein ſolches Urtheil davon gefällt haben; ſondern geſetzt, daß wir dieſes Zweifels überhoben ſeyn könnten: ſo findet immer noch der Verdacht ſtatt, daß er vielleicht die Abſicht gehabt habe, uns durch eine falſche Nachricht zu hintergehen. In dieſem Falle alſo, iſt klar, daß keine anſchauenden Sätze oder innerliche Empfindung der Wahrheit, auch keine genaue und vollkommne Demonſtration, und folglich keine Wiſſenſchaft ſtatt finden könne. Dem ohngeachtet giebt es auch hier einen Weg zu ſchlüſſen, welcher uns vollkommen beruhiget, und uns zu einer unzweifelhaften Annehmung der Begebenheiten und Erzählungen in der Geſchichte leitet: wenn man z. E. ſieht, daß der Geſchichtſchreiber ein Mann iſt, der die Wahrheit liebt; wenn er das, was er erzählt hat, richtig beurtheilen konnte; wenn er hinreichende Gelegenheit gehabt hat, davon unterrichtet zu werden; wenn das Buch, davor ſein Name ſteht, wirklich von ihm geſchrieben worden; wenn dieſes unverfälſcht bis auf uns gekommen iſt: endlich, wenn das, was erzählt, an und

für ſich ſelbſt wahrſcheinlich iſt, mit andern Begebenheiten derſelben Zeiten ungezwungen übereinſtimmt, und durch Schriftſteller, die um eben dieſe Zeit gelebt haben, beſtätiget wird. Nach dieſen und dergleichen Gründen, die theils auf der Critik, theils auf einer wahrſcheinlichen Vermuthung beruhen, urtheilen wir von vergangnen Dingen. Und ob ſie gleich keines ſcientifiſchen Beweiſes fähig ſind: ſo gelangen wir doch, in vielen Fällen, zu einer gewiſſen Erkenntniß derſelben. Denn, da es ungereimt wäre, in Dingen, worinnen es auf Begebenheiten ankömmt, mathematiſche Demonſtrationen zu verlangen: weil ſich dieſe Art der Gewißheit bey ihnen gar nicht anbringen läßt; ſo wäre es nicht weniger ungereimt, an der Wahrheit derſelben zu zweifeln, wenn ſie durch die beſten Beweiſe, die ihre Natur und Beſchaffenheit verträgt, beſtätiget ſind.

Der Scepticiſmus findet bey Dingen, die eine wirkliche Wiſſenſchaft betreffen, ganz und gar nicht ſtatt.

24. Und auf dieſe Weiſe ſehen wir in den verſchiednen Claſſen der menſchlichen Erkenntniß, ſowohl den Grund unſrer Urtheile, als auch die Art zu ſchlüſſen, die einer jeden beſonders eigen iſt. In der ſcientifiſchen Erkenntniß, welche bloß die abſtracten Ideen des Verſtandes, und die Verhältniſſe und Verbindungen, die ſie unter einander haben, betrift, gründen ſich unſre Urtheile auf anſchauende Säze, und die Art zu ſchlüſſen, iſt die demonſtrative. In der natürlichen Erkenntniß, welche mit den Dingen auſſer uns, ihren Kräften, Eigenſchaften, und wechſelsweiſen Wirkungen zu thun hat, urtheilen wir aus der Erfahrung, und ſchlüſſen durch die Induction, und nach der Analogie. Endlich in der hiſtoriſchen Erkennntniß, welche ſich hauptſächlich mit Begebenheiten und vergangnen Dingen beſchäf-

beſchäftiget, iſt das Zeugniß andrer der Grund unſrer Urtheile. Die Critik, und eine wahrſcheinliche Vermuthung, ſind dasjenige, wornach wir uns im Schlüſſen richten. Und nun ſind wir, wie ich glaube, im Stande, diejenige ungereimte Art des Scepticiſmus zu widerlegen, welche einige unter den Alten behauptet haben, nach welcher alle Säße einander gleich geachtet, und ſo vorgeſtellt werden, als wenn einer ſo ungewiß wäre, wie der andre. Dieſe Meynung hat ihren erſten Urſprnng von dem Eigenſinne gewiſſer Philoſophen, welche, weil ſie bemerkten, daß die Nachrichten der Sinne und der Zeugniſſe, in einigen Fällen, betrüglich wären, daher Gelegenheit nahmen, zu glauben, daß es eben ſo auch in andern Fällen ſeyn würde, und daher dieſes, als einen Grundſatz, feſtſetzten, daß man an allen Dingen zweifeln müſſe. Allein, in Anſehung dieſes Zweifels, müſſen wir bemerken, daß er ſich in der That nicht weiter, als auf Erfahrungen und Zeugniſſe, erſtrecken kann: indem er gänzlich und nothwendig von der ſcientifiſchen Erkenntniß ausgeſchloſſen iſt. Wenn Begriffe in unſerm Verſtande entſtehen: ſo iſt es uns unmöglich, zu zweifeln, daß ſie da ſind. Und wenn unſer Verſtand die Verhältniſſe einiger von unſern Jdeen klar und deutlich, entwéder unmittelbar, welches vermittelſt anſchauender Begriffe geſchiehet, oder durch Hülfe gewiſſer mittler Jdeen, welches durch die Demonſtration geſchieht, erkannt hat; ſo würde es vergeblich ſeyn, wenn wir uns zu überreden ſuchen wollten, daß dasjenige nicht ſey, wovon wir doch vollkommen und unvermeidlich eingeſehen haben, daß es iſt. Jn dieſem Falle können wir alſo unſern Beyfall nicht zurückhalten. Die Wahrheit überwindet mit Gewalt, allen Widerſtand, und dringt in den

Verſtand mit ſo viel Licht ein, daß eine nothwendige und untrügliche Gewißheit daher entſtehet.

Und muß nur mit Vorſichtigkeit, in Sachen, die auf Erfahrung und Zeugniſſen beruhen, zugelaſſen werden.

25. In der natürlichen und hiſtoriſchen Erkenntniß kann der Scepticiſmus in der That ſtatt finden, weil es darinnen, wie wir geſagt haben, möglich iſt, daß wir betrogen werden können. Allein, alsdann muß man bemerken, daß eine bloße Möglichkeit ein ſehr ſchwacher Grund iſt, um eine philoſophiſche Meynung darauf zu bauen. Es iſt möglich, daß Großbrittanien von der See verſchlungen werden kann, ehe der morgende Tag kömmt. Allein, ich glaube, deswegen wird ſich niemand einfallen laſſen, zu vermuthen, daß es wirklich geſchehen werde. Es iſt möglich, daß das ganze menſchliche Geſchlecht, in dem nächſtfolgenden Augenblicke vertilget werden kann: aber dieſe Möglichkeit macht nicht, daß man befürchtet, es werde ſich dieſes in der That zutragen. Kurz, wir müſſen die Dinge nach den Beweiſen, wodurch man ſie beſtätiget, nicht nach der bloſſen abſtracten Möglichkeit beurtheilen: und wenn wir alle die Gewißheit haben, deren ſie fähig ſind; ſo iſt dieſe allein zu unſrer Ueberzeugung hinreichend, wenn man auch nicht zeigen kann, daß das Gegentheil einen Widerſpruch enthalte. Wird wohl ein weiſer und verſtändiger Mann zweifeln, ob es ſo ein Land, wie America, gebe, weil er nicht auf eine nothwendige Art erweiſen kann, es ſey durchaus unmöglich, daß alle Nachrichten davon falſch wären? Genaue und ſtrenge Demonſtrationen gehören nicht für die Geſchichte, oder für die Naturlehre. Der Weg zu ſchlüſſen, in dieſen Theilen der Erkenntniß, iſt dieſer, daß man die Beweiſe

aus

aus der Erfahrung und den Zeugniſſen hernimmt. Und wenn die Wahrheit eines Satzes auf dieſe Art hinlänglich beſtätiget iſt, daß ſie mit aller Gewißheit, deren ſie fähig iſt, erſcheint, und wenn wir eben ſo viel Urſache haben, zu glauben, daß die Sache wirklich ſey, als wir nur möglicher Weiſe haben könnten, wenn wir ihr wirkliches Daſeyn annähmen: iſt dieſes bey dieſer Sache nicht eben ſo ſehr überzeugend, als eine Demonſtration? Man muß zwar geſtehen, daß in dieſem Falle keine innerliche Empfindung da iſt: daher auch der Beyfall nicht nothwendig und unvermeidlich genennt werden kann. Ein jeder, dem es gefällt, kann in dieſen Dingen ein Zweifler ſeyn; und wenn er ſich einmal darzu entſchloſſen hat; ſo würde es vergeblich ſeyn, mit der Halsſtarrigkeit und dem Eigenſinn zu ſtreiten. Doch kann ich nicht umhin, anzumerken, daß, wenn dergleichen Leute wirklich nach ihren Grundſätzen handeln, und alle Dinge, die keinen genauen ſcientifiſchen Beweiß zulaſſen, für ungewiß halten wollten, ihre Aufführung im höchſten Grade unſinnig ſeyn würde. Niemand kann mathematiſch demonſtriren: daß man ihm keinen Gift in ſein Eſſen und Trinken gethan habe; und wenn er ſo vorſichtig ſeyn, und von keiner Sache eher etwas koſten wollte, als bis er dieſen Grad der Gewißheit erreicht hätte; ſo weiß ich kein ander Mittel für ihn, als dies: mit aller Ernſthaftigkeit und Klugheit, aus Furcht vor dem Tode, zu ſterben. Die Wahrheit zu ſagen, ſo halten es die eifrigſten Vertheidiger des Scepticiſmus, nach allen vorgegebnen Zweifeln und Schwierigkeiten, dennoch für dienlicher, ſich in den verſchiednen Vorfällen des Lebens ſo aufzuführen, als wenn ſie den Sinnen, und dem Zeugniſſe andrer vollkommen trauten. Sie werden ſich eben ſo wenig getrauen, ein Giftpulver zu ſich zu nehmen, oder in einen glühenden

Ofen zu gehen, als wenn ſie in der That gewiß glaubten, daß der Tod die Folge davon ſeyn würde. Und ob man gleich hierbey geſtehen muß, daß ſie verſtändig handeln; ſo haben wir doch zugleich einen ſehr überzeugenden Beweiß von der Ungereimtheit derjenigen Meynungen, die ſie ihrem Vorgeben nach hegen. Denn kann wohl in der That etwas lächerlichers ſeyn, als einer Art zu denken beypflichten, der wir doch beynahe in allen Vorfällen des Lebens zu widerſprechen gezwungen werden? Man muß nicht Meynungen aus Eigenſinn oder Einbildung annehmen; ſondern ſie müſſen uns zu Grundſätzen unſrer Handlungen, und zu beſtändigen Regeln unſrer Aufführung dienen. Wenn ſie nicht dieſem Hauptzweck gemäß ſind, ſo ſind ſie unnütz und fruchtlos; und eine allzuhartnäckige Vertheidigung derſelben, troß der wiederhohlten Erinnerungen der Erfahrung, verdient mit Recht den Nahmen der Thorheit. Wir werden daher in einer ſo bekannten Materie die Beweiſe nicht zu häufen ſuchen, da wir nach unſrer gegenwärtigen Abſicht ſattſam gezeigt haben, daß Zweifel und Ungewißheit in der ſcientifiſchen Erkenntniß gar nicht ſtatt finden, und daß ſelbſt in hiſtoriſchen Dingen, und bey den Begebenheiten in der Natur ein ohne allen Unterſchied angenommner Scepticiſmus im höchſten Grade ungereimt iſt.

Die Wiſſenſchaft läßt ſich auf die Angelegenheiten des menſchlichen Lebens anwenden.

26. Allein hier könnte man fragen, warum man die Wiſſenſchaft ſo ſehr erhebe, da ſie doch ſelbſt, nach der gegenwärtigen Beſchreibung, eine ſo wunderliche und willkührliche Sache zu ſeyn ſcheine? Denn, da wir ſehen, daß ſie ſich gänzlich auf die Betrachtung unſrer Ideen einſchränkt; und da wir die

Freyheit haben, dieſe Ideen nach Gefallen zu bilden, und zu verbinden: ſo bahnt uns dieſes einen Weg zu Luftſchlöſſern, von unſrer eignen, Erfindung und zu erdichteten und wunderbaren Lehrgebäuden, womit ſich Leute von einer hitzigen und lebhaften Einbildungskraft gern unterhalten. Hingegen verſpricht ſie wenig von derjenigen Erkenntniß, die der Aufmerkſamkeit eines weiſen Mannes würdig iſt, und die ſich auf die groſſen Abſichten des Lebens beziehet. Welches iſt dann der Vortheil, den wir davon haben, daß wir bloß unſre eignen Ideen betrachten, uud uns um ihre verſchiednen Verhältniſſe, die ſie gegen uns, und gegen einander ſelbſt, haben, bekümmern müſſen? Ich antworte darauf, daß, wenn unſre Ideen keinesweges die Dinge ſelbſt beträfen: ſo würde die Erkenntniß, die wir dadurch erlangten, in dem menſchlichen Leben nicht viel bedeuten. Allein, da alles das, was wir bereits angemerkt haben, was in der Idee wahr iſt, auch nothwendig in den wirklichen Dingen ſelbſt wahr ſeyn muß, wofern es Dinge giebt, die mit dieſen Ideen übereinſtimmen: ſo iſt hieraus klar, daß, wenn wir die Ideen von den wirklichen Gegenſtänden in der Natur ſorgfältig abbilden, und ſie den Umſtänden, die uns am meiſten angehen, gemäß einrichten, uns dadurch ein Weg zu Entdeckungen eröfnet werde, die für das menſchliche Geſchlecht von der größten Wichtigkeit ſind. Denn, da in dieſem Falle, unſre verſchiednen Schlüſſe und Folgerungen von den Gegenſtänden ſelbſt eben ſo wohl gelten, als von den Ideen, wodurch ſie vorgeſtellt werden: ſo können ſie deswegen auf dieſe Gegenſtände mit Gewißheit angewendet werden, ſo oft ſich dieſelben unſrer Betrachtung darſtellen. Auf dieſe Weiſe vergleichen die Meßkünſtler, nachdem ſie ſich eine Idee von Kegeln, Cylindern, Kugeln, Priſmaten u. ſ. w. gemacht haben, dieſe Figuren auf verſchiedne

ſchiedne Art mit einander, unterſuchen ihre verſchiednen Eigenſchaften, und ſetzen gewiſſe Regeln feſt, nach welchen man ihre relativiſche Gröſſe beſtimmen kann. Da uns aber Körper, die ihrer Figur nach mit dieſen übereinſtimmen, ſehr oft vorkommen: ſo haben wir hierdurch eine bequeme Gelegenheit, die mathematiſche Erkenntniß auf die gemeinen Bedürfniſſe des Lebens anzuwenden; und, indem wir die Gröſſe der Ausdehnung genauer beſtimmen, die einem jeden Körper zukömmt, ſo können wir deſto beſſer urtheilen, in wiefern er ſich zu den vorhabenden Abſichten ſchicken werde. Eben dieſes ereignet ſich auch in der Staatskunſt und Sittenlehre. Wenn wir uns Begriffe von ſolchen Geſellſchaften, Verbindungen, Handlungen und Umſtänden machen, die bey dem menſchlichen Geſchlechte wirklich vorkommen; ſo beziehen ſich alle unſre Schlüſſe und Folgerungen auf das wirkliche Leben, und dienen in den verſchiednen Umſtänden, welchen es unterworfen iſt, zu Grundſätzen, nach denen man ſich in ſeiner Aufführung richten kann. Daher iſt es nicht genug, daß wir einige Ideen, die uns von ohngefähr vorkommen, betrachten: wir müſſen uns ferner bemühen, daß dieſe Ideen ſich auch wirklich auf gewiſſe Dinge beziehen. Denn, obgleich die Erkenntniß allemal gewiß iſt, wenn ſie aus der Betrachtung unſrer Ideen hergeleitet wird: ſo iſt ſie doch nur alsdenn nützlich, und unſrer Aufmerkſamkeit würdig, wenn ſie ſich auf Ideen bezieht, die von wirklichen Gegenſtänden in der Natur hergenommen ſind, und mit den Angelegenheiten des gemeinen Lebens in Verbindung ſtehen.

Die Lehrart der Wiſſenſchaft fängt mit der Beſtimmung unſrer Ideen an.

27. Da ich alſo gezeigt habe, daß es Wiſſenſchaften giebt, da ich die Gränzen derſelben beſtimmt, und ihren groſſen Nutzen und Wichtigkeit, in den Angelegenheiten

ten des menſchlichen Geſchlechts, erklärt habe; ſo iſt noch übrig, daß wir die Regeln der Lehrart, die jedem von dieſen Theilen der Erkenntniß eigen iſt, feſtſetzen, und einigen Unterricht ertheilen, wie wir diejenige Gewißheit und Ueberzeugung, welche von der Wiſſenſchaft unzertrennlich iſt, am natürlichſten und leichteſten erhalten können. Wiſſenſchaft, wie wir geſagt haben, betrift bloß die abſtracten Jdeen unſers Verſtandes, und die Verhältniſſe, die dieſe gegen einander haben. Das groſſe Geheimniß, dieſelbe zu erreichen, beſteht alſo darinnen, daß wir unſre Gedanken ſo einrichten und lenken, daß dieſe verſchiednen Verhältniſſe dem Auge des Verſtandes dargeſtellt, und nothwendige und unvermeidliche Gegenſtände unſrer Begriffe werden mögen. Um dieſes zu erhalten, muß es unſre erſte Sorge ſeyn, die Jdeen, mit denen ſich unſre Unterſuchungen beſchäftigen ſollen, deutlich zu bilden und zu beſtimmen. Denn, da die Verhältniſſe, die ſich zwiſchen ihnen befinden, auf keine andre Art erkannt werden können, als wenn wir ſie mit einander vergleichen; und da dieſe Vergleichung nothwendig vorausſetzt, daß die Jdeen ſelbſt im Verſtande vorhanden ſind, und zu eben derſelben Zeit von uns unmittelbar betrachtet werden; ſo folgt hieraus deutlich, daß alle Wiſſenſchaft mit der Beſtimmung dieſer Jdeen ſich anfangen muß. Unſre Jdeen, wie wir bereits im erſten Buche angemerkt haben, laſſen ſich auf eine ſehr natürliche Art in einfache und zuſammengeſetzte eintheilen. Die einfachen Jdeen werden durch wirkliche Eindrücke, die auf den Verſtand gemacht werden, erregt; und, da ſie unter einer gleichförmigen Geſtalt, ohne Mannichfaltigkeit oder Zuſammenſetzung exiſtiren: ſo können ſie niemals verkannt, oder mit einander verwirrt werden. Ganz anders verhält es ſich mit unſern zuſammengeſetzten

Be-

Begriffen. Denn, da dieſe aus verſchiednen einfachen Begriffen, die mit einander verbunden worden, beſtehen, ſo muß man ſich ſorgfältig bemühen, die eigentliche Anzahl der mit einander verbundnen Ideen, und die Ordnung und Art ihrer Zuſammenſetzung ſich bekannt zu machen. Durch dieſes Mittel allein, werden unſre ſehr zuſammengeſetzten Begriffe deutlich und unveränderlich erhalten, ſo, daß ſie ſich, in allen unſern verſchiednen Betrachtungen, unter einerley Eigenſchaften und Verhältniſſen darſtellen. Hier fängt ſich alſo die Kunſt unſrer Erkenntniß, eigentlich zu reden, an. Denn, ob es uns gleich leicht genug iſt, unſre Ideen, und die Gränzen derſelben zu beſtimmen, wenn ſie aus wenig einfachen Begriffen beſtehen: ſo wird dennoch, wenn ſie ſehr verwickelt werden, oft groſſe Geſchicklichkeit erfordert, ſie von ſolchen Seiten zu zeigen, daß man dadurch diejenige Verwirrung vermeide, welche aus der Betrachtung vieler verſchiednen Gegenſtände auf einmal leicht zu entſtehen pflegt. Daher kömmt das ſtufenweiſe Verfahren, bey der Zuſammenſetzung unſrer Ideen, welches wir in dem letzten Capitel des erſten Buchs weitläuftig erklärt haben. Denn, da ſie hierdurch in gewiſſe Ordnungen abgetheilet werden; und da dieſe Ordnungen beſtändig aus einander entſtehen: ſo ſteigt der Verſtand ſtufenweiſe, indem er ſie nach einer richtigen Folge betrachtet, zu den höchſten Begriffen fort, und kann ſich nach einiger Zeit alle ihre Theile, mit unglaublicher Leichtigkeit und Geſchwindigkeit, deutlich vorſtellen. Um daher den vollkommnen Werth dieſer Einrichtung genau einzuſehen, müſſen wir die eigentliche Verbindung, die ſich zwiſchen den verſchiednen Claſſen unſrer Begriffe befindet, wenn ſie nach einer ſolchen Reihe geordnet ſind, aufmerkſam betrachten. Eine jede folgende Ordnung entſteht aus den zuſammengeſetzten

ſetzten Ideen, die die nächſte Reihe nach ihr ausmachen. Und, da wir allezeit, wenn wir von einer Stufe zur andern fortgehen, die Zahl der vereinigten Begriffe nach der Stärke und Fähigkeit des Verſtandes einrichten können, ſo iſt klar, daß auf dieſe Art die Ideen, bey jeder Stufe, völlig beſtimmt ſind, und, ſo groß und weitläuftig ſie auch ſeyn mögen, dennoch bequem von uns gefaßt werden können. Dieſes erhellet deutlich, aus der auſſerordentlichen Klarheit unſrer Begriffe, die wir oft, ſo gar bey den verwickeltſten Ideen, in uns wahrnehmen. Denn, obgleich die Menge der Theile in manchen Fällen faſt unglaublich groß iſt; ſo finden wir dennoch, wenn ſie vorher in verſchiedne Claſſen getheilt, und dieſe Claſſen ſelbſt in dem Verſtande deutlich beſtimmt worden, daß es leicht iſt, durch eine ſolche Reihe von Stufen, ſich zu einer Idee, wenn ſie auch noch ſo ſehr zuſammengeſetzt iſt, zu erheben, und dieſelbe, mit einem einzigen Blicke der Seele, in ihrem ganzen Umfange einzuſehen.

Und theilt ſie andern durch Hülfe der Erklärungen mit.

28. Allein, es iſt nicht genug, daß wir bloß Ideen in unſerm Verſtande bilden; wir müſſen auch ein Mittel zu finden ſuchen, wodurch wir dieſelben feſt und unverändert machen können, damit wir, wenn ſie etwa verſchwinden, indem wir unſre Aufmerkſamkeit von ihnen weggewendet haben, im Stande ſeyn mögen, ſie mit Gewißheit wieder herzuſtellen. Dieſes geſchieht nun am beſten durch Worte und Beſchreibungen, welche nicht nur darzu dienen, daß wir ſie ſelbſt wieder überſehen, ſondern anch, daß wir ſie dadurch andern begreiflich machen können. Und, da eine leichte und vortheilhafte Mittheilung der Wahrheit, in der That, eine von den vornehmſten Abſichten iſt, wenn wir

die

die Erkenntniß in die Geſtalt der Wiſſenſchaft einkleiden; ſo muß dies beſtändig unſre erſte Sorge ſeyn, wenn wir unſre Entdeckungen erklären wollen, daß wir die verſchiednen Begriffe, worauf ſie ſich beziehen, in einer richtigen und genauen Reihe von Erklärungen angeben. Denn alle unſre Schlüſſe werden gewiß ſo lange ohne Wirkung ſeyn, bis wir unſre Ideen in den Verſtand derer, mit denen wir zu thun haben, hinübergetragen, und ihre Verbindung mit den, ihnen zugeeigneten, Tönen gezeigt haben. Wenn jemand den wahren Sinn unſrer Worte nicht faßt, und daher durch ſie verführt wird, falſche Ideen mit einander zu verbinden, ſo kann er freylich Verbindungen und Eigenſchaften nicht einſehen, die in der That nicht da ſind. Aber wenn wir hingegen ſolche Ausdrücke gebrauchen, die bey andern gerade diejenigen Begriffe erwecken, die ſie in unſerm Verſtande bezeichnen: ſo müſſen ſie nothwendig, da die verſchiednen angegebnen Verhältniſſe deutlich vor Augen liegen, mit groſſer Geſchwindigkeit und Leichtigkeit begriffen werden, und das Siegel der Gewißheit auf alle unſre Schlüſſe drücken.

Die Nahmen der einfachen Ideen machen die urſprünglichen und erſten Worte der Sprache aus.

29. Auf dieſe Weiſe ſehen wir, daß die Lehrart der Wiſſenſchaft damit anfängt, daß ſie unſre Ideen erklärt, und dieſelben andern, vermittelſt der Erklärungen, mittheilet. Und hier iſt die Anmerkung von großer Wichtigkeit, daß es in allen Sprachen gewiſſe urſprüngliche und erſte Nahmen geben müſſe, aus denen unſre Beſchreibungen zuerſt entſtehen, und wo wir bey der Unterſuchung der Bedeutung der Töne ſtehen bleiben müſſen. Denn, da alle unſre Erklärungen aus Worten beſtehen, ſo iſt klar, daß, wenn wir nicht ſolche

erſtere und urſprüngliche Worte annehmen, in welche ſich alle andre auflöſen laſſen, und endlich nothwendig endigen, wir nie ein Ende im Erklären finden würden. Nun iſt es aber unſern einfachen Ideen eigen, daß ſie urſprünglich nicht durch Worte erzeugt werden, ſondern allezeit durch die Wirkung der Gegenſtände auf unſern Verſtand ſelbſt, in denſelbigen zuerſt eindringen können. Wenn wir daher in einer Reihe von Erklärungen auf die Nahmen dieſer Ideen kommen; ſo iſt klar, daß wir unſre Beſchreibungen nicht weiter fortſetzen können, ſondern anzunehmen genöthiget werden, daß die Begriffe bereits in den Verſtand eingedrungen ſind. Iſt dieſes nicht geſchehen, ſo nützen die Erklärungen nichts: und wir können dieſe Begriffe auch auf keine andre Weiſe erlangen, als wenn wir uns diejenigen Gegenſtände darſtellen, in welchen ſich die Kraſt, ſie hervorzubringen, befindet. Hieraus erhellet, daß die erſten Theile der Rede, in welche endlich die ganze Sprache aufgelöſet werden kann, nichts anders als Nahmen der einfachen Ideen ſind. Dieſe laſſen, wie wir ſehen, keine Erklärungen zu. Nur durch die Erfahrung wird uns ihre Bedeutung bekannt, und daher bekommen wir auch die Begriffe, zu deren Bezeichnung ſie dienen. Denn, indem wir bemerken, daß diejenigen, in deren Geſellſchaft wir leben, ſich gewiſſer articulirten Töne bedienen, um die verſchiednen Eindrücke, die die Gegenſtände auf ſie machen, anzuzeigen: ſo verbinden wir dieſe Töne mit eben dieſen Eindrücken; und auf dieſe Art können wir den Verſtand ihrer Worte einſehen. Dieſer Weg zur Erkenntniß findet, in Anſehung aller unſrer einfachen Ideen, ſtatt; allein, bey vielen zuſammengeſetzten Ideen, die bloſſe Geburten des Verſtandes ſind, und auſſer ihm, nirgends exiſtiren, giebt es ſchlechterdings keine wirklichen Gegen-

ſtände auſſer uns, von denen man ſie urſprünglich erhalten könnte. Wenn ſie daher nicht durch Beſchreibungen mitgetheilt werden könnten: ſo würden wir gar kein Mittel haben, dieſelben in den Verſtand andrer überzutragen. Doch zum Glücke kann man alle zuſammengeſetzten Begriffe durch Erklärungen deutlich vorſtellen. Denn, weil ſie nichts anders ſind, als verſchiedne Verknüpfungen einfacher Jdeen, ſo wird es, wenn dieſe einfachen Jdeen bereits einen Eingang in den Verſtand gefunden haben, und die Nahmen, die ſie ausdrücken, bekannt ſind, nicht ſchwer ſeyn, durch Beſchreibung der Ordnung, Anzahl, und des beſondern Zuſammenhanges der verbundnen Begriffe, die zuſammengeſetzte Jdee, die daraus entſtehet, in dem Verſtande eines andern zu erregen.

Es wird eine Kenntniß derſelben vorausgeſetzt, wenn wir eine Sache ſcientifiſch abhandeln wollen.

30. Da wir nun alle unſre Begriffe des Verſtandes durch die einfachen Jdeen und durch ihre Nahmen erklären; ſo folgt offenbar, daß wir, wenn wir eine Sache ſcientifiſch abhandeln wollen, allezeit vorausſetzen müſſen, daß denjenigen, mit welchen wir zu thun haben, dieſe erſten Grundſätze, und Anfangsgründe der Erkenntniß ſchon durch die Erfahrung bekannt ſind. Und dies iſt gar keine unbillige Forderung. Denn, da die Anzahl der einfachen Jdeen, welche die Wiſſenſchaften betreffen, ſehr klein iſt, und ſehr oft vorkömmt: ſo iſt es kaum möglich, daß ſie uns unbekannt ſeyn, oder daß wir ihre Nahmen im Umgange mit andern nicht oft gehört haben ſollten. Vornehmlich aber, müſſen wir beſorgt ſeyn, daß wir uns dieſer Nahmen richtig, und nach dem genauen und eigentlichen Gebrauch der Sprache, in der wir ſchreiben, bedienen. Es iſt ſelten er-

laubt, die Bedeutung der Wörter, beſonders derer, die einfache Ideen anzeigen, zu ändern. Doch, wenn man eine ſolche Freyheit einmal für nöthig befinden ſollte, ſo müſſen wir nur unſre Gedanken verſtändlich machen, die Ideen unter ihrem gewöhnlichen Nahmen anzeigen, und ihre Verbindung mit dem Tone, den wir ihr itzt zugeeignet haben, erklären. Es ereignet ſich zwar bisweilen, daß wir neue und ungewöhnliche Ideen von dieſer Art betrachten müſſen; dieſe müſſen wir alſo durch Worte ausdrücken, die wir ſelbſt erfunden haben. In dieſem Falle geben wir, da die Ideen ſelbſt durch Erklärungen nicht deutlich gemacht werden können, die verſchiednen Gegenſtände an, woher man ſie erhalten kann, und ob dieſes gleich die Begriffe nicht unmittelbar erregt, ſo ſtimmt es doch mit unſerm Endzwecke hinlänglich überein, indem es andre in den Stand ſetzt, dieſelben nach Gefallen zu erlangen.

Die Ordnung und der Zuſammenhang unſrer Erklärungen.

31. Wenn nun dieſer Grund gelegt iſt: ſo wird die Mittheilung unſrer zuſammengeſetzten Begriffe, durch Erklärungen, ſowohl leicht, als auch gewiß. Denn, da die Ideen ſelbſt in verſchiedne Abtheilungen gebracht worden, und da dieſe Abtheilungen immer aus einander entſtehen; ſo wird von unſrer Seite nichts mehr erfordert, als daß wir auf eben die Art, und ſtufenweiſe bey unſern Beſchreibungen verfahren. Weil alſo die erſte Claſſe unſrer zuſammengeſetzten Begriffe unmittelbar aus einfachen Ideen gebildet wird; ſo müſſen die Wörter, die man bey dieſer Claſſe gebraucht, durch die Nahmen dieſer Ideen erklärt werden. Und da die zweyte, und alle folgende Claſſen beſtändig aus denjenigen Verbindungen beſtehen, welche die nächſte Claſſe darauf ausmachen; ſo muß man in

den Erklärungen, die ſich auf dieſe verſchiednen Claſſen beziehen, ſtufenweiſe, ſolche Ausdrücke gebrauchen, wodurch die verſchiednen Untereintheilungen regelmäſſig, und nach der Reihe ausgedrückt werden. In einer ſolchen Reihe von Beſchreibungen, ſiehet man ſogleich, daß nichts dunkel und unverſtändlich ſeyn kann. Denn, da ſie mit den Nahmen einfacher Ideen anfängt, deren Bedeutung als bekannt vorausgeſetzt wird; und da, in jeder Ordnung von Erklärungen, nur ſolche Wörter vorkommen, welche in den vorhergehenden Eintheilungen ſchon erklärt worden ſind: ſo erlangen wir, wenn wir von einem zum andern regelmäſſig fortgehen, nach und nach dasjenige, was zu einem deutlichen Begriffe alles deſſen, was wir vor uns haben, nöthig iſt. Es iſt auch dies kein geringer Vortheil bey dieſer Einrichtung, daß die verſchiednen beſchriebnen Ideen hierdurch in eben der Ordnung, und auf eben die Art in dem Verſtande erregt werden, in welcher ſie die Seele bildet, weil ſie von den einfachen zu den zuſammengeſetzteſten Ideen fortgeht. Hieraus ſehen wir deutlich, wie die Dinge auf verſchiedne Art von einander abhängen; und da wir eben die Ordnung im Denken beobachten, die uns zur Wiſſenſchaft und Gewißheit leitet: ſo werden wir unvermerkt ſo weit gelangen, daß wir uns die fernern Unterſuchungen angelegen ſeyn laſſen; und da wir nichts weiter thun, als einem Führer und Wegweiſer zu folgen, werden wir uns dennoch einbilden, daß wir wirklich einen Theil der Erkenntniß aus dem andern herzuleiten ſuchten.

Von den unmittelbaren und anſchauenden Verhältniſſen unſrer Ideen.

32. Wenn wir unſre Ideen auf dieſe Art feſtgeſetzt, beſtimmt, und durch Erklärungen deutlich gemacht haben; ſo unternehmen wir alsdenn das wichtige Geſchäfte

Geſchäfte, ihre verſchiednen Eigenſchaften und Verhältniſſe zu unterſuchen. Um dieſes thun zu können, fangen wir an, ſie unter einander ſelbſt zu vergleichen, und betrachten ſie, aus allen den verſchiednen Geſichtspuncten, wodurch wir hoffen können, zur Entdeckung ihrer wechſelsweiſen Uebereinſtimmung oder Verſchiedenheit zu gelangen. Hier geſchieht es, daß ſich manche Verhältniſſe dem Verſtande ſogleich darbieten, und nothwendige Gegenſtände unſrer Begriffe werden, ſobald wir unſre Jdeen gegen einander halten; dieſe räumt man daher unmittelbar ein, und ſie machen unſre erſten und anſchauenden Urtheile aus, da ſie mit dem höchſten Grade der Deutlichkeit begleitet werden, und eine vollkommne Gewißheit in dem Verſtande hervorbringen. Jn vielen Fällen hingegen fällt der Zuſammenhang oder der Widerſpruch zwiſchen unſern Jdeen, wenn er auch noch ſo wahr und gegründet iſt, nicht unmittelbar in die Augen, ſondern es wird Nachforſchen und Unterſuchung zur Entdeckung deſſelben erfordert. Bey dieſer Gelegenheit nehmen wir unſre Zuflucht zu mittlern Jdeen. Wenn wir uns, vermittelſt derſelben, eine Reihe deutlicher und bekannter Wahrheiten vorſtellen können, welche, in regelmäſſige auf einander folgende Schlüſſe gebracht, endlich auf einen Schlußſatz führen, der das Verhältniß, welches wir ſuchen, ausdrückt; ſo heißt der daraus entſtehende Beweiß eine Demonſtration. Da nun die Ueberzeugung, welche die Demonſtration begleitet, eben ſo nothwendig und unvermeidlich iſt, als diejenige, die aus anſchauenden Begriffen entſteht; ſo folgt hieraus deutlich, daß wir in beyden Fällen, es mögen die Verhältniſſe unſrer Jdeen, entweder unmittelbar von dem Verſtande erkannt, oder durch Hülfe mittlerer Jdeen entdeckt werden, Wiſſenſchaft oder Gewißheit erlangen. Doch iſt dieſes hier be-

ſonders anzumerken, daß, wenn entfernte Verhältniſſe aus bekanntern und an ſich ſelbſt deutlichen Verhältniſſen hergeleitet werden, die Sätze, die dieſe letztere ausdrücken, am erſten unſre Erkenntniß verlangen, und vorher beſtimmt werden müſſen, ehe wir zu höhern Unterſuchungen fortgehen können. Wenn wir daher in der Lehrart der Wiſſenſchaft mit den Erklärungen fertig ſind, ſo muß unſre nächſte Sorge dahin gehen, daß wir diejenigen unmittelbaren Verhältniſſe, die der Verſtand nothwendig einſehen und zugeſtehen muß, ſobald wir nur unſre Ideen mit einander vergleichen, in gewiſſen Sätzen deutlich entwickeln. Dieſe Sätze haben den Nahmen erſter Grundſätze erhalten, weil ſie in der Ordnung unſrer Erkenntniß zuerſt vorkommen, und weil ſie an ſich ſelbſt deutlich ſind, keine vorhergehende Wahrheiten in dem Verſtande vorausſetzen, aus denen ſie deutlich gemacht, oder erklärt werden könnten. Es iſt nicht nöthig, daß wir hier weitläuftig zeigen, wie nothwendig es ſey, vorſichtig und ſorgfältig bey der Beſtimmung dieſer erſten und Grundbegriffe zu verfahren. Denn, da das Gebäude unſrer Erkenntniß auf denſelben beruhet; ſo wird man ſogleich einſehen, daß ein Irrthum, den wir, in Anſehung ihrer, begehen, alle unſre künftigen Schlüſſe umſtürzen und vernichten müſſe. Doch, da wir die Beſchaffenheit dieſer Sätze bereits im zweyten Buche erkläret, den Begriff der augenſcheinlichen Deutlichkeit entwickelt, und den Unterſchied zwiſchen den Wahrheiten von dieſer Claſſe, und denen, die ſich erweiſen laſſen, gezeigt haben; ſo werden wir gegenwärtig keine weitere Betrachtung über dieſe Materien anſtellen, ſondern verweiſen den Leſer, der mehrern Unterricht hiervon verlangt, auf das, was dort weitläuftiger abgehandelt worden iſt.

Von der Anwendung augenſcheinlicher Wahrheiten, in den Beweiſen ſolcher, die etwas entfernter, und nicht ſo deutlich ſind.

33. Wenn wir nun auf dieſe Weiſe die erſten und unmittelbaren Verhältniſſe unſrer Ideen angezeigt haben: ſo iſt unſre nächſte Beſchäftigung dieſe, daß wir diejenigen unterſuchen, die entfernter und entlegner ſind. Und hier haben wir mittlere Ideen, und eine geſchickte Anwendung unmittelbarer Wahrheiten nöthig. Doch, obgleich augenſcheinliche Sätze der letzte Grund unſrer Schlüſſe ſind: ſo dürfen wir uns doch deswegen nicht einbilden, daß die Kunſt, unſre Erkenntniß zu vermehren, darinnen beſtehe, daß wir nur einen groſſen und weitläuftigen Vorrath ſolcher Sätze, wie ſie uns von ohngefähr vorkommen, ſammlen dürfen. Selbſt allgemeine Grundſätze, an und für ſich betrachtet, verſchaffen bey Unterſuchung der Wahrheit nur wenig Nutzen. Sie ſind zwar nützliche Mittel zur Gewißheit, indem ſie die augenſcheinliche Deutlichkeit unſrer Schlüſſe erhalten: und dieſe werden uns allezeit überzeugen, wenn man ihnen bis zu ihrer Quelle nachſpürt, und findet, daß ſie ſich endlich in ſolche erſte Sätze auflöſen und endigen. Allein, wenn wir uns vornehmen, eine Wiſſenſchaft zu vermehren und zu erweitern, ſo werden noch ganz andere Hülfsmittel erfordert. Denn hier beſteht das ganze Geheimniß darinnen, daß wir ſolche mittlere Ideen ausfindig machen, welche, wenn ſie mit den andern, deren Verhältniſſe wir unterſuchen, verglichen werden, uns eine Reihe bekannter deutlicher Wahrheiten verſchaffen, vermittelſt welcher wir die gedachten Verhältniſſe genau entdecken können. Euklid beweißt in dem erſten Buche ſeiner Anfangsgründe, daß die drey innern Winkel eines Triangels, zuſammengenommen, zween rechten Winkeln gleich ſind. Der Beweiß, wodurch er dieſen Satz

beſtätiget, löſet ſich in dieſen allgemeinen Grundſatz auf: Dinge, die einem andern Dinge gleich ſind, ſind auch unter ſich gleich. Wird wohl jemand ſagen, daß die bloße Betrachtung dieſes Grundſatzes ſelbſt ihn zu dieſer Entdeckung führen werde? Wenn wir dies annehmen; ſo würde der geringſte Anfänger in der Mathematik zu neuen Entdeckungen eben ſo geſchickt ſeyn, als derjenige, der ſchon eine groſſe Vollkommenheit in dieſer Wiſſenſchaft erlangt hat: weil die allgemeinen Grundſätze dieſer Wiſſenſchaft meiſtentheils beyden auf gleiche Art bekannt ſind. Aber die Sache verhält ſich eigentlich ſo. Nachdem Euklid gewiſſe Winkel gefunden hat, die er ſowohl mit den Winkeln eines Triangels, als auch mit zween rechten Winkeln vergleicht, und in jedem Falle eine Gleichheit entdeckt, ſo beweißt er dadurch den geſuchten Satz, indem er zeigt, daß ſich derſelbe in den oben angeführten Grundſatz endiget, ob er gleich vielleicht während ſeiner ganzen Unterſuchung an den Grundſatz ſelbſt nicht gedacht hatte.

Obgleich ein Schluß in allgemeine Wahrheiten aufgelöſet werden kann; ſo beruht er doch unmittelbar auf beſondre augenſcheinliche Sätze.

34. Und hier wird es nicht undienlich ſeyn, anzumerken, daß, ob es gleich bey den Beweiſen, wenn wir auf einen beſondern augenſcheinlichen Satz kommen, gewöhnlich zu ſeyn pflegt, den allgemeinen Grundſatz, worunter er mit begriffen iſt, anzugeben; dieſes dennoch nicht aus Nothwendigkeit, oder, um ihn noch mehr zu beſtätigen, geſchiehet. Da alle anſchauende Wahrheiten, es mögen allgemeine oder beſondre ſeyn, mit den unmittelbaren Begriffen auf einerley Grunde beruhen: ſo werden ſie nothwendig um ihrer ſelbſt willen angenommen, und verlangen keine wechſelsweiſe Erläuterung von einander. Wenn wir alſo gefunden haben, daß ſowohl die drey Winkel in einem

Trian-

Triangel, als auch zween rechte Winkel, beſonders genommen, den Winkeln über einer geraden Linie gleich ſind; ſo erkennen wir hieraus unmittelbar ihre Gleichheit unter einander ſelbſt, ohne den allgemeinen Grundſatz, worein dieſe Wahrheit aufgelöſet werden kann, zu Hülfe zu nehmen. Und in der That beziehen wir uns auch nicht der Gewißheit und des Beweiſes wegen auf dieſen Grundſatz: ſondern bloß, um zu zeigen, daß das Beyſpiel, welches wir itzt betrachten, mit einem ſchon angenommnen allgemeinen Grundſatze übereinſtimmt. Eben dieſes ereignet ſich in allen andern Demonſtrationen, welche, weil ſie ſich auf eben dieſe Art in beſondre augenſcheinliche Wahrheiten endigen, ſchon deswegen für ſich zur Gewißheit hinlänglich ſind, und dadurch, daß man ſie endlich unter allgemeine Grundſätze bringt, keine neue Stärke erhalten. Ich erwehne dieſes hier nur, um einem gemeinen Vorurtheile vorzubeugen, wodurch viele veranlaßt werden, ſich einzubilden, daß beſondre anſchauende Sätze ihre Gewißheit von den allgemeinen herleiten, da ſie nothwendig in dieſen enthalten wären. Allein, da beyde einerley Grund der Gewißheit haben, und, um unmittelbarer Begriffe willen, zugegeben werden: ſo haben ſie daher eben ſo viel Anſpruch auf die augenſcheinliche Deutlichkeit, und können dadurch nicht deutlicher werden, daß man ſich bey dem einen auf den andern beruft.

Beſondre augenſcheinliche Sätze, werden hier im Gegenſatze der allgemeinen Grundſätze ſo genannt.

35. Da es aber in der Lehrart der Wiſſenſchaft gewöhnlich iſt, gewiſſe allgemeine Grundſätze anzunehmen, welche uns zum Grunde unſrer künftigen Schlüſſe dienen ſollen: ſo werden einige vielleicht den Einwurf machen, daß dieſes eine unnöthige Vorſicht zu ſeyn ſcheine, indem die Demonſtrationen ohne ſie beſte-

hen können, und ſich gemeiniglich in beſondre augenſcheinliche Wahrheiten endigen, die mit der betrachteten Sache in einer beſondern Verbindung ſtehen. Um daher einen richtigen Begriff von der wahren Abſicht zu geben, die wir bey dieſem vorläufigen Schritte haben; ſo müſſen wir mit der Anmerkung anfangen, daß man durch die beſondern Sätze, in welche ſich die Demonſtrationen endigen, keine ſolche verſtehen müſſe, die es nach der genauen Erklärung des Worts, oder im Gegenſatze der allgemeinen eigentlich ſind; ſondern nur eingeſchränkte und umgränzte Wahrheiten, wenn man ſie mit andern vergleicht, die noch allgemeiner, als ſie ſind. Auf dieſe Weiſe iſt der Satz: Cirkel,,die einem und eben demſelben andern Cirkel gleichen, ſind auch unter ſich gleich, ganz allgemein, weil das Subject in ſeinem ganzen Umfange genommen wird, und das Prädicat allen einzeln Dingen, die darunter begriffen ſind, zukömmt. Aber dem ohngeachtet, betrachten wir dieſen Satz hier bloß, als eine beſondre Wahrheit, weil er in der That ſehr eingeſchränkt iſt, wenn wir ihn mit dem allgemeinen Grundſatze vergleichen, deſſen wir oben gedacht haben. Dinge, die einem dritten gleichen, ſind auch unter ſich gleich. Denn dieſer erſtreckt ſich nicht nur auf alle verſchiednen Arten von Figuren, ſondern faßt auch ohne Ausnahme alle andre Dinge in ſich, die nur Gröſſen genannt werden können.

Allgemeine Grundſätze dienen erſtlich darzu, den Grund unſrer Schlüſſe einzuſchränken.

36. Da dieſer Punct ausgemacht iſt; ſo erhellet leicht, daß die Methode, vermöge deren man in den Wiſſenſchaften allgemeine Grundſätze vorausſchickt, mit dieſen zween groſſen und wichtigen Endzwecken übereinſtimmt. Erſtlich, den Grund unſrer Schlüſſe einzuſchrän-

zuſchränken, und ihn in ſolche Gränzen einzuſchlüſſen, die der Fähigkeit des Verſtandes völlig gemäß ſind. Denn, da die Demonſtrationen durch Hülfe mittler Ideen geführt werden, welche allemal eine beſondre Verbindung mit der gegenwärtigen Materie haben müſſen; ſo ſind die beſondern augenſcheinlichen Sätze, worein ſie ſich endigen, faſt eben ſo vielerley, als die Gegenſtände, auf die ſie ſich beziehen. Wenn wir alſo die Gleichheit verſchiedner Dinge unterſuchen, z. E. der Winkel, Dreyecke, Cirkel, Quadraten, u. ſ. w. ſo beziehen ſich die augenſcheinlichen Wahrheiten, auf welchen die Beweiſe beruhen, allezeit auf dieſe beſondre Gattung, und können daher eben ſowohl, als die Gattungen ſelbſt, bis ins Unendliche vervielfältiget werden. Nun iſt es aber merkwürdig, daß alle dieſe verſchiednen Wahrheiten, ſo zahlreich ſie auch ſcheinen mögen, auf dieſen allgemeinen Grundſatz, deſſen wir bereits gedacht haben, zurückgeſetzt werden können, nämlich: daß Dinge, die einem und eben demſelben dritten Dinge gleichen, auch unter ſich ſelbſt gleich ſind. Man wird finden, daß eben dieſe Anmerkung auch in andern Theilen der menſchlichen Erkenntniß ſtatt findet, dergeſtalt, daß, obgleich die beſondern Wahrheiten, auf die wir unſre Schlüſſe gründen, in der That unzählich ſind, dieſelben doch alle, ohne Ausnahme, in ſehr wenig allgemeine Grundſätze aufgelöſet, und dadurch leichtlich in den Bezirk unſers Verſtandes gebracht werden können. Wenn wir daher damit anfangen, daß wir dieſe allgemeinen Wahrheiten vorausſchicken, und ſo, wie wir in den Wiſſenſchaften fortgehen, immer ſorgfältig unſre Demonſtractionen in dieſelben aufzulöſen ſuchen: ſo muß dieſes nothwendig unſern Schlüſſen eine auſſerordentliche Deutlichkeit und Klarheit geben, und, wenn wir ſie auf einen Grund erbauen, der ſchon vorher gelegt worden, und

und von deſſen Stärke und Feſtigkeit wir hinlänglich überzeugt ſind, ſo muß ihnen dieſes jene unwiderſtehliche Gewalt verſchaffen, die eine vollkommne Gewißheit hervorzubringen im Stande iſt. Ja, man kann ſich auch unmöglich etwas ſchöneres und angenehmeres einbilden, als wenn man ſieht, wie die Erkenntniß auf dieſe Weiſe aus einer ſtarken und tiefen Wurzel hervorſproßt, ihr Haupt empor hebt, und ſich in unzählige Zweige der Wiſſenſchaften ausbreitet, welche zwar auf mancherley Art in einander geſchlungen, und verwickelt ſind, und ſich ſehr weit ausſtrecken, aber dennoch durch ihre Vereinigung mit einem gemeinſchaftlichen Stamme eine ſichre und feſte Stütze bekommen, daß alle Anfälle der Spitzfindigkeit und des Scepticiſmus nicht im Stande ſind, ſie zu vernichten, oder ihre Verbindung aufzuheben.

Zweytens, die Richtigkeit derſelben leichter, und mit weniger Gefahr eines Irrthums zu beſtimmen.

37. Aber ein andrer Endzweck, der durch dieſe allgemeine Grundſätze befördert wird, iſt **zweytens** dieſer, daß ſie uns, mit weniger Arbeit und Ermüdung, und mit weniger Gefahr eines Irrthums, in den Stand ſetzen, uns in Anſehung der Richtigkeit unſrer Schlüſſe, auf die die Wiſſenſchaft gebauet wird, zu überzeugen. Denn, da ſich die Demonſtrationen, wenn wir ihnen bis zu ihrer Quelle nachgehen, allezeit in beſondre anſchauenden Wahrheiten endigen, welche daher der letzte Grund aller Gewißheit ſind; ſo liegt ſehr viel daran, daß wir uns hüten, keine Sätze unter dieſem Nahmen anzunehmen, die wir nicht vorher in unſerm eignen Verſtande deutlich beſtimmt, und bis wir einen vollkommnen und klaren Begriff von der augenſcheinlichen Deutlichkeit erlangt haben, um welcher willen man ſie ohne Beweiß annimmt.

Da

Da aber die Anzahl dieſer Sätze groß iſt, und dieſelben nach der Beſchaffenheit des Gegenſtandes, womit ſich unſre Unterſuchungen beſchäftigen, verſchieden ſind; ſo würde das unſre Schlüſſe ſehr verwickeln und aufhalten, wenn wir uns, ſo oft ſie vorkämen, unterbrechen ſollten, um ſie nach den Regeln der erſten Grundſätze zu unterſuchen. Es iſt auch dieſes von keiner geringen Erheblichkeit, daß wir in der Hitze und Eilfertigkeit des Beweiſes, da der Verſtand begierig von einer Entdeckung zur andern fortgehet, oft in Verſuchung kommen würden, allzugeſchwind über dieſelben, und ohne diejenige Aufmerkſamkeit, die ihre Wichtigkeit erfodert, hinweg zu gehen, welches uns manchem Irrthume und Fehler ausſetzen würde. Dieſe Unbequemlichkeiten werden in der That dadurch vermieden, wenn wir allgemeine Wahrheiten vorausſchicken; denn, indem wir beſondre Sätze auf ſie anwenden, ſo ſehen wir, da die Verbindung bey dem erſten Anblicke in die Augen fällt, und unſrer Kenntniß unmöglich entwiſchen kann, daß ihre Deutlichkeit eben dieſelbe iſt, welche die Grundſätze haben, auf die ſie ſich beziehen. Und hierdurch werden die Gründe der Schlüſſe, bloß dadurch, daß wir ſie auf allgemeine Grundſätze beziehen, ohne mühſame beſondre Unterſuchungen, beſtimmt, und man ſieht endlich, daß unſre Demonſtrationen auf allgemeinen Sätzen beruhen, die wir vorher feſtgeſetzt haben.

Von der Art und Weiſe, wie man Sätze mit einander verbindet, um richtige Demonſtrationen zu bilden.

38. Da wir nun den Nutzen der allgemeinen Grundſätze erklärt, und gezeigt haben, daß ſie die wichtigſten Mittel zur Gewißheit ſind; und da wir gefunden haben, daß wir, um die Gränzen der Wiſſenſchaften zu erweitern, unſre Zuflucht zu mittlern

Ideen

Ideen nehmen müſſen, indem wir durch dieſelben die verſchiednen vorläufigen Wahrheiten erhalten, woraus die Schlüſſe beſtehen: ſo iſt noch übrig, daß wir unterſuchen, auf was für Art dieſe Wahrheiten geordnet, und mit einander verbunden werden müſſen, um richtige und regelmäßige Demonſtrationen daraus zu machen. Wir haben in dem vorhergehenden Buche bereits geſehen, daß die Schlußreden, wenn ſie nach den Regeln, die wir daſelbſt gegeben haben, eingerichtet ſind, zu einer gewiſſen und untrüglichen Folge führen. Wenn daher deutliche und ausgemachte Wahrheiten nach der Ordnung der Schlußreden ſo eingerichtet werden, daß ſie uns einen regelmäßigen Schlußſatz darſtellen, ſo iſt dieſer Schlußſatz nothwendig wahr und gültig. Und da, in einer jeden richtigen Schlußrede, der Schlußſatz, wenn die Vorderſätze wahr ſind, nothwendig auch wahr ſeyn muß: ſo folgt hieraus offenbar, daß der Schlußſatz, den wir bereits erhalten haben, da er nun eine bekannte und ausgemachte Wahrheit iſt, zu einem Vorderſatze eines folgenden Schluſſes genommen werden, und uns daher zu einem neuen Schlußſatz dienen könne. Auf dieſe Weiſe können Schlußreden ordentlich auf einander folgen, und nach und nach zur Entdeckung der Wahrheit führen; wenn man nur allemal Sorge trägt, daß die Vorderſätze bey jedem Schritte entweder augenſcheinliche Sätze, oder ſchon erwieſene Schlußſätze ſind. Und in der That, die ganze Kunſt beym **Demonſtriren** beruht auf dieſer richtigen und ordentlichen Verbindung unſrer Schlüſſe. Denn, da auf dieſe Weiſe alle verſchiednen Vorderſätze, deren man ſich bedient, offenbar wahr ſind: ſo müſſen auch alle die verſchiednen Schlußſätze, und folglich auch der letzte in der Reihe wahr ſeyn, und daher ſagt man von dieſem, daß er **demonſtrirt** worden ſey. Eben dieſelbe Ordnung

muß

muß man in der Verbindung der Demonſtrationen ſelbſt beobachten, das heißt: diejenigen Sätze müſſen allemal zuerſt demonſtrirt werden, welche Grundſätze zu andern Schlüſſen abgeben; da von der Gewißheit der Grundſätze, deren man ſich bedient, die Gewißheit der Wahrheiten, die von ihnen hergeleitet werden, abhängt. Und weil ſelbſt die verſchiednen Theile einer Wiſſenſchaft eine genaue Verbindung mit einander haben, ſo, daß die Kenntniß des einen oft bey dem andern vorausgeſetzt wird: ſo muß man ſehr ſorgfältig ſeyn, die verſchiednen Theile nach Beſchaffenheit dieſer Verbindung zu ordnen, damit diejenigen allezeit der Ordnung nach zuerſt ſtehen, aus denen man Heiſcheſätze zum Demonſtriren bey andern entlehnen will.

Warum die hier erklärte Lehrart die Lehrart der Wiſſenſchaft genannt wird.

39. Wenn wir unſre Gedanken auf dieſe Art mit einander verbinden: ſo iſt gleich bey dem erſten Anblicke klar, daß **Wiſſenſchaft** und **Gewißheit**, wenn wir auch unſre Unterſuchungen noch ſo weit fortſetzen, uns immer begleiten. Allein, was beſonders ſchön, und vortreflich in der jetzt erklärten Lehrart iſt, beſteht darinnen, daß wir hier ſehen, wie die Erkenntniß aus ihren erſten Gründen entſteht, und daß wir deutlich bemerken, wie dieſe Gründe verbunden und zuſammen gewebt ſind, um ein ſchönes Gebäude von Wahrheiten aufzurichten. Die **Erfahrung** verſorgt uns mit einfachen Ideen, und mit ihren Nahmen, welches die erſten Materialien zum Denken und zu der Mittheilung der Gedanken ſind. Die **Erklärungen** lehren uns, wie wir dieſe Gedanken ſo mit einander verbinden müſſen, damit ſie zuſammengeſetzte Begriffe von vielerley Claſſen und Graden ausmachen. Die **allgemeinen**

nen Grundſätze, die man in den Wiſſenſchaften voraus. ſchickt, geben dem Verſtande ſolche anſchauende, und erſte Wahrheiten, welche die unmittelbaren Verhältniſſe zwiſchen unſern Ideen ausdrücken, und den letzten Grund der Gewißheit ausmachen. Die Demonſtrationen verbinden bekannte und ausgemachte Wahrheiten dergeſtalt mit einander, daß ſie nothwendig auf andre unbekannte und entfernte führen. Die richtige Anordnung der verſchiednen Theile einer Wiſſenſchaft, und die Demonſtrationen, in jedem Theile, machen endlich dem Verſtande die Erkenntniß ſo deutlich, daß wir ſehen, wie die verſchiednen Theile derſelben aus einander erwachſen, weswegen wir ſie mit vollkommner Ueberzeugung und Gewißheit annehmen. Auf dieſe Art werden wir ſtufenweiſe von den einfachen Ideen durch alle Krümmungen und Labyrinthe der Wahrheit geleitet, bis wir endlich die höchſten und entfernteſten Entdeckungen der menſchlichen Vernunft erreichen. Dieſe Lehrart, die wir hier erklärt haben, iſt zwar bisher bloß von den Meßkünſtlern genau beobachtet worden, und manche glauben daher, daß ſie nur den Zahlen und Gröſſen eigen ſey. Allein aus dem, was wir oben geſagt haben, erhellet deutlich, daß ſie gleichfalls auf alle diejenigen Theile unſrer Erkenntniß angewendet werden könne, die ſich mit den abſtracten Ideen des Verſtandes und den Verhältniſſen, die ſich zwiſchen ihnen befinden, beſchäftigen. Und da ſie überall, wo man ſie gebraucht, nothwendig Wiſſenſchaft und Gewißheit erzeugt: ſo haben wir ſie deswegen die Lehrart der Wiſſenſchaft genannt, um dadurch die wahre Beſchaffenheit, und den Umfang derſelben deſto beſſer anzudeuten.

Achte

Achte Abtheilung.

Von der natürlichen Geſchichte.

Von der natürlichen Geſchichte.

Lehrer.

Da vielleicht eure Aufmerkſamkeit durch die vorige Abhandlung von der Vernunftlehre ein wenig abgemattet ſeyn wird, indem freylich dergleichen abſtracte Unterſuchungen eurem Alter etwas ſchwer fallen müſſen: ſo will ich euch nunmehr, ſtatt einer Erholung, mit weit leichtern und angenehmern Sachen unterhalten. Nämlich, ich will euch einen kleinen Vorſchmack von einigen Theilen der natürlichen Geſchichte geben, und ich hoffe, daß ich euch dadurch kein Mißvergnügen verurſachen werde, weil ich oft bemerkt habe, daß ihr begierig ſeyd, von den Dingen, die ihr um euch ſeht, und von denen ihr täglich reden höret, einige Kenntniß zu erlangen. Dieſe Wiſſenſchaft, von deren Anfangsgründen ich euch gegenwärtig unterhalten will, iſt auch ſelbſt in Anſehung ihres Inhalts, eine der nützlichſten und angenehmſten. Denn ſie beſteht in einer Betrachtung der Werke Gottes, und iſt unter allen menſchlichen Wiſſenſchaften am geſchickteſten, unſre Erkenntniß von der Weisheit, Macht und Güte des Schöpfers zu vermehren, und uns zur Bewunderung und Verehrung dieſer göttlichen Eigenſchaften anzutreiben. Sie iſt ferner der Grund von einer Menge anderer Wiſſenſchaften und Künſte. Die Medicin, Chymie, Oeconomie, Handlung, und faſt alle Hand-

werke, könnten ohne ſie entweder gar nicht beſtehen, oder doch wenigſtens ihre gehörige Vollkommenheit nicht erreichen. Ich will mich aber iezt nicht auf die Unterſuchung der Urſachen und auf die genauen Eintheilungen dieſer Wiſſenſchaft einlaſſen, weil ich alsdenn wider meine Abſicht handeln und euch dieſe Sache zu einer Arbeit machen würde, die doch meinem Verſprechen nach bloß eine Erhohlung für euch ſeyn ſoll. Ich werde mich nur bemühen, euch einen ſolchen leichten und angenehmen Abriß von den Schätzen der Natur zu machen, der eure Neugierde erwecken, und euer Herz auf eine angenehme Art unterrichten könne, ohne euer Gedächtniß durch allzu viele Nahmen zu beläſtigen und euren Verſtand durch allzu ſchwere Unterſuchungen zu verwirren.

Schüler. Sie ſind überaus gütig, theuerſter Lehrer; ich bin begierig einige Kenntniß von dieſer Wiſſenſchaft zu erlangen, und ich werde ihren Unterricht mit dem größtem Vergnügen anhören.

Lehrer. Ein jeder, der ſeine Augen öfnen, und mit der geringſten Aufmerkſamkeit ſich umſehen will, der muß eine ſchöne Mannichfaltigkeit von Gegenſtänden bemerken, die ſich ihm zeigen, und ſeine Aufmerkſamkeit zu verlangen ſcheinen. Im Sommer ſieht man mit unzählichen Pflanzen und Blumen bemahlte Wieſen, die dem Vieh eine fette Weide geben; Felder, die von allerley Früchten, zum Nutzen des Menſchen, wallen; Hölzer und Wälder, Ebenen und Berge, die alle ihren verſchiednen Schmuck haben; Teiche und Seen oder ſchlängelnde Bäche, die dem reitzenden Schauplatze immer eine veränderte Geſtalt geben. Im Winter hat man die kahlen Wälder, da die Natur

gleichſam

gleichſam ihre ſchöpferiſche Kraft nicht wirken läßt; die Luft iſt ſtrenge und ſcharf, die Erde gefroren, die Waſſer verſteinert und veſte, daß ſie Menſchen, Vieh und Wagen tragen; wir ſehen den in Flocken fallenden Schnee, und empfinden alles, was mit dieſer kalten und ſtrengen Jahreszeit verknüpfet iſt. Jeder Umſtand verdient unſere Aufmerkſamkeit, und verlangt von uns eine Unterſuchung. Sehn wir des Nachts hinaus, wenn Finſterniß unſre Erde bedecket, und ihre Schönheiten verbirget, ſo werden wir finden, daß uns dieſer, nur eine Zeit lang daurende, Verluſt durch jene unzählbaren und glänzende Sterne erſetzt wird, welche an dem über uns ſchwebenden prächtigen Firmamente funkeln; und wenn der Mond aufgeht, ſo erleuchten ſeine ſanften und milden Strahlen den ſtillen Schauplatz, und geben uns einen Tag von matterm Lichte. Kurz, in jeder Jahrszeit, es ſey der liebliche Frühling, der warme Sommer, der reiche Herbſt, oder der kalte Winter; in jeder Stunde des Tages oder der Nacht, kommen uns Dinge vor, die unſre ernſthafteſte Aufmerkſamkeit verdienen; ſolche Dinge, deren Kenntniß mit Recht Gelehrſamkeit kann genannt werden; und auf deren Unterſuchung, ein jedes vernünftiges Geſchöpf allemal ſeine müßigen Stunden mit Vergnügen wenden ſollte. Es iſt aber eine gewiſſe Ordnung dabey nöthig, um anfangs den Verſtand auf einen geſchickten Weg zum Nachforſchen zu leiten. Ich werde alſo ſtufenweiſe gehen, und euch zuerſt einige von den gewöhnlichſten Erſcheinungen in der Natur erklären, als das Licht, das Feuer, die Luft, das Waſſer, Wind, Regen, Donner, u. ſ. w. alsdenn wollen wir in das innerſte der Erde hinabſteigen, und da will ich euch einige Kenntniß der Erze und Stufen beybringen, z. E. vom Golde, Silber, Eiſen, Bley, nebſt vielen andern Dingen, die da zu ſehen

ſind. Alsdenn wollen wir eine Reiſe über die Oberfläche der Erde anſtellen, und das Pflanzenreich, mit allen ſeinen Schönheiten, nämlich: die Bäume, Pflanzen, Früchte, Kräuter und Blumen, in Augenſchein nehmen. Von da wollen wir der Natur weiter nachgehen, und uns bis auf die niedrigſte Claſſe lebender Geſchöpfe herablaſſen; Wir wollen eine Reiſe zu Waſſer thun, und aus den Meeren, Seen und Ströhmen, einige ihrer merkwürdigſten Bewohner zu unſrer Betrachtung erwählen; wenn wir hernach wieder zurück ans Land kommen, ſo wollen wir eine Unterſuchung der Gewürme, Vögel und Thiere anſtellen; endlich aber unſre Gedanken höher ſchwingen, und das Ganze mit einigen beſondern Betrachtungen, über die Natur und Kräfte des Menſchen, beſchlieſſen. Ehe ich aber die Sache ſelbſt anfange, will ich noch eine kleine Anmerkung machen. Diejenigen Materien, von denen ich euch gegenwärtig unterhalten will, pflegen die Gelehrten gemeiniglich in zwo beſondern Wiſſenſchaften vorzutragen, nehmlich in der **Naturlehre** oder **Phyſik**, und in der **natürlichen Hiſtorie.** So werdet ihr z. E. dasjenige, was in dem erſten Capitel von den gewöhnlichen Erſcheinungen in der Natur vorkommen wird, mehrentheils in den Lehrbüchern der Naturlehre, und nur die übrigen Capitel, worinnen ich euch einige Nachricht von den Metallen, Steinen, Pflanzen und Thieren geben will, in den Schriften über die natürliche Hiſtorie antreffen. Der Unterſchied zwiſchen beyden Wiſſenſchaften iſt eigentlich folgender. In der Naturlehre beſchäftiget man ſich nicht nur mit Betrachtung der natürlichen Dinge, ſondern ſucht auch, ſo viel als möglich, ihre Wirkungen, und die Urſachen derſelben zu entdecken. In der natürlichen Geſchichte hingegen begnügt man ſich, die Kennzeichen und

übrigen

übrigen ſinnlichen Eigenſchaften der natürlichen Körper zu erzählen, und dieſelben in gewiſſe Claſſen und Gattungen abzutheilen. Ich nenne daher dieſe ganze Abhandlung blos natürliche Geſchichte, weil ich mich nach eurer Fähigkeit richten, und mehr Geſchichtſchreiber als Philoſoph ſeyn will. Uebrigens könnt ihr noch merken, daß man die Naturalien gemeiniglich in 3 Reiche zu theilen pflegt, in das Mineralreich, Pflanzenreich, und Thierreich. Zu den Mineralreich gehören alle Steine, Metalle, Erden, Sand und verſteinerte Dinge. Zu dem Pflanzenreiche rechnet man nicht nur alle Pflanzen und Blumen, ſondern auch alle Arten von Bänmen und Sträuchern nebſt ihren Früchten. Das Thierreich endlich enthält alle lebendige Geſchöpfe, die man auf der Erde, in der Luft und im Waſſer antrifft, vom Menſchen an bis zum geringſten Wurme.

Das erſte Capitel.

Von einigen der gewöhnlichſten Erſcheinungen in der Natur.

Vom Lichte. Das Licht iſt diejenige flüßige ſubtile Materie, welche uns die Dinge ſichtbar macht. Worinnen es aber eigentlich ſeinem Weſen nach beſtehe, iſt eine Sache, die, wie viele andre in der Naturlehre, noch nicht völlig ausgemacht iſt. Einige halten es für einen Ausfluß aus der Sonne und andern leuchtenden Körpern. Andre ſagen, es beſtehe bloß in der Bewegung derjenigen ſubtilen Materie, die man Aether nennt, und die in der ganzen Welt ausgebreitet iſt; die Sonne und die übrigen leuchtenden Körper tragen nichts weiter darzu bey, als daß ſie dieſe Materie in Bewegung ſetzen. So viel iſt gewiß, daß es kein Geiſt iſt, wie viele ſonſt geglaubt haben, indem ihm die Natur eines Geiſtes nicht zukömmt; es iſt auch keine bloße Eigenſchaft, ſondern ein Körper oder Materie; denn es kann aufgefangen, in ſeiner Richtung verändert und von einem Orte zum andern geleitet werden, welches bey einer bloſſen Eigenſchaft nicht angeht. Die Geſchwindigkeit des Lichts iſt erſtaunlich; denn neuere Beobachtungen haben gelehrt, daß daſſelbe in 8 Minuten von der Sonne auf die Erde komme, welches ein Weg von ohngefähr 17,200000 deutſchen Meilen iſt. Aus dem Lichte entſtehen die Farben, welche nichts anders ſind, als die verſchiedne Modification des Lichts, unter welcher die Oberflächen der Körper geſehen werden. Ich kann mich aber bey dieſer Betrachtung nicht

auf-

aufhalten, weil dieſelbe für eure Jahre etwas zu ſubtil ſeyn würde.

Es iſt ſchwer zu beſtimmen, worinnen die wahre Natur und das Weſen des Feuers beſtehe; einige Eigenſchaften aber und Wirkungen deſſelben kann man bald beſchreiben und leichte einſehen. Eine Wirkung, und die es ganz beſonders unterſcheidet, iſt die Wärme. Eine andre iſt die Bewegung, die es allen Körpern mittheilet; ja, einige ſind der Meynung, daß alle Bewegung in der Natur blos vom Feuer herrühre, welches ſich in geringerm oder gröſſerm Grade in allen und jeden Körpern befindet; und daß, wenn man dieſes Feuer gänzlich heraus bringen und hinweg ſchaffen könnte, ſich die ganze Natur in einen veſten, harten und unbeweglichen Körper verwandeln würde. Eine andre Wirkung des Feuers iſt, daß es alle veſte Körper ausdehnet, und alle flüſſigen verdünnet. Es ſchmelzt, verwandelt in Aſche oder Glaß, nach Beſchaffenheit des Körpers, an dem es ſeine Kraft äuſſern kann. Einige halten dafür, daß es die Urſache des Lichts ſey, aber dieſes iſt noch zweifelhaft. So viel iſt gewiß, daß Feuer ohne Licht ſeyn kann, als wie in einem holländiſchen Ofen, der ein Zimmer warm macht, ohne es zu erleuchten; es kann aber auch Licht ohne Wärme ſeyn, wie das Mondenlicht, das ganz und gar keine Wärme giebt. Kurz, die Luft, die wir athmen, das Waſſer, das wir trinken, die Erde, von der wir unſre Nahrung haben, werden alle von dieſem warmen Weſen, das in ihnen ſteckt, belebt, und zum Nutzen des Menſchen geſchickt gemacht.

Vom Feuer.

Die Luft iſt das dünne, durchſichtige, flüßige Weſen, in dem wir leben, uns bewegen,

Von der Luft.

wegen, und athmen; und ohne welches wir gar nicht leben können. Wir können uns überall von ihrem Daſeyn überzeugen, wenn wir die Hand mit einer gewiſſen Geſchwindigkeit gegen das Geſicht bewegen. Die Luft umgiebt dieſe aus Erde und Waſſer beſtehende Kugel, bis auf eine gewiſſe Höhe, und wird ihre Atmosphäre genannt, ſie wird mit ihr herumgeführt, und hat alle ihre jährlichen und täglichen Bewegungen mit ihr gemein. In dieſer Atmosphäre hangen die Wolken, und die aus der Erde aufſteigenden Dünſte, und ſchwimmen herum. Sie iſt ein Körper, der ſich zuſammen drücken und ausdehnen läßt; das iſt, ſie kann in einen kleinern Raum gebracht werden, als ſie natürlicher Weiſe einnimmt; oder ſie kann auch zu einem gröſſern ausgedehnt werden, welches ſich durch viele Verſuche beweiſen läßt. Sie iſt, ihrer Beſchaffenheit nach, geſchickt, andre Körper zu durchdringen und zu durchſtreichen; hierdurch belebt ſie die ganze Natur, und iſt eine von den Haupturſachen des Wachsthums. Sie iſt der Odem und das Leben der lebendigen Geſchöpfe, ſie mögen ſich in der Luft, auf der Erde, oder im Waſſer aufhalten. Es würde zu verdrüßlich fallen, allen Nutzen dieſes zarten und nützlichen Elements durchzugehen; wir wollen daher bloß ihrer bewundernswürdigen Gewalt bey vielen Kunſtwerken, ihrer wunderbaren Eigenſchaft, daß ſie den Geruch zu unſrer Naſe bringt, den Schall zu unſern Ohren führt, und das Licht von den himmliſchen Körpern zu uns durchläßt; ferner, ihres groſſen und vortreflichen Nutzens gedenken, welcher darinnen beſteht, daß ſie ſonſt noch auf vielerley Art zum Leben, zur Geſundheit und zum Vergnügen aller Menſchen das ihrige beyträgt.

Das Waſſer iſt ein helles, einfaches, flüſſiges Weſen, das ſich in gröſſerer, oder geringerer Menge in allen und jeden Materien befindet. Es iſt kein einziger Körper in der ganzen Natur, der nicht Waſſer gäbe. Der Ritter Iſaac Newton behauptet, daß alle Vögel, Thiere, Fiſche, Inſecten, Bäume und Pflanzen, mit ihren verſchiednen Theilen, aus Waſſer, wäſſerigen Feuchtigkeiten und Salzen wüchſen, und daß ſie ſich durch die Fäulung wiederum in wäſſerige Weſen verwandelten. Wenn man Hirſchhorn 40 Jahre liegen läßt, da es ſo trocken und hart worden iſt, daß es, wenn man mit einem Stein dran ſchlägt, Funken giebt; ſo verliert es dem ohngeachtet, wenn man es in ein Gefäß bringt, und diſtilliret, den achten Theil ſeiner Maſſe oder Schwere, die in Waſſer übergeht. Wenn man todte Knochen 25 Jahr lang dörret; ſo pflegen ſie doch durch das Diſtilliren die Hälfte ihres Gewichts an Waſſer zu verlieren. Auſſer dem Feuer iſt es die ſubtilſte und durchdringendſte Materie; es pflegt durch kleine Gänge zu kriechen, die zehnmal kleiner ſind, als die, wo die Luft durch kann. Leder oder eine Blaſe wird Luft halten, aber das Waſſer findet bald einen Weg durch. Ja, man hat ſo gar geſehen, daß es ſich, wenn es gnugſam gepreſſet worden, mit Gewalt einen Weg durch eine goldne Kugel gemacht hat. Thales von Mileto, und andre Weltweiſen, glauben, daß das Waſſer der Urſtoff aller Dinge ſey, und einige haben dafür gehalten, Moſes ſey eben der Meynung, weil er ſagt, daß, ehe noch etwas geſchaffen worden, der Geiſt Gottes auf dem Waſſer geſchwebt habe. Auſſer der Schönheit, die das Waſſer der Welt, in Meeren, Ströhmen, Seen und Teichen giebt, iſt der Nutzen deſſelben vielerley und mannichfaltig. Es iſt vielleicht der angenehmſte und ge-

Vom Waſſer.

ſundeſte Trank in der Welt; als eine Arzney iſt es in vielen Krankheiten ſehr kräftig; und als ein Bad dient es zur Geſundheit und zum Vergnügen. Kurz, man kann es auf viel und mancherley Art im menſchlichen Leben brauchen; es iſt bey allen Gährungen, und bey Auflöſung aller Körper, die wir wollen aufgelößt haben, nützlich und beförderlich. Desgleichen ſind ſeine Wirkungen bey Treibung der Mühlen, Kunſtwerke und Maſchinen, zur Verwunderung und zum Erſtaunen.

Vom Winde. Der Wind iſt eine ſchnelle Bewegung der Luft, die von einem Theile der Erden gegen einen andern ſtröhmet, davon die wahre Urſache in der Natur, ob man gleich auf verſchiedne Muthmaſſungen gefallen iſt, noch unbekannt iſt. Die Winde werden eingetheilet, 1) in die jährlich fortdaurenden, oder ſolche, die das ganze Jahr durch, beſtändig nach einerley Gegend zu wehen, davon derjenige der merkwürdigſte iſt, welcher zwiſchen den beyden Wendezirkeln oder Tropicis zur See beſtändig von Morgen gegen Abend zu wehet, und der allgemeine, beſtändige Wind (Trade-wind) genannt wird. 2) In die, ſo gewiſſe Zeiten halten, oder ſolche Winde, die ſich allemal zu gewiſſen Zeiten erheben. Dergleichen ſind die See- und Landwinde, welche des Abends von der See gegen das Land, und des Morgens vom Lande gegen die See zu wehen. Dazu gehören auch die beſondern beſtändigen Winde, (Trade-winds) welche (in Engelland) im Sommer von Mitternacht gegen den Aequator, und im Winter von dem Südpole gegen den Aequator zu wehen. 3) In die veränderlichen, oder ſolche, die bald da, bald dorther kommen, ohne, daß ſie in Abſicht auf die Zeit oder den Ort eine gewiſſe Regel hielten. Dergleichen Winde ſind in den meiſten Theilen der Welt, die

unter

unter den gemäßigten Himmelsgegenden liegen, gewöhnlich. Der Nutzen des Windes iſt groß und mannichfaltig. Er iſt der allgemeine Diener des menſchlichen Geſchlechts. Die ganze Schiffahrt wird durch ſeinen Beyſtand vollbracht. Er iſt nicht nur beſtimmt, uns wechſelsweiſe zu wärmen und abzukühlen; ſondern er ſoll auch unſre Wohnungen rein und geſund erhalten; und dieſen Dienſt erzeigt er uns, indem er, ungeſehen, alles das mit ſich wegführt, was die Luft anſtecken und verderben könnte, welche, wenn ſie immer in Ruhe bliebe, und nicht durch öftere Winde in Bewegung gebracht würde, anſtatt uns zu erfriſchen und zu beleben, die ganze Welt erſticken und vergiften würde.

Von den Wolken, dem Regen, Hagel und Schnee.

Die Wolken ſind nichts anders, als vom Waſſer oder wäſſerigen Gegenden der Erde aufgeſtiegene Dünſte, welches, theils von der Wärme der Sonne, theils von der, ſo ſich in der Erde befindet, herrühret. Dieſe Dünſte, weil ſie leichter ſind, als die Luft, ſteigen ſo hoch, bis ſie eine ſolche Gegend der Atmosphäre antreffen, die mit ihnen einerley ſpecifiſche Schwere hat; und da bleiben ſie in der Schwebe hangen. Eine Zeit lang hernach, werden dieſe wäſſerigen Theilchen, die erſt zu dünne waren, als daß man ſie hätte bemerken können, durch die Kälte der obern Gegenden dergeſtalt verdicket, und ſo dunkel gemacht, daß ſie das Sonnenlicht zurückwerfen; und in dieſem Zuſtande werden ſie Wolken genannt; wenn aber ihre ſpecifiſche Schwere ſo ſehr zunimmt, daß ſie dadurch zum Fallen gebracht werden, ſo heißt dieſes alsdenn, Regen. Dieſe Wolken erzeugen ſich in der Atmosphäre, in ſehr verſchiednen Entfernungen oder Abſtänden von der Erde. Wenn ſie in den niedrigern Gegenden der Atmosphäre

entſtehen,

entſtehen, ſo iſt der, aus denſelben fallende, Regen ſehr klein. Entſtehen ſie aber in höhern Gegenden, und dieſe kleinen Waſſerkügelchen kommen im Fallen einander ſo nahe, daß ſie einander anziehen können, ſo hängen ſie ſich zuſammen, und werden groſſe Tropfen daraus. Wenn dieſe Waſſerkügelchen, indem ſie ſich in der Atmosphäre herunter ſenken, einen ſo kalten Strich antreffen, daß ſie gefrieren, ſo verdicken ſie ſich ſo, daß Schneeflocken oder Hagelkörner draus werden. Der Nutzen der Wolken iſt mannichfaltig: 1) geben ſie einen angenehmen und erquickenden Schatten für die Sonnenhitze: 2) ſchütten ſie die fruchtbaren Thaue und Regen auf das ganze Pflanzengeſchlecht herab, denen dieſelben ihre Munterkeit, ihre grüne Farbe, und ihre Schönheit zu danken haben; und 3) halten viele dafür, daß die Brunnen, Quellen und Flüſſe, die der Erde zu ſolcher Zierde gereichen, und zu ſo viel nützlichen Abſichten beförderlich ſind, ihren Urſprung davon haben.

Vom Donner und Blitz.

Der Donner iſt das ſtarke und praſſelnde Getöſe, welches man in den niedrigern Gegenden der Luft hört, und welches man ſonſt immer aus der plötzlichen Entzündung ſchweflichter Ausdünſtungen zu erklären pflegte. Denn der Ritter Iſaac Newton bemerket, daß nicht allein vom Waſſer, ſondern auch vom Schwefel, Harz, flüchtigen Salzen u. d. g. Dünſte in die Luft aufſteigen, wo ſie ſich, wenn ſie mit ſalpetriſchen ſauern Feuchtigkeiten in Gährung kommen, bisweilen entzünden, und Donner, Blitz, und andre feurige Lufterſcheinungen verurſachen. Allein nachdem man in unſern Tagen wahrgenommen, daß eine eiſerne Stange, die man an ſeidnen Schnüren in der freyen Luft auf-

aufgehängt, zur Zeit eines Gewitters leichte Körperchen an ſich zieht, Funken von ſich giebt und überhaupt alle Eigenſchaften einer electriſirten Stange zeiget; ſo pflegen die meiſten neuern Naturkündiger die Erſcheinungen, die man bey einem Gewitter antrift, aus der Electricität herzuleiten. In der Atmoſphäre, ſagen ſie, ſind eine Menge kleiner Theile enthalten, die durch das Reiben electriſch werden können. Wenn nun alſo durch eine vermehrte innere Bewegung der Atmoſphäre eine Menge ſolcher Theile electriſch werden, ſo entſtehen electriſche Wolken daraus. Kommen dergleichen electriſche Wolken unelectriſirten Körpern nahe, ſo entſteht ein Strahl und ein Knall, wie man beym Electriſiren im kleinen ſehen kann. Dieſe Erklärung, welche ich zur Vermeidung der Weitläuftigkeit nur ſehr kurz erzählt habe, hat einen groſſen Grad der Wahrſcheinlichkeit; nur iſt zu bedauren, daß unſre Erkenntniß von dem Weſen und wahren Urſachen der electriſchen Erſcheinungen noch ſehr unvollkommen iſt. Die Nähe oder Ferne kann man aus der Zwiſchenzeit berechnen, die zwiſchen dem Blitze und dem Knalle oder Schlage vorbeygehet. Doctor Wallis merket an, daß gemeiniglich die Zwiſchenzeit ungefähr 7 Secunden beträgt, welches, wenn man auf eine Secunde 1142 Fuß rechnet, eine Entfernung von ungefähr einer halben deutſchen Meile macht, durch die der Schall laufen muß; aber öfters iſt er näher, bisweilen auch weiter entfernt. Die Wirkungen des Blitzes ſind bisweilen recht erſtaunenswürdig; er hat einen Degen geſchmolzen, ohne die Scheide zu verletzen, und einem Manne die Knochen zerſchlagen, ohne das Fleiſch, oder ſo gar nur die Haut zu verſehren; ſein Nutzen mag wohl der ſeyn, daß er die Luft von den ſchädlichen Dünſten reiniget, welche ſonſt tödtlich werden könnten.

Die

Von den Nordlichtern.

Die Nordlichter, welche in unſern Gegenden ſeit 50 Jahren öfters geſehen worden, entſtehen von ſolchen Dünſten, welche bloß leuchten, aber keine merkliche Hitze geben. Man ſieht dabey gemeiniglich gegen Norden, nicht weit über dem Horizonte, lichte Wolken oder Streifen, aus denen Strahlen in die Höhe ſteigen, die ſich über dem Scheitel des Zuſchauers zuſammen zu biegen, auch zum Theil bis wieder an den Horizont zu gehen ſcheinen. Sie laſſen ſich mehrentheils im Frühlinge oder im Herbſte ſehen, und zwar in der leztern Jahreszeit noch öfterer als in der erſten. In den Nordländern ſind ſie weit häufiger als bey uns, und dort iſt oft der ganze Himmel mit leuchtenden und feurigen Wolken bedeckt. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die Alten unter dem Nahmen eines flammenden Himmels nichts anders verſtanden haben, und daß dasjenige, was ſie mit einem Balken, mit einer ſpringenden Ziege oder mit einer andern Geſtalt verglichen, ebenfalls nichts anders als Nordlichter geweſen, welche die Einfalt und der Aberglaube zu böſen Vorbedeutungen gemacht.

Von fliegenden Drachen und Irrlichtern.

Es giebt noch verſchiedne andre leuchtende Erſcheinungen, wovon ich deswegen etwas ſagen will, weil das gemeine Volk ſie für teufliſche Erſcheinungen zu halten, und eine Menge ungereimte Dinge davon zu erzählen pflegt. Die merkwürdigſten davon ſind der fliegende Drache und die Irrlichter. Der fliegende Drache beſteht in einem langen Strohme von leicht brennenden Dünſten, die ſich irgendwo entzünden, durch die Luft fahren und geſchwinde verzehrt werden. Die Einbildung ſchaft hieraus einen Drachen, und die Rockenphiloſophie macht ihn zum Boten

ten des Satans und der Zauberer, welcher den Leuten Geld und andere Schätze zubringen ſoll. Die Irrlichter (ignis fatuus) haben daher ihren Namen erhalten, weil ſie von weitem wie brennende Lichter erſcheinen, und nach den abergläubiſchen Erzählungen des Pöbels die Reiſenden auf Irrwege führen ſollen. Sie ſind aber wahrſcheinlicher Weiſe nichts anders als verbrennliche Ausdünſtungen, die ſich entzündet haben, aber wegen ihrer Schwere nicht hoch ſteigen können, und wegen der bey ſich habenden Feuchtigkeit bald wieder verlöſchen. Man ſiehet ſie meiſtentheils auf fetten Aeckern, Kirchhöfen, Wahlſtätten und in ſumpfichten Gegenden, wo ſie bald zu hüpfen, bald hin und her zu laufen ſcheinen. Da nun an ſolchen Oertern dergleichen fette und verbrennliche Dünſte häufig aufzuſteigen pflegen; ſo läßt ſichs gar wohl begreifen, warum man daſelbſt dieſe Erſcheinung wahrnimmt; und iſt ein Reiſender, der von weitem Irrlichter geſehen, auf einen Abweg gerathen, ſo iſt es ohne Zweifel wohl deswegen geſchehen, weil er die Irrlichter zu aufmerkſam betrachtet und darüber die eigentliche Straſſe verfehlet, oder weil er vielleicht den Weg nicht ſo gut gewußt, als er ſich eingebildet.

Vom Erdbeben.

Ein **Erdbeben** iſt die größte und fürchterlichſte Erſcheinung in der Natur. Es iſt eine heftige Erſchütterung oder Bewegung desjenigen Theils der Erde, wo es ſich eräugnet, die mit einem ſchrecklichen Getöſe, gleich dem Donner, begleitet iſt, wobey zugleich öfters Waſſer, Feuer, Dampf, oder Wind u. ſ. w. aus der Erde hervorbricht. Die nämlichen Urſachen, welche die Ausdünſtung der Waſſer, und alle die feurigen Lufterſcheinungen über uns hervorbringen, die ſind

auch die Urſachen von den nicht weniger ſchrecklichen Wirkungen unter unſern Füſſen. Denn, da die Erde überall voller Höhlen, Adern und Canäle iſt, davon einige voll Waſſer, andre voll Dünſte und Ausdämpfungen, viele Gegenden der Erden aber mit Salpeter, Schwefel, Harz, Vitriol und andern brennbaren Materien angefüllet ſind; ſo entzünden ſie ſich entweder von einem Feuer, das ſie antreffen, oder durch ein Zuſammenſtoſſen mit harten Körpern, oder durch ihre Vermiſchung mit andern flüſſigen Weſen; dadurch geſchieht es, daß ſie einen gröſſern Umfang einnehmen, und ihr voriger Raum ihnen zu enge wird: daß alſo, weil ſie gegen alle Seiten zu drücken, die nächſt gelegnen Theile erſchüttert werden. Man hört ein Getöſe, wie der Donner; und dieſes dauert ſo lange, bis ſie entweder eine Oefnung finden, oder ſich eine gemacht haben, um ſich zu entledigen. Da dieſes eine Erſcheinung iſt, die ihr vermuthlich nie werdet zu ſehen bekommen, weil ſie in unſern Ländern ſehr ungewöhnlich iſt; ſo will ich euch einige Umſtände von einem recht fürchterlichen Erdbeben erzählen, welches ſich ungefähr vor etlichen ſechszig Jahren in Jamaica eräugnet hat. In zwo Minuten hat es 9 Zehntel der Stadt Port-Royal eingeſtürzt und verſchlungen. Die ſich öfnende Erde verſchlang Leute, davon einige in andern Straſſen wieder hervor kamen; auf der ganzen Inſel wurden faſt alle Häuſer über den Haufen geworfen. Eines gewiſſen Hopkins angebautes Stück Land wurde eine ganze Viertelſtunde weit von ſeiner Stelle verrückt. Aus den Brunnen ſchoß das Waſſer mit groſſer Heftigkeit hervor; auf einer Seite der Straſſe wurden die Häuſer verſchlungen, und auf der andern über den Haufen geworfen; auf den Straſſen hob ſich der Sand wie Wellen in der See, und hob alle, die drauf ſtunden, mit empor; dann fiel er

auf einmal wieder in Gruben, eine Waſſerfluth ſtürzte drüber her, und ſo wurden ſie alle verſchüttet. Die Schiffe und Schaluppen in dem Hafen wurden umgeworfen und giengen verlohren; beſonders wurde die Fregatte, der Schwan, durch die Hebung der See, und durch das Sinken des Hafens, über die Spitzen verſchiedner Häuſer weggetrieben. An vielen Orten pflegte die Erde zu berſten, und ſich ganz geſchwind wieder zuzuſchlüſſen und zu öfnen, und dergleichen Oefnungen konnte man auf einmal zwey bis drey hundert ſehen; in einigen derſelben wurden die Leute verſchlungen; andre kriegte die ſich ſchlüſſende Erde in der Mitte, und quetſchte ſie todt; aus einigen guckten nur noch die Köpfe heraus. Die gröſſern Oefnungen verſchlungen Häuſer, und aus einigen kamen Ströhme Waſſers hervor, die ſehr hoch in die Luft ſchoſſen. Dieſes alles war mit einem üblen Geruche verbunden; in der Entfernung hörte man das Bobern einſtürzender Berge; unter der Erde ein Brüllen, wie der Donner, und, in Zeit von einer Minute, war der Himmel ganz düſter und röthlich, wie ein glühender Ofen.

Von der Ebbe und Flut.

Ebbe und Flut ſind der Ab- und Zufluß des Meeres, und man hat bemerkt, daß dieſes jeden Tag faſt zweymal geſchieht. Die Flut geht etwas über 6 Stunden von Süden gegen Norden, und dieſe Zeit über ſteigt die Flut immer nach und nach, ſo, daß ſie in die Mündungen der Flüſſe tritt, und das Waſſer in denſelben gegen ihren Urſprung oder Quellen zurück treibt; dann ſcheint ſie ungefähr 10 Minuten lang ſo ſtille zu ſtehen, bis ſich die Ebbe anfängt, und das Waſſer ebenfalls wieder etwas über 6 Stunden lang von Norden gegen Süden zurück fließt: da denn das Waſſer

wieder fällt, und die Ströme ihren gewöhnlichen Lauf wieder nehmen. Nach einer Pauſe von 10 Minuten, fängt alsdenn das Meer wiederum an Flut zu machen, und ſo wechſelt es immer ab. Die ganze Dauer von einer Ebbe und Flut iſt 12 Stunden 25 Minuten, ſo, daß die Ebbe und Flut jeden Tag um 50 Minuten ſpäter erfolgt, als den vorhergehenden. Nun aber machen 24 Stunden und 50 Minuten einen Mondentag aus, d. i. der Mond geht alle Tage um 50 Minuten ſpäter durch den Mittagszirkel, ſo, daß das Meer Flut macht, ſo oft der Mond, über oder unter dem Horizont, durch den Mittagszirkel geht; und hingegen ſo oft Ebbe iſt, als der Mond in Oſten oder Weſten an dem Horizont ſteht, d. i., ſo oft der Mond auf oder untergeht. Wenn der Mond ins erſte oder dritte Viertel tritt, d. i. im neu- und vollen Monde, iſt die Flut hoch und ſchnell, und heißt die hohe Flut; hingegen, wenn er ins andre und letzte Viertel tritt, ſo iſt die Flut ſchwächer, und wird die niedrige Flut genannt. Alle dieſe Umſtände, die man an Ebbe und Flut wahrnimmt, werden aus den Geſetzen des Drucks erkläret. Aber es iſt noch zu früh für euch, auf ſolche tiefſinnige und ſchwere Betrachtungen mich einzulaſſen. Begnüget euch jetzo nur damit, daß ich euch von dieſen Sachen in ſo weit einen Begriff mache, als nöthig iſt, um nicht ganz unwiſſend darinnen zu bleiben, oder eure Neugierde zu erregen, damit wenn ihr etwa künftig Luſt darzu bekämt, ihr denſelben weiter nachforſchen könnet. Nunmehr will ich, meinem Verſprechen gemäß, und der Ordnung zu Folge, die ich mir vorgenommen habe, euch hinunter in die Tiefen und Höhlen der Erde führen, und euch einige der merkwürdigſten und nützlichſten Sachen, die daſelbſt anzutreffen ſind, vor Augen legen.

Das zweyte Capitel.

Von den Metallen und Steinen.

Unter einem Metalle verſteht man nichts anders als einen vorzüglich ſchweren Körper, welcher ſich nicht nur ſchmelzen, ſondern auch hämmern und treiben läßt. Dieſe Eigenſchaften zuſammen kommen nur dem Golde, Silber, Kupfer, Eiſen, Zinn und Bley zu, und daher giebt es nicht mehr, als 6 Arten der Metalle. Die erſtern beyden, nämlich Gold und Silber, haben noch dieſe beſondre Eigenſchaft, daß ſie im Feuer, wenn man ſie auch noch ſo lange darinnen läßt, ganz unverändert bleiben; aus dieſem Grunde pflegt man ſie **edle**, die übrigen aber **unedle** Metalle zu nennen, weil ſie durch das Feuer zerſtört werden können. Es giebt auſſerdem noch andre Körper, die den Metallen, was die Schwere und das äuſſerliche Anſehen betrift, ziemlich gleich kommen, und nur darinnen von ihnen unterſchieden ſind, daß ſie unter dem Hammer zerſpringen, und wenn man ſie in einem Schmelztiegel über das Feuer bringt, davon fliegen. Man nennt ſie daher **Halbmetalle** und rechnet hierunter Zink, Wismuth, Spießglas, Kobalt und Qveckſilber. Sowohl die Metalle als auch die Halbmetalle werden entweder **gediegen** oder **vererzt** in der Erde gefunden. **Gediegen** nennt man ein Metall, wenn es nicht von andern Körpern durchdrungen iſt. Hingegen durch ein **vererztes** Metall oder durch ein Erz (minera) verſteht man einen ſolchen gemiſchten Körper, wo die metalliſche Materie von andern mineraliſchen Körpern innigſt durchdrungen und mit ihnen ſo genau verbunden iſt, daß dadurch das Metall

ſeines Klangs, Schmelzbarkeit und Geſchmeidigkeit beraubt worden. Arſenic und Schwefel ſind die vornehmſten Materien, wodurch die Vererzung geſchiehet. In Anſehung des Urſprungs und der Erzeugung der Metalle ſind ſowohl die alten als auch die neuen Naturkündiger verſchiedener Meynung. Einige ſagen, ſie hätten ihren Urſprung, wie die Pflanzen, von gewiſſen Saamen. Andre glauben, ſie würden von einem unterirdiſchen Feuer erzeugt. Und noch andre ſind der Meynung, ſie entſtünden aus Qveckſilber, Schwefel und Salz; ihre Materie und Gewicht erhielten ſie vom Qveckſilber, ihre Farbe und Geſtalt aber vom Schwefel. Allein ich will euch mit dieſen Unterſuchungen einer noch ſehr dunkeln und überaus ſchweren Materie nicht verwirren, ſondern euch nur eine kurze natürliche Geſchichte von einem jeden Metalle vorlegen.

Vom Golde. Gold iſt das ſchwerſte, reinſte, und dasjenige Metall, das ſich unter allen am meiſten dehnen läßt. Es hat eine gelbe glänzende Farbe, die aber nach den verſchiednen Ländern, wo es gefunden wird, auch etwas verſchieden iſt. In Anſehung der Weiche kömmt es dem Bley am nächſten und hat, wenn es rein, das heißt, ohne Zuſatz iſt, gar keinen Klang. Man findet es vornehmlich in Bergwerken, wiewohl man auch bisweilen in dem Sande und Schlamme der Flüſſe, ſonderlich in Guinea, Goldſtaub findet. Das Gold-Erz in den Bergwerken liegt gemeiniglich 150 bis 160 Claftern tief, und wird in groſſen Stücken ausgegraben, die gewöhnlicher Maſſen andre mineraliſche Materien bey ſich führen; als: Spießglas, Vitriol, Schwefel, Kupfer oder Silber, beſonders das letztere. Mit der Zubereitung und Scheidung deſſelben verfährt man folgender Geſtalt:

Man ſtößt erſtlich das Erz mit eiſernen Schlägeln ziemlich klein, alsdenn bringt man es auf gewiſſe Mühlen, wo es zu Pulver geſtoſſen wird; darnach ſiebt man es durch verſchiedne Siebe, bis es ganz fein iſt. Wenn dieſes Pulver fertig iſt, ſo bringt man es in Tröge, thut eine gehörige Quantität Waſſer und Queckſilber darzu, und läßt es zwey oder drey Tage an der Sonne und Luft ſtehen, hernach wird die ſchlammigte Erde wieder mit heiſſem Waſſer abgeführt, bis nichts, als eine Maſſe Queckſilber und Gold, übrig bleibt, die alsdenn durch Deſtilliren geſchieden werden. Wenn man das Gold ſo weit gebracht hat, ſo heißt es jungfern Gold, und wird hernach in Schmelztiegeln geſchmolzen, und endlich in Platten oder Stangen gegoſſen. Es giebt in den meiſten Ländern Goldgruben; ob ſie gleich in Europa nicht ſo häufig gefunden werden. Die Goldgruben in Peru und Chili, in Amerika, ſind die reichſten; jedoch trifft man auch in China, auf den Africaniſchen Küſten, und in einigen Europäiſchen Ländern, z. E. in Ungarn, Siebenbürgen und Salzburg anſehnliche Goldgruben an. Die Schwere des Goldes verhält ſich zur Schwere des Waſſers, beynahe wie 19, zu 1. und zur Schwere des Silbers faſt wie 2, zu 1. Man pflegt bey uns das Gold nach Mark und Caraten zu rechnen. Eine Mark iſt ſo viel als ein halb Pfund und enthält 24 Carate. Iſt das Gold ganz rein, ſo wird es 24 carätig genannt. Sind aber in der Mark nur 23 Theile Gold und 1 Theil Kupfer oder Silber (denn mit dieſen beyden Metallen pflegt man es beym Münzen zu vermiſchen) ſo heißt es 23 carätig u. ſ. f. Unter allen Eigenſchaften des Goldes, iſt diejenige am bewundernswürdigſten, vermöge welcher es ſich ziehen läßt. Eine einzige Unze Gold läßt ſich durch des Goldſchlägers Hammer beynahe zu

einer Fläche von 150 Quadratſchuhen ausdehnen, und der Golddrahtzieher wird es beynahe auf 1000 bringen, und dabey wird es doch ſo ganz bleiben, daß man, auch nicht einmal mit Hülfe eines Vergröſſerungsglaſes, den mindeſten Ritz dran gewahr werden wird.

Vom Silber. Das Silber iſt ein weiſſes, reiches Metall, und, auſſer dem Golde, das feinſte, und das ſich am meiſten ziehen läßt. Es giebt in allen Theilen der Welt Silberbergwerke, aber die in Peru und einigen andern Gegenden von America, und ſonderlich von Potoſi, ſind die allerreichſten, und geben das Erz noch immer in ſolcher Menge, als da man ſie zuerſt entdeckte; nur mit dem Unterſchiede, daß ſich die Adern, welche damals faſt auf der Oberfläche jenes berühmten Gebirges anzutreffen waren, jetzt ſo tief geſenkt haben, daß die Arbeiter erſt auf vier bis fünf hundert Stufen hinunter ſteigen müſſen. Es ſind aber die Silbererze, wenn ſie erſt gegraben werden, nicht alle von einerley Beſchaffenheit, Farbe oder Güte. Das Glaßerz hat eine ſchwärzliche Farbe und läßt ſich, wenn es recht rein iſt, ſchneiden und hämmern und ſchmelzt ſogar am Lichte, daher es am leichteſten zu verarbeiten iſt. Es enthält, wenn es recht derb iſt, allemal über die Hälfte und gemeiniglich $\frac{2}{3}$ Silber. Das Hornerz oder Hornſilber, welches gelblich oder bräunlich ausſieht und in dünnen Stückgen einem halbdurchſichtigen Horne gleichkömmt, iſt das rareſte unter allen Silbererzen und enthält auf $\frac{2}{3}$ Silber. Das Rothgüldenerz, welches ſeinen Nahmen von der rothen Farbe erhalten, die aber bisweilen ins ſchwarzbraune fällt, iſt gleichfalls ſehr reichhaltig, indem man aus einem Centner mehrentheils die Hälfte, ja bisweilen $\frac{2}{3}$ Silber bekömmt.

Das Weißgüldenerz iſt ein hellgraues, feinkörniges und glänzendes Erz, deſſen Gehalt an Silber ſehr ungleich iſt, indem der Centner 8. 10. 20. ja auch oft etliche und 30 Mark enthält. Das Fahlerz hat eine weißliche und ſchwarzgraue Farbe, und iſt in Anſehung des Gehalts mit den vorhergehenden Erzen nicht zu vergleichen, da der Centner ſelten über 14 oder 26 Loth Silber enthält. Die Art aber, das Silber von dem gemeinen Erz zu ſcheiden, iſt faſt eben die, wie beym Golde. Man hat zwar auch andre Methoden; allein die Beſchreibung derſelben würde zu weitläuftig für euch ſeyn. Bey uns wird das Silber nach der Mark gerechnet, die zu 16 Loth angenommen iſt. Will man den Gehalt eines Stück Silbers angeben, ſo drückt man es durch das Wort löthig aus, um den Zuſatz an Kupfer anzuzeigen, der ſich in einer Mark befindet. Man ſpricht, dieſes Silber iſt 12 löthig, das heißt: es ſind in der Mark 12 Loth Silber und 4 Loth Kupfer; es iſt 10 löthig, das heißt: es ſind in der Mark 10 Loth Silber und 6 Loth Kupfer, u. ſ. w.

Vom Kupfer.

Das Kupfer iſt ein gelbröthliches hartes und ziemlich geſchmeidiges Metall, das viel Vitriol und einen nicht zur Vollkommenheit gekommenen Schwefel bey ſich führt. Man findet es in den meiſten Ländern von Europa, ſonderlich aber in Schweden. Es wird in groſſen Erzklumpen gegraben, welche erſt klein geſchlagen und gewaſchen werden, um die groben und irdenen Theile davon abzuſondern; alsdenn wird es geſchmolzen, und in eine Art von Forme gegoſſen, um groſſe Stücken daraus zu machen, die man Mulden- oder Kupfer-Kuchen nennt. Das iſt das gewöhnliche Kupfer. Roſen-Kupfer wird noch ein oder ein paar mal geſchmol-

zen; und bey jedem Schmelzen wird eine gewiſſe Quantität Zinn zugeſezt, damit es deſto ſchöner werde. Jungfern-Kupfer iſt das, welches man, jedoch nur ſelten, ganz rein oder gediegen in den Bergwerken findet. Eine gewiſſe Quantität Kupfer und Galmey machen das Meſſing aus. Eine gewiſſe Quantität Kupfer und Zinn zuſammen machen das Glocken-Erz, und aus Kupfer und Meſſing, in gleicher Quantität zuſammen geſchmolzen, entſteht das Bronze, woraus Brüſtbilder und Statuen gemacht werden. Der Roſt des Kupfers heißt Grünſpan.

Vom Eiſen. Das Eiſen iſt ein hartes, ſtrengflüſſiges Metall, das ſich unter allen am wenigſten dehnen läßt; es beſteht aus Erde, Salz und Schwefel, die alle unrein, ſchlecht gemiſcht, und unvollkommen ſind, welches eben die Urſache iſt, warum es ſo leicht roſtet. Wenn man es oft glühend macht, ſchmiedet, und für ſich wieder kalt werden läßt, ſo wird es weich; wenn man es aber glühend im Waſſer abkühlet, ſo wird es hart. Es giebt eine groſſe Menge Eiſenbergwerke in England; die beträchtlichſten aber ſind die in dem Forſte zu Dean in Glouceſterſhire, wo man den Eiſenſtein in groſſem Ueberfluſſe findet. Das Eiſen wird folgender Geſtalt gemacht. Erſtlich wird der Eiſenſtein ausgeglüht, dieſes geſchieht in Oefen, die beynahe wie unſere gewöhnlichen Kalköfen ſind, welche man, mit Kohlen und Eiſenſtein untermengt, bis oben anfüllt, alsdenn wird es unten angebrannt, und man läßt es brennen, bis die Kohlen ganz verzehrt ſind. Dadurch aber wird das Erz nicht geſchmolzen, und dient nur darzu, daß der grobe Theil deſſelben verzehrt wird, und man es ſo weit bringt, daß es ſich ſtampfen läßt. Hernach wird es in die Schmelz-

öfen

öfen (Hohöfen) gebracht, wo es in einem heftigen Feuer, das ganze Monate lang Tag und Nacht nicht ausgehen darf, geſchmolzen, und in groſſe Stücken gegoſſen wird, die man Gänſe nennt. Endlich kömmt es vom Ofen in die Schmiede oder auf den Hammer, wo man dieſe Gänſe in die gewöhnlichen Stangen zum Gebrauch verarbeitet.

Vom Bley.

Bley iſt ein ſchweres und weiches Metall, von einer dunkeln ſchwarzgrauen Farbe, das ein wenig Queckſilber, etwas Schwefel, und viel harzige Erde bey ſich führt. Es wird in vielen Ländern, beſonders aber in England in groſſer Menge gefunden. Wenn das Erz erſt aus den Bergwerken gegraben worden, ſo wird es klein geſchlagen, in flieſſendem Waſſer gewaſchen, und alsdenn geſiebt. Hernach wird es in einem Schmelzofen durch ein ſtarkes Kohlfeuer geſchmolzen; wenn es ſchmelzt, ſo lauft es auf einer Seite durch eine Röhre heraus, und die Erde, Steine und Schlacken bleiben unter den Kohlen und der Aſche zurück; alsdenn nehmen es die Arbeiter mit eiſernen Löffeln heraus, gieſſen es in eine beliebige Form; gemeiniglich machen ſie Mulden, ohngefähr von 3 Centnern, draus. Die Bleyarbeiter gieſſen davon zu allerley Gebrauch Platten oder Röhren.

Vom Zinn.

Zinn iſt ein weißliches Metall, und das leichteſte unter allen; es iſt nicht ſo hart, als Silber, und nicht ſo weich, als Bley; es ſchmelzt bey gelindem Feuer, und veräſchert ſich auch darinnen. Die Zinnbergwerke in Cornwall und Devonſhire liefern das meiſte Zinn, das in ganz Europa verarbeitet wird. Die Bereitung deſſelben wird in den Philoſophical Transactions folgendermaſſen beſchrieben: Wenn

das

das Erz gegraben und aus den Bergwerken gebracht worden; ſo wird es mit groſſen eiſernen Schlägeln klein gemacht; und alsdenn bringt man es auf ein Pochwerk, wo es mit Stämpfeln, die faſt ſo wie in Papiermühlen ſind, geſtoſſen wird; und, weil das Waſſer durchfließt, ſo wäſcht es die irdenen Theile hinweg, und die metalliſchen bleiben zurück. Wenn dieſes geſchehen, ſo legt man es auf eiſerne Platten, trocknet es in einem Ofen, und mahlt es in einer Stampfmühle ſehr klar; darnach wird es wieder gewaſchen und getrocknet. Wenn es ſo weit iſt, ſo heißt es ſchwarz Zinn; um aber weiß Zinn, welches ſeine eigentliche Farbe iſt, daraus zu machen, bringt man es auf einen Schmelzofen, wo es vermittelſt eines heftigen Kohlenfeuers geſchmolzen wird. Wenn man alles dieſes damit vorgenommen hat, und es wieder kalt geworden iſt, ſo ſchmiedet man es in Platten, und damit iſt es fertig. Sechs Pfund Meſſing und funfzehn Pfund Bley zu einem Centner Zinn genommen, macht die Compoſition aus, die man zum Küchenzinne braucht.

Vom Queckſilber.

Mercurius, oder wie es gemeiniglich heißt, Queckſilber, iſt das vornehmſte und merkwürdigſte Halbmetall. Es iſt ein ſchwerer, weiſſer und flüſſiger Körper, der gleichwohl nicht, wie die meiſten flüſſigen Dinge, die Hände naß macht. Es ſieht wie geſchmolzen Silber aus, und iſt an ſich ſo kalt, daß man die Hand nicht lange darinnen laſſen kann. Man findet es vornehmlich in Ungarn, Spanien, Friaul und Peru; der größte Theil deſſen, was man in England braucht, kommt aus den Bergwerken in Friaul. Wenn man es ſcheiden will, ſo zermalmet man erſt das Erz, alsdenn gießt man eine groſſe Menge Waſſer drauf, und rührt es ſo lange

um

um, bis das Waſſer ſchwarz wird; darnach gießt man das ab, und thut wieder friſches drauf, und damit fährt man ſo lange fort, bis ſich das Waſſer nicht mehr färbt; was alsdenn auf dem Boden des Gefäſſes zurück bleibt, iſt Queckſilber und andere metalliſche Materie. Damit vermiſcht man die Schlacken oder den Abgang vom Eiſen, und thut alles zuſammen in groſſe Retorten und deſtilliret es; wodurch alle fremde, metalliſche und ſteinichte Theile abgeſondert werden, und das Queckſiber rein zurück bleibt. Die vornehmſten Eigenſchaften des Queckſilbers ſind die, daß es, auſſer dem Golde, das ſchwerſte unter allen Metallen iſt. Es iſt zugleich unter allen Körpern der flüſſigſte; das heißt, ſeine Theile hängen am wenigſten mit einander zuſammen, und laſſen ſich am leichteſten trennen. Es iſt auſſerordentlich flüchtig, indem man es durch eine ſehr gelinde Hitze in einen Dampf verwandeln kann. Es vermiſcht ſich leicht mit Gold, und hängt leicht damit zuſammen, mit Silber nicht ſo gut, mit Kupfer gar ſchwerlich, und mit Eiſen ganz und gar nicht. Uebrigens iſt man beſtändig der Meynung geweſen, daß das Queckſilber bey dem gröſten Grade der Kälte nicht gefrieren könne. Allein vor einigen Jahren hat man in Petersburg durch Verſuche das Gegentheil gezeigt, und bey einer groſſen Kälte, die man noch durch die Kunſt vermehrte, daſſelbe in einen feſten Körper verwandelt, dergeſtalt, daß es ſich, wie ein vollkommnes Metall, hämmern ließ. Das Gewicht eines Cubiczolls von einem jeden dieſer Metalle, iſt folgendes:

Unzen.

	Unzen.	Drachmen.	Gran.
Gold	12	2	52
Queckſilber	8	6	8
Bley	7	3	30
Silber	6	5	28
Kupfer	5	6	36
Eiſen	5	1	24
Zinn	4	6	17

Vom Zink. Zink iſt ein weißblaulichtes Halbmetall, das einigen Klang hat, und unter dem Hammer nicht ſo leicht, wie die übrigen Halbmetalle zerſpringt. Wenn er durchs Feuer in Fluß gebracht wird, ſo brennt er mit einer grünlichten Flamme; und vermiſcht man das Kupfer damit, ſo wird daſſelbe dadurch gelb und ſpröde. Man erhält ihn größtentheils aus Oſtindien, man weiß aber noch nicht, wie und woraus er gewonnen wird; doch giebt es auch in Deutſchland einige Erze, die ihn in ſich enthalten. Aus der Vermiſchung des Zinks mit Kupfer kann man allerhand Arten von Prinzmetall machen, und nachdem man viel oder wenig Zink hinzuſetzt, nachdem erhält auch die Maſſe eine andre Farbe und mehr oder weniger Sprödigkeit.

Vom Wismuth. Der Wismuth iſt ein blaßgelbes, würflichtes und blätterichtes Halbmetall, das ſich gar nicht hämmern, ſondern leicht zu Pulver reiben läßt. Bey einem gelinden Grade des Feuers ſchmelzet er ſchon und iſt ganz und gar flüchtig. Man findet ihn gemeiniglich in den Bergwerken, wo Cobalte gefunden werden, und er enthält auch eben die blaufärbende Erde der Cobalte in ſich. In allen Wismutherzen findet man

Silber,

Silber, und zwar ſteigt der Gehalt im Centner oft auf 15, 20 und mehr Loth. Wenn man Kupfer und Zinn mit Wismuth vermiſcht, ſo erhalten beyde Metalle dadurch einen ſtärkern Klang.

Vom Spießglaß.

Das Spießglaß oder Antimonium iſt ein vererztes beſonderes Halbmetall, welches einen ſchwärzlichen, auf dem Bruche etwas glänzenden und ſtreifigten Körper ausmacht. Der Regulus ſelbſt (ſo nennt man in der mineralogiſchen Sprache das eigentlich Metalliſche in einem Erze) iſt ein weißlichter auf dem Bruche etwas glänzender Körper, der ſich leicht zerreiben läßt, in einem glühenden Tiegel ſchmelzt, und unter dem Schmelzen nach und nach verfliegt. Man findet es häufig in Frankreich, Ungarn, im Sächſiſchen Erzgebirge, im Voigtlande und Rieſengebirge, wie auch, obgleich nicht ſo häufig, in Schweden und andern Ländern. Es zerſtört im Feuer alle Metalle, ausgenommen das Gold; und daher bedient man ſich deſſelben zu der Reinigung des Goldes. Auſſerdem hat es noch im gemeinen Leben einen vielfältigen Nutzen, indem es von den Goldſchmieden, Münzern, Zinngieſſern, Schriftgieſſern, Feuerwerkern, ja auch ſelbſt von den Aerzten gebraucht wird.

Vom Cobalt.

Wir kommen endlich zu dem letzten Halbmetall, welches man Cobalt nennt und wovon ſelbſt die beſten mineralogiſchen Schriftſteller keine genaue Beſchreibung geben. Bey den Bergleuten heißt alles dasjenige Cobalt, was ſie unter keine gewiſſe Art von Erzen rechnen können; manche geben auch dieſen Nahmen allen räuberiſchen Erzen, oder ſolchen die äuſſerlich reich ausſehen und gleichwohl arm ſind. Das vornehmſte was

man bey den Cobalten anzumerken hat, iſt, daß ſie durch Verſuche ein blaues Glaß mit Kieſel und Sand geben. Seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts hat man daraus die berühmte blaue Farbe oder Smalte verfertiget, und dieſe Kunſt iſt ohnſtreitig in Sachſen zuerſt entdeckt worden, ohngeachtet man hernach in Böhmen, Heſſen und in andern Gegenden von Deutſchland, Blaufarbenwerke angelegt hat.

Von der Platina. Ehe wir unſre Betrachtung über die Metalle beſchlieſſen, wollen wir noch mit wenigen der Platina gedencken, die man vor einigen Jahren aus dem Spaniſchen Amerika herausgebracht hat, und die einige für ein neues Metall ausgeben, ohngeachtet andre geſchickte Männer das Gegentheil behaupten. Die Platina iſt ein weiſſer körnichter metalliſcher Körper, der faſt ſo ſchwer iſt, wie Gold, ja in ſeiner Reinigung die ſchwere des Goldes noch übertreffen ſoll. Sie läßt ſich ſehr wenig hämmern, und kann für ſich allein durch das ſtärkſte Feuer in keinen rechten Fluß gebracht werden, ſchmelzt aber mit andern Metallen und Halbmetallen ſehr leicht und läßt ſich durch Goldſcheidewaſſer auflöſen. Genauere Erfahrungen müſſen es in der Folge lehren, ob ſie für ein wahres Metall oder Halbmetall zu halten, oder ob ſie blos, nach der ſehr wahrſcheinlichen Meynung des Herrn Marggrafs, ein gemiſchtes Minerale ſey, daraus Gold ausgezogen worden. Nachdem ich euch alſo eine kurze Beſchreibung der Metalle gegeben habe, ſo will ich euch noch eine kleine Geſchichte der vornehmſten Edelgeſteine und einiger andern merkwürdigen Steine mittheilen.

Von Edelſteinen. Es giebt viele Arten Edelſteine, aber der Diamant iſt unter allen der koſtbarſte

barſte. Seine Güte beſteht in ſeinem Waſſer oder Farbe, Glanz und Gewicht: und ſeine Fehler ſind Ritze, Adern, rothe oder ſchwarze Sandflecken, und wenn er ins Blauliche und Röthliche fällt. Die Diamanten findet man nur in Oſtindien, und zwar bisweilen in Bergwerken, manchmal auch in dem Sande der Flüſſe. Er iſt der härtſte unter allen Edelſteinen, dergeſtalt, daß er nur durch ſich ſelbſt und ſeine eigne Materie geſchnitten und geſchliffen werden kann. Man geht bey ihrer Bearbeitung folgendergeſtalt zu Werke. Erſtlich reibt man dieſelben ſtark auf einander, und der Staub, der ſich auf dieſe Art abreibt, dient darzu, daß man ſie ſchleifen und poliren kann; und dieſes geſchieht vermittelſt einer Mühle, welche ein Rad von weichem Eiſen treibt, das mit Demantſtaub, mit Olivenöl vermiſcht, beſtreut iſt. Eben der Staub, wohl zermalmet, und mit Waſſer und Eſſig verdünnt, wird auch zum Demantſägen oder Schneiden gebraucht, welches mit einem eiſernen oder meſſingenen Drahte, der ſo fein, wie ein Haar iſt, verrichtet wird. Es giebt noch viel andere Edelſteine, und ich will euch wenigſtens von den vornehmſten derſelben die Nahmen und Farben angeben. Der Rubin, der nach dem Diamant der koſtbarſte iſt, und am höchſten geſchätzt wird, iſt von Carmeſin-Farbe, die etwas ins Purpurrothe fällt. Der Granatſtein iſt ihm etwas ähnlich, und gehört vielleicht zu eben der Gattung. Der Hyacinth iſt manchmal von dunkelrother, manchmal von gelber Farbe. Der Amethyſt iſt hell Purpur; der Schmaragd gras-grün; der Berill meer-oder blaulich-grün; der Sapphir himmel-blau; der Topas oder Chryſolith gold-gelb. Alle dieſe ſind durchſichtig. Unter den dunklen, oder denen, die nur halb durchſichtig ſind, iſt der Cornalinſtein

oder Sarder der beſte, er iſt blaß-roth und fällt bisweilen ins Orange. Der Onych ſieht graulich aus. Der Türkis fällt zwiſchen blau und grün. Der Laſurſtein iſt mit Gold geſprenkelt, und hat himmelblauen Grund. Alle dieſe, nebſt vielen andern, könnte man vielleicht unter die Agate und Jaſpis rechnen; nur, daß der Agat etwas durchſichtiger und härter iſt, auch eine feinere Politur annimmt; aber ſowohl der Agat als der Jaſpis iſt ſehr veränderlich in ſeiner Farbe.

Vom Magnet. Dieſen wunderbaren Stein findet man in den meiſten Ländern, als in China, Bengala, Arabien, Ungarn, Teutſchland und Engelland. Es iſt ein ſchwerer ſchwarzgrauer Stein, der dem gewöhnlichen Eiſenſteine ähnlich ſieht, nur, daß er etwas feſter und ſchwerer iſt; man trift ihn auch häufig in Eiſenbergwerken an, und er ſelbſt hält Eiſen in ſich. Es liegen erſtaunenswürdige Eigenſchaften und Kräfte in ihm. Er zieht Eiſen an ſich, welches ſich ſehr feſt an ihn zu hängen pflegt; und dieſe Kraft läßt ſich dem Eiſen, wenn man es mit Magnete ſtreicht, ebenfalls mittheilen. In jedem Magnete ſind zween Puncte, welche man Pole nennt, davon einer ſich allezeit gegen Norden, und der andre gegen Süden kehret; und man mag einen Magnet in ſo kleine Stückgen theilen, als man will, ſo wird man in jedem Stückgen auch wieder zween Pole haben. Dieſe Eigenſchaft hat ihn eben zur Verbeſſerung der Schiffarth ſo nützlich gemacht; denn mit Hülfe einer Nadel, die gehörig auf dem Magnet geſtrichen worden, richtet der Schiffer den Lauf ſeines Schiffes nach einem Theile der Welt, nach welchem er will, weil der Nadel, durch das Streichen auf dem Magnete, die Eigenſchaft von demſelben iſt mitgetheilt

theilt worden, daß ſie allemal nach Norden weiſet. Wenn ich euch aber davon einen vollkommenen Begriff beybringen wollte, ſo müßte ich euch den See-Compaß beſchreiben und erklären, welches ich aber, weil es mich etwas von meinem Zwecke entfernen würde, für diesmal bey Seite ſetzen werde.

Vom Marmor.

Der **Marmor** iſt eine Gattung von Kalkſtein, der wegen ſeines feſten Gewebes ſich poliren läßt. Man findet nicht nur einfärbigen, der meiſtentheils ſchwarz oder weiß oder grau oder grün iſt, ſondern auch bunten mit verſchiednen Streifen oder Flecken. Es giebt auch Arten von Marmor, wie z. E. der Florentiniſche und Heſſiſche, wo man allerhand Bilder antrift, die Feſtungen, alte Gebäude, Landſchaften und Bäume vorzuſtellen ſcheinen. Oft ſieht man auch darinnen Verſteinerungen und Abdrücke von Muſcheln und Schnecken, und dieſe Gattung von Marmor wird alsdenn **Muſchelmarmor** genannt.

Vom Alabaſter.

Der **Alabaſter** iſt von dem Marmor unterſchieden, ohngeachtet ihn viele blos für eine Gattung des Marmors halten. Der Marmor, wie wir ſchon angemerkt haben, iſt ein Kalkſtein, der Alabaſter hingegen eine Art von Gypsſtein, daher man auch bisweilen Gypskalk daraus zu machen pflegt. Vermittelſt des Scheidewaſſers kann man leicht erkennen, was Marmor oder Alabaſter iſt; denn jener braußt mit Scheidewaſſer, dieſer aber nicht. Es giebt übrigens nicht nur weiſſen, ſondern auch ſchwarzen, ſtreifigten und bunten Alabaſter. Er läßt ſich poliren und kann daher zu Statuen, Gefäßen und andern Dingen ſehr wohl gebraucht werden; doch erhält er niemals den ſchönen Glanz des Mar-

mors. Der merkwürdigſte Alabaſterbruch befindet ſich in der Grafſchaft Hohenſtein, wo man ganze Berge von dieſem Steine antrift.

Von den Dendriten.

Unter den Mergelſteinen giebt es eine beſondre Gattung von weißlichter, grauer oder gelblichter Farbe, die man Dendriten nennt, und auf welchen ſich Abbildungen befinden, die wie kleine Bäumchen oder Gebüſche ausſehen. Einige halten dieſe Abbildungen für ein Spielwerk der Natur, andre für Abdrücke von Pflanzen oder Mooßen; und andre für eine bloße Verwitterung des Steins, welche letztere Meynung auch die mehreſte Wahrſcheinlichkeit hat, indem diejenigen Stellen, wo ſich die Abbildungen befinden, bey einer genauen Betrachtung des Steins, wie zerfreſſen ausſehen. Viele Dendriten laſſen ſich ſchleifen und poliren, ſo daß man Schnupftobacksdoſen und andre Dinge daraus verfertigen kann.

Vom Asbeſt.

Der Asbeſt, welcher auch Amianth, Steinflachs oder Bergflachs genennt wird, ohngeachtet einige unter dieſen Nahmen einen Unterſchied machen, iſt ein leichter, faſerichter Stein, wovon einige Arten eine grünlichte, andre eine weißgraue, andre eine ſchwärzliche, manche auch eine gelblichte Farbe haben. Man findet ihn nicht nur in Indien und in der Türkey, ſondern auch in Italien, Schweden, Rußland, Siberien und andern Ländern. Er iſt vornehmlich deswegen merkwürdig, weil man daraus die berühmte unverbrennliche Leinwand, ingleichen unverbrennliches Pappier und Lichter gemacht hat. Man muß aber dieſe Unverbrennlichkeit nicht im ſtrengſten und eigentlichen Verſtande nehmen, ohngeachtet eine Menge

Nach-

Nachrichten davon vorhanden ſind. Denn neuere und genaue Verſuche haben gezeigt, daß dergleichen Leinwand und Pappier zwar ein paarmal dem Feuer widerſtehet und durch das Glühen von ſeinem Schmuz gereinigt wird. Allein wenn man dieſes etlichemal wiederhohlt, ſo verfällt dieſe Asbeſt-Leinwand oder Pappier ebenfals, gleich andern Steinen, in Kalk und Aſche.

Vom Bononiſchen Stein.

Um Bologne herum findet man unter andern einen linſenförmichen, durchſichtigen, faſerichten Stein, der meiſtentheils die Größe eines Hühnereyes und eine weißlichte oder graue Schale hat. Er wird von ſeinem Geburtsorte der **Bononiſche Stein** oder Phosphorus Bononienſis genannt. Wenn man ihn zu Pulver ſtößt und etliche Stunden lang in einem Schmelztiegel mit ſehr ſtarkem Feuer glühet, ſo erhält er die Eigenſchaft, daß er hernach das Licht an ſich ziehet und im Finſtern leuchtet. Er verliehrt zwar nach einigen Monathen ſeine Kraft, man kann ihm aber dieſelbe ſehr leicht durch das Feuer wieder mittheilen. Sonſt hat man geglaubt, daß er allein dieſe merkwürdige Eigenſchaft habe, allein jeẓt wiſſen die Naturkündiger, daß dieſelbe auch verſchiednen andern Steinen zukömmt.

Von Belemniten.

Die **Belemniten**, welche auch **Pfeilſteine, Storchſteine** u. ſ. f. genannt werden, ſind kegelförmige Steine von grauer, ſchwärzlicher oder brauner Farbe und zum Theil etwas durchſichtig. An dem dicken Ende befindet ſich eine Höhlung, die entweder leer, oder mit einer erdichten Materie ausgefüllt iſt. Ihre Größe iſt verſchieden, manche ſind ſo lang und ſtark wie ein Finger, manche beynahe wie ein Arm. Man iſt

noch ungewiß, was dieſer Stein ſey. Einige halten ihn für ein Stück eines verſteinerten Seethiers, andre für einen Zahn eines gewiſſen Fiſches, u. ſ. w. Die Einfalt der vorigen Jahrhunderte ſahe dieſelben für Donnerkeile an, und noch jetzt giebt es Leute genug unter dem gemeinen Volke, die eben dieſes glauben. Um euch nun vor dieſem Irrthume zu befreyen oder zu bewahren, habe ich euch dieſen Stein bekannt gemacht.

Vom Bernſtein.

Der Bernſtein, Agtſtein (ſuccinum, electrum) iſt eigentlich ein feſtes, hartes Erdpech, von weißlichter, gelber oder bräunlichter Farbe, das auf glühenden Kohlen einen angenehmen Geruch von ſich giebt, und wovon einige Gattungen durchſichtig, andre undurchſichtig ſind. In der erſtern Art findet man bisweilen allerhand Inſecten, Blätter von Kräutern, Moos und andre Dinge mehr. Unter den Europäiſchen Ländern iſt ſonderlich das Königreich Preußen damit geſegnet, wo der Bernſtein theils an dem Ufer der See ausgefiſcht, theils auch aus der Erde ausgegraben wird. Wenn man ihn ein wenig reibt, ſo zieht er allerhand leichte Sachen an ſich, wodurch man auf die Erfindung der Electricität gekommen iſt, welche eben von der griechiſchen Benennung des Bernſteins (electrum) ihren Nahmen erhalten hat.

Vom Aſchenzieher.

Dieſe Betrachtung der Steine wollen wir mit dem Aſchenzieher oder Tourmelin, einem ſehr ſeltnen Steine, den man erſt vor einigen Jaren hat kennen lernen, beſchlieſſen. Es iſt dieſes ein durchſichtiger Stein, von einer braunen Farbe, und man hat ihn bisher nur auf der Inſel Ceylon am Ufer des Meers unter dem Sande gefunden. Er wird unter die Edelgeſteine gezählt

zählt und auch ſo geſchliffen. Er beſitzt die beſondre Eigenſchaft, daß er ſowohl durch das Reiben als auch durch die Wärme electriſch wird, und zwar trifft man bey ihm zweyerley electriſche Kräfte an. Die eine, welche man durch Reiben hervorbringt, kömmt mit der Electricität des gemeinen Glaſes überein. Wird aber die Electricität durch heiß Waſſer erregt, ſo findet man bey dieſem Steine, wie bey dem Magnete, Pole, wo er anzieht und zurückſtößt; doch muß er durchaus in gleichem Grade erwärmt ſeyn; denn ſo bald die eine Seite wärmer, als die andre wird, ſo verwechſeln ſich die Electricitäten.

Die Erde enthält noch viele andre Sachen in ſich, die ebenfalls von großem Nutzen ſind; ich würde aber für euch zu weitläuftig werden, wenn ich euch mit allen Arten der unterirdiſchen Merkwürdigkeiten unterhalten wollte. Laßt uns alſo aus dem Innern der Erde wieder auf ihre Oberfläche zurückkehren, und nunmehr die Wunder des Pflanzenreiches in Augenſchein nehmen.

Das dritte Capitel.

Von dem Pflanzenreiche.

Was für ein angenehmes Grün überkleidet nicht die Oberfläche dieſer Erdkugel! Wie reitzend ſind nicht ihre mannichfaltigen Ausſichten für die Sinnen, und wie ſehr vergnügend für die Einbildungskraft! Die Berge ſind mit Wäldern gekrönt, und die Thäler prangen mit fettem Graſe. Die Felder wallen von goldenen Aehren von mannichfaltigen Getrayde, und die Wieſen ſind mit dem Schmelze von tauſend Kräutern und Blumen bunt überzogen.

zogen. Wie ſchön ſind ihre Farben! Wie herrlich, wie kräftig, wie erquickend die Gerüche, die ſie ausduften! Wie wunderbar und erſtaunlich, für die Vernunft, ſind nicht die Bildung und der Bau ihrer Theile! Wie nützlich und heilſam ſind nicht ihre heilenden Kräfte für das menſchliche Leben! Mannichfaltig ſind die Werke des Herrn, mit Weisheit ſind ſie alle gemacht! Sollte es euch alſo wohl unangenehm ſeyn, wenn ich euch einen kleinen Abriß von dem Pflanzenreiche machte, und euch dadurch in den Stand ſetzte, die Blumen, Kräuter, Bäume und andre Gewächſe beſſer zu beurtheilen? Damit ich aber bey meinem Unterrichte einige Ordnung beobachte, ſo will ich ihn folgendergeſtalt einrichten:

1) Erſtlich will ich eine kurze Betrachtung über die Natur der Pflanzen überhaupt und über das Wachsthum derſelben anſtellen.
2) Sollen einige der vornehmſten Theile, die bey den Pflanzen zu unterſcheiden ſind, erklärt oder wenigſtens angezeigt werden.
3) Will ich euch eine kurze Anleitung geben, wie Pflanzen nach einer gewiſſen Methode, die man gewählt hat, oder wählen will, zu beurtheilen ſind.
4) Endlich will ich dieſe Abhandlung mit einer hiſtoriſchen Beſchreibung einiger merkwürdigen Bäume und Gewächſe beſchlieſſen.

Alles was auf der Erde wächſt, es ſey Baum, Strauch, Kraut oder Blume, heißt ein Vegetabile, hat Theile und Werkzeuge, die zur Fortpflanzung und zum Wachſen, obgleich nicht zum Empfinden, gemacht ſind; es hat eine Art von lebendem Weſen in ſich, das man die Vegetation heißt, welche darzu dient, daß ſie die durch die Wur-

zeln in die Höhe ſteigende grobe Erde, die Salze und das Waſſer zubereitet, und dieſelben dem Weſen der Pflanze ähnlich macht. Daher die eine einen öhlichten, die andere einen milchichten Saft in ihren Adern zu führen pflegt, ob ſie gleich auf einerley Beete wachſen, und von einerley Sonne, Luft und Waſſer genährt werden; die eine ſieht gelb, die andere roth, und die dritte grün aus; die eine wird angenehm, die andere übelriechend; die eine ſchmeckt ſüß, die andere bitter, wieder eine andere ſauer; eine giebt gute Nahrung, die andere iſt giftig; die eine öfnet den Leib, die andere verſtopft ihn. Die Naturforſcher halten gemeiniglich dafür, daß das Waſſer die Hauptnahrung des Wachsthums ſey, und vielleicht iſt es dieſelbe auch; jedoch iſt zur Geſundheit und Munterkeit aller Gewächſe eine gewiſſe Miſchung von Erde und Luft ganz unentbehrlich. Wiewohl auch einige einen gröſſern Antheil von Erde, einige aber mehr Waſſer nöthig haben, als andere. Aber ganz reines Waſſer, das mit gar keiner irdenen Materie vermiſcht iſt, wenn man dergleichen haben könnte, würde gar keiner Pflanze Nahrung geben, ſo wie es im Gegentheil der trockne Sand eben ſo wenig thun würde. Boerhave beſchreibet ein Gewächs oder Vegetabile, als einen Körper, der von der Erde erzeugt wird, mit der er zuſammen hängt, oder an die er durch Theile, die man Wurzeln nennt, gebunden iſt, durch die er die Materie, die ihn nährt und ihm Wachsthum giebt, erhält; und beſteht aus Säften und Gefäſſen, die merklich von einander unterſchieden ſind. Die Ordnung, wie die Natur das Wachsthum der Pflanzen befördert, iſt folgende. Wenn der Saame der Erde anvertraut, und von ihr in ihren Schoos aufgenommen worden, ſo verrichten die warmen Dünſte derſelben, nebſt der Wärme

der Sonne, die Stelle des Brütens, und machen den Saamen geſchickt, eine belebende Kraft anzunehmen. Nun iſt aber die Erde überall voll Adern und Canäle, worinnen der Thau und das Regenwaſſer, die mit fruchtbaren Salzen angefüllt ſind, ſo wie der Nahrungsſaft, und das Blut in den Adern und Arterien der Thiere, durchſchleicht. Wenn dieſe Feuchtigkeit einen friſchgelegten Saamen antrift, ſo ſickert ſie ſich durch die kleinen Oefnungen der äuſſern Rinde, an deren innern Seite ſich ein oder zwey dicke Saamenblätter befinden, welche aus einer Menge kleiner Gefäſſe oder Bläschen beſtehen, daran eine Röhre befindlich, welche eben das ausmacht, was bey den Thieren die Nabelſchnur iſt; wenn dieſe Feuchtigkeit der Erde, ſage ich, durch die Rinde des Saamens geſickert iſt, ſo macht ſie mit den darinnen enthaltenen eigenen Säften eine kleine Gährung; dieſer gegohrne Saft wird durch die vorgenannte Nabelröhre zu dem Stamme der kleinen Pflanze geführt, und von da zu dem Keime, der mit demſelben zuſammenhängt, worauf der Trieb und das Wachsthum der Theile erfolget. Dieſes iſt nach den beſten Naturforſchern die Ordnung, nach welcher die Natur das Wachſen der Pflanzen befördert. Aber die Schriftſteller über dieſe Materie, als Malpighi, Boerhave, Hales, Miller, Linnaeus, Ludwig und einige andere werden euch weitern Unterricht geben, wenn ihr ſie deswegen zu Rathe ziehen wollt. Ich will euch nunmehr, meinem Verſprechen gemäß, die vornehmſten Theile, die bey den Pflanzen zu unterſcheiden ſind, kürzlich anzeigen und erklären.

Man unterſcheidet bey den Gewächſen zweyerley Theile, innerliche, die man öfters nur durch eine behutſame Zer-

Zergliederung vermittelſt der Vergröſſerungsgläſer entdeckt, und äuſſerliche, die gröſſer, ſichtbarer und kenntlicher ſind. Bey allen bekannten entdeckt man Marks, (medulla), welches mit Holz (lignum), Spint (liber), Rinde (cortex), und öfters noch mit einem oder mehrern zarten Häutchen (epidermis) überzogen iſt. Dieſe Theile ſind den Pflanzen unentbehrlich, und ſie entblößen ſich, wenn ſie blühen, ſo merklich, daß man meiſtens fähig iſt, ihre Entwickelung wahrzunehmen. Marks verwandelt ſich, wenn wir uns dieſes Ausdrucks bedienen dürfen, in Piſtille, Eyerſtöcke und Saamen; Holz in Staubfäden und Antheren; Spint in die innre, und Rinde in die äuſſere Blumenhülle.

Unter den äuſſerlichen Theilen, die gleich in die Augen fallen, und mit denen wir uns vornehmlich hier beſchäftigen wollen, findet man Wurzeln, Stengel mit Zweigen, Blättern rc. und Theile, die zu den Blumen und Früchten oder Saamen gehören.

Die Wurzeln erhalten wegen ihrer Härte, Geſtalt und Aehnlichkeit mit andern Dingen, allerley beſondre Nahmen.

Man nennt ſie haaricht, wie bey Gräſern, zweigicht und holzicht bey Bäumen, ſpillenförmig bey der Peterſilie, kriechend bey der Erdbeere, knollicht bey den Erdbirnen, zwiebelartig bey den Zwiebeln, Knobloch, u. ſ. w.

Nach der Wurzel iſt der Stamm als derjenige Theil einer Pflanze zu betrachten, woran Blätter, Blumen, Früchte und noch andere Dinge zu bemerken ſind. Man nennt ihn ſchlechtweg Stamm bey Bäumen, Stengel

bey

bey zarten Pflanzen, Halm bey Grasarten, Schaft (ſcapus) wenn er ſich mit einer oder mehrern Blumen endigt und ohne Blätter iſt, wie bey den Tulpen, Stiel (ſtipes) bey den Schwämmen.

Sieht man auf ihre Dauer, ſo nennt man die Pflanzen bald Kräuter, z. E. die Himmelsſchlüſſel; bald Staudengewächſe, die nur ein Jahr dauern, wie der Wermuth; bald Sträucher, deren Wurzel länger als ein Jahr dauert, wie die Weiden, die an dem Ufer der Flüſſe wachſen; bald Bäume, wie die Eichen. Sonſt giebt es noch viele andre Unterſchiede bey ihnen, auf die man zu ſehen hat. Man bemerkt die Lage gegen den Boden, wo ſie wachſen, ob ſie grade in die Höhe ſteigen oder auf der Oberfläche der Erde hinſchleichen u. ſ. w. Man bemerkt ihren innern Raum, ob ſie hohl ſind oder nicht, ferner ihre Geſtalt, wenn man ſie nach der Qvere durchſcheidet, wo man findet, das manche rund, manche eckicht oder winklicht ſind u. ſ. w. Es giebt Unterſchiede, wenn man ihre Oberfläche betrachtet; ſie ſind glatt, rauch, ſtreiſigt, mit Wolle, Haaren, Stacheln oder Dornen verſehen ꝛc. Man findet ſie bald mit, bald ohne Blätter, ſchuppicht ꝛc. Sie haben entweder Zweige oder nicht, und die Ordnung, Lage und Winkel der Zweige ſind ſo verſchieden, daß man in vielen Fällen leicht im Stande iſt, das Gewächſe zu erkennen. Am beſten läßt ſich dieſes wahrnehmen, wenn man die von Laub entblößten Bäume zur Herbſtzeit betrachtet.

An den Zweigen und zuweilen an dem Stengel befinden ſich die Blätter. Ihre Figur, Gröſſe, Geſtalt, Farbe und Subſtanz, die Lage unter ſich und gegen andre Theile u. ſ. w. ſind ſo unbeſchreiblich mannigfaltig, daß man ſie niemals ohne Erſtaunen betrachten kann. Sie ſind ſehr wichtige Theile einer Pflanze; denn macht man den

den Verſuch, ſie von allen Blättern zu entblöſſen, ſo ſind ſie in Gefahr verlohren zu gehen. Sie ſind gleichſam das, was die Lungen bey den Thieren vorſtellen. Sie ſind Werkzeuge der Bewegung ſolcher Geſchöpfe, die im übrigen keine Fähigkeit haben, ihre ganze Subſtanz von einem Orte zum andern zu bewegen. Da an der Unterſuchung der Blätter ſo viel gelegen iſt, zumal wenn die Arten von Pflanzen erkannt werden ſollen; ſo will ich euch kürzlich die vornehmſten Benennungen von ihnen anzeigen.

Die Blätter haben entweder Stiele oder nicht. Sie ſind entweder einfach oder zuſammengeſetzt; im letztern Falle beſteht dasjenige, was man ein Blatt nennt, eigentlich aus mehrerern Blättern. Wir wollen die einfachen vor uns nehmen.

Die große Menge der Nahmen, die ihnen Kräuterverſtändige beylegen, macht ihre Unterſuchung im Anfange freylich etwas beſchwerlich; aber ſie ſind nöthig, wenn man ſie bequem von einander unterſcheiden und andern kenntlich machen will. Viele ihrer Benennungen ſind auch ſo natürlich, daß man ſie ihnen ſelbſt ohne ſonderliche Einſicht würde beygelegt haben. Ueberhaupt laſſen ſich ihre Nahmen leicht merken, wenn man ſich den Grund ihrer Eintheilungen bekannt macht. Der berühmte Herr D. Ludwig hat folgende in ſeinen inſtitutionibus regni vegetabilis gewählt. Man ſieht einmal auf ihre Lage, ferner auf ihre Figur und Geſtalt, und endlich auf ihre Subſtanz. Werden Blätter nach ihrer Lage beurtheilt, ſo ſieht man auf die Theile der Pflanzen, wo ſie ſich befinden, ob an der Wurzel, am Stengel, an den Zweigen, bey der Blüthe u. ſ. f. Man ſieht ferner auf die Art, wie ſie mit dieſem Theile zuſammenhängen; manche

haben Stiele, manche nicht, manche laufen in einem fort (continuata folia), andre ſind ſcheideförmig (vaginantia), oder umfaſſen den Stengel (amplexicantia) u. ſ. w. In Anſehung der Lage, die ſie unter ſich und gegen einander haben, ſieht man darauf, ob eins dem andern grade gegenüber ſteht (oppoſita), ob ſie abwechſeln (alterna) ob ſie in einem Kreiß herum liegen (verticillata) oder büſchelförmig (faſciculata) ſeyn u. ſ. f. Betrachtet man ihre Richtung, die ſie mit dem Theile haben, woran ſie beveſtiget ſind, ſo findet man ſie aufrecht ſtehend, unterwärts gerichtet, angedrückt, abſtehend ꝛc. Richtet man ſein Augenmerk auf ihre Figur oder Geſtalt, ſo ſind ſie hohl (concava), erhaben (convexa), eben (plana), runzlicht (rugoſa), krauſigt (criſpa) ꝛc. In Anſehung ihres Umfangs ſind ſie zirkelrund, oval-länglicht, elliptiſch, abgeſtutzt (truncata), in einer graden Linie ſchmal fortlaufend, wie bey den Gräſern, oder wie bey Fichten, wo ſie Nadeln oder Tangeln genannt werden. Ihr Umkreiß iſt winklicht, lappicht (lobata), geſpalten, ungeſpalten, ꝛc. In Anſehung ihres Randes ſind ſie gezähnelt (dentata), ſägeförmig (ſerrata), gekerbt (crenulata), mit Haaren wie Augenlieder verſehen (ciliata), krauſigt (criſpa) ꝛc. In Anſehung ihrer Ober- und Unterfläche haaricht, wollicht, ſtachlicht, dornicht, rauch, glatt, bunt, glänzend ꝛc. In Anſehung ihrer Spitze findet man einige ſtumpf, andere geſpitzt, andere wie abgebiſſen (praemorſa), z. E. bey dem Tulpenbaume; an einigen findet man Gabeln oder Ranken, wie bey etlichen lathyris und Wicken. In Anſehung ihrer Aehnlichkeit, die ſie mit andern Dingen haben, heiſſen ſie herzförmig, nierenförmig, pfeilenähnlich, einem Keile ähnlich, lancettenförmig, ſchwerdtförmig, wie bey dem Schilfe u. ſ. f. Nach ihrer

Sub-

Subſtanz ſind die Blätter fleiſchicht, adericht, nervös, ſaftig, trocken ꝛc. Auf alles dieſes iſt bey der Betrachtung einfacher Blätter zu ſehen, wenn man ſie richtig beurtheilen will.

Auſſer dieſen einfachen giebt es auch zuſammengeſetzte, wie vorhin ſchon erinnert worden iſt. Man unterſcheidet alsdenn ſolche, die Fingern ähnlich (digitata), andre die aus 2, 3 und mehrern einfachen Blättern beſtehen (binata, ternata) ꝛc. Bey vielen ſtehen die Blätter, die das Ganze ausmachen, wie kleine Federn einander gegenüber, man nennt ſie gefiederte Blätter (pinnata). Bey manchen iſt die Art der Zuſammenſetzung aus einzelnen Blättern vielfacher; beym Klee, bey den Erdbeeren, Vogelbeerbäumen, Welſchennußbäumen, Peterſilie, Sellerie ꝛc. findet man dergleichen zuſammengeſetzte Blätter.

Sowohl die Blätter, als auch die Blumen ſind öfters an Stiele befeſtiget; die Stiele der erſtern heiſſen alsdenn petioli, und bey den andern pedunculi.

Die Blumen, die den Pflanzen ihr ſchönſtes Anſehen geben, findet man auf mehr als einerley Weiſe unter einander geordnet. Man nennt dieſes die Art zu blühen (modus florendi). Bey gewiſſen Pflanzen ſtehen die Blumen ſternförmig oder wie die Strahlen eines Qvirls herum (flores verticillati); andre haben zuſammen die Geſtalt einer Dolde oder Umbelle alsdenn gehen ihre Stiele aus einem gemeinſchaftlichen Mittelpuncte und ihre Blumen fallen oben einigermaßen in eine ebene Fläche (flores umbellati); noch andre befinden ſich ſo dichte beyſammen, daß ſie einige Aehnlichkeit mit den Kornähren haben (flores ſpicati); manche ſtellen zuſammen einen Straus vor (corymbus); andre ſind traubenmäßig geordnet (flores racemoſi) ꝛc.

An

An den Blumen, die man einzeln unterſucht, findet man meiſtens folgende Theile, deren Unterſchiede öfters ſehr kenntlich ſind. Einige unter ihnen dienen zur Beſchützung und Zierde, andre ſind ihnen weſentlich. Zu den erſtern gehören die innere Blumendecke (coralla) und die äuſſere (calix); zu den zweyten die Staubgefäße (ſtamina), der Kelch (piſtillum) und die Saamen oder Früchte.

Schüler. Sie hätten mich vorhin, da ſie mir die verſchiednen Benennungen erklärten, die bey den Blättern zu wiſſen nöthig ſind, durch die Menge der Nahmen von der Betrachtung dieſer für mich ſonſt ſo reitzenden Geſchöpfe bey nahe ein wenig abgeſchreckt. Allein nunmehr bekomme ich wieder Muth, indem ich hoffe, daß die folgenden Betrachtungen für mich leichter und angenehmer als die vorhergehenden ſeyn werden.

Lehrer. Ich wundre mich ganz und gar nicht, daß euch die bisherigen Betrachtungen der Pflanzen etwas verdrießlich und unangenehm geworden ſind. Ich weiß gar wohl, daß junge Leute dieſe Gegenſtände lieber mit flüchtigen Augen, als mit einer genauen Aufmerkſamkeit zu betrachten pflegen. Sie vergnügen ſich an dem angenehmen Geruch, an dem Glanz und den abwechſelnden Farben der Blumen; ſie ſuchen manche Früchte von den Pflanzen mit vieler Begierde auf; aber ſie wiſſen gemeiniglich wenig von den großen Geheimniſſen und vortreflichen Anſtalten, welche die Natur bey ihrer Fortpflanzung und Vermehrung angebracht hat. Doch iſt es mir angenehm, daß eure Begierde aufs neue wieder erregt worden iſt. Ich kann euch zwar nicht verſprechen, daß alle die

folgenden

folgenden Erklärungen leichter ſeyn und euch weniger Mühe koſten werden; denn ich will mit Fleiß dieſen Theil der Naturgeſchichte etwas genauer abhandeln, als die übrigen, weil die Gegenſtände des Pflanzenreichs uns am meiſten zu rühren und wir uns derſelben auch zu unſrer Nothdurft und Vergnügen am meiſten zu bedienen pflegen. Damit aber eure Aufmerkſamkeit nicht zu ſehr ermüdet noch euer Gedächtniß zu heftig angeſtrengt werden möge, ſo will ich euch nicht nur zum Beſchluß dieſer Betrachtung, ſondern auch in den folgenden Theilen der natürlichen Hiſtorie bloß mit leichten und angenehmen Dingen unterhalten.

Schüler. Ich ſage ihnen für dieſes gütige Verſprechen den verbindlichſten Dank. Ich will es an Aufmerkſamkeit und Fleiß nicht fehlen laſſen, um mich Ihrer Gütigkeit nicht ganz unwürdig zu machen.

Lehrer. Die äuſere Blumendecke ſoll das erſte ſeyn, womit wir uns jetzt beſchäftigen wollen. Nicht alle Blumen haben ſie, z. E. die Lilien, Tulpen ꝛc. ſie iſt aber auch nicht allen nothwendig. Ihre Geſtalt, Farbe, Abtheilung iſt ungemein verſchieden und dieſes hat zu ihren verſchiednen Benennungen Anlaß gegeben. Bey Gräſern heiſſen ſie **Bälglein** oder **Spreu** (gluma); bey andern **Kätzchen** (amenta), wie an den Haſelſträuchern, Weyden ꝛc. bey noch andern ſchlechtweg der **Kelch**, wie an einer Nelke; bald ſind ſie membranös, wie bey den Narciſſen, bald Deckelchen (calyptra), z. E. an den Mooſen, bald wie ein membranöſer Ring, (vulva), z. E. bey den Schwämmen. Kelche, die man ſchlechtweg ſo nennt, haben öfters gewiſſe Einſchnitte (laciniae), die man zu zehlen pflegt, z. E. 4, 5 und mehrere; an den

Nelken ſind ſie ſehr deutlich zu ſehen. Sehr oft beſtehn ſie aus Theilen, wovon ſich ein jeder von den andern, ohne ſie zu verletzen, abſondern läßt; dergleichen Theile werden phylli oder Blätter des Kelchs genennt. Man findet ſie einzeln, doppelt, ſchuppicht, wie Dachziegeln über einander, ſtachlicht ꝛc. In einfachen Kelchen pflegt man die Blätter zu zählen, ſo iſt z. E. der calix monophyllus, diphyllus, triphyllus, d. h. einblättericht, zweyblättricht, dreyblättricht. Der Farbe nach unterſcheiden ſie ſich gemeiniglich von der innern Blumendecke, wie bey den Ranunkeln. Sie haben öfters eine regulaire Geſtalt, wie bey den Nelken, zuweilen ſind ſie irregulair, wie bey den Erbſen und andern Schmetterlingsblumen.

Die innern Blumendecken (corollae) geben den meiſten Blumen das beſte Anſehen. Sie glänzen, ihre Farben ſind friſch und man findet tauſend Annehmlichkeiten und Schönheiten an ihnen, die alle gekünſtelte Pracht übertreffen. Man hat verſchiedne Abtheilungen derſelben gemacht, worunter die Tournefortiſche und die Riviniſche die berühmteſten und brauchbarſten ſind. Jener vortrefliche Botanicus gab ihnen Nahmen, die von der Aehnlichkeit andrer Dinge hergenommen waren. So findet man bey ihm Glockenähnliche, Schmetterlingsblumen, Creutzförmige, Lilien- Nelken- Roſenähnliche, Trichterförmige ꝛc. Dieſer hingegen traf eine beſſere Wahl und benennte ſie nach ihrer Regularität oder Irregularität. Blumen heiſſen bey ihm regulair, wenn das Ende ihrer Theile und Einſchnitte den Umkreis eines Cirkels berührt, alle andre, wo dieſes nicht angeht, irregulair. Theile dieſer innern Hülle, die ſich ohne Verletzung abſondern laſſen, werden Blumenblätter (petala) genannt. Man zählt ſie und

ihre Anzahl giebt zu einer bequemen Methode oder Anordnung der Pflanzen Anlaß. In der Folge werde ich Gelegenheit haben, euch das wichtigſte davon anzuzeigen. Auch die, welche Einſchnitte haben, müſſen in Anſehung ihrer Menge angemerkt werden. Bisweilen findet man gewiſſe Theile bey ihnen, in welchen ein ſüſſer Saft abgeſondert wird, den die Bienen und andre Inſecten begierig ſammlen; ſolche Theile pflegt man nectaria zu nennen. Das bewundernswürdigſte bey dieſen beyden Hüllen beſteht in der natürlichen Anlage ſich zu öfnen, wenn es nöthig iſt, und ſich zu ſchlüſſen, wenn den Pflanzen eine Gefahr droht. Bey vielen findet man, daß ſie die innern und weſentlichen Theile bey bevorſtehendem Regen oder Sturme bedecken und ſich eröfnen, wenn ſie bey heiterm Wetter von den Sonnenſtrahlen belebet werden. Und ſo iſt man bey einer genauen Betrachtung öfters im Stande, die Stunde des Tages und die bevorſtehende Witterung zu errathen.

Schüler. Was für merkwürdige Sachen, von denen ich bisher ganz und gar nichts gewußt habe, erzählen Sie mir! Aber haben denn alle Pflanzen ihre Blumen, und wie ſie geſagt haben, ihre weſentliche Theile.

Lehrer. Was das erſte anbetrift, ſo giebt es zwar einige Arten von Pflanzen, von welchen man noch mit keiner vollkommnen Gewißheit behaupten kann, daß ſie Blumen haben, allein weſentliche Theile findet man, wie zur Zeit bekannt iſt, bey allen, nur mit gewiſſen Unterſchieden. Ihr gebt mir hiermit Gelegenheit an die Hand, euch auf die folgenden Betrachtungen zuzubereiten. Zuerſt muß ich euch die weſentlichen Theile einer Blume erklären, hernach will ich einige Anmerkungen hinzufügen, die zur Erläuterung der Sache dienen ſollen.

Zu den weſentlichen Theilen einer Blume gehören
die Staubgefäſſe (ſtamina),
die Staubwege (piſtilla),
die Saamen (ſemina).

An den Staubgefäſſen unterſcheidet man drey Stücke
die Staubfäden (filamenta),
die Staubbehältniſſe (antherae),
den Staub, der zur Befruchtung nöthig iſt (pollen).

An den Stauwegen entdeckt man unten
die junge Frucht (ovarium, germen),
auf ihr ſteht der Griffel (ſtylus),
das oberſte Ende deſſelben wird ſtigma genannt.

An den Saamen zeigen ſich, wenn man ſie näher betrachtet,
die Haut, Kapſel oder Hülle,
der Kern, die erſte Nahrung eines Pflänzchens, das ſich auswickeln ſoll;
und der Keim, das junge Pflänzchen ſelbſt.

An den Staubfäden ſind die Staubbehältniſſe, oder eigentlich der Staub ſelbſt, das wichtigſte. Dieſe zarten und überaus kleinen Körperchen werden durch allerley äuſſerliche Zufälle, z. E. durch die ſanfte Bewegung der Luft, oder kleiner Inſecten, die ihre Nahrung in den Blumen ſuchen, ꝛc. an den oberſten Theil des Staubweges gebracht, und ſind gleichſam die Bedingung der Befruchtung oder des Reifwerdens der Saamen. Die Figur der Staubfäden, ihre Menge, Lage unter ſich ꝛc. ſind Dinge, an denen bey einer genauen Betrachtung einer Pflanze viel gelegen iſt, wovon der Grund in der Folge noch näher angezeigt werden ſoll.

In den Blumen befindet ſich bald einer, bald mehrere Staubwege, die der Länge nach, in Anſehung der Staubfäden, der Figur und Zahl nach, ſehr verſchieden ſind. Oefters findet man ihren oberſten Theil oder das ſtigma in verſchiedne Theile zergliedert. Den unterſten Theil, der ovarium oder germen genennt wurde, trift man bald über, bald unter den Blumendecken an; vom erſtern Falle kann man an den Nelken, vom letztern aber an den Roſen ein Beyſpiel ſehen.

Unter den Saamen giebt es ebenfalls viele merkwürdige Unterſchiede in Anſehung ihrer Zahl, Behältniſſe, Geſtalten und Zierrathen. Der Saame iſt bald entblößt oder nackend, wie bey dem Fenchel; bald bedeckt oder überkleidet, wie bey den Nüſſen, Mohn ꝛc.

Bey manchen Saamen iſt die Schale, die ſie umgiebt, ſteinharte; man nennt ſie alsdenn Nüſſe; bey andern iſt die Umhülle vergänglich und fällt, wenn ſie zur Reife gekommen ſind, herab. Bald befinden ſie ſich in Capſeln, die gemeiniglich in gewiſſe Fächer vertheilt ſind, wie bey dem Mohn. Andre ſind in länglichten Capſeln befeſtiget, die man Schoten (legumina) nennt, wie die Bohnen. Noch andre ſind in Hülſen (ſiliquae) verſchloſſen, wie bey dem Rübſen. Viele unter ihnen werden fleiſchigte Früchte genannt, z. E. die Birnen, Aepfel ꝛc. wo die Capſeln des Saamens mit einem fleiſchigten Weſen überzogen ſind; ferner die Kirſchen, Apricoſen, Pflaumen ꝛc., welche Nüſſe mit Fleiſch bedeckt vorſtellen; ingleichen die Beeren, Stachelbeeren, Johannisbeeren ꝛc. wo man den Saamen, ohne ein beſonder Behältniß im Fleiſche antrift. Andre Arten von Saamen ſind zwiſchen den Schuppen, die zuſammen einen Zapfen (ſtrobilus)

vorſtellen, anzutreffen, wie bey den Fichten und Tannen ꝛc. Ihre Zierrathen, die ſich bey ihnen zeigen, ſind theils federartig, alsdenn heißen ſie ſemina papposa, wie bey den hieraciis, Löwenzahn (dens leonis); theils geflügelt, wie bey den Ahornbäumen; theils gecrönelt, wie bey den Gewürznelken ꝛc. Es könnten noch mehrere Nahmen und Eintheilungen von dem bisherigen angezeigt werden, aber ich befürchte, daß ſie euch allzu verdrießlich ſeyn möchten.

Die Theile einer Blume ruhen alle auf einer Baſis oder Fläche. Wird nur eine einzige Blume auf einer ſolchen Fläche angetroffen, ſo nennt man ſie **einfach**; befinden ſich mehrere auf einer gemeinſchaftlichen Fläche, ſo heißt die Blume **zuſammengeſetzt.** Dieſe letztern ſind von dreyerley Art. Einige beſtehen aus lauter röhrigten Blumen (flores tubuloſi), wie bey dem Wurmkraute; andere ſind aus Blumen zuſammengeſetzt, die zum Theil zungenförmig, zum Theil röhrigt ſind, wovon die erſtern ſich am Rande, die andern inwendig befinden, wie bey der Sonnenblume. Es giebt noch viele andre, die nur aus zungenförmigen Blättern beſtehen (flores lingulati) wie die Sinvacien.

Ich habe ſchon oben erinnert, daß die Blumen nicht alle mit den vornehmſten Theilen verſehen ſind, die ich bisher angezeigt habe. Manchen fehlt die äuſere Blumendecke (calix), andern die innre (coralla), andern beyde zugleich. Bey manchen findet man ſowohl Staubgefäſſe, als auch Staubwege; bey andern nur Staubgefäſſe; bey noch andern nur Staubwege. Einige haben Blumen ohne Staubfäden und Staubwege; bey vielen ſind dieſe genannten Theile zur Zeit noch unbekannt.

Dieſe Unterſchiede haben Anlaß zu verſchiednen Benennungen gegeben, wovon wir einige anführen wollen.

Blumen, die Antheren und Piſtille zugleich haben, werden **vollkommne** oder **Zwitterblumen** genannt (flores perfecti, hermaphroditi); andere, denen entweder Antheren oder Piſtille fehlen, flores relativi. Unter dieſen heiſſen diejenigen, die nur Antheren haben, **männliche** (flores mares), andre, die aus Piſtillen beſtehen, **weibliche** Blumen (flores feminae), und endlich andre, wo keine von dieſen wichtigen Theilen angetroffen werden, **unfruchtbare** Blumen (flores neutri). Die Alten waren in Anſehung dieſer Unterſchiede in einer gewiſſen Dunkelheit, die aber in unſern Zeiten meiſtens gehoben iſt. Es iſt ausgemacht, daß die vorhin genannten Theile den Pflanzen ſchlechterdings weſentlich ſind. Es iſt ferner gewiß, daß ohne den Staub der Antheren das ſtigma nicht befruchtet werden und der Saame nicht zur Vollkommenheit gelangen kann. Der berühmte Ritter Linnäus hat beobachtet, daß die Sabina im Upſaliſchen Garten, wobey ſich die männliche Pflanze befunden, fruchtbar, hingegen im Cliffortiſchen, wo dieſelbe gefehlet, unfruchtbar geweſen. In Berlin hatte ein weiblicher Palmbaum viele Jahre hindurch zwar allemal geblüht und auch Datteln getragen, allein dieſe Frucht war jedesmal unvollkommen geblieben und niemals zur Reiſe gekommen. Nachdem man aber aus Leipzig Blumen von einem männlichen Palmbaume nach Berlin brachte und dieſelben über die weiblichen Blumen hieng, ſo wurden die Datteln nicht nur weit ſtärker und völliger, ſondern erhielten auch ihre vollkommene Reiſe. Die Zwitterpflanzen bleiben gleichfals unfruchtbar, wenn man ſie der Staubfäden beraubet. Man ſchneide z. E.

in einem Garten alle tauben Blumen, wie ſie die Gärtner nennen und die eigentlich nur Antheren enthalten, von den Melonen ab; niemals wird man reife und ſolche Melonen, die brauchbaren Saamen enthalten und zur Fortpflanzung tauglich ſind, bekommen. Die meiſten Blumen der Gewächſe gehören zu den Zwitterblumen. Bey einigen findet man, wie vorhin iſt geſagt worden, weibliche und männliche entweder auf einer Pflanze zugleich, wie bey den Haſelſträuchen, oder auf verſchiednen, wie bey den Weyden, Palmbäumen ꝛc. worunter manche nur weibliche, manche nur männliche Blumen tragen.

Es giebt unter den Pflanzen, ſo wie unter den Thieren, allerley Abartungen der Natur und ungewöhnliche Geſtalten, die von verſchiednen äuſſerlichen Urſachen, und vornehmlich von dem Fleiß der Gärtner herrühren. Dahin gehören

1) Die verſchiednen Farben, unter denen man manche wider alles Erwarten findet, wie die Aurikeln, Tulpen und Nelken.

2) Ihre ungewöhnliche Gröſſe; ſo erlangen wilde Pflanzen, wenn ſie in Gärten abgewartet werden, bald eine geringere, bald eine anſehnlichere Gröſſe.

3) Ihr veränderter Geruch; ſo riechen wilde bisweilen angenehmer und ſtärker, als die cultivirten.

4) Die Haare, Wolle, Stacheln ꝛc.; ſo legen bisweilen Pflanzen, wenn ſie in ein ander Clima gebracht werden, dieſe Theile entweder ab, oder bekommen dieſelben.

5) Ihr Geſchmack; ſo ſind wilde Pflanzen öfters aromatiſcher, ſchmackhafter ꝛc. als wenn man ſie in Gärten erzeugt. Hingegen wird auch oft ihr Geſchmack durch die Cultnr verbeſſert. Beyſpiele hiervon hat man an den Kirſchen, Pflaumen, Aepfeln, Birnen und andern Früchten.

Am

Am meiſten arten diejenigen Pflanzen aus, die volle Blumen tragen, und ſolche, bey denen man hervorſproſſende Blumen oder Blätter antrifft.

Volle Blumen darf man durchaus nicht mit den zuſammengeſetzten verwechſeln. Dieſe ſind natürlich, und das was man ſonſt eine Blume nennt, beſteht eigentlich aus vielen, wie wir ſchon oben erinnert haben. Jene hingegen haben eine ungewöhnliche Geſtalt, ob ſie ſchon öfters den Gärten die vortreflichſte Zierde geben. Natürliche Nelken, Roſen, Malven, Ringelblumen u. ſ. w. haben ordentlich ſo viele Blumenblätter nicht, als ſie durch die Kunſt der Gärtner erhalten. Durch das Verſetzen, und durch die überflüßige und öfters ungewöhnliche Nahrung wird der Trieb zur Ausdehnung und Ausbreitung des holzigten Weſens widernatürlich vermehrt, welches niemals ohne Nachtheil andrer Theile, die entblößt oder ausgewickelt werden ſollen, geſchehen kann; und das iſt der wahre Begriff, den man ſich von gefüllten Blumen eigentlich machen muß. Aus manchen Blumen, welches aber kein gewöhnlicher Fall iſt, wachſen entweder andre Blumen oder Blätter, oder welches noch ſeltner iſt, Blumen mit Blättern. Sie heiſſen flores proliferi. Man findet dergleichen bisweilen an den Roſen, Ranunkeln u. a. m. So ſehr auch dieſe ungewöhnliche Geſtalten den Augen gefallen, ſo ſind ſie demohngeachtet nicht natürlich. Kenner der Natur bewundern ſie wie Thiere mit zween Köpfen, oder mit zween Leibern.

Zuweilen entſtehen Pflanzen aus verſchiednen Geſchlechtern. Diejenigen, die es nicht wiſſen, glauben, als wenn wirklich neue Gattungen und Geſchlechter in der Natur entſtanden wären. Aber ſie arten gemeiniglich nach und nach wieder aus. Man muß dergleichen Pflanzen beſonders

anmerken und ſich in Acht nehmen, daß man in dergleichen Fällen nicht glaube eine ganz neue Art von Pflanzen entdeckt zu haben. Sie werden **Baſtartpflanzen** (plantae hibridae) genannt.

Zur Erkenntniß der Pflanzen gehören zwey Stücke, die Nahmen, die man ihnen beylegt, und ihre Anordnung oder Diſpoſition. Von beyden haben die größten Kenner Regeln und Unterweiſungen gegeben. Wir wollen uns hier in die Regeln, die zu der Wahl und dem Gebrauch der Nahmen gehören, nicht einlaſſen; aber von ihrer Anordnung muß ich euch eine kleine Nachricht geben.

Die Methode, die Pflanzen zu ordnen, wird in die **natürliche** und **künſtliche** eingetheilt. Wollte man ſich aber der erſtern bedienen, ſo gienge dieſes eher nicht an, als bis man alle Arten von Pflanzen, die in der Welt nur anzutreffen ſind, in ſeiner Gewalt hätte. Man erwählt daher in dieſer Sache lieber die künſtlichen Methoden, doch ſucht man ſich der Natur, ſo viel als möglich, zu nähern. Dieſe Methoden aber ſind den Gelehrten nicht alle gleich gut gerathen. Ich will, unſrer Abſicht gemäß, eine von den beſten, die in unſern Tagen ſehr viel Beyfall gefunden hat, zu einem Beyſpiele anführen. Der Herr von Linne iſt meiſtens ihr Erfinder, und weil ſie ſich auf die Geſchlechter der Pflanzen gründet, ſo nennt man dieſe Art ſie zu ordnen, methodum ſexualem. Um ſie kennen zu lernen, iſt folgendes zu wiſſen nöthig.

Pflanzen, die man in Ordnung bringen oder beſchreiben, oder wenn ſolches ſchon geſchehen iſt, in den dazu verfertigten Schriften aufſuchen will, werden

in Claſſen, Ordnungen, Geſchlechter, Arten und Abänderungen vertheilt.

Hier-

Hierzu werden gewiſſe Merkmale, gewiſſe Kennzeichen erfordert, damit man genau wiſſen könne, unter was für eine Claſſe, unter was für eine Ordnung u. ſ. w. eine vorkommende Pflanze gehöret. Die ſicherſten und beſten gründen ſich auf die Figur, Lage, Proportion und Anzahl der Theile, die bey der Fructification wahrgenommen werden. Andre ſind ungewiſſer und ſchlüpfricher, als: die Blätter, die Zweige, die Wurzeln, die Gröſſe der Theile, ihre Farbe, ihr Geruch, Geſchmack, der Ort wo und die Zeit wenn ſie wachſen und blühen u. ſ. w.

Die meiſten Pflanzen erfordern zu ihrer Reife, Vollkommenheit und Fortpflanzung, diejenigen weſentlichen Theile, die oben erklärt worden ſind, ich meyne die Antheren und das Stigma. Viele haben ſie beyde zugleich, andere aber nicht. Man findet auſerdem noch andre Theile, die zur Fructification gehören, als: die äuſre und innere Blumenhülle, die Saamenbehältniſſe, die Glandeln und Nectarien und die Saamen oder Früchte ſelbſt. Alle dieſe Theile haben vor andern, weil ſie wenigern Veränderungen unterworfen ſind, bey der Anordnung der Pflanzen einen groſſen Vorzug.

Bey Pflanzen, die man in ihren Claſſen aufſuchen will, ſieht man auf die Anzahl, Proportion, Lage und Verbindung der männlichen Theile, die man Antheren nennt. So giebt es Pflanzen, die eine, zwo, drey, vier und mehrere Antheren haben Bey vielen ſind ſie gemeiniglich von einerley Länge, bey andern ſind etliche länger, und die übrigen kürzer. Man findet ſie bey manchen vereinigt und gleichſam in ein Röhrchen, um deſſen Höhlung die Piſtille befindlich ſind, zuſammengewach-

ſen. Viele haben Antheren mit Stielen, worauf ſie ruhen, andre aber nicht.

Claſſen enthalten Ordnungen unter ſich, wie ein höheres Geſchlecht niedre. Pflanzen in ihren Ordnungen zu finden, ſieht man auf ihre Piſtille, auf die Menge, Lage, Proportion gegen die Staubfäden, auf die Figur des Stigma und deſſen Abtheilungen, wofern einige angetroffen werden. Man ſieht daher Pflanzen mit einer, zwo und mehrern Piſtillen, mit zwo, drey und mehrern Abtheilungen des Stigma.

Bey den Geſchlechtern müſſen alle oben erwähnten Theile der Fructification unterſucht werden: die äuſſere Blumenhülle, die innere, die Staubfäden, Staubwege, die Nectarien, Glandeln, die Saamenbehältniſſe, der Saame; und bey allen kömmt es hauptſächlich auf die Figur, Zahl, Proportion und Lage an. Iſt die Ordnung einer Pflanze beſtimmt, ſo ſucht man ſie alsdenn unter den Geſchlechtern auf, die darunter gehören. Denn eine jede Ordnung faßt gewiſſe Geſchlechter unter ſich.

Unter den Geſchlechtern ſind die Arten enthalten. Um ſie zu finden und ſie von einander zu unterſcheiden, ſieht man auf die Blätter, Stengel, Wurzeln und übrige Theile, die auſſer der Fructification vorkommen. Die Abweichungen der Natur und die Verſchiedenheiten werden gemeiniglich dabey angemerkt.

Alles dieſes vorausgeſetzt will ich euch nunmehr die Nahmen der Claſſen nach der Linnäiſchen Methode bekannt machen, ſie hernach erklären und in einem Exempel zeigen, wie man bey der Unterſuchung einer Pflanze zu verfahren habe. Zuvor will ich nur noch erinnern, daß viele Benen-

nennungen von der Fortpflanzung der Thiere, wegen einiger Aehnlichkeit, die zwiſchen derſelben und der Fortpflanzung der Vegetabilien wahrgenommen wird, entlehnt worden ſind. Uebrigens muß man geſtehen, daß manche Nahmen etwas übertriebnes und dunkles enthalten.

Claſſen von Pflanzen.

1) Einmännige, mit einer Anthere, monandria, monanthera.
2) Zweymännige mit zwo Antheren, diandria, dianthera.
3) Dreymännige mit drey Antheren, triandria, trianthera.
4) Viermännige mit 4 Antheren, tetrandria, tetranthera.
5) Fünfmännige mit 5 Antheren, pentandria, pentanthera.
6) Sechsmännige mit 6 Antheren, hexandria, hexanthera.
7) Siebenmännige mit 7 Antheren, heptandria, polyanthera.
8) Achtmännige mit 8 Antheren, octandria,
9) Neunmännige mit 9 Antheren, enneandria,
10) Zehnmännige mit 10 Antheren, decandria,
11) Zwölfmännige mit 12 Antheren, dodecandria,
12) Zwanzigmännige mit 20 Antheren, icoſandria,
13) Vielmännige mit mehr als 20 Antheren, polyandria,
14) Zweymächtige mit 4 Antheren, didynamia.
15) Viermächtige mit 6 Antheren, tetradynamia.
16) Rechte Brüder, monadelphia.
17) Halb Brüder, diadelphia.
18) Viel Geſchwiſter, polyadelphia.
19) Schwäger, ſyngeneſia.
20) Weiber-Männer, gynandria.
21) Einhäuſige, monoecia.

22) Zwey-

22) Zweyhäuſige, dioecia.
23) Vielfache Ehe, polygamia.
24) Heimliche Ehe, cryptogamia.

Damit ihr die angeführten Nahmen der Claſſen beſſer verſtehet, ſo will ich etliche Anmerkungen hinzufügen.

Monandria enthält nur ein Stuabgefäße in einer Zwitterblume (flos hermaphroditus) wie Amomum.

Diandria zween Staubgefäße in einer Zwitterblume, wie Jaſmin, Rosmarin ꝛc.

Triandria drey Staubgefäße, wie die meiſten Grasarten.

Tetrandria vier Staubgefäße, wie die Scabioſen, Färberröthe, Diſtel.

Man verwechsle ſie nicht mit der 14ten Claſſe, wo ebenfalls vier Staubgefäße ſich befinden, doch mit dem Unterſchiede, daß 2 unter ihnen länger als die übrigen beyden ſind.

Pentandria fünf Staubgefäße, wie die Himmelsſchlüſſel, Vergiß mein nicht.

Hexandria ſechs Staubgefäße, wie Caffe, Toback.

Man muß aber dieſe von der 15ten Claſſe unterſcheiden, wo unter den 6 Staubgefäßen zween vorkommen, die kleiner ſind als die übrigen viere.

Heptandria ſieben Staubgefäße, wie die Trientalis.

Octandria acht Staubgefäße, wie Heide, Heidelbeeren.

Enneandria neun Staubgefäße, wie der Lorbeerbaum.

Decandria zehn Staubgefäße, wie die Raute, Steinbrech, die Lychnis.

Dodecandria zwölf Staubgefäße, wie Haußwurz (ſemper viuum).

Icoſan-

Icoſandria ohngefähr zwanzig, bald mehr, bald weniger. Die Staubgefäße ſind an die innere Seite der äuſſern Blumendecke befeſtiget; wie die Maulbeerbäume, Pflaumenbäume, Roſen.

Polyandria von 15 bis auf 1000 Staubgefäßen in einer Blume, in welcher Piſtille befindlich, wie bey den Kapern, Mohn, Linden, Ranunkeln.

Didynamia mit 4 Staubgefäßen, unter welchen zween länger als die übrigen beyde, wie bey den Brünellen, Katzenmütze.

Tetradynamia mit 6 Staubgefäßen, worunter 2 die einander gegenüber ſtehen, kleiner als die übrigen viere ſind, wie bey dem Kraut, Rettigen, Rübſen.

Monadelphia mit zuſammengewachſenen Fäden in einem Körper, wie bey dem Geranium, Malven.

Diadelphia mit zuſammen gewachſnen Fäden in zween Körper, wie bey den Wicken, Erbſen, Bohnen.

Polyadelphia mit zuſammengewachſenen Fäden in drey und mehrere Körper, wie bey dem Citronenbaum, den Johannisblumen.

Syngeneſia mit zuſammengewachſnen Antheren in Geſtalt eines Röhrchens, wie bey dem Sallat, Hintläufte, Veilchen.

Gynandria, wo Staubgefäße (ſtamina) an das Piſtill gewachſen ſind, wie bey der Paßionsblume und Orchis.

Monoecia wo männliche Blumen insbeſondre und weibliche Blumen insbeſondere, aber auf einer und eben derſelben Pflanze vorkommen, wie bey den Amaranthen, Buxbaum, Erlen, Birken, Eichen, Haſelſträuchern.

Dioe-

Dioecia wo männliche Blumen auf der einen allein, und weibliche in der andern allein angetroffen werden, wie bey den Weyden, Maulbeerbäumen, Hopfen, Hanfe.

Polygamia mit Zwitterblumen und männlichen oder weiblichen, die auf einer und eben derſelben Pflanze zu finden ſind, wie bey der Eſche, der Parietaria, den Muſen.

Cryptogamia wo die Blumen entweder in der Frucht verborgen liegen, oder wegen ihrer Kleinigkeit nicht erkannt werden können oder ganz und gar noch unbekannt ſind, wie bey den Farrnkräutern, Mooſen, Schwämmen.

Die Ordnungen anzuführen würde viel zu weitläuftig ſeyn. Wer in dieſer Betrachtung weiter gehen will, muß ſich alsdenn andrer Schriften bedienen, z. E. des Herrn Ritter von Linné Systema naturae, worinnen dieſe Sachen ausführlich abgehandelt werden. Die Merkmale dieſer verſchiednen Claſſen ſind auf dem dritten Kupfer abgebildet, wo cl. 1. cl. 2. cl. 3. ꝛc. die Zahl der Claſſen bedeutet.

Schüler. Mein Gedächtniß iſt durch die vielen Sachen, die ich ietzt von Ihnen gehört habe, ſo überhäuft worden, daß ich ſchwerlich im Stande ſeyn werde, ihren völligen Unterricht zu behalten, und eine vorkommende Pflanze, meinem und Ihrem Verlangen gemäß, zu erkennen. Ich weiß zwar, daß manche Blumen Tulpen, andere Hyacinthen, noch andre Veilchen u. ſ. f. heißen; ich kenne ſie auch gleich dem äuſſern Anſehn nach; aber wie ſoll ichs anfangen, dieſe Blumen und andre mehr nach ihren vorhin angeführten Eintheilungen zu unterſuchen.

Ich würde es mit dem vollkommenſten Dank erkennen, wenn Sie die Gütigkeit haben, und mir hierinnen noch einen kleinen Unterricht ertheilen wollten.

Lehrer. Ihr dürft nur die Regeln, die bisher gegeben worden ſind, gehörig beobachten ſo werdet ihr in vielen Fällen das meiſte glücklich errathen. Anfangs aber müßt ihr euch bloß mit den leichteſten Pflanzen beſchäftigen, und alsdenn immer nach und nach zu andern, wo die Unterſuchungen mühſamer und beſchwerlicher ſind, fortgehen. Doch damit ihr in einem Exempel ſehen möget, wie man ſich dabey zu verhalten habe, ſo will ich euch jetzo eins mittheilen. Geſetzt, man zeigt euch ein gemeines Himmelſchlüßelchen (primulam veris), ſo muß eure erſte Bemühung ſeyn, die Claſſe zu entdecken, wohin dieſe Art von Blumen gehöret. Man findet 5 Staubgefäße darinnen, ſie gehört alſo zu den Pentandrien. Da dieſe Claſſe verſchiedne Ordnungen in ſich enthält, die ich zur Vermeidung der Weitläuftigkeit habe übergehen müſſen, und die man beym Linnäo oder einem andern Kräuterkenner, der ſeiner Eintheilung folgt, nachſehen kann; ſo iſt die zweyte Beſchäftigung die Ordnung, worunter die vorhin genannte Pflanze gehört, zu entdecken. Weil es hier vornehmlich auf die Piſtille und Stigmata ankömmt, ſo müſſen dieſe Theile genau unterſucht werden. Man trift in dieſer Blume nur ein Piſtill an ſie gehört alſo in der bereits beſtimmten Claſſe zu derjenigen Ordnung, die man Monogynien oder Einweibige nennt, d. h. die nur ein einziges Piſtill haben. Dieſe entdeckte Ordnung faßt vielerley Geſchlechter (genera) unter ſich; es iſt alſo die Frage, unter was für ein Geſchlecht dieſe Blume gehöre. Zu dem Ende unterſuche man

1) Die äuſſere Blumenhülle (calix). Man findet ſie einblätterricht, unten röhricht, fünfwinklicht, mit 5 ſpitzigen Einſchnitten, die aufrecht ſtehen. Dieſe Decke iſt von längerer Dauer, als die innere.

2) Die innere Blumendecke (coralla) iſt ebenfals einblätterricht, endigt ſich in einem cylinderförmigen Röhrchen, der Rand iſt flach und beſteht aus 5 Einſchnitten, die nicht ſonderlich tief hineingehen.

3) Die Staubgefäße (ſtamina). Die Fäden ſelbſt ſind kurz, der Zahl nach fünfe, ſie befinden ſich innerhalb dem Röhrchen der Coralla; die Antheren ſind zugeſpitzt und ſtehen aufrecht.

4) Die Staubwege (piſtilla); daran bemerkt man einen kugelförmigen Eyerſtock (germen, ovarium), der Stiel iſt einem Faden ähnlich und hat mit der äuſſern Blumendecke einerley Höhe, das Stigma gleicht einem Kügelchen.

5) Das Saamenbehältnis (pericarpium) iſt rund, beſteht aus einer Zelle, die ſich oben, wenn der Saamen ſeine Reiſe erlanget, mit 10 Einſchnitten öfnet.

6) Der Saamen hat eine beynahe runde Geſtalt, von anſehnlicher Menge.

Unter dieſer Gattung, mit der wir uns jetzo beſchäftigen, befinden ſich verſchiedne Arten (ſpecies); man muß alſo immer noch weiter gehen und die eigentliche Art unſrer gewählten Blume beſtimmen. Da hier an der Betrachtung der Blätter gemeiniglich viel gelegen iſt, ſo betrachte man ſie aufmerkſam. Sie ſind bey dieſer Blume runzlicht (rugoſa) und gezähnelt (denticulata). Da es ſehr oft Verſchiedenheiten bey einer Pflanze giebt, ſo muß man

auch

auch hierauf ſein Abſehen richten. Man findet bey den Himmelsſchlüſſeln wirklich Veränderungen; denn
manche haben eine friſche gelbe Farbe und riechen angenehm;
andre wachſen höher, ſind von blaßgelber Farbe und riechen gar nicht.

Man kann auſſerdem noch andre Umſtände bey ihnen anmerken, als

1) den Ort; ſie wachſen gern auf niedrig liegenden Wieſen, die ein wenig feuchte ſind; ferner in Holzungen bey und unter Sträuchern:
2) die Zeit; ſie blühen zeitig im Frühjahre, und am häufigſten um die Zeit, da ſich die Schwalben wieder ſehen laſſen:
3) den Geruch, den Geſchmack der Blätter, der Wurzel, u. ſ. w. Der Geruch der Wurzel hat etwas ähnliches mit dem Anisgeruche:
4) ihren Nutzen in der Oeconomie, Arzneykunſt u. ſ. f. Man braucht die Blumenblätter zur Zubereitung eines beſondern Weins, die übrigen Blätter zum Sallate ꝛc.

Um euch alſo nicht länger durch eine Menge Nahmen und Eintheilung zu ermüden, ſo will ich noch, wie ich vorhin verſprochen habe, zum Beſchluß dieſer Betrachtung eine Beſchreibung etlicher Bäume und andrer Pflanzen, die aber nicht ſo botaniſch ſondern mehr hiſtoriſch ſeyn ſoll, hinzufügen.

Von der Ceder.

Die Ceder (Cedrus magna, ſ. Libani conifera), welche auch die Ceder von Libanon genannt wird, weil man ſie vornehmlich auf

dem Berge Libano antrift, iſt ein groſſer Baum, der gerade in die Höhe wie eine Fichte wächſet und die Geſtalt einer Pyramide hat. Sie wird für einen der größten Bäume auf der Welt gehalten und erlangt ein ſehr hohes Alter; daher ſie auch bisweilen die Königinn der Bäume genannt wird. Sie hat Nadeln faſt wie die Tannen, nur daß ſie etwas kürzer und nicht ſo ſpitzig ſind. Auch die Cedern-Nüſſe (ſo nennt man die Frucht, welche dieſer Baum trägt) haben mit den Tannzapfen eine große Aehnlichkeit. Das Holz davon iſt wegen ſeiner Feſtigkeit und Dauerhaftigkeit, indem es nicht ſo leicht, wie anderes Holz, von den Würmern beſchädiget wird, zu verſchiednen Dingen, ſonderlich zum Schiffbau, Schreiner-Arbeiten und muſicaliſchen Inſtrumenten ſehr wohl zu gebrauchen. Man behauptet ſonſt von dem Cedernholze, daß es die lebendigen Dinge verderbe, die verſtorbenen aber erhalte, daher ſich auch die Egyptier deſſen bedient haben ſollen, um ihre Leichen für der Fäulniß zu bewahren. Wenn es im Sommer ſehr heiß iſt, oder wenn man den Baum ritzet, ſo tröpfelt ein klares, durchſichtiges und weiſſes Harz heraus, welches ſich hernach verhärtet und Cedernharz oder Cederngummi genannt wird. Auſſerdem giebt es noch einen Baum, welcher dieſen Nahmen führt, aber in Anſehung der Große und andern Eigenſchaften von dem vorigen ſehr verſchieden iſt, und daher die kleine Ceder genannt wird.

Vom Ebenholze.

Unter den ſeltnen und theuren ausländiſchen Hölzern, welche Pfundweiſe verkauft werden, iſt das Ebenholz oder Hebenholz (ebenus, ebenum) eines der merkwürdigſten, weil es zu vielerley künſtlichen Arbeiten von den Orgelbauern, Mechanicis,

nicis, Tiſchlern, Drechslern und andern Handwerkern ge-
braucht werden kann, daher ich euch eine kurze Beſchrei-
bung davon geben will. Es wird ſowohl aus Africa, als
auch aus Indien zu uns gebracht; die erſtere Sorte iſt
ganz ſchwarz, die andre aber hat Striemen. Es iſt wie
Helfenbein anzufühlen und faſt ſo hart wie Stein, wes-
wegen es auch den Nahmen Ebenholz erhalten, indem das
hebräiſche Wort Eben einen Stein bedeutet. Im Feuer
giebt es einen ſehr angenehmen Geruch von ſich, daher
man das nachgemachte Ebenholz ſehr leicht von dem wah-
ren unterſcheiden kann, wenn man etwas davon auf glüen-
de Kohlen thut; weil dem durch die Kunſt verfälſchten die-
ſer angenehme Geruch ganz und gar fehlet. Die Rinde
an den Baume ſieht grün aus, die Blätter kommen den Lor-
beer-Blättern, und die Früchte den Eicheln ziemlich gleich.

Vondem Eich-
baume.

Der **Eichbaum** iſt eines der gröſten
und nutzbarſten unter allen Vegetabilien.
Sein Holz iſt von ungemeiner Stärke und unter allem Bau-
holze beynahe das dauerhafteſte; denn es erhält ſich nicht
nur in freyer Luft, ſondern auch im Waſſer, wo es, wel-
ches zu bewundern iſt, immer feſter und gleichſam zu
Stein wird. Man bedient ſich daher dieſes Holzes bey Ver-
fertigung unzähliger Dinge, als: bey dem Schiffbau, bey
Schiffbrücken, bey Aufführung andrer Gebäude, bey Ver-
fertigung der Preſſen, Radeſpeichen, Särgen und vielen
andern Dingen. Die Rinde dieſes Baums läßt ſich zur
Lohgerbe vortreflich gebrauchen. Aus der Anzahl der con-
centriſchen Kreiſe, die man wahrnimmt, wenn der Stamm
der Qvere nach durchſchnitten wird, kann man, wie bey
vielen andern Bäumen, das Alter einigermaßen errathen.
Die Naturforſcher und andre glaubwürdigen Leute haben

angemerkt, daß die Eichen auf drey und mehr hundert Jahre alt werden können. Sie entſtehen übrigens aus einer kleinen Frucht, nehmlich aus einer Eichel, welche ein ſehr gutes Futter für die Schweine abgiebt. Nach der Linnäiſchen Methode gehören ſie zu den Monöcien.

Von dem Weinſtocke.

Der **Weinſtock** gehört unter die Gewächſe oder Sträucher, die einen geſchlanken Stamm haben, ziemlich holzig und mit einer aufgeſprungnen Rinde überkleidet ſind. An ſeinen Zweigen finden ſich Ranken, womit ſie ſich an andre Bäume und an die aufgeſteckten Pfähle in den Weinbergen befeſtigen und anklemmen können. Er iſt berühmt wegen ſeiner Frucht, die man Beeren nennt, und die er Traubenweiſe hervorbringt. Aus dem Saft dieſer Beeren wird, wie einem jeden bekannt iſt, jener gefährliche Trank, der Wein, zubereitet, der uns vom Schöpfer zur Stärkung und Erhaltung unſrer Kräfte gegeben ward aber leider allzu oft von den Menſchen zum Verderben ihrer Geſundheit und Vernunft gemißbraucht wird. Die Blumen des Weinſtocks, die bey uns im Junio zum Vorſchein kommen, ſind roſenförmig, klein, von gelblichter Farbe, haben fünf Blätter, fünf Antheren und ein kleines Piſtill, oder eigentlicher zu reden ein Stigma ohne Stiel; ſie gehören alſo zu den Pentandrien. In den Beeren befinden ſich gemeiniglich fünf Körner. Ihre Blätter ſind groß, breit, eingeſchnitten, glänzend und im Anfühlen etwas rauch. Es iſt eine Fabel, wenn einige vorgeben, als wenn man in manchen Ungariſchen Trauben gediegen Gold gefunden hätte. Sonſt iſt zu merken, daß in warmen Ländern beßre Weine, und in verſchiednen kalten Ländern z. E. in Norwegen, in dem obern Theile von Schweden, in Finnland ꝛc. gar keine

Weine erbauet werden, und daß die Reife und Süßigkeit vornehmlich von der Sonnenwärme herrührt. Werden dergleichen Beeren getrocknet, ſo heiſſen ſie große Roſinen (uva paſſa) zum Unterſchiede von den kleinen. Die Weinreben muß man, wenn man ſie gehörig pflegen will, im Frühlinge beſchneiden; alsdenn tröpfelt ein reines klares Waſſer heraus, welches den Nahmen der **Rebenthrännen** oder des **Weinwaſſers** bekömmt. Man hat ſonſt dieſem Waſſer eine beſondre Kraft wider gewiſſe Krankheiten zugeſchrieben; aber in unſern Zeiten wird ſo viel nicht mehr daraus gemacht. Der Saft, den man zuerſt aus den Trauben herauspreßt, heißt **Moſt** und verwandelt ſich durch die Gährung in Wein. Die Art, wie man den Wein verfertiget, beſteht darinnen, daß man die Trauben keltert oder ausqvetſcht; es würde aber zu weitläuftig werden, wenn ich eine ausführliche Beſchreibung davon geben wollte. Die beſte Lage für einen Weinberg iſt ein trockner Boden auf der Anhöhe eines Berges, die gegen Süden liegt. Es giebt verſchiedne Sorten Wein, die gemeiniglich nach den Orten, wo ſie wachſen, und nach der Güte ihres Geſchmacks benennt werden. So kommt z. E. Port-Wein aus Portugal, Madera-Wein von den Inſeln Madera u. ſ. f.

Vom Caffee.

Die **Caffeebohnen** ſind die Frucht eines Baums, welcher ſehr häufig in dem glücklichen Arabien wächſt; denn dieſes iſt ſein eigentliches Vaterland. Er wird aber auch in der Türkey, in einigen Gegenden der Levante und an andern Orten mehr gepflanzet. Dieſe Bäume wachſen gern an dem Fuße ſolcher Hügel und Berge, wo es ein wenig feuchte und ſchattigt iſt. Das Holz des Stammes, der eben nicht ſonderlich

lich in die Dicke wächſt, iſt biegſam und von Geſchmack ſüßlich. Ihre Blumen ſind trichterförmig und einblätterigt; oben am Rande haben ſie 5 Einſchnitte, und überdieſes 5 Antheren und ein Piſtill, daher gehören ſie zu den Pentandrien. Die Frucht gleicht einer länglicht runden Kirſche, von dunkelrother Farbe und enthält einen Kern, der aus zween halbkugelförmigen Theilen beſtehet. Was man alſo insgemein eine Caffeebohne nennt, iſt eigentlich nichts anders, als die eine Hälfte des Kerns, und überhaupt iſt es unrichtig geredet, daß man ſich bey dieſer Frucht des Nahmens der Bohnen bedienet. Dieſe Hälften der Bohnen unterſcheiden ſich nicht nur durch die Farbe, ſondern auch durch die Gröſſe und Geſtalt. Derjenige Caffee, der aus Weſtindien kömmt, wo die Holländer die erſten Plantagen angelegt haben, wird unter dem Nahmen von Surinamiſchen, Martiniquiſchen, Engliſchen u. ſ. w. Caffee verkauft. Ueberhaupt giebt es heut zu Tage im Handel dreyerley Hauptſorten von Caffeebohnen, nämlich Arabiſche, Oſtindiſche und Weſtindiſche. Aus den geröſteten und zu Pulver gemahlnen Bohnen wird, wie bekannt, ein Trank zubereitet, deſſen ſich jetzt faſt jedermann bedient. Dieſe Gewohnheit Caffee zu trinken iſt in Europa kaum ſeit hundert Jahren aufgekommen. Man erzählt, daß man die Früchte dieſes Baums zuerſt nach Marſeille in Frankreich, etwa um das Jahr 1650 gebracht habe. Einige ſagen, D. Hervey in England wäre der erſte geweſen, der ihn gebraucht; andre behaupten, daß ein gewiſſer Pasqua, ein griechiſcher Bedienter, den ein türkiſcher Kaufmann, Daniel Edwards, 1652 nach England gebracht, der erſte geweſen, der ihn eingeführt und das erſte Caffeehaus in England angelegt habe.

Vom Thee. Unter dem Thee verſteht man eine Art von Strauchgewächſen, die in China, Japan, Siam und andern Orten in Oſtindien wachſen. Es giebt nur eine Sorte von Theegewächſen, und diejenigen haben ſehr geirrt, die aus dem verſchiednen Geſchmack der getrockneten Blätter, welche zu uns nach Europa unter dem Nahmen des Thees gebracht werden, mehrere Sorten vermuthet haben. Der wahre Unterſchied in den verſchiednen Theeſorten beſteht einzig und allein in der Verſchiedenheit der Länder und Gegenden, in dem Alter der Blätter und ihrer Größe, in der Art und Weiſe ſie zu ſammlen, zu trocknen und zuzubereiten. Ihre äuſſere Blumendecke (calix) iſt klein und in ſechs Theile getheilt, die innere, in welcher eine zahlreiche Menge von Antheren und ein in 3 Theile zergliedertes Stigma angetroffen wird, hat mit den wilden Roſen viel ähnliches. Die Frucht ſtellt eine Capſel oder Hülſe mit drey Zellen oder Kammern vor, in deren jeder ſich ein runder Saamen befindet. Die Blätter an den Zweigen gleichen einigermaſſen den Kirſchbaumblättern. Die Zeit, in welcher die Blätter geſammelt werden, iſt verſchieden. Iſt der Winter nicht gar zu ſtrenge, ſo ſammelt man ſchon die Blätter zu Anfang des Februars. Die Art von Thee, die daraus zubereitet wird, iſt eine von den koſtbarſten und wird gemeiniglich Kaiſerthee genannt, daher ihn auch nur ſehr vornehme und reiche Leute in Europa wegen ſeines groſſen Werths genieſſen können. Zu Anfange des Aprils geht die zweyte Sammlung der Blätter an. Dieſe Erndte iſt die reichſte unter allen. Man wählt hiezu helle und warme Tage, man überdeckt die Sträucher mit Segeltüchern, damit die abgepflückten Blätter von der Hitze der Sonnen-

ſtrahlen nicht ſogleich entkräftet werden. Im Anfange des Mays unternimmt man die dritte Sammlung, wovon das meiſte nach Europa gebracht wird. Zn Ende dieſes Monats wird das leztemal und folglich alles was ſich nur ſammeln läßt, abgepflückt. Dieſe Art von Thee iſt die ſchlechteſte unter allen. Was die Zubereitung anbetrift, ſo iſt dieſelbe ungleich beſchwerlicher, und man muß ſich wundern, daß die mittelmäßigen Sorten des Thees noch um einen ſo billigen Preiß zu haben ſind. Es würde aber zu viel Zeit erfordern, wenn ich euch eine ausführliche Beſchreibung davon geben wollte. Ich will euch daher nur das vornehmſte davon kürzlich anzeigen. Man bringt die geſammelten Blätter in gewiſſe darzu aufgerichtete Gebäude, um dieſelben zu trocknen. In dergleichen Gebäuden befinden ſich 5, 10 ja auch mehrere beſonders angelegte Oefen, die oben mit einer eiſernen Platte belegt ſind. Die Oefen ſelbſt werden mit glüenden Kohlen erwärmt und zwar dergeſtalt, daß die auf der eiſernen Platte befindlichen Blätter nicht unmittelbar von der Hitze durchdrungen werden. Auf dieſe Weiſe rollen ſich die Blätter zuſammen, ſo, wie wir ſie in Europa zu ſehen bekommen.

Vom Cacao. Da wir uns jezt mit ein paar Gewächſen beſchäftiget haben, deren man ſich bey uns ſehr häufig zu gewöhnlichen Getränken bedienet, ſo will ich euch eine kurze Beſchreibung der Cacaonuß, woraus man gleichfalls ein ſehr angenehmes Getränke, nämlich die Chocolade verfertiget, mittheilen. Was nun erſtlich ihr Vaterland betrift, ſo wachſen ſie vornehmlich in Neuſpanien, Guatimala und verſchiednen Gegenden von Amerika. Es ſind längliche, dunkelrothe Körner von einem

etwas

etwas bitterlichen Geſchmacke, die eine Aehnlichkeit mit den Mandeln haben, nur daß ſie etwas dicker ſind. Dieſe Kerne ſind zu 20, 30, 40 und 50 in groſſen, runzlichten und dicken Hülſen enthalten, die ohngefähr die Größe einer mittelmäßigen Melone haben. Der Baum, worauf ſie wachſen, wird Cacaoyer, auch Cacahuſe u. ſ. w. lat. arbor cacavifera genannt, und kömmt unſern Kirſchbäumen an Gröſſe und Blättern ziemlich gleich. Er trägt röthlichte Blüthen und bringt ſeine Frucht zweymal im Jahr, nehmlich im May und im September hervor. Dieſe Cacau-Nüſſe ſind das Hauptingredienz, woraus die Chocolade gemacht wird. Man röſtet nämlich die Kerne, ſtößt ſie zu Pulver, vermiſcht ſie mit Vanille, Zucker, Zimmt und andern Gewürzen; daraus macht man einen dicken Teig, und aus dieſem Tafeln oder andre Stücke von beliebiger Gröſſe und läßt ſie trocknen. Man zieht auch aus den Cacaunüſſen eine Art von Butter oder Oel, welches ſo ſüß iſt, wie Mandelöl und in verſchiednen Bruſtkrankheiten und andern Zufällen ſehr nützlich ſeyn ſoll.

Vom Zimmetbaum.

Der Zimmetbaum, welcher auch Caneelbaum genannt wird, wächſet in Oſtindien und ſonderlich auf der Inſel Ceylon. Man findet dieſen Baum von verſchiedner Gröſſe und ſein Stamm zergliedert ſich in Aeſte, die beynahe ſenkrecht in die Höhe ſtehen. Seine Blätter haben viel ähnliches mit den Blättern der Citronen- und Pomeranzenbäume. Die Blumen ſind einblätterіcht und haben ſechs reguläre Einſchnitte. Sie enthalten gemeiniglich neun Staubgefäße und einen Staubweg, aus dieſem Grunde findet man ſie unter den Enneandrien, Monogynien des Herrn von Linne.

Die Früchte, welche dieſer Baum hervorbringt, gleichen kleinen Oliven, und ſind oben mit einem Hütchen bedeckt, oder noch deutlicher zu reden, ſie haben viel ähnliches mit unſern Eicheln, und werden, wenn ſie ihre Reife erlangt haben, ſchwärzlich und glänzend. Das Holz dieſes Baums iſt weislich und von geringer Härte, ohne Geruch und Geſchmack. Die Einwohner der vorhin angeführten Inſel verbrauchen es zum Brennen. Die Rinde davon iſt eigentlich dasjenige, was dieſen Baum ſo beliebt macht. Es giebt aber dreyerley Rinde, die äuſſere, mittlere und innere. Die äuſſere wird wegen ihrer Unreinlichkeit und ſchlechten Geſchmacks abgeſondert, hingegen die darauf folgende, welches die bey uns bekannte Zimmetrinde iſt, wird geſammlet und verkauft. Das Abſchälen der Rinde geſchieht faſt wie bey den Weiden, wenn man ſie der Länge nach herabſtreiſt. Man befeſtiget ſie auf Stangen, reiniget ſie von der äuſſern unreinen Rinde, rollt ſie zuſammen und trocknet ſie langſam an einem ſchattigten Orte. Dieſes Abſchälen der Rinde wird ordentlich des Jahrs zweymal unternommen, das einemal, wenn der Baum blühet, welches in den Monaten Januar und Februar geſchieht; das zweytemal in Auguſt und September, wenn er ſeine Früchte verlohren hat. Bey ältern Bäumen iſt die Rinde nicht mehr ſo ſchmackhaft und lieblich, man wählt daher gemeiniglich nur diejenigen darzu, die nicht über fünf Jahr alt ſind.

Vom Taback.

Der Taback (tabacum, herba Nicotiana) iſt eine Pflanze, welche vor ohngefehr zweyhundert Jahren aus Amerika nach Portugall und von da nach Spanien und in andre Europäiſche Länder gebracht worden iſt, ſo daß man heut zu Tage an verſchiednen

ſchiednen Orten in Deutſchland Taback in Menge hervorbringt. Die äuſſere Blumendecke dieſer Pflanze iſt einblätterich und mit 5 Einſchnitten geziert; die innere Blumendecke gleicht einem Trichter und hat oben am Rande 5 Einſchnitte und Falten; es befindet ſich darinnen ein Piſtill und 5 Antheren. Die Frucht iſt eine länglichte Capſel, die aus zwo Abtheilungen beſteht, und die, wenn der Saamen ſeine Reife erlangt, oben aufſpringen. Man muß erſtaunen, wenn man die Menge Saamen bedenkt, der aus einem einzigen Körnchen, welches in die Erde gelegt worden, entſtehet. Unter dem Taback giebt es wirklich verſchiedne Arten, aber auch unzählige Varietäten, die von der Güte des Bodens, des Clima und des dabey angewandten Fleißes herrühren. Selbſt in den nördlichſten Gegenden, z. E. in Norwegen, Schweden und andern Ländern mehr läßt ſich Taback pflanzen. Der Gebrauch dieſes Gewächſes iſt itzt ſo bekannt und ſo allgemein, daß es wenig Menſchen giebt, die ſich nicht deſſelben entweder zum Rauchen oder zum Schnupfen bedienen. Er pflanzt ſich durch Saamen fort, der auf ziemlich guten Boden geſäet und eine Zeitlang alle Tage begoſſen wird. In ſehr heiſſem Wetter wird er gegen die heftige Sonnenhitze verwahrt, welches dadurch geſchieht, daß man Geſträuche von Bäumen oder andre Sachen darauf ſtecket. Wenn er zu einer gewiſſen Länge angewachſen iſt, ſo wird ein Stück Land zurechte gemacht, wohin er gepflanzt wird, faſt ſo, wie wir es mit unſerm Sallat zu machen pflegen; hernach wird er ſorgfältig gegätet; die untern Blätter werden abgebrochen, damit ſie nicht auf die Erde herunter hängen und verfaulen; und wenn denn Blüthen hervor kommen, ſo werden auch die Spitzen abgeſchnitten, damit nicht mehr als 12 oder 15 Blätter ſtehen bleiben, die nunmehr, da ſie alle

Nahrung

Nahrung an ſich ziehen, deſto gröſſer und fetter werden. Wenn er reif iſt, ſo werden die Stengel abgeſchnitten, und in einen Schuppen, wo ſie vor Sonne und Näſſe ſicher ſind, Paar und Paar aufgehangen und 15 bis 20 Tage an der Luft getrocknet. Sind die Blätter gehörig getrocknet, ſo werden ſie von den Stengeln geriſſen, in kleine Büſchelchen gebunden, hernach mit See- oder gemeinem Waſſer angefeuchtet und in Rollen gewunden, und ſo nach Europa gebracht, wo ſie der Tabackshändler, nachdem er den Taback braucht, zum Rauchen ſchneiden, oder zum Schnupfen mahlen läßt.

Vom Zuckerrohr.

Das Zuckerrohr wächſt in vielen Ländern in Weſtindien, beſonders auf den caribiſchen Inſeln, als in Barbados, Jamaica, Nevis ꝛc. Gemeiniglich wird es fünf bis ſechs Fuß lang, und ungefähr einen halben Zoll dick. Der Stamm oder das Rohr hat allemal anderthalb Schuh von einander einen Abſatz oder Knoten. Oben treibt es eine Menge langer grüner Blätter, in deren Mitte die Blüthe und der Saame herauskommt. Dieſes Gewächs gehört im übrigen zu den Graß- oder Schilfartigen und zu der Claſſe der Triandrien; denn ſeine Blüthe enthält drey Antheren und zwey Piſtille. Wenn es reif iſt, welches gemeiniglich in zehn Monathen geſchieht, ſo findet man es ganz mit einem weiſſen ſaftigen Mark angefüllt, woraus der Saft gepreſſet wird, davon man den Zucker macht. Es darf aber nicht mehr gepreßt werden, als an einem Tage verbraucht wird, ſonſt geräth das übrige die Nacht hindurch in eine Gährung. Man verfährt aber folgender Geſtalt damit. Nachdem die Röhren abgeſchnitten ſind, werden ſie in Büſcheln auf die Mühlen gebracht, die aus

drey mit dünnem Stahl beſchlagenen hölzernen Walzen beſtehen, und entweder vom Wind oder Waſſer, oder von Vieh oder Sklaven getrieben werden. Der Saft, wenn die Röhren zwiſchen den Walzen gepreſſet oder gequetſchet werden, läuft durch eine kleine Röhre ins Zuckerhaus, und wird in eine kupferne Pfanne geleitet, unter welcher ein gelindes Feuer angemacht iſt, daß er nur ein wenig ins Sieden kommt, und das iſt der Anfang zum Zucker. Mit dieſem Safte wird eine Menge Aſche und Kalch vermiſcht; der Nutzen dieſer Vermiſchung, nebſt der Wirkung des Feuers, iſt, daß die öhlichten Theile von den übrigen abgeſondert, und als ein dicker Schaum in die Höhe getrieben werden, welcher beſtändig mit einem Schaumlöfel abgeſcheimt wird. Wenn dieſes geſchehen, ſo wird er noch zum zweyten, dritten, vierten und fünſten mal in einem Keſſel geſotten und gereinigt, da er denn in dem letzten ſo weit gebracht wird, daß er ſo dick als ein Syrup wird. Alsdenn wird er im ſechſten Keſſel vollends fertig geſotten, und hier werden alle Unreinigkeiten, die von den vorigen Hefen zurück geblieben, durch neue Hefen gänzlich weggeſchaft, indem Kalch- und Allaunwaſſer hineingeſchüttet wird. In dieſem letzten Keſſel findet man kaum noch das Drittel von dem, was im erſten war, denn das übrige iſt alles im Schaum weggegangen. Indem der Zuckerſaft durch ſo viele Keſſel geht, wird er gereinigt, verdickt und geſchickt gemacht, daß man alle Arten von Zucker daraus zubereiten kann. Das Rohr iſt ſo zärtlich, daß es ſich ohne viele Mühe in unſern Gewächshäuſern nicht fortbringen läßt. Als etwas beſonders iſt noch anzumerken, daß wenn Zucker in Milch gethan wird, man auf keine Weiſe Butter daraus verfertigen kann.

Der

Vom Hanf

Der Hanf iſt ein Gewächs, das in den Künſten und Manufacturen von groſſem Nutzen iſt, indem es Garn, Tuch und Tauwerk giebt. Es iſt eine lange ſchlanke Art von Kraut, das alle Jahr wieder friſch muß geſäet werden, weil ſeine Wurzel nur ein Jahr dauert. Der Stengel deſſelben iſt hohl, die Blätter ſind etwas rund, und am Rande zackicht; die Rinde iſt ein Gewebe von Faſern, die durch eine weiche Materie zuſammen hängen, welche macht, daß ſie leichtlich faulet. Dieſe Pflanze gehört unter die Claſſe der Diöcien, das heißt, auf einigen wachſen männliche und auf andern weibliche Blumen. Die männlichen Blumen beſtehn aus fünf Antheren und haben eine äußere Blumendecke, die in fünf Theile getheilt iſt; die innere aber fehlt ihnen. Eben dieſe fehlt auch den weiblichen, deren äuſſere Blumendecke einblättrigt iſt und zwey Stiele enthält. Der Hanfbau und die Bearbeitung des Hanfs macht ein beträchtliches Stück des Ackerbaues aus, weil mit demſelben gar viele Arbeiten vorgenommen werden müſſen. Er wird im May geſäet wird im Auguſt reif, und wenn man ihn einſamlet, ſo rauft man ihn mit den Wurzeln aus; man bindet ihn in Büſchel, ſchneidet die Spitzen ab, um den Saamen zu behalten. Alsdenn legt man die Stengel fünf bis ſechs Tage in Waſſer, daß er fault, nimmt ihn wieder heraus, trocknet ihn, und mit verſchiedenen darzu gehörigen Bläueln ſchlägt man die Spreu oder den holzichten Theil von der Rinde ab; hernach, wenn man ihn durch die Hechel gezogen, welches ein zackichtes Inſtrument iſt, und wie ein Wollkämmer Kamm ausſieht, läßt ſich Garn daraus ſpinnen, Tuch davon weben, oder Stricke daraus drehen, nachdem er fein iſt oder nicht.

So wichtig die vorige Pflanze war, eben ſo wichtig und ungleich vorzüglicher iſt diejenige, mit der wir uns jetzt beſchäftigen wollen, nämlich der Lein. Die Pflanze ſelbſt gehört zu den Pentandrien, denn ſie hat fünf Antheren und auſſerdem noch fünf Piſtille. Ihre äuſſere Blumendecke ſowohl als die innere beſteht aus fünf Blättern. Es iſt ein überaus großer Vortheil vor ein Land, wenn man dieſe Pflanze häufig darinnen hervorbringen kann. Unſere Wäſche, unſer Bett- und Tiſchgeräthe, manche Kleidungen, Vorhänge u. ſ. w. entſtehen daraus. Man kann alſo leicht urtheilen, daß viele tauſend Menſchen ihre Nahrung davon haben können. Daß man gleichwol in vielen Gegenden keinen Flachs erbauet, davon iſt nicht allemal dem Boden und Clima die Urſache zuzuſchreiben. Manche Leute fehlen in der Wahl des Saamens, manche in der Wahl der Zeit, da er geſäet werden ſollte; andre verhindert ein Vorurtheil, dieſe Pflanze zu erzeugen, weil es ihre Väter und Großväter nicht gethan haben; noch andere laſſen ſich durch den erſten mißlungenen Verſuch abſchrecken. Das vornehmſte, welches man bey der Erbauung des Leins zu beobachten hat, beſteht in folgenden Stücken. Erſtlich muß man rechten reifen Saamen darzu erwählen und ihn nicht zu friſch oder zu zeitig verſäen. Der Boden darf nicht zu fett und auch nicht zu kalt ſeyn. Sind die Pflanzen etwa eine Vierthel Elle lang, ſo reiniget man ſie von dem Unkraute, und ſobald ſie anfangen abzuſterben, rauft man ſie aus; alsdenn werden ſie, wenn man den Saamen nicht achtet, ſogleich geröſtet, welches auf verſchiedne Weiſe geſchehen kann. Wenn man ſolches gehörig verrichtet hat, ſo bricht man ſie mit der einſchneidigen und zweiſchneidigen Breche; hierauf wird das faſerichte Weſen,

Vom Leine.

welches eigentlich den Flachs ausmacht, in Kloben gebunden, mit der groben Hechel gekratzt und hernach mit einer noch kleinern zu Käuteln oder feinern Flachsbündeln zubereitet. Nunmehr wird er geſponnen, das geſponnene Garn in Lauge gekocht, nachgehends in kaltem Waſſer geſchweift, in der Sonne getrocknet, zum Theile geſpult, zum Theil auf die Schärrähme gewunden, auf den Weberſtuhl gebracht und endlich gewirkt. Allerley Arten von Leinwand, Kammertuch, Schleyer, Zwirn, Spitzen u. ſ. w. werden aus dem Flachs verfertiget.

Von der Baumwolle. Da die **Baumwolle** zu denjenigen ausländiſchen Waaren gehört, die bey uns ſehr bekannt ſind und häufig gebraucht werden, ſo wird es euch wohl nicht unangenehm ſeyn, wenn ich euch eine kleine Beſchreibung davon mittheile. Sie wächſet häufig in Egypten, Syrien, Cypern, Indien, Sicilien und auch in einigen andern heißen Ländern. Es giebt aber vornehmlich zwo Sorten von Baumwolle; die eine davon wächſt auf einer Staude oder Strauche, die andre aber auf einem Baume, von welcher letztern Sorte auch der deutſche Name entſtanden iſt. Die erſtre Art, welche einige die **krautigte Baumwolle** (Xylon ſ. Goſſipium herbaceum) nennen, treibt einen Stengel zu 1½ bis 2 Schuh hoch, welcher holzigt, mit einer rauhen und röthlichen Schale überzogen, und in einige kurze Zweige getheilt iſt. Die Blätter, welche an langen Stielen ſitzen, ſind rauch und haaricht und faſt wie das Weinlaub geſtaltet. Die Blüthen, die wie Glocken ausſehen, ſind ſchön und groß, mit untermiſchter rother und Purpurfarbe. Die Frucht, welche ſo groß iſt, als eine Haſelnuß, ſpringt auf, ſobald ſie ihre Reife erhalten hat, und zertheilt ſich

in

in 3 oder 4 Fache, worinnen ein Buſch ſehr weiſer Wolle enthalten iſt, welcher von der Wärme dergeſtalt aufläuft, daß er ſo groß als ein Apfel wird. In dieſer Wolle befinden ſich etliche ſchwarzgraue, länglichte und wollichte Saamenkörner, ohngefähr ſo groß wie kleine Erbſen, wovon jeder wiederum einen kleinen öhlichten Kern enthält, der ſo ſüße und angenehm, wie eine Nuß ſchmeckt. Die andere Art, welche man die bäumigte nennt (Xylon arboreum), wächſt auf einem Baume, der 14 bis 15 Schuh hoch wird. Seine Blätter, welche faſt wie die erſten Lindenblätter ausſehen, ſind ſehr tief eingeſchnitten, in 3 Theile abgetheilet und gar nicht rauch. Die Blüthen und Früchte ſind wie bey der vorigen Art, doch behaupten einige, daß die Wolle nicht ſo gut ſeyn ſoll. So bald dieſelbe völlig reif iſt, wird ſie abgeleſen, zuſammengeſammelt, von den Schalen und Saamenkörnern gereiniget und alsdenn verarbeitet. In dem Linnäiſchen Syſtem gehört dieß Gewächſe zu der 16ten Claſſe, welche die Monadelphia enthielt.

Von einer ſogenannten Thierpflanze.

Zum Beſchluß unſrer Betrachtungen über die Pflanzen muß ich euch noch eine kurze Nachricht von einem merkwürdigen Gewächſe geben, das man ſonſt unter die Thierpflanzen zu rechnen pflegte. Man will aber durch den Namen Thierpflanze nichts anders anzeigen, als ein Gewächs, das zugleich etwas von der Natur eines Thieres an ſich hat. Für ſolche Thierpflanzen geben einige die bekannten Lämmer in der Tartarey aus, die aus der Erden wachſen und nach den fabelhaften Erzählungen das Graß unter ſich abfreſſen ſollen. Es hat aber mit dieſen Gewächſen, ſo viel man jetzt davon weiß, folgende Beſchaffenheit. Es ſind eigentlich eine Art von Melonen, die einigermaßen die Ge-

ſtalt eines Lammes haben. Wenn ſie reif werden, ſo überzieht ſich die Frucht mit einer rauchen Haut oder Wolle, und das Graß, welches darunter ſteht, verdorret, daher die Meynung entſtanden, als wäre das Graß von der Pflanze gefreſſen worden. Ueberhaupt haben dieſe Gewächſe alſo eigentlich nichts von der Natur eines Thieres an ſich, ſondern ſind wahre Pflanzen, die den Namen der Thierpflanzen nur durch die unrichtigen Erzählungen der Leute erhalten haben.

Das vierte Capitel.

Von den Fiſchen, Amphibien und Corallen.

Wir wollen nun eine Reiſe aufs Waſſer vornehmen, und die Einwohner dieſes flüſſigen Elements betrachten. Wie wunderbar hat dieſelben die Hand der allmächtigen Weißheit zu dem Orte ihres Aufenthalts gebildet und geſchickt gemacht! Eine öhlichte und klebrige Materie bedeckt ihre Leiber, und macht ſie nicht allein geſchickt, deſto ungehinderter durch das Waſſer hinzuſchlupfen, ſondern ſie verhindert auch, daß daſſelbe nicht in ihre Haut eindringen kann, damit ſie nicht für Kälte umkommen. Sie ſind mit Floßfedern verſehen, welche ſie im Gleichgewicht und aufrechts erhalten; nebſt einer erſtaunlichen Stärke und Bewegung in ihren Schwänzen, welche darzu dienen, daß ſie mit einer groſſen Geſchwindigkeit fortrudern können. Sie ſind auch mit einer Luftblaſe verſehen, durch deren Zuſammenziehung ſie nach ihrem Gefallen zu Boden ſinken, oder durch Aufblaſung derſelben in die

die Höhe ſteigen können. Der Mittelpunct der Schwere iſt am geſchickteſten Theile des Leibes, zum Schwimmen angebracht, und ihre Geſtalt iſt die allerbequemſte im Waſſer zu gehen. Sie haben Ohren, wodurch ſie athmen, wie die Thüre auf dem Lande vermittelſt ihrer Lungen, und ihre Augen ſind auf ganz beſondre Art gebildet, die ſich eben zu dem Elemente ſchickt, in welchem ſie leben. Man betrachtet die Fiſche gemeiniglich als See- oder bitter Waſſerfiſche; als Fluß- oder ſüß Waſſerfiſche; und als Teichfiſche. Man theilt ſie auch ein in die groſſen oder das Wallfiſch-Geſchlecht, in ſolche, die Knorpel haben, und in ſolche, die Gräten haben. Die von der groſſen Art haben Lungen, und athmen wie die Thiere, empfangen und gebähren auch ſo, und ſäugen hernach die Jungen mit ihrer Milch. Diejenigen, die Knorpel haben, athmen durch die Ohren, und entſtehen aus Eyern, wie die Vögel. Die, ſo Gräten haben, ſind mit kleinen ſpitzigen Knochen verſehen, die ihre Muſkeln unterſtützen und verſtärken, und entſtehen gemeiniglich vom Rogen. Ich will euch nunmehr die natürliche Geſchichte von einigen merkwürdigen Fiſchen und Amphibien erzählen, alsdenn zur Betrachtung der übrigen Geſchöpfe fortgehen.

Vom Wallfiſche.

Unter allen Bewohnern des Waſſers, iſt der Wallfiſch der größte, ſonderlich die, welche man in den nordiſchen Seen findet, deren einige 200 Fuß in der Länge ſind, und eine proportionirte Stärke darzu haben. Der Kopf deſſelben macht ohngefähr den dritten Theil ſeiner ganzen Länge aus, zu oberſt auf demſelben, iſt die ſogenannte Pumpe, oder ein Luftloch, in welcher zwey Springlöcher ſind, aus welchen er das Waſſer, wenn er ſpielt oder verwundet worden, mit ſolcher

Gewalt herauswirft, daß es wie ein Sturmwind oder eine ſtürmiſche See brüllet, und ganzer zwey Stunden weit gehöret werden kann. Seine Augen ſind nicht viel gröſſer, als eines Ochſen, und ſtehen an den Winkeln ſeines Rachens, deſſen Weite 12 und mehr Ellen beträgt. Das Fleiſch iſt grob, hart und mager, und das Fett liegt blos zwiſchen Haut und Fleiſch. Was wir Fiſchbein nennen, findet man in dem Rachen und Schlunde, in jedem Wallfiſche etwa 500 Stück, jedes 15 Fuß lang. Die weiblichen Wallfiſche ſind mit 2 Brüſten verſehen, womit ſie ihre Jungen ſäugen, deren ſie nur 2 auf einmal gebähren. Die Specerey, die man Wallrad (Sperma ceti) nennt, iſt das Gehirn vom Wallfiſche, welches durch ein wiederhohltes Schmelzen geſäubert worden iſt. Der Wallfiſchfang iſt eine Sache von ſehr groſſer Wichtigkeit, indem jährlich an die 200 Schiffe darzu gebraucht werden, davon der gröſte Theil holländiſche ſind, welche, beynahe ſeit 150 Jahren, den vornehmſten Theil dieſes Handels allein an ſich gezogen haben. Alles, warum ſich die Fiſcher bekümmern, iſt der Trahn oder das Fett, das Fiſchbein, und das Gehirn. Das magere von dem todten Aas bleibt auf dem Eiſe für die Bären liegen, die demſelben ſehr nachgehen. Man fängt ſie mit einem Harpun, welches ein groſſer eiſerner Spies oder Wurfpfeil iſt, fünf bis ſechs Fuß lang, mit einer ſcharfen dreyeckichten Spitze, die Widerhacken, wie ein Pfeil, hat. Dieſen wirft der Harpunier dem Wallfiſche aus Leibeskräften nach dem Kopfe; an dieſem Harpun iſt eine Leine beveſtigt, und wenn er ſo glücklich iſt, daß es ins Fleiſch eingeht, ſo laſſen ſie ſogleich die Leine nach, und der Wallfiſch taucht ſich ſchnell unter auf den Grund. Wenn er aber wieder in die Höhe kommt, neue Luft zu ſchöpfen, ſo verwunden ſie ihn

immer wieder, bis er endlich durch Abgang des Bluts ganz matt wird, da ſie ſich ihm denn ſo nähern, daß ſie ihm unter den Ohren einen langen Spies ins Herz ſtoſſen, welches ihm gar bald den Reſt giebt.

Vom Delphin.

Der Delphin iſt ein Seefiſch, der eine ganz glatte glänzende Haut, und einen erhabenen Rücken hat. Seine Schnautze iſt länglich und rund, und ſowohl in dem obern als auch untern Kinnbacken befinden ſich kleine ſpitzige Zähne. Er iſt ohngefähr fünf bis ſechs Fuß lang. In dem Kopfe hat er ein Loch, woraus er Waſſer ſpritzet. Sein Rücken iſt ſchwarz, der Bauch aber weiß, mitten auf dem Rücken hat er eine Floßfeder und zwey an dem Bauche. Sein Fleiſch hat eine ziemliche Aehnlichkeit mit dem Schwein- oder Rindfleiſche. Was ihre Fortpflanzung anbetrift, ſo geſchieht dieſelbe wie bey den Wallfiſchen, nach Art der vierfüßigen Thiere, daher auch der berühmte Ritter Linnäus alle dieſe Gattungen von Fiſchen in der neuen Auflage ſeines Syſtems, nicht mehr unter die Claſſe der Fiſche geſetzt hat. Die Schiffer halten die Delphinen für Vorboten eines nahen Sturms, und zwar ſagen ſie, daß der Sturm von derjenigen Seite herzukommen pflege, wo ſich die Delphine ſehen laſſen. Dem Magen, der Leber und dem Fette dieſer Fiſche ſchreibt man in Milzbeſchwerungen, Fiebern und andern Zufällen eine heilende Kraft zu.

Vom Seelöwen.

Der Seelöwe (Leo marinus) iſt ein anſehnlicher Seefiſch, deſſen Länge meiſtentheils 14 bis 16 Fuß beträgt. Sein Kopf ſieht einem Löwenkopfe ziemlich ähnlich, nur daß er keine Mähne hat, und wegen dieſer Aehnlichkeit iſt ihm auch ſein Name beygelegt

gelegt worden. Seine Zähne ſind ſo dick als ein ſtarker Daumen und drey Zoll lang. Die Haut iſt gelblicht, doch ohne Schuppen und Haare. Forn hat er zwey kurze Füße mit breiten Pfoten, die den Gänſepfoten nicht ungleich ſehen, und deren er ſich beym Schwimmen zum Rudern bedient. Hinten hat er keine Füße, ſondern zwey breite und dicke Floßfedern, die ohngefähr achtzehn Zoll lang ſind. Der Leib läuft gegen den Schwanz, der ſich in einem halben Monden endigt, etwas ſpitzig zu. Sein Fleiſch iſt ſchwärzlich und von einem ſehr übeln Geſchmack. Er iſt aber übrigens ſo fett, daß ſich aus einem einzigen ſolchen Fiſche eine ganze Tonne Oel auskochen läßt, welches von einem ſüßen Geſchmack und zu verſchiednen Speiſen zu gebrauchen iſt.

Vom fliegenden Fiſche.

Die fliegenden Fiſche (pisces volantes), welche ſich zwiſchen den beyden Wendecirkeln aufzuhalten pflegen, ſind wegen dieſer beſondern Eigenſchaft, woher ſie ihren Namen erhalten haben, allzu merkwürdig, als daß ich ſie mit Stillſchweigen übergehen könnte. Sie haben ohngefähr die Größe eines Härings und kommen auch dieſem Fiſche, wenn man die Flügel ausnimmt, ziemlich gleich. Manche haben nur zwey große Flügel, andre aber haben auſſer dieſen beyden noch zwey kleinere, die mit einer braunen Haut überdeckt und mit kleinen Gräten durchzogen ſind. Bey einigen ſind auch alle vier Flügel lang, ſchmal und ohne Gräten. Dieſe Flügel, welche eigentlich nichts anders als große Floßfedern ſind, ſehen übrigens den Flügeln der Fledermäuſe ziemlich ähnlich. Sie können ſehr ſchnell damit fliegen, aber nur ſo lange bis die Flügel trocken ſind, daher ihr Flug von ſehr kurzer Dauer iſt. Sie fliegen haufenweiſe

und zu hunderten mit einander, meiſtentheils um den Verfolgungen der Raubfiſche zu entgehen. Wenn ſie Raubvögel gewahr werden, unter denen ſie gleichfalls viele Feinde haben, ſo ſetzen ſie ſich an die Schiffe und halten ſich mit ihren Flügeln feſt an. Man lobt ihr Fleiſch als eine angenehme und vortrefliche Speiſe.

Vom Kugelfiſche.

Der Kugelfiſch (orbis) verdient wegen ſeiner beſondern Geſtalt, daß ich euch davon eine kurze Nachricht gebe. Es giebt aber zwey Arten von Fiſchen, denen man dieſen Namen beylegt. Beyde kommen darinnen mit einander überein, daß ſie nicht allzu groß und faſt ſo rund wie eine Kugel ſind. Die eine Art davon hat ein kurzes Maul, das wie ein Schnabel ausſieht, und einen dünnen Schwanz. Die andre Art aber hat gar keinen Schwanz, ſondern nur zwey Floßfedern, daher die letztern der kugelförmigen Geſtalt noch näher kommen.

Vom Schwerdfiſche.

Unter die Seefiſche, die wegen ihrer beſondern Geſtalt merkwürdig ſind, gehört auch der Schwerdfiſch, der ein großer Feind der meiſten übrigen Fiſche iſt, und oft gegen den Wallfiſch ſelbſt einen Streit waget. Er hat ſtatt der Schuppen eine runzlichte Haut, die wie eine Raſpel ausſieht und auf dem Rücken grau, unten am Bauche aber weiß iſt. Er hat ſieben Floßfedern, zwo auf dem Rücken, zwo auf jeglicher Seite, und eine am Schwanze. Sein Kopf iſt ziemlich breit und von einer häßlichen Geſtalt; bey den Augen ſind zwey Löcher, wodurch er das Waſſer ſehr hoch in die Luft ſpritzet. An dem Schwerdte, welches forn an der Schnautze ſtehet, befinden ſich zwo Reihen Zähne, womit er dem Wallfiſche

und andern Fiſchen den Bauch aufritzet. Es giebt aber drey Arten von Fiſchen, denen man dieſen Namen beyzulegen pflegt. Einige haben an dem Kopfe ein bloßes Schwerdt ohne Zähne und heißen im Franzöſiſchen Epées de Mer; diejenigen, die an beyden Seiten dieſes Schwerdts Stacheln haben, werden ſonſt auch Sägefiſche genannt; andre haben forn ſtatt des Schwerdtes ein langes Horn, ſo wie man bey dem Einhorne abgebildet ſieht, welches für ein vierfüßiges Thier ausgegeben wird, aber noch von niemanden angetroffen worden iſt. Man erzählt, daß die Fiſcher in gewiſſen Gegenden die Kunſt verſtünden, dieſe Fiſche durch beſondre Worte und Töne aus der Tiefe des Meeres heraus zu locken; es iſt aber an der Wahrheit dieſer Erzählung noch ſehr zu zweifeln.

Vom Blackfiſche.

Den Namen Blackfiſch pflegt man bisweilen drey Gattungen von Fiſchen beyzulegen, die ich jetzt kürzlich beſchreiben will. Die eine Art, welche man auch Meerſpinnen und Dintenfiſche nennt (Sepia, Loligo major) trift man in verſchiednen Meeren an. Sie ſind ohngefähr eine gute Elle lang und von ſehr häßlicher Geſtalt. Auf dem Rücken haben ſie ein Bein, welches ſo groß und ſtark iſt, als eine Hand, ſich leicht zerreiben läßt und ſalzigt ſchmeckt. Dieſes Bein wird weiß Fiſchbein (os ſepiae) genannt und ſowohl von den Aerzten als auch von den Goldſchmieden zu verſchiednen Abſichten gebraucht. An dem Kopfe hat er gleichſam zween Arme, deren er ſich zum Schwimmen und ſeinen Raub anzupacken bedienet, und auſſerdem noch ſechs kleine Pfoten, welche oben über ſeiner Schnautze ſtehen. An dem Halſe befindet ſich eine Blaſe, die mit einem ganz ſchwarzen Safte, wie Dinte, angefüllt iſt.

Wenn

Wenn er verfolgt wird, ſpritzt er dieſen Saft von ſich, um das Waſſer trübe zu machen und ſich dadurch den Augen ſeiner Verfolger zu entziehen. Er iſt überaus fruchtbar, aber ſein Leben iſt von kurzer Dauer, und währt ſelten über 2 Jahre. Man erzehlt von dieſen Fiſchen folgenden merkwürdigen Umſtand, aus welchem erhellt, daß die Treue und Liebe bey dem männlichen Geſchlecht dieſer Geſchöpfe weit größer und beſtändiger iſt, als bey dem weiblichen. Vielleicht ſind die Menſchen hierinnen den Blackfiſchen nicht ganz unähnlich. Nähmlich wenn das Weibchen verfolgt oder beleidiget wird, ſo kömmt ihm das Männchen ohne Verzug zu Hülfe und läßt ſich eher mit fangen, als daß es ſeine Gattin verlaſſen ſollte. Geräth hingegen das Männchen in die geringſte Gefahr, ſo verläßt das Weibchen den Augenblick ihren Geliebten und ſucht durch die Flucht ihre Sicherheit. Dieſen Umſtand machen ſich die Fiſcher zu Nutze, um dieſelben leicht zu fangen. Sie hängen ein Weibchen von dieſem Fiſche in das Waſſer, alsdenn kömmt das Männchen aus Liebe herzugeeilet, hängt ſich an das Weibchen und läßt ſich mit demſelben zugleich herausziehen. Die andre Art, die man auch Calmar nennt (Loligo minor) hat eine große Aehnlichkeit mit der vorigen und in dem Leibe dieſes Fiſches befindet ſich gleichfalls ein ſchwärzlicher Saft. Die dritte Art dieſer Fiſche, die man Blackfiſch mit langen Füßen, ſonſt auch Vielfuß heißt, (polypus, aſinus marinus, Octapodia) iſt der erſtern Art auch ziemlich ähnlich, nur von einer weit anſehnlicherern Größe, ſo daß ſie öfters ſtark genug ſind Menſchen zu bezwingen und unter das Waſſer zu reißen. Auf dem Rücken haben ſie eine lange Röhre, die ſie bald auf die rechte bald auf die linke Seite neigen, nachdem ſie da oder dorthin ſchwimmen wollen. Sie ſind auch überhaupt

große

große Liebhaber von dem Menſchenfleiſche, und pflegen daſſelbe den Muſcheln, Schnecken, Graß und Früchten, welches ſonſt ihre gewöhnliche Speiſe iſt, weit vorzuziehen. Sie haben ebenfalls, wie die vorhergehenden Blackfiſche, eine Blaſe mit einem ſchwärzlichen Safte, den ſie auf der Flucht von ſich ſpritzen.

Vom Krampffiſche und Schlagfiſche.

Der Krampffiſch, welcher auch Zitterfiſch (Torpedo) genannt und ſowohl in der Mittelländiſchen See als auch in andern Meeren angetroffen wird, iſt hauptſächlich wegen ſeiner auſſerordentlichen betäubenden Kraft merkwürdig. Der Leib dieſes Fiſches iſt rundlich, als wenn er aufgeblaſen wäre. Sein Kopf ragt nicht vom Leibe hervor; das Maul iſt ganz klein, voll Zähne, und ſitzt unten am Leibe in Geſtalt eines halben Monden. Ueber dem Maule befinden ſich zwey kleine Löcher, die vielleicht Naſenlöcher ſeyn mögen. Der oberſte Theil ſeines Leibes iſt orangenfarbig, der unterſte aber weiß. Der Schwanz iſt dünn und fleiſchigt, die Haut überal glänzend und ohne Schuppen. Wenn man dieſen Fiſch mit der Hand oder mit dem Fuße berührt, ſo empfindet man den Augenblick durch den ganzen Körper eine ſolche Erſtarrung und Betäubung, die mit einem beſondern Schmerzen verbunden und weit unangenehmer iſt, als diejenige Empfindung zu ſeyn pflegt, wenn ein Glied eingeſchlafen. Wenn er friſch gefangen iſt, ſoll dieſe Wirkung viel heftiger ſeyn, als nach einigen Stunden, wo die Kraft, wenn man ihn oft angegriffen hat, ziemlich abnimmt. Man ſagt auch, daß dieſe wunderbahre Kraft bey dem Weibchen viel ſtärker, als bey dem Männchen ſey, und daß man die ganze Wirkung dieſes Fiſches verhindern könne, wenn man den

Athem

Athem an ſich halte. Dieſe wunderbahre Eigenſchaft dient übrigens dieſen Geſchöpfen nicht nur darzu, um den Händen der Fiſcher, ſondern auch um andern Verfolgern unter den Einwohnern des Waſſers zu entgehen. Faſt eine ähnliche Eigenſchaft beſitzt ein andrer merkwürdiger Fiſch, den man Schlagfiſch (conger) nennen könnte. Wenn man die Hand oder auch einen Stab in das Waſſer hält, wo ſich dieſer Fiſch in einer kleinen Entfernung aufhält, ſo empfindet man, ehe man den Fiſch ſelbſt noch berührt, eine ſolche Erſchütterung und Schlag durch den ganzen Körper, wie bey dem electriſchen Verſuche, den man den Muſchenbröckiſchen zu nennen pflegt, nur mit dem Unterſchiede, daß ſich hier bey dem Fiſche kein Funken ſehen läßt. Daher trift man auch in den Gegenden, wo ſich ein ſolcher Fiſch aufhält, keine andre Fiſche an.

Vom Häring.

Der Häring iſt ein geſelliger Fiſch, der insgemein in groſſen Truppen mit einander zieht. Er iſt ſo bekannt, daß eine Beſchreibung davon überflüßig wäre. Er ſtirbt den Augenblick, ſobald man ihn aus dem Waſſer herausnimmt, und daher kommt das Sprichwort: ſo todt, wie ein Häring. Der Häringsfang iſt ein ſehr beträchtlicher Handel, den die Holländer, die beynahe 1000 Schiffe darzu brauchen, ebenfalls allein an ſich gezogen haben. Man findet ſie insgemein auf den engliſchen Küſten in der Nord-See; und die Holländer fangen ihren Häringsfang mit dem 24. Junius an. Nach der verſchiednen Art, wie man ſie einpöckelt, werden ſie Pücklinge oder Häringe genennt. Die ordentlichen Häringe werden auf folgende Art zubereitet: Sobald man ſie aus der See herausgenommen, werden ſie aufgeſchnitten, ausgeweidet, und in friſchem Waſſer gewa-

gewaſchen; alsdenn werden ſie in einen Zuber von ſtarker Salzbrühe, die mit ſüſſem Waſſer und Seeſalze angemacht iſt, geworfen, worinnen man ſie 12 bis 15 Stunden liegen läßt; alsdenn nimmt man ſie wieder heraus, läßt das Waſſer ablaufen oder abtriefen, und legt ſie ſorgfältig, dicht und gleich in Tonnen zuſammen. Auf den Boden der Tonne, und oben drauf, wird eine Lage Salz gethan, die hernach ſo feſt vermacht wird, daß keine Salzbrühe heraus, und keine Luft hinein dringen kann, welches dem Fiſche ſehr ſchädlich ſeyn würde, und ſo werden ſie durch ganz Europa verſendet. Die Art, Pücklinge zu machen, iſt völlig eben ſo, nur, daß man ſie noch einmal ſo lang in der Salzbrühe liegen läßt; hernach nimmt man ſie heraus, und hängt ſie bey den Köpfen auf; da man alsdenn 10 bis 12000 auf einmal in einem darzu angelegten Kamin aufhängt, unter welchem ein dampfendes Feuer von Geſträuchern gemacht wird, wo ſie ungefähr 24 Stunden lang geräuchert und gedörrt, und alsdenn in Tonnen geſchlagen werden.

Von den Sardellen.

Von den Häringen komme ich auf die Sardellen, weil ſie mit den Häringen, wenn man die Größe ausnimmt, eine ziemliche Aehnlichkeit haben. Man findet ſie in dem Mittelländiſchen Meere und ſonderlich ſehr häufig bey Sardinien, daher ſie auch den Namen Sardine oder Sardelle (Sarda, Sardina) erhalten. Sie ſind, wie bekannt, ziemlich klein und haben einen goldfarbnen Kopf, einen grün- und blaulichen Rücken und einen weißen Bauch. Wenn man ſie gefangen, werden ſie mit Seeſalz eingemacht, in Fäßgen gelegt und verſchickt. Man rühmt ſie als eine ſehr geſunde Speiſe, die den Appetit erwecken, ein ſehr gutes

Mittel

Mittel wider die Seekrankheit ſeyn und den Leib eröfnen ſoll.

Vom Lachs.

Unter allen Flußfiſchen iſt der Lachs der vornehmſte, wiewohl es noch zweifelhaft iſt, ob man ihn eigentlich einen Flußfiſch nennen könne oder nicht; denn die Lachſe gehen um den Februar oder März ins ſüſſe Waſſer, wo ſie ſich bis auf den Herbſt aufhalten, da ſie ihren Rogen fahren laſſen, und hernach wieder in die See zurück gehen. Diejenigen, die dieſen Fiſch kennen, ſagen, das Seewaſſer befördre ihr Wachsthum am beſten; aber das ſüſſe Waſſer wäre ihnen das zuträglichſte, damit ſie fett würden. Ihre Behendigkeit, über Wehre und andre Hinderniſſe wegzuſpringen, die ihnen auf ihrem Zug nach oder aus der See im Wege ſtehen, iſt ganz erſtaunlich. Man hat bemerket, daß ſie Waſſerfälle und ſteile Höhen, viele Ellen hoch, hinauf geſprungen ſind. Und wenn es trift, daß ihnen der Weg wirklich abgeſchnitten wird, ſo werden ſie bald mager und kränklich, und in ein oder zwey Jahren verſchmachten ſie und ſterben. Dieſer Fiſch wird euch übrigens ohne Zweifel ſchon ſo bekannt ſeyn, daß es überflüſſig wäre, ein mehreres davon zu ſagen.

Von dem Schlammbeißker

Von den Schlammbeißkern oder Schlammpeißkern will ich euch deßwegen noch eine kurze Nachricht geben, weil man ſich dieſer Fiſche ſtatt eines Wetterglaſes bedienen kann, ohngeachtet ſie ſonſt nicht ſehr geachtet werden, weil ſie wegen ihres ſumpfigten und moderichten Geſchmacks keine ſonderliche Speiſe abzugeben pflegen, auch zu andern Sachen nicht eben gebraucht werden können. Sie halten ſich

meiſten-

meiſtentheils in Moråſten und ſchlammichten Teichen auf, wo ſie ſich in den Schlamm dergeſtalt hinein wühlen, daß man ſie, wenn man ſie fangen will, heraus graben muß. Sie ſehen faſt wie die Aalraupen und Schlangen aus und können in einem Gefäße, darein man bloßes Waſſer gethan hat, ohne alle andre Speiſe faſt zwey bis drey Monathe leben. Wenn man ſie zu Wetterbeobachtungen gebrauchen will, ſo ſetzt man ſie in ein helles Glaß, das man mit reinem Waſſer und Sand angefüllet hat. So lange ſchön und beſtåndiges Wetter iſt, halten ſie ſich ganz ſtille und ruhig. Soll es aber ungeſtüm und regnicht Wetter werden, ſo fangen ſie an ſich ſehr ſtark zu bewegen und das Waſſer ganz trübe zu machen.

Von der Schildkröte. Die Schildkröte (Tab. 4. fig. 14.) gehört unter diejenigen Thiere, die ſowohl im Waſſer, als auf dem Lande leben, und welche man Amphibia zu nennen pflegt. Sie iſt mit einer ovalen Schale bedeckt, die von verſchiednen Farben artig geflammt und marmorirt iſt, daraus man Doſen, Kåmme u. d. g. macht. Es iſt ein recht dummes Thier, indem ihr Gehirn nicht gröſſer, als eine kleine Bohne iſt, da ſie doch einen faſt eben ſo groſſen Kopf hat, als ein Kalb. Sie freſſen Moos, Gras, oder Seegras. Sie entſtehen aus Eyern, die ſo groß als Hünereyer, uud kugelrund ſind, deren ſie etliche hundert auf einmal an das Ufer der See legen, und ſie mit Sande zudecken; und ohngefåhr 25 Tage, nachdem ſie gelegt worden, ſind ſie von der Sonnenhitze ausgebrütet; und die jungen Schildkröten, die ohngefåhr ſo groß, als die jungen Wachteln, ſind, laufen gleich auf die See zu. Eine Schildkröte von gewöhnlicher Gröſſe, pflegt beynahe 200 Pfund Fleiſch zu geben,

welches die Schiffer durch Salz erhalten; und beynahe 300 Eyer, die ſich eine geraume Zeit zu halten pflegen. Ein Theil des Fleiſches ſieht weiß, und ſchmeckt wie Kalbfleiſch, ohne den mindeſten Fiſchgeſchmack; andere Theile aber ſind wie Schöpſen- und Rindfleiſch.

Vom Krokodil.

Das Krokodil (ſ. Tab. 4. fig. 8.) gehört auch unter diejenigen Thiere, die ſowohl im Waſſer, als auf dem trocknen Lande leben können. Der Ort, wo man ſie am häuffigſten antrift, iſt der Nilſtrohm in Aegypten; man findet ſie aber auch an einigen Orten in Jndien und Afrika. Der äuſſerlichen Geſtalt nach, gleichen ſie der Eydexe, und haben eine ſafrangelblichte Farbe. Sie entſtehen aus einem Eye, das nicht gröſſer als ein Gänsey iſt, dergleichen das Weibchen ohngefähr 50 Tage lang alle Tage eins legt; zuvor aber macht es ein Loch in den Sand, wo die Flut nicht hinreicht, ohngefähr 2 Fuß tief, und hierein legt es dieſelben während der Brütezeit. Jn 25 bis 30 Tagen kriechen ſie aus, und laufen gleich ins Waſſer. Aus einem ſo kleinen Dinge wird dieſe ungeheure Schlange, deren Länge zehen bis funfzehen Ellen iſt, und welche ſo lange wächſet als ſie lebet, und dies währt, wie man glaubt, ohngefähr 60 Jahre lang. Man hat überall angemerkt, und Herodotus beſtätiget es, daß das Krokodil keine Zunge habe; aber D. Pococke verſichert uns, daß es ein fleiſchichtes Gewächs, wie eine Zunge geſtaltet, längshin an der Unterkinnlade hat, welches ihm darzu dienen mag, daß es ſeine Speiſe umwenden kann. Hinten an dem Unterkinn hat es zween lange Zähne, und in der obern Kinnlade ſind zwey Löcher, darein dieſe Zähne gehen, und wenn es den

Mund öfnet oder zumacht, ſo bewegt es, wider die Gewohnheit aller andern Thiere, nur die obere Kinnlade. Herodotus und Plinius ſagen, daß ſie den ganzen Winter über, ohne etwas zu freſſen, in Höhlen verborgen lägen. D. Pocoke aber verſichert, daß er ſie den ganzen Monath Januar in groſſer Anzahl geſehen habe. Die gewöhnliche Art, ſie todt zu machen, iſt, daß man ſie in den Bauch ſchießt; denn die Schuppen ihres Rücken und an den Seiten ſind ſo hart, daß beynahe nicht einmal eine Kugel eingehet. Es iſt ein argliſtiges, verſchlagnes Thier, und man ſagt, daß ſie, wenn ſie einen Menſchen allein ſehen, den ſie gerne in ihre Klauen haben möchten, zu weinen und ächzen anfangen, und ein klägliches Geſchrey machen, als wenn ſich jemand in der äuſſerſten Noth befände, bis ſie ihn zu ihrer Abſicht nahe genug gelockt haben, da ſie denn plötzlich auf ihn losſpringen, ihn mit dem Schwanze zu Boden werfen, und auf der Stelle zerreiſſen. Allein einige neuere Naturkündiger, welche dieſe Sache genauer unterſucht haben, geben dieſe Erzählung für ein Mährchen aus. Der alte engliſche Poet Spenſer *) macht hiervon folgende ſchöne Beſchreibung, in der Stelle, wo er die gefährliche Verſtellung und die falſchen Thränen der Dueſſa (oder Falſchheit) mit dem Krokodil vergleichet:

„Wie, wenn der müde Wanderer, der ſich am ſchlammichten Ufer des in ſieben Mündungen ausflieſſenden Nilſtrohms verweilet, nicht weiß, auf was für einem gefährlichen Wege er ſich befindet, und ein grauſames, liſtiges Krokodil antrift, welches in falſchen

*) Fairy Queen, Book I. Cant. 5. Stanza 15.

ſchen Klagen ſeinen gefährlichen Betrug verbirgt, heftig weint, und zärtliche Thränen vergießt; der thörichte Menſch, der indeß ſeinen bejammernswürdigen Zuſtand mitleidig bedauert, wird, ehe er ſichs verſieht, verſchlungen, da er ſich anderer Noth angenommen, und ſeine eigene vergeſſen hat.„

Daher kommt es, daß man heuchleriſche und verſtellte Traurigkeit und Weinen, nach dem gemeinen Sprichworte, Krokodilsthränen nennt.

Man hat auch in der Rhetorik einen ſehr ſcheinbaren Trugſchluß, den man Krokodil nennt, welcher, wie Herr Chambers in ſeinem Wörterbuche ſagt, ſeinen Namen von folgendem Vorfall, den die Poeten erdichtet, erhalten haben ſoll.

Ein armes Weib bat ein Krokodil, das ihren Sohn, da er am Ufer des Fluſſes hingieng, gefangen hatte, es ſollte ihn leben laſſen, und ihr ihn wiedergeben; darauf habe das Krokodil geantwortet, es wolle ihn leben laſſen und ihr wiedergeben, wofern ſie eine richtige Antwort auf eine Frage gäbe, die es ihr vorlegen würde. Die Frage war ſo: Werd ich dir deinen Sohn wiedergeben, oder nicht? Worauf das arme Weib, die einen Betrug vermuthete, ganz traurig antwortete: Du wirſt mir ihn nicht wieder geben: Und verlangte ihn wieder, weil ſie richtig geantwortet hätte. Du lügſt, ſagte das Krokodil, denn, wenn ich dir ihn wiedergebe, ſo haſt du nicht richtig geantwortet: ich kann ihn alſo, ohne deine Antwort falſch zu machen, nicht wieder zurückgeben.

Von dem Seepferde und der Egyptiſchen Maus.

Da ich euch eine kurze Beſchreibung von dem Krokodil gegeben habe, ſo will ich euch noch kürzlich ein paar Erzfeinde des Krokodils bekannt machen, nähmlich das Seepferd und die Indianiſche oder Egyptiſche Maus. Das Seepferd (Hippopotamus) welches von ſeinen Kopfe, der einem Pferdekopfe gleichkömmt, ſeinen Namen erhalten, iſt ſonſt faſt wie ein Kalb geſtaltet, hat vier Füße wie Gänſepfoten und eine runzlichte ſtarke Haut. Es hält ſich mehr auf dem Lande als im Waſſer auf und nährt ſich ordentlich von Graß. In das Waſſer begiebt es ſich bloß ſeiner Sicherheit wegen. Das brauchbarſte bey dieſem Thiere ſind die vier Zähne, welche ſich im untern Kinnbacken befinden und ziemlich weit aus dem Rachen herfürragen. Zwey davon ſind gekrümmt und ohngefähr ſo dick als ein Ochſenhorn und anderthalb Fuß lang. Man pflegt dieſe Zähne wegen ihres Glanzes und Weiße, die ſich niemals verändert, höher zu achten, als das gewöhnliche Elfenbein. Das Fleiſch von dieſem Thiere wird für eine ſehr angenehme Speiſe gehalten und das Fett davon pflegt man ſtatt der Butter zu gebrauchen. Sonſt iſt noch zu merken, daß einige Gelehrte durch den Behemoth, wovon im 40 Cap. v. 10. beym Hiob geredet wird, ein Seepferd verſtehen. Die Egyptiſche Maus (ichneumon ſ. lutra Aegypti), die von den Egyptiern auch die Pharaons Maus genannt wird, hat ohngefähr die Größe einer Katze, weiß, gelb und grau geſtreiftes Haar, einen Schweinsrüßel, kurze Ohren, ſchwarze Füße und einen langen Schwanz. Sie nährt ſich meiſtentheils von Fröſchen, Schlangen, Eydexen und Mäuſen, daher man ſich auch dieſer Thiere zum Mauſen bedienen kann, weil ſie ſehr leicht zahm

gemacht

gemacht werden können. Sie lauern auf das Krokodil, und wenn es mit ofnem Rachen ſchläft, kriechen ſie ihm in den Halß und freſſen ſich durch den Bauch wieder heraus; doch giebt es auch Schriftſteller, die die Wahrheit dieſer Sache in Zweifel ziehen und nur ſo viel behaupten, daß dieſe Thiere die Eyer des Krokodils im Sande aufzuſuchen und dieſelben zu zerbrechen pflegten.

Der Salamander (Salamandra), welchen man auch Molch zu nennen pflegt, iſt eine Art giftiger Thiere und faſt wie eine Eydexe geſtaltet. Er hat eine dunkelbraune oder ſchwärzliche Haut mit gelben glänzenden Flecken, und ſoll alles, was er bekriecht, vergiften. Die Alten erzählen von dem Salamander, daß er im Feuer lebe; allein die neuſten Erfahrungen haben gelehrt, daß dieſe Erzählung ganz ungegründet iſt. Er ſoll zwar wegen ſeiner kalten Natur eine kleine Zeit ohne Schaden in dem Feuer aushalten, aber nicht lange darinnen leben können. Denn wenn er auf glüende Kohlen gelegt wird, ſo läßt er einen Schleim aus dem Munde laufen, um die Gluth in etwas auszulöſchen. Läßt man ihn aber einige Zeit im Feuer, ſo verzehrt daſſelbe den Schleim und er ſelbſt muß, ſobald ſein Vorrath erſchöpft iſt, gleich andern Thieren verbrennen.

Vom Salamander.

Der Chamäleon iſt ein kleines vierfüßiges Thier, das gleichfalls unter die Claſſe der Amphibien gehört und in Arabien, Egypten, auch in andern Gegenden gefunden wird. Er ſieht beynahe wie eine Eydexe aus, nur daß er viel längere Beine hat. Seine ganze Länge beträgt nicht viel über eine Spanne. Auf dem Kopfe, welcher in Anſehung ſeines Leibes ziemlich dicke iſt, hat er gleichſam einen knorplich

Vom Chamäleon

Kamm, der dreyeckigt und oben ſpitzig iſt; daran befinden ſich zwo kleine Oefnungen, die ihm ſtatt der Naſenlöcher dienen. Er hat überdieſes große Augen, einen weiten Rachen und ganz kleine Zähne. Seine Zunge iſt am Ende offen und hohl und mit einem überaus klebrichten Geifer angefüllet. Der Schwanz iſt länger als der Leib; die Füße ſind entzwey geſpalten und mit ſpitzigen und krummen Klauen bewaffnet. Seine Haut iſt auſſerordentlich dicke und man erzählt, daß ſich die Farbe derſelben verändere, nachdem der Chamäleon verdrießlich oder aufgeräumt iſt. Wenn er vergnügt iſt, ſo ſoll die Haut ſo grüne, wie Smaragd ausſehen und mit ſchwärzlichen Streifen durchzogen ſeyn. Iſt er aber zornig, ſo ſoll ſie bleyfarbig, und wenn er ſich fürchtet, ganz blaß und verſchoſſen ausſehen. Bisweilen ſollen ſich auch alle dieſe Farben nebſt vielen andern unter einander vermiſchen und dadurch eine auſſerordentlich ſchöne Schattirung verurſachen. Ja man ſagt ſogar, daß er die Farbe der Gegenſtände annehme, die ſich um ihn befinden. Allein dieſe Erzählungen ſind auſſerordentlich unrichtig. Nach den neuſten und beſten Nachrichten ſoll er zwar bisweilen ſeine Farbe etwas verändern, aber ganz und gar nicht in dem Grade, wie man vorgiebt. Eben ſo unrichtig iſt auch eine andre Erzählung, da man ſagt, daß er bloß von der Luft lebe. Man hat übrigens dieſes Thier wegen der zuerſt angeführten Eigenſchaft zum Sinnbilde eines unbeſtändigen und veränderlichen Gemüths angenommen. Man ſagt daher im Sprichworte von einem Menſchen, der ein ſolch Gemüth beſitzt, daß er veränderlicher ſey, als ein Chamäleon.

Schüler. Sie haben mich bisher mit ſo verſchiednen wunderbahren Geſchöpfen, welche man in dem Meere,

in den Flüſſen und Sümpfen antrift, unterhalten, daß ich aus ihren Erzählungen auſſerordentlich viel Vergnügen geſchöpft habe und ihnen für dieſe Gütigkeit den verbindlichſten Dank abſtatte. Allein, befinden ſich nicht in der See und in den Flüſſen, auſſer den lebendigen Geſchöpfen, noch andre Merkwürdigkeiten und wollten Sie nicht ſo gütig ſeyn, mir auch hiervon eine kleine Nachricht zu ertheilen?

Lehrer. Man trift allerdings auſſer den Fiſchen und Amphibien noch eine Menge ſowohl lebendiger als auch lebloſer Geſchöpfe in den Seen und Flüſſen an. Ich habe euch auch ſelbſt von den beyden angeführten Gattungen nur eine kleine Anzahl bekannt gemacht, weil ich zu weitläuftig würde geworden ſeyn, wenn ich euch eine ausführliche Beſchreibung des ganzen Waſſerreichs hätte geben wollen. Aus eben der Urſache habe ich auch nichts von den Seegewächſen und andern Merkwürdigkeiten des Waſſers erwähnet, wovon ſich noch ſehr vieles ſagen ließe. Um aber euer Verlangen einigermaßen zu erfüllen, ſo will ich euch noch eine kurze Beſchreibung von einem der vornehmſten Seegewächſe mittheilen.

Von den Corallen.

Das Gewächſe aber, wovon ich jetzt handeln will, ſind die Corallen, wovon ihr ohne Zweifel ſchon öfters Nachrichten gehört und geleſen haben werdet. Es ſind ſteinigte Gewächſe, die man unter dem Waſſer an den Klippen antrift, welche harte Zweige haben und wie kleine Bäumchen ausſehen. Das ſonderbarſte hierbey iſt, daß ſie nicht, wie andre Gewächſe, in die Höhe, ſondern unterwärts wachſen, nähmlich ſo, daß die Spitzen gegen den Grund des Meeres zu ſtehen. Man findet ſie häufig in dem Mittelländiſchen Meere,

doch trift man auch in andern Seen und ſogar in einigen Flüſſen Corallen an. Die Zweige derſelben pflegt man insgemein Zinken zu nennen. Man glaubte ſonſt, daß die Corallen unter dem Waſſer ganz weich wären und nur auſſer demſelben erſt ihre Härte erlangten. Allein einige wiederlegen dieſe Meynung und berufen ſich deßwegen auf ihre damit angeſtellten Verſuche. Sie behaupten dagegen, daß die Corallen unter dem Waſſer eben die Härte beſitzen, die ſie auſſer demſelben haben, ausgenommen an den oberſten Enden, wo ſich eine weiße Feuchtigkeit wie Wolfsmilch befindet, die von einigen Corallenſaamen genannt wird. Man pflegt die Corallen in Anſehung der Farbe in rothe, weiße und ſchwarze einzutheilen, ohngeachtet andre wiederum die ſchwarzen nicht vor Corallen halten wollen, und alſo nur zweyerley Arten, nähmlich rothe und weiße, annehmen. Die rothen werden vornehmlich zu Arzeneyen gebraucht. Die Corallenfiſcherey geſchieht vom Anfange des Aprils bis gegen das Ende des Junii, worzu man bisweilen mehr als hundert leichte Fahrzeuge zu gebrauchen pflegt. Die Fiſcher aber verfahren hierbey folgendergeſtalt. Sie fügen zwey Zimmerhölzer kreuzweiſe zuſammen und befeſtigen in der Mitten ein groß Stück Bley, damit ſie das Holz dadurch zum Sinken bringen. Hierauf binden ſie Hanf oder Flachs um die Hölzer, und laſſen denſelben herab hängen. Das Kreuzholz ſelbſt befeſtigen ſie mit langen Seilen an das Vorder- und Hintertheil des Fahrzeuges, und alsdenn fahren ſie damit neben den Felſen vorbey. Wenn nun der Flachs oder Hanf an einen Corallenzweig kömmt, ſo wickelt er ſich um denſelben und zieht ihn mit fort. Nachdem ſie nun die Corallen aus dem Waſſer heraufgezogen, ſo reinigen ſie

dieſelben von dem Schlamm und Rinde; worauf ſie entweder zur Arzeney oder zur Verfertigung verſchiedner Waaren, als: Stockknöpfe, Degengriffe, Meſſerhefte, Roſenkränze und andrer Dinge, verkauft werden.

Das fünfte Capitel.

Von Inſecten und Gewürmen.

Nunmehr wollen wir die kleinern Geſchöpfe in Augenſchein nehmen, und einige von den verſchiedenen Geſchlechtern der Inſecten betrachten, die ſich auf der Erde und in der Luft aufhalten. Vielleicht aber bildet ihr euch ein, man könne bey ſolchen kleinen und ſchlechten Creaturen nichts merkwürdiges finden. Um dieſen Einwurf zu heben, wird es nicht unrecht ſeyn, wenn ich, ehe ich euch von einigen beſondern Gattungen eine Nachricht ertheile, euch zeige, daß, zu Erhaltung dieſer ſchwachen Geſchöpfe, die Hand der Vorſehung beſonders geſchäftig iſt; und daß ſeine Weisheit und Güte ſich in der Bildung und dem Bau ihrer Leiber, und in der Schönheit und Nutzbarkeit der verſchiednen Glieder derſelben, eben ſo herrlich geoffenbaret hat, als bey den größten und vornehmſten Thieren geſchehen iſt.

Wenn wir den groſſen Reichthum von Himmelblau, Grün, Scharlach, Gold, Silber, Demanten, Franſen und Gefieder betrachten, welche ihre Gewande, ihre Flügel, ihre Köpfe und Leiber zieren; wer kann ſich da entbrechen, die Güte ihres Schöpfers zu erkennen? Ihre Cörper ſind auf eine bewundernswürdige und ſehr verſchiedne

Art zuſammengeſetzt. Einige beſtehen aus ringförmigen Gliedern, die alle mit einer gemeinſchaftlichen Haut umgeben ſind, und ſich unter derſelben aus einander dehnen und an einander ziehen. Bey andern erblickt man unterſchiedliche Schienen, welche nicht zuſammenhängen, ſondern ſich bey der Bewegung über einander ſchieben. Bey noch andern findet man nur zwey bis drey Hauptheile, die vermittelſt eines Netzes oder einiger Fäden mit einander verbunden ſind. Die Gütigkeit des Schöpfers hat auch eben ſo ſehr für ihre Sicherheit als für ihren Schmuck geſorget, und ihnen Waffen gegeben, ſowohl, um die Anfälle der Feinde abzuhalten, als auch, um ſich ſelbſt zu vertheidigen. Die meiſten derſelben ſind entweder mit Zähnen, mit einer Säge, einem Stachel oder mit Klauen verſehen; und gemeiniglich bedeckt ein ſchuppichter Panzer ihren ganzen Leib. Die Sicherheit der meiſten derſelben beſteht in der Geſchwindigkeit ihrer Flucht; einigen kommen die Flügel zu ſtatten, andere laſſen ſich vermittelſt eines Faden, der ſie hält, von den Blättern, auf den ſie ſich aufhalten, ſchnell in eine gehörige Entfernung von ihrem Feinde herunter; andere bedienen ſich ihrer Hinterfüſſe, deren Schnellkraft ſie auf einmal ſo weit fortſchnellt, daß ihnen ihr Feind nicht mehr beykommen kann, ihnen zu ſchaden. Und wer kann die unendliche Weisheit genug bewundern, welche aus der Anlage der verſchiednen Glieder und Werkzeuge hervorleuchtet, die ihnen zu ihrer Erhaltung und zur Bequemlichkeit in ihren verſchiednen Beſchäftigungen, und der Art, wie ſie leben, gegeben worden ſind? Diejenigen, die ſpinnen, haben einen Spinnrocken und Finger, um ihren Faden zu machen: Die, ſo Netze und Schleyer weben, ſind mit einem Garn, Knaul und Schützen darzu verſehen. Einige bauen in Holz, und ſind deswegen mit Schnäbeln

verſe-

verſehen, die geſchickt ſind, ſelbiges zu durchbohren: Andre machen Wachs, und die ſind mit Scharren, Löffeln und Kellen verſehen. Einiger Köpfe ſind mit einem Rüſſel, einer Säge, oder Zänglein bewafnet, und haben an dem andern Ende ihres Körpers einen Bohrer, den ſie nach Belieben verlängern und drehen können, und damit graben ſie für ihre Familien mitten in die Früchte, in die Blätter, oder unter die Rinde der Bäume, bisweilen auch in das härteſte Holz, bequeme Wohnungen ein. Andere, die zarte Augen haben, ſind mit ein Paar Hörnern verſehen, um dieſelben zu verwahren, mit welchen das Thier, beſonders bey Nachtzeit, den Weg, wenn es fortgeht, ausforſcht, und durch ein lebhaftes und zartes Gefühl dasjenige entdeckt, was ihm ſchaden, es erſäufen, oder in Gefahr bringen könnte. Kurz, es fehlt ſo viel, daß die Kleinheit dieſer Geſchöpfe ſie ſollte verächtlich machen, daß vielmehr ihr künſtlicher Bau, eben deswegen, ein deſto gröſſer Erſtaunen in uns erwecken muß. Der groſſe Boyle pflegte, mit einer Anſpielung auf dieſen Umſtand, zu ſagen, daß ſeine Verwunderung über die groſſen Schlaguhren der Natur nicht ſo groß ſey, als über die Sackuhren derſelben. Und Herr Baker *) macht folgende Anmerkung: „Wenn wir den Bau einer Milbe mit dem Baue eines Elephanten vergleichen, ſo werden wir beynahe auf einerley Gedanken gerathen. Die Gröſſe und Stärke des einen wird uns in Verwunderung und Schrecken ſetzen; aber wir werden uns ganz im Erſtaunen verlieren, wenn wir die verſchiednen kleinen Theile der andern recht aufmerkſam betrachten. Denn die Milbe hat mehr Glieder, als der Elephante, deren jedes ſeine Blut- und Schlagadern,

*) In ſeinem vortreflichen Buch von Vergröſſerungsgläſern.

adern, Nerven, Muſkeln, Sehnen und Beine hat: Sie hat Augen, einen Mund, und (eben wie der Elephant) auch einen Rüſſel, um ihre Nahrung zu ſich zu nehmen; ſie hat einen Magen dieſelbe zu verdauen, und Eingeweide, dasjenige abzuführen, was nicht zur Nahrung zurück bleibt. Sie hat ein Herz, um den Umlauf des Blutes zu regieren, ein Gehirn, um die Nerven allenthalben mit Nervenſaft zu verſehen, und hat ſo vollkommne Zeugungsglieder, als das gröſte Thier. Laſt uns hierbey ſtille ſtehen, ſagt er, laſt uns zurück ſehen, und, ſo weit als unſre Fähigkeiten reichen wollen, die auſſerordentliche Kleinheit aller dieſer Glieder betrachten; und wenn wir finden, daß ſie erſtaunenswürdig ſind, und alle unſre Gedanken überſteigen, was ſollen wir denn erſt von den vielen Gattungen ſolcher kleinen Thierchen ſagen, gegen die eine Milbe, nach ihrer Gröſſe, gleichſam ein Elephant iſt?„

Schüler. Was Sie mir jezt von den Inſecten geſagt haben, hat mir die verächtliche Meynung, die ich von dieſer Gattung der Geſchöpfe beſtändig gehabt, ganz und gar benommen. Ich bin nunmehr recht begierig ſie näher kennen zu lernen, und ich freue mich, daß Sie ſo gütig ſeyn wollen, Ihren Unterricht fortzuſetzen. Vor allen Dingen aber möchte ich gern wiſſen, woher ſie eigentlich ihren Urſprung nehmen, und wie es kömmt, daß durch die Fäulung Inſecten entſtehen können?

Lehrer. Durch die Fäulung kann ganz und gar kein lebendiger Körper, nicht einmal der geringſte Wurm, hervorgebracht werden. Denn die Fäulung iſt nichts anders, als die Auflöſung der Theile, woraus ein Cörper beſtehet. So fault z. E. ein Stück Fleiſch, wenn die Luft von allen Gegenden in daſſelbe eindringt, die ſubtilen und flüchti-

flüchtigen Theilchen davon wegführt, die gröbern und erdichten aber zurückläßt, und durch die Bewegung, welche ſie unter ihnen verurſacht, dieſelben von einander trennet; daher wir ſehen, daß ein ſolcher verfaulter Cörper endlich ganz in Staub und Aſche zerfällt. Wie wäre es alſo möglich, daß lebendige Geſchöpfe, bey denen wir den künſtlichſten Bau ihrer Cörper und die bewundernswürdigſte Geſtalt antreffen, durch die Fäulung entſtehen könnten? Man findet zwar, und dieß hat zu dieſer irrigen Meynung Anlaß gegeben, in dem verfaulten Fleiſche und in andern verfaulten Sachen verſchiedne Arten von Würmern. Allein dieſe Würmer ſind nicht aus der Fäulung oder aus dem Fleiſche entſtanden; ſondern es hatten vorher gewiſſe Inſecten ihre Eyer in dieſes Fleiſch gelegt, welche hernach durch die Wärme ausgebrütet wurden. Von der Wahrheit dieſer Sache kann man ſich auch ſehr leicht durch die Erfahrung überzeugen. Wenn man von einem ganz friſchen Stücke Fleiſch einen Theil im freyen hängen läßt, den andern Theil aber in einem neuen Geſchirr wohl verwahret, ſo, daß keine Fliege darzu kommen kann, ſo wird man zwar bey beyden Stücken Fleiſch ſehen, daß ſie nach einiger Zeit verderben und in die Fäulung übergehen; allein Maden und Würmer wird man nur bey dem erſtern, aber nicht bey dem andern Stück antreffen. Daß aber einige Inſecten ihre Eyer gern in faulendes Fleiſch und andre dergleichen Sachen legen, rührt von der Vorſorge her, die ſie für ihre künftigen Jungen haben, welche an ſolchem Fleiſche gleich eine gute Nahrung antreffen. Man bemerkt überhaupt an dieſen kleinen Geſchöpfen, daß ſie ihre Eyer gemeiniglich nur an ſolche Oerter legen, wo ſich eine beqveme Speiſe für ihre Jungen befindet. Wenn man alſo ſchließen wollte, daß dergleichen Inſecten

aus

aus dem verfaulten Fleiſche entſtünden, weil ſie darinnen zuerſt angefangen zu leben; ſo wäre dieſes eben ſo viel, als wenn man glaubte, ein Hauß habe diejenigen Leute hervorgebracht, die man darinnen antrift. Es iſt alſo eine ausgemachte Sache, daß kein Inſect anders, als durch die Zeugung von ſeines gleichen, entſteht; und zwar geſchieht dieſes nicht bey allen auf einerley Weiſe. Einige gebähren ihre Jungen lebendig; das heißt, das Junge zerreißt gleich bey ſeiner Geburt die Hülle, worinnen es enthalten iſt, und kommt gleich in ſeiner völligen Geſtalt zum Vorſchein, ſo, daß es ſeinen Aeltern ähnlich ſieht. Andre hingegen zeugen ihre Jungen durch Eyer, worinnen das neue Thierchen auch nach der Geburt noch einige Zeit verbleiben muß, bis es durch Hülfe der Wärme nach und nach ausgebrütet wird.

Schüler. Ich ſehe immer mehr und mehr ein, daß ich mir bisher von den Inſecten ſehr falſche Vorſtellungen gemacht habe, und ich danke Ihnen auf das verbindlichſte, daß Sie mich von meinen Irrthümern in dieſer Sache ſo gütigſt zu befreyen ſuchen. Ich hoffe auch, daß Sie mir meine Bitte nicht abſchlagen werden, wenn ich Sie um die Erläuterung folgender Sache erſuche. Neulich hörte ich jemanden ſagen, daß aus den Raupen Schmetterlinge würden; iſt dieſes wirklich gegründet oder gehört es zu der obigen Meynung, daß gewiſſe Thiere aus der Fäulung entſtünden?

Lehrer. Nein, die Sache hat völlig ihre Richtigkeit, und weil ich ſehe, daß ihr begierig ſeyd, eure Kenntniß von den Inſecten zu vermehren, ſo will ich euch gleich eine kurze Nachricht von der Verwandlung dieſer Geſchöpfe ertheilen.

Einige Inſecten behalten diejenige Geſtalt, die ſie beym Auskriechen haben, zeitlebens unverändert. Z. E. die Spinnen leiden auſſer der Größe keine andre Veränderung, als daß ſie bisweilen ihre Haut ablegen. Allein die meiſten übrigen Arten der Inſecten ſind folgenden ſehr merkwürdigen Veränderungen unterworfen, wodurch ſie eine ganz andre Geſtalt erhalten, als ſie nach ihrer Geburt hatten. Erſtlich ſind dieſe Inſecten, wenn ſie aus ihrem Eye ausgekrochen, Maden oder Raupen. Dieſe Würmchen werden entweder von ihren Aeltern mit Nahrung verſorgt, oder befinden ſich ſchon an einen ſolchem Orte, wo es ein für ſie taugliches Futter giebt. Nach einiger Zeit, wenn ſie durch die genoßne Nahrung merklich zugenommen haben, hören ſie auf zu freſſen, ſpinnen ſich ein und bleiben eine Zeitlang in dieſer Hülle verborgen. In dieſem Zuſtande pflegt man ſie **Nymphen** oder **Püpchen** zu nennen, die bey verſchiednen Arten auch etwas verſchieden ſind. Endlich durchbrechen ſie ihre Hülle und kommen aus ihrer Gruft in einer ganz veränderten Geſtalt wieder hervor. Was vorher eine Made oder eine Raupe war, iſt nunmehr ein geflügeltes Thier, deſſen Haupt mit Federbüſchen oder auf eine andre Art ausgeziert iſt. In dieſem Zuſtande, welches der Stand der Vollkommenheit bey den Inſecten iſt, paaren ſie ſich, legen Eyer und ſterben alsdenn.

Schüler. Dieſe Verwandlungen der Inſecten, die Sie mir jetzt erzählt haben, ſind erſtaunenswürdig und verurſachen in mir verſchiedne Betrachtungen. Ich halte davor, das die Auferſtehung der Todten bey den Menſchen eben dasjenige iſt, was dieſe jetzt erzählten Verwandlungen bey den Inſecten ſind.

Lehrer. Ihr thut ſehr wohl, daß ihr euch bey Zeiten darzu gewöhnt, dergleichen Sachen nicht bloß dem Gedächtniß anzuvertrauen, ſondern auch darüber nachzudenken. Die Auferſtehung der Todten und die Verwandlungen, welche mit den Inſecten vorzugehen pflegen, ſind zwar nicht völlig einerley. Denn bey der Auferſtehung ſoll der Leib, welcher ſchon in Staub und Aſche aufgelößt worden, wieder ſeine ehmalige Zuſammenſetzung erhalten. Hingegen bey den erzählten Veränderungen der Inſecten, legt das Thier nur gewiſſe Theile ab, und einige Glieder, die zuvor nicht ſichtbar waren, entwickeln ſich nunmehr ſo, daß daraus eine andre Geſtalt entſtehet. Unterdeſſen iſt nicht zu leugnen, daß bey beyden einige Aehnlichkeit ſich befindet, und ihr könnt alſo gar wohl folgendergeſtalt ſchlieſſen: hat der Schöpfer ſchon bey der niedrigſten Gattung von lebendigen Geſchöpfen die Einrichtung gemacht, daß ſie durch gewiſſe Verwandlungen aus einem unvollkommneren Zuſtande in einen vollkommneren verſetzt werden, warum ſollte er dieſes nicht auch bey den Menſchen, d. i. bey denenjenigen Geſchöpfen, die nach ſeinem Ebenbilde geſchaffen ſind, thun können und wollen?

Nachdem ich euch alſo einen kurzen Begriff von den allgemeinen Eigenſchaften und von den Veränderungen der Inſecten gegeben habe, ſo will ich nunmehr zu der Beſchreibung einiger beſondern Inſecten und Gewürme fortgehen, woraus ihr ſehen werdet, daß der Schöpfer ſeine Weißheit und Macht auch im kleinſten Ungeziefer deutlich geoffenbahret hat.

Von den Bienen.

Die Biene iſt ſo bekannt, daß ich euch dieſelbe nicht erſt beſchreiben darf. Ich will demnach alles, was ich von dieſem vortreflichen und nützli=

nützlichen Inſecte zu ſagen habe, unter drey Hauptſtücke bringen, nämlich, von ihrer Regierung, ihrer Haushaltung, und ihrer Arbeit. Daß ſie Geſetzen und einer Regierung unterworfen ſind, wird von allen, die Beobachtungen über dieſelben angeſtellt haben, behauptet; und es iſt in jedem Bienenſtocke eine Biene, die gröſſer iſt, als alle andere, die von dem gemeinen Schwarm als ihr Monarch angeſehen wird, und dem ſie mit groſſer Treue gehorchen. Die Naturforſcher ſind nunmehr der Meynung, daß dieſe Beherrſcherin der Bienen, weiblichen Geſchlechts, und die Mutter des ganzen Stocks ſey; daß diejenigen, die man Dräner nennt, und gröſſer und dunkelbräuner ſind, als die gemeinen Bienen, deren nicht über 4 oder 500 in einem Stocke ſich befinden, die Männchen, und daß alle die gemeinen arbeitſamen Bienen weder männlichen, noch weiblichen Geſchlechts ſind. Die, ſo gläſerne Bienenſtöcke haben, ſind im Stande geweſen, viele artige Beobachtungen anzuſtellen. Dieſe ſagen uns, daß die Königin ihren Aufenthalt in dem obern Theile des Stockes habe; daß ſie, wenn ſie ſich öffentlich ſehen laſſe, welches doch nur ſelten geſchehe, mit einem geſetzten und majeſtätiſchen Weſen einhergehe, und von verſchiedenen groſſen Bienen (welches vermuthlich die Dräner oder Männchen ſind) begleitet werde, die ihr mit Ehrerbietung folgen, oder einen Kreis um ſie her machen, mit ihren Flügelchen flattern, und ausnehmend vergnügt zu ſeyn ſcheinen, daß ſie ſie ſehen; daß ſie bey irgend einer Noth groſſe Sorge für ſie tragen, und daß, wenn ſie durch einen Unglücksfall derſelben beraubt werden, ſie alle Arbeit liegen laſſen, weil ſie nunmehr keine Ausſicht mehr haben, für die Nachkommenſchaft zu ſorgen, ſich alſo verfliegen, oder verſchmachten und ſterben.

Was ihre Haushaltung betrift, ſo wird alle Arbeit im Stocke mit dem größten Eifer getrieben, und in dem ganzen gemeinen Weſen herrſcht eine vollkommne Eintracht. Ihre Wohnungen haben ſie gemein; ihre Speiſe und Vorrath, alle ihre Arbeiten haben ſie gemeinſchaftlich, ſie ſorgen auch gemeinſchaftlich für die Nachkommenſchaft; an gemeinſchaftlicher Gefahr nehmen ſie alle Antheil, und ſtreiten mit dem größten Muth und Standhaftigkeit für einander. Sie haben keine ſchädlichen oder eigennützigen Abſichten, und ſuchen keine Vortheile, die einander zuwider liefen, oder nicht mit einander beſtehen könnten; ſondern ſind in ihren vereinigten Bemühungen vollkommen glücklich, welche den Ueberfluß und Vorrath verſchaffen, der den Reichthum der ganzen Geſellſchaft, und eines jeden insbeſondre, ausmacht. Wenn ſie alleine, und von ihren Stöcken entfernt ſind, ſo bezeigen ſie ſich bey angethaner Beleidigung ſehr geduldig; befinden ſie ſich aber in der Nähe, daß ſie von ihren Kameraden Beyſtand haben können, ſo pflegen ſie ſich in ihrer Arbeit nicht ſtöhren zu laſſen, ohne es zu ahnden. Sie ſind alle mäßig und ſparſam, wenn ſie auch mitten im Ueberfluß leben; und ſind gegen einander ſehr gerecht und aufrichtig, aber geneigt, ihre Nachbarn ohne Barmherzigkeit zu berauben und auszuplündern, welches zwiſchen den Stöcken häufige Kriege und Unruhen verurſachet. Ihre Reinlichkeit geht ſo weit, daß ſie nicht das geringſte unangenehme in ihren Stöcken leiden; und wenn irgend etwas hineingebracht worden, das zu groß iſt, als daß es eine Biene allein fortbringen könnte, ſo pflegen verſchiedene ihre Kräfte zu vereinigen, um es aus dem Stocke zu ſchleppen; iſt es aber für alle zuſammen zu ſchwer, ſo machen ſie eine Art von Leim drüber, welcher verhindert, daß es ihren ſubtilen

Geruch

Geruch nicht beleidigt. Den Sommer über verſehen ſie ſich ſehr weislich mit einem hinlänglichen Vorrath, damit ſie im Winter nicht Noth leiden dürfen; und wenn der Frühling wieder kommt, und die jungen Bienen nun im Stande ſind, ſich ſelbſt zu verſorgen, und zu zahlreich worden, daß ſie der Stock nicht alle mehr faſſen kann, ſo ſchicken die Alten, die das Recht der Oberherrſchaft haben, eine Colonie oder Schwarm aus, daß ſie ſich nun ſelber forthelfen, und eine andre Wohnung ſuchen ſollen.

Was ihre Art zu arbeiten anbelangt, ſo iſt ſie erſtaunenswürdiger, als alles übrige bey ihrer Geſchichte. Wenn ſie anfangen, die Kuchen zu bauen, ſo theilen ſie ſich in vier Haufen; davon der erſte auf die Felder beſtimmt iſt, um Materialien zum Bau zu ſammlen, welche vornehmlich in dem feinſten Staube beſtehen, den ſie von den Blumen zuſammentragen, und woraus, wenn er mit einer kleberigen Materie vermiſcht worden, das Wachs verfertiget wird; der zweyte Haufe bearbeitet dieſe Materialien, und macht aus denſelben nur einen unvollkommnen Entwurf von dem Umfange und den Eintheilungen der Zellen, die nach der genaueſten mathematiſchen Richtigkeit ſechseckicht gebaut werden; der dritte Haufen unterſucht und verbeſſert die Winkel, ſchaft das überflüſſige Wachs weg, poliret und bringet das Werk zur Vollkommenheit; und der vierte Haufe beſteht aus Aufwärtern oder Handlangern, die dieſe Arbeiter, ſo lange ſie damit zubringen, mit Vorrath verſorgen. Und ihr Fleiß und Eifer iſt ſo groß, daß gemeiniglich der ganze Stock in 14 Tagen mit Kuchen ausgebaut iſt. Man hat noch viele andre artige Beobachtungen über die Bienen angeſtellt, aber dieſe mögen indeß genug ſeyn, euch neugierig zu machen, um weitere Unterſuchungen anzuſtellen, wenn ihr in den Wiſſenſchaften weiter kommt.

Von der Ameiſe. Nachdem ich euch dieſe Nachricht von den Geſetzen und Gewohnheiten der Bienen gegeben habe, die unter der Regierung eines Monarchen ſtehen; ſo wird es nicht undienlich ſeyn, euch einigen Unterricht von der Republik der Ameiſen zu ertheilen, die, obgleich ohne Monarchen, doch nach eben ſo ſchönen und heilſamen Geſetzen regieret werden. Gehe zur Ameiſe, du Fauler, ſagt Salomo, betrachte ihre Wege, und ſey weiſe, welche, ob ſie gleich keinen Führer, Aufſeher oder Regenten hat, ſich doch mit Speiſe im Sommer verſorget, und ſich ihre Nahrung in der Ernte ſammlet. Das Innere eines Ameiſenhaufen iſt eine Art einer in die Länge gebauten Stadt, die in verſchiedne Straſſen getheilet iſt, deren jede ſich bey einem Magazin endiget. Einige von den Ameiſen machen die Erde feſt, und überziehen ſie mit einem Leim, um zu verhindern, daß ſie nicht einfallen kann; andere bringen allerley Splitterchen von Holz zuſammen, die ſie oben über die Straſſen wegziehen, und brauchen dieſelben als Sparren, um die Decke zu tragen; und quer über dieſe legen ſie eine andre Reihe Splitter, und bedecken ſie mit Spreu, Gras und Stroh; dieſe führen ſie mit einer doppelten Abdachung auf, um den Lauf des Waſſers von ihren Magazinen abzuleiten, deren einige beſtimmt ſind, ihren Vorrath darinnen zu verwahren, und andre, daß ſie ihre Eyer darein legen. Aus dieſen Eyern entſtehen Maden, die ſich nach einiger Zeit Behältniſſe ſpinnen, Holzwürmer werden, und hernach Ameiſen. Die Liebe der Alten gegen ihre Jungen, ſo lange ſie in dem Puppenſtande ſind, iſt ſo ſtark, daß ſie, wenn eine Gefahr drohet, gleich mit ihnen davon laufen, und lieber ſterben, als ſie verlaſſen wollen. Um zu verhindern, daß das Korn, womit ſie ſich im Sommer zu ihrem Winterunterhalte

halte verſorgen, nicht keime und auswachſe, ſo beiſſen ſie den Keim ab, ehe ſie es aufheben; und damit die Feuchtigkeit der Erde nicht verurſache, daß es anlauft und fault, ſo verſehen ſie ſich mit trockner Erde oder Sand, um es drein zu legen, und wenn die Sonne heiß ſcheinet, ſo bringen ſie es öfters aus ihren Löchern heraus, um es zu trocknen und zu dörren. Was ihre Sommernahrung anbetrift, ſo nehmen ſie mit allem, was ſich nur eſſen läßt, vorlieb; da ſieht man eine mit einem Obſtkern beladen, eine andre ſich unter der Laſt einer todten Fliege winden; bisweilen findet man ihrer verſchiedene an etwas gröſſerm arbeiten, da ſie denn das, was nicht fortgebracht werden kann, auf der Stelle verzehren, und alles nach Hauſe ſchaffen, was ſich aufheben läßt. Aber nie darf die ganze Geſellſchaft einen Zug aufs Ohngefähr thun; einige werden als Spione abgeſchickt, um Kundſchaft einzuziehen, und nach den Nachrichten, die ſie bringen, begeben ſich alle, (nur die ausgenommen, die die Stadt bewachen, und für die Jungen ſorgen müſſen,) auf den Marſch, um entweder eine reife Birne, oder einen Zuckerkuchen, oder einen Kornſchatz anzugreifen. Und ſo wohl ihr Zug dahin, als ihr Rückzug, geſchieht mit gewiſſer Ordnung; der ganze Haufe muß ſich verſammlen, und in einem Zuge marſchiren; jedoch, da ſie ein freyes Volk ſind, ſo werden dieſe Verordnungen niemals mit groſſer Strenge vollzogen; wenn ſie unterweges ein neues Wildpret antreffen, ſo haben ſie die Freyheit, den Zug zu verlaſſen, und ſich deſſen zu bemächtigen. Ich habe euch alſo einige nützliche Wahrheiten von der Republik der Ameiſen, und dem Reiche der Bienen vorgetragen:

Der Ameis freyer Staat, die Monarchie der
Bienen;
Wie dorten alles preis und in Gemeinſchaft ſey,
In einer Anarchie, doch von Verwirrung frey;
Wenn hier auf eignes Recht, obgleich ein Haupt
gebiethet,
Sich jeder Bürger ſteift, und eigne Zellen hütet.

Pope.

Vom Ameiſenfreſſer. Weil ich jetzt von den Ameiſen geredet habe, ſo fällt mir der Ameiſenfreſſer (Formica Leo) ein, wovon ich euch gleichfalls eine kurze Beſchreibung geben will. Er iſt ohngefähr ſo groß wie eine Mülbe und hat einen länglich runden Leib, der gegen das Ende ſpitzig zuläuft. Er ſieht meiſtentheils dunkelgrau aus, doch iſt dieſe Farbe mit ſchwarzen Pünctchen untermiſcht. An ſeinem Kopfe, welcher platt und in Anſehung des Körpers ziemlich lang iſt, ſtehen ein paar glatte, gekrümmte Hörner; nahe an dieſen Hörnern ſitzen zwey kleine Augen, mit denen er ſehr ſcharf ſehen kann. Er hat ſechs Füße, davon ſich zwey am Halſe und viere an der Bruſt befinden. Er pflegt aber nicht vorwärts, ſondern meiſtentheils hinter ſich zu kriechen. Die Art und Weiſe, wie er ſeinen Raub fängt, iſt ſo merkwürdig, daß ich nicht umhin kann, dieſelbe kürzlich zu erzählen. Er macht ſich erſtlich auf eine ſehr künſtliche Weiſe eine Grube in trocknen Sand, und dieſer Grube giebt er eine kegelförmige Geſtalt, ſo daß ſie gegen die Tiefe zu immer enger und enger wird. Wenn er mit dieſer Arbeit fertig iſt, ſo verbirgt er ſich ganz unten in den Sand. Kömmt nun eine Ameiſe, Mücke oder andres kleines Ungeziefer dem Rande dieſer Grube nahe, ſo fallen, weil ſie abſchüſſig

gemacht

gemacht iſt, einige Sandkörnchen herunter, woraus er merket, daß etwas zu fangen ſey. Hierauf kriecht er ein wenig zurücke und erſchüttert durch ſeine Bewegung die ganze Grube, daß der obere Sand nebſt dem kleinen Thierchen herunter fallen muß. Will dieſes gefangne Thierchen ſich etwa geſchwind durch die Flucht retten, ſo wirft er ſo viel Sand in die Höhe, daß es dadurch nothwendig wieder herabſinken muß. Hat er es alsdenn in ſeine völlige Gewalt bekommen, ſo ſaugt er ihm allen Saft aus, nimmt den Leichnam auf ſeine Hörner und wirft ihn etliche Zoll weit von ſeiner Grube, welche er hernach wieder ausbeſſert, um ſie zu einem neuen Fange geſchickt zu machen. Weil es aber bisweilen geſchieht, daß er ſehr lange auf einen Beſuch warten muß, ſo hat ihm die gütige Natur die Eigenſchaft verliehen, daß er ganze Wochen und Monathe ohne Speiſe zubringen kann. Wenn er einige Zeit gelebt hat, ſo hüllt er ſich in ein klebrichtes Geſpinſte, das er aus ſich ſelbſt gezogen hat, und wälzt ſich im Sande, deſſen Körner ſich an das Geſpinſte feſt anhängen und dadurch ſo zu ſagen einen ſteinernen Sarg ausmachen. In dieſer Hülle bleibt er etliche Wochen, bisweilen auch zwey Monathe und länger verſchloſſen, leget ſeine Haut, Füße und Hörner ab, zerbeißt hierauf dieſelbe und kömmt in einer ganz veränderten Geſtalt als ein geflügeltes Thier wieder zum Vorſchein.

Von den Johanniswürmchen.

Die Johanniswürmchen (Lampyris, Cicindela), welche von der Jahrszeit, wo ſie am häufigſten herumfliegen, ihren Namen erhalten haben, ſind wegen des hellen Lichtes, das ſie im Finſtern von ſich geben, merkwürdig. Es ſind eigentlich kleine Käfer, die einen dunkelgrauen Rücken und

einen hellgrünen oder blaulichen Bauch haben. Auf dem Bauche befindet ſich ein kleines Bläschen, das einen gewiſſen Saft enthält. Sobald ſie dieſes Bläschen aufblehen, ſo fangen ſie an zu leuchten, ſobald ſie es aber wieder zuſammen ziehen, ſo hört dieſes Licht auf. Wenn man ein todtes Johanniswürmchen betrachtet, ſo findet man an demſelben Orte, wo es leuchtete, nichts als einen kleinen weißen Fleck, der aber nicht den mindeſten Glanz mehr von ſich giebt. Einige Gelehrte haben geglaubt, daß man aus dergleichen Käfern einen Phosphorum d. h. eine Materie, die bey Nacht von ſich ſelbſt leuchtet, verfertigen könnte; allein die Erfahrung hat gelehrt, daß ſie ſich in ihrer Meynung geirrt haben. Außer dieſen jetzt erwähnten Thierchen, giebt es noch andre Inſecten, welche eben dieſelbe Eigenſchaft haben. Vornähmlich findet man dergleichen in Indien, die weit größer ſeyn und noch mehr Licht von ſich geben ſollen. Man erzählt, daß die Indianer ſich derſelben ehemals ſowohl in ihren Häuſern, als auch auf der Reiſe ſtatt eines Lichtes bedienet und dabey geſponnen, und andre Arbeiten verrichtet hätten.

Vom Hafte. Der Haft, welcher auch Uferaas heißt, weil ihn die Fiſcher als ein Aas gebrauchen, um Fiſche damit zu fangen, und im griechiſchen Ephemerum genannt wird, weil er nicht über einen Tag lebt iſt ein kleines geflügeltes Inſect, das man alle Jahre in den Mündungen des Rheins, der Maas und einiger andern Flüſſe um St. Johannis herum antrift. Gemeiniglich aber ſieht man dergleichen Thierchen nur drey Tage hindurch über dieſen Flüſſen fliegen. Sie haben vier Flügel, zwey kleine Hörnchen, ſechs Füße, und zwey lange härige Schwän=

Schwänze. Wenn ſie aus dem Eye kommen, ſind es ſechsfüßige Würmchen, die ſich an den Flüſſen im Schlamme aufzuhalten pflegen. Sie wachſen ſehr langſam und ihre größte Länge beträgt ohngefehr drey Zoll. Wenn ſie ſich nun drey Jahre in einem ſolchen Zuſtande befunden haben, ſo verwandeln ſie ſich und werden aus ſchwimmenden Thieren fliegende von derjenigen Geſtalt, die ich vorhin angeführt habe. Allein, das Leben dieſer fliegenden Geſchöpfe iſt außerordentlich kurz, denn es währt nicht länger als höchſtens fünf Stunden und zwar mehrentheils von 6 Uhr Abends bis gegen 11 Uhr. Sie pflegen während dieſer Zeit nichts zu freſſen, ſondern ihre ganze Verrichtung beſteht darinnen, daß ſie auf die Fortpflanzung ihres Geſchlechts bedacht ſind. Dieſe kurze Dauer ihres Lebens hat zu verſchiednen moraliſchen Betrachtungen Anlaß gegeben. Sie ſcheint uns ſo auſſerordentlich kurz, weil wir ſie gegen das Leben der Menſchen zu halten pflegen, allein iſt nicht das längſte Leben eines Menſchen eine unendlich kleinere Zeit, wenn wir es mit der Ewigkeit vergleichen? Iſt es alſo nicht lächerlich, wenn wir auf ein langes Leben ſtolz ſeyn und uns der darinnen verrichteten Thaten rühmen wollen, die vielleicht gegen die Thaten eines vollkommneren Weſens für nichts zu halten ſind? Im Craftsmann, einer engliſchen Schrift, findet man hiervon folgende artige Gedanken, worinnen die Eitelkeit und der Stolz der Menſchen, welcher aus den unrichtigen Urtheilen über die Dauer des menſchlichen Lebens entſtehet, unter dem Bilde des Hafts auf eine ſinnreiche Weiſe abgeſchildert wird. Ich muß hierbey aber erinnern, daß dieſer Schriftſteller annimmt, als wenn der Haft vom Anfange des Tages bis zu Anfange der Nacht lebte, welches, wie aus dem vorhergehenden klar iſt, ſich etwas anders verhält. „Wir

„wollen ſetzen, ſpricht der Verfaſſer in der angeführten Schrift, nachdem er kürzlich das Leben des Hafts beſchrieben, daß einer von den ſtärkſten dieſer Hypanier (ſo nennt er dieſe Inſecte von einem Fluſſe in Scythien, Hypanis, wo man ſie ſehr häufig antrift) ſich einbildete, er wäre ſo alt als die Zeit ſelbſt; wir wöllen ferner annehmen, daß er bey Anbruch des Tages zu exiſtiren angefangen und durch die auſſerordentliche Stärke ſeiner Leibesbeſchaffenheit vermögend geweſen, die Beſchwerlichkeiten eines geſchäftigen Lebens durch die unbeſchreibliche Anzahl Secunden in 10 oder 12 Stunden auszuhalten. Während einer ſo langen Reihe von Augenblicken müßte er durch die Erfahrung und durch das Nachdenken über alles das, was er geſehen, ſehr hohe Weisheit erlangt haben. Er ſiehet ſeine Mitbürger, die um Mittag geſtorben, als ſolche an, die von der großen Menge Beſchwerlichkeiten, denen das hohe Alter unterworfen iſt, auf eine glückliche Weiſe befreyet worden. Er kann ſeinen Enkeln erſtaunliche Nachrichten von Begebenheiten erzählen, die über alle Jahrbücher der Nation hinausgehen. Der junge Schwarm, der aus Weſen beſteht, die etwa bereits eine völlige Stunde mögen gelebt haben, nahet ſich dieſem ehrwürdigen Altvater mit Ehrerbietung und höret ſeine lehrreichen Reden mit Bewunderung an. Eine jede Sache, die er ihnen erzählet, wird dieſem Geſchlechte, deſſen Leben ſo kurz iſt, als ein Wunder vorkommen. Die Zeit eines Tages wird ihnen die ganze Dauer der Zeit ſcheinen, und der Anbruch des Tages wird in ihrer Zeitrechnung die große Epoche der Schöpfung genannt werden. Nun wollen wir annehmen, dieſes ehrwürdige Inſect, dieſer Neſtor der Hypanier, verſammle kurz vor ſeinem Tode und gegen der Sonnen Untergang, alle ſeine Abkömmlinge, Freunde und Bekannte,

„um

„um ihnen ſterbend noch ſeine letzten Gedanken zu eröfnen, und ſeinen letzten Unterricht zu ertheilen. Sie eilen von allen Orten herbey und der ſterbende Weiſe redet ſie folgendergeſtalt an:

Geliebten Freunde und Mitbürger!

„Ich ſehe wohl, daß auch das längſte Leben ein Ende hat. Das Ziel des meinigen nahet heran und ich beklage mich über mein Schickſal nicht. Denn mein Alter war mir eine Laſt geworden und nichts unter der Sonnen war für mich mehr neu. Die großen Veränderungen und Unglücksfälle, die mein Vaterland verwüſtet, die vielen beſondern Zufälle, denen wir alle unterworfen ſind, die Gebrechlichkeiten, die unſerm Geſchlecht ankleben, und die Widerwärtigkeiten, die mich in meiner eignen Familie betroffen, alles das, was ich während eines ſo langen Lebens geſehen habe, hat mich von dieſer wichtigen Wahrheit, daß keine Glückſeeligkeit ſicher oder dauerhaft ſeyn kann, die man in Dingen ſucht, welche nicht in unſrer Gewalt ſtehen, nur allzuwohl überzeuget. Die Gefahr iſt groß, der unſer Leben unterworfen iſt. Ein ganzes Geſchlecht wurde durch einen rauhen Wind getödtet. Eine Menge von unſrer unachtſamen Jugend wurde durch eine unvermuthete kalte Luft ins Waſſer dahin geraft. Was für eine ſchreckliche Sündfluth habe ich von einem gählingen Platzregen entſtehen ſehen! Unſre dichteſten Dächer ſind nicht ſtark genug, uns wider einen Hagelſturm zu beſchützen. Eine ſchwarze Wolke macht das unerſchrockenſte Herz zitternd. Ich habe in den erſten Zeiten gelebt und Inſecten gekannt, die einen größern Körper, eine ſtärkere Leibesbeſchaffenheit, und ich mag wohl hinzuſetzen, auch eine weit gründlichere Einſicht beſaßen, als alle diejenigen, die das

„gegen-

„gegenwärtige Zeitalter aufweiſen kann. Ich kann euch verſichern, und ich erſuche euch, meinen letzten Worten zu glauben, daß ich eben dieſelbe Sonne, die man jetzt jenſeit des Waſſers erblicket und die nicht weit mehr von der Erde entfernt zu ſeyn ſcheinet, ehemals mitten am Himmel und ihre Strahlen ſenkrecht auf uns herabfallen geſehen. Die Erde war in dieſen vergangenen Zeiten weit mehr erleuchtet, die Luft viel wärmer, und eure Vorfahren waren mäſſiger und tugendhafter. Obgleich meine Sinnen geſchwächt ſind, ſo iſt mein Gedächtniß doch noch ungeſchwächt, und ich kann euch daher verſichern, daß ſich dieſes herrliche Weſen bewegt. Ich habe geſehen, wie es auf dem Gipfel jenes Berges aufgieng, und ich fieng mein Leben um eben dieſelbe Zeit an, als es ſeinen unermeßlichen Lauf antrat. Lange Zeit lief es mit einer bewundernswürdigen Hitze und mit einem Glanze, davon ihr euch keinen Begriff machen könnt, mit einem Glanze, der euch gewiß unerträglich geweſen ſeyn würde, am Himmel fort. Nun aber ſehe ich aus deſſelben Neigung und aus der merklichen Abnahme ſeiner Kraft voraus, daß es mit der ganzen Natur bald zu Ende gehen, und die Welt in weniger als 100 Minuten in Finſterniß vergraben werden wird. Ach! meine Freunde, wie ſchmeichelte ich mir ehemals mit der betrüglichen Hoffnung, als würde ich ewig auf dieſer Welt leben! Was für Vertrauen ſetzte ich nicht auf die Feſtigkeit meiner Glieder und auf die Stärke meiner Flügel! Jedoch ich habe für die Natur und Ehre lange genug gelebt. Von denen, die ich zurück laſſe, wird wohl niemand in dieſem Zeitpuncte der Finſterniß, der, wie ich ſehe, ſchon ſeinen Anfang genommen hat, ein gleiches Vergnügen genießen.„

Vom Seidenwurm.

Der Seidenwurm entſteht aus einem kleinen Ey, das nicht viel gröſſer, als ein Senfkorn iſt; er ſieht blaß aſchgrau, und lebt von Maulbeerblättern, oder, in Ermangelung dieſer, von Sallatblättern. So lange er in dieſer Geſtalt bleibt, muß er vier Krankheiten ausſtehen, davon jede drey Tage dauert, in welchen er gar nichts frißt, ſondern dicker, kürzer und reiner wird; und in jeder Krankheit verändert er ſeine Haut. Bald darauf fängt er an, ſich in ein Seidenſäcklein, oder Häuschen einzuſpinnen, das ohngefähr ſo groß als ein Taubeney iſt, in welchem Zuſtande er funfzehen bis zwanzig Tage, ohne das geringſte zu freſſen, eingeſchloſſen liegt, völlig ohne Leben und Bewegung zu ſeyn ſcheint, hernach ſich in einen Holzwurm verwandelt, und, nachdem er ſich aus ſeinem ſeidenen Grabe an einem Ende herausgefreſſen, zu einer Motte wird, welches ſein letzter Zuſtand iſt, der Zuſtand, in welchem er Eyer legt und ſtirbt. Dieſe Eyer werden ungefähr zehen Monathe lang aufgehoben, bis die rechte Zeit wieder kommt, welches der Anfang des Maymonaths iſt, alsdenn kriechen ſie für ſich ſelber aus, und werden Seidenwürmer. Diejenigen, ſo dieſe Inſecten halten, laſſen ſie niemals einen Weg aus ihrer ſeidenen Wohnung freſſen, weil das ihrer Arbeit Schaden thut; ſondern, gegen das Ende dieſes Zuſtandes, winden ſie die Seide von ihnen ab, und der verſchloſſene Wurm nimmt ſeine neue Geſtalt einer Motte an, ſo gut als wenn er ſeine ganze Zeit in ſeinem ſeidenen Behältniſſe zugebracht hätte. Die Quantität Seide, die man gemeiniglich von ſo einem Ball oder Häuschen abwindet, iſt ohngefähr 930 engliſche Ellen; aber der Faden iſt ſo auſſerordentlich fein, daß ſich deſſen Gewicht nicht über dritthalb Gran beläuft. ſ. Tab. II. A. B. C. D.

Dieſes

Von den Polypen.

Dieſes wunderbare Geſchöpf iſt nur ganz neuerlich entdeckt worden, und die Nachrichten davon ſind ſo auſſerordentlich erſtaunlich, daß viele Leute eine Zeit lang an der Wahrheit derſelben gezweifelt, und denſelben kaum Beyfall geben konnten. Es iſt ein kleines Inſect, das man in Gräben oder wäſſerigen Gegenden findet; der Leib deſſelben iſt eine Art einer hohlen Röhre, an deſſen Vordertheil viele Aerme angebracht ſind, womit es ſeinen Raub hält. Gemeiniglich hängt es ſich mit dem hintern Theil an ein Gewächs oder Blatt an, an dem es herunterhängt, und ſeinen Leib und Aerme nach ſeinem Gefallen zuſammenzieht oder ausſtreckt. Sie ſind freßgierige Thiere, und pflegen einen Wurm, der zwey bis dreymal ſo lang iſt, als ſie, zu verſchlingen. Wenn ihnen der Wurm mit dem Kopf oder Schwanze vorkommt, ſo wird er ſo hinunter geſchluckt, ſonſt muß er zwiefach hinunter, und macht verſchiedene Falten in dem Magen, der ſich erſtaunlich ausdehnt, um ihn zu faſſen. Der Wurm ſtirbt bald darinnen, und, nachdem er ausgequetſchet oder ausgeſaugt iſt, wird er wieder durch den Mund ausgeworfen. Sie bringen ihre Jungen durch eine Art von Vegetation an den äuſſerſten Theilen ihrer Körper hervor; es iſt was gewöhnliches, daß man deren fünfe bis ſechſe auf einmal herauswachſen ſieht, und wenn einer abfällt, ſo kommt ein anderer an deſſen Stelle nach. Das allererſtaunlichſte aber in der Geſchichte dieſes Inſects iſt, daß, man mag es zerſchneiden in ſo viele Theile als man immer wolle, aus jedem Stücke ein vollkommener Polype wird. Schneidet man ihn in zween Theile, ſo bringt das Kopfſtück einen Schwanz hervor, und das Schwanzſtück ſetzt einen Kopf und Aerme an, und dieſes geſchieht, wenn das Wetter warm iſt, in

24 Stunden, gemeiniglich aber innerhalb zween oder drey Tagen. Wenn man ihn in drey Stücke ſchneidet, ſo ſetzt das Kopfſtück ein Schwanzſtück und das Schwanzſtück ein Kopfſtück an, und an dem Mittelſtück wächſt ſowohl ein Kopf als Schwanz. Schneidet man ihn der Länge, durch den Kopf, Magen und Leib, entzwey, ſo iſt jedes Stück ein halber Polype, mit einem halben Kopf, Maul, und einigen Aermen; die Ränder dieſer halben Polypen ziehen ſich nach und nach in die Runde zuſammen, und vereinigen ſich mit einander, fangen beym Schwanze an, und aus dem halben Maule und halben Magen wird ein Ganzes, und in wenigen Stunden drauf freſſen ſie wieder einen Wurm, der ſo groß iſt, als ſie ſelber. Wenn man einen Polypen nimmt, und kehrt das Innere heraus, wie man einen Strumpf umkehrt, ſo wird das Auswendige die innere, und das Inwendige die äuſſere Seite, und das Thier wird eben ſo gut freſſen und ſaufen, als vorher. Die verſchiednen Geſtalten dieſes wunderbahren Geſchöpfs ſind auf der zweyten Tafel vorgeſtellt.

Von den Spinnen.

Ohngeachtet wir für den Spinnen meiſtentheils einen großen Abſcheu zu haben und uns nicht gern mit ihnen zu beſchäftigen pflegen, ſo verdient doch wirklich der künſtliche Bau ihres Körpers und die weiſe Einrichtung des Schöpfers, die aus demſelben hervorleuchtet, daß wir einige Augenblicke auf die Betrachtung dieſer Inſecten verwenden. Es giebt aber vielerley Arten von Spinnen, die ich nicht alle anführen will, weil ich alsdenn zu weitläuftig werden würde. Ich will alſo nur vornähmlich dasjenige berühren, worinnen die verſchiednen Arten derſelben mit einander übereinkommen. Bey einer jeden Spinne findet man

zwey Haupttheile, die durch ein ſehr dünnes Netze unterſchieden ſind. Der vorderſte Theil, welcher aus dem Kopfe und der Bruſt beſtehet, iſt mit einer harten Schale, der hintere aber mit einer ganz geſchmeidigen Haut überzogen, und beyde ſind mit Haaren bewachſen. Sie haben meiſtentheils acht Augen, die an verſchiedenen Theilen des Kopfes ſtehen, damit ſie gegen alle Gegenden ſehen können; doch giebt es auch einige, bey denen man nur ſechs Augen antrift. Forn am Kopfe haben ſie zwey kleine Füße oder Hörner mit ſägenförmigen Klauen, deren ſie ſich ſtatt der Hände bedienen, und darzwiſchen 2 Stacheln mit Oefnungen, woraus diejenige Materie kömmt, die man das Gift der Spinnen nennt. Ausserdem findet man bey ihnen noch acht größere Füße, welche, wie die Füße der Krebſe, mit Gelenken und am Ende mit drey krummen Klauen verſehen ſind, wodurch ſie ſich auf ihrem Gewebe und auf andern Oertern feſt anhalten. Damit ſie aber auch auf glatten Flächen gut fortkommen können, ſo hat ſie die Natur noch überdieſes mit runden Ballen verſehen, die ſich an den Klauen befinden; und dieſer pflegen ſie ſich zu bedienen, wenn ſie ſanfter auftreten und die Klauen einziehen wollen. Am Ende des Bauches haben ſie etliche Eyter, welche ſie nach Belieben öfnen und zuziehen können. Aus dieſen Eytern laſſen ſie einen gewiſſen klebrichten Saft flieſſen, womit ihr ganzer Körper angefüllt iſt, und woraus ſie ihre Faden machen. Nehmlich wenn ſie die Eyter öfnen, ſo läuft dieſer Saft heraus, verdickt ſich an der Luft, und bildet einen Faden, welcher immer länger wird, je weiter die Spinne fortgehet. Wenn ſie ſich nun an einem ſolchen Faden heruntergelaſſen haben und gern wiederum in die Höhe wollen, ſo ziehen ſie die Eyter zu, halten ſich mit den Füßen feſt an, und klettern auf dieſe Weiſe an dem

Faden herauf. Durch die Verbindung einer Menge ſolcher Faden verfertigen ſie ihr Gewebe, deſſen ſie ſich hauptſächlich darzu bedienen, um Fliegen, Mücken und ander dergleichen kleines Ungeziefer zu fangen, denen ſie das Mark und Blut auszuſaugen pflegen. Zu dem Ende richten ſie auch ihr Gewebe ſo ein, daß von allen Enden deſſelben Fäden gegen den Mittelpunct zu laufen, worinnen ſie ſelbſt verborgen liegen. Wenn nun ein ſolcher Faden von einer Fliege oder Mücke berührt wird, ſo ſpüren ſie gleich dieſe Bewegung in ihrem Lager und kommen heraus, um den Raub zu haſchen. Sie zeugen übrigens ihre Jungen durch Eyer, wie ſchon oben erinnert worden iſt, und dieſe Eyer pflegen ſie ſehr ſorgfältig in einem darzu geſponnenen Säckchen zu verwahren. Es geht auch weiter keine Veränderung mit ihnen vor, wie ich gleichfalls ſchon angemerkt habe, als daß ſie alle Jahre einmal ihre Haut ablegen.

Von der Tarantel.

Die Nachricht, welche Herr Chambers in ſeiner Cyclopädie von der Tarantel gegeben hat, iſt ſo vollſtändig und hinreichend, daß ich mir weiter gar keine Mühe geben darf, als nur das, was er zuſammen getragen hat, abzuſchreiben. Die Tarantel, ſagt er, iſt eine Art von Spinnen, (Tab. 2.) und hat ihren Namen von der Stadt Tarentum in Apulien, wo man ſie vornehmlich findet. Sie iſt ohngefähr ſo groß als eine Ecker, hat acht Füſſe und eben ſo viel Augen; ihre Farbe iſt verſchieden, aber ſie iſt allemal haarig; von ihren Munde gehen zwey Hörner oder Rüſſel heraus, die etwas krumm gebogen, und deren Spitzen ſehr ſcharf ſind, wodurch ſie den Gift von ſich laſſen.

Dieſe Hörner, wie Herr Geoffroy anmerkt, ſind in beſtändiger Bewegung, beſonders, wenn das Thier Nahrung ſucht, daher muthmaſſet er, daß es wohl eine Art von beweglichen Naſenlöchern ſeyn mögen.

Man findet die Tarantel auch in verſchiedenen andern Gegenden in Italien, und ſo gar auf der Inſel Corſica, aber die apuliſchen ſind allein gefährlich; ſogar dieſe, ſagt man, wenn man ſie an einen andern Ort bringt, werden unſchädlich. Man ſagt, daß man ſich ſelbſt in Apulien nur vor denen ſehr zu fürchten habe, die man in den Ebenen findet, weil die Luft daſelbſt heiſſer, als auf den Gebirgen iſt. Herr Geoffroy erinnert es als eine Meynung anderer, daß die Tarantel niemals, auſſer zur Paarzeit, giftig wäre; und Baglivi ſagt, ſie wäre es nie, auſſer in der Sommerhitze, beſonders in Hundstagen, da ſie raſend wird, und alle, die vorbeygehen, anfällt.

Der Biß verurſachet einen Schmerz, der anfangs demjenigen, welchen man bey einem Bienenſtich oder Ameiſenbiß fühlet, ziemlich gleich zu ſeyn ſcheint; etliche Stunden drauf empfindet der Patiente eine Mattigkeit in den Gliedern, und der beſchädigte Theil bekommt einen kleinen blau und gelben Krais, woraus hernach eine ſehr ſchmerzhafte Geſchwulſt wird. Eine Weile darauf verfällt er in eine tiefe Traurigkeit, athmet ſehr ſchwer; der Puls wird ſchwach, die Sinne vergehen ihm; endlich verliert er alle Empfindung und Bewegung, und ſtirbt ſo, wenn ihm nicht geholfen wird. Dieſe Zufälle aber ſind nicht bey allen einerley, es kommt dabey auf die Natur der Tarantel, und den Zuſtand des Patienten an. Andere unerklärliche Zufälle bey dieſer Krankheit ſind dieſe, daß die Leute einen Abſcheu für Schwarz und Blau, hingegen ein Vergnügen am Weiſſen, Rothen und Grünen empfinden.

Alle Hülfe, welche die Arzneykunſt im Stande geweſen iſt, durch Nachſinnen zu erfinden, beſteht in einigen Umſchlägen auf die Wunde, in Herzſtärkungen, und ſchweistreibenden Mitteln; dieſe thun aber wenig Wirkung; das, was unendlich mehr ausrichtet, und worauf die Vernunft nimmermehr hätte fallen können, iſt die Muſik.

Sobald der Patiente die Empfindung und Bewegung verlohren hat, probiret ein Muſikus verſchiedene Stückchen auf einem Inſtrumente, und wenn er das getroffen, deſſen Töne und Melodie mit dem Patienten harmoniren, ſo ſieht man gleich an ihm, daß er einige ſchwache Bewegungen macht. Erſt fangen die Finger an, ſich nach dem Takt zu bewegen, hernach ſeine Aerme, alsdenn die Beine, und nach und nach der ganze Körper. Endlich ſteht er wieder auf und fängt an zu tanzen, wobey ſeine Kräfte und Munterkeit immer zunehmen. Mancher pflegt ganzer ſechs Stunden hinter einander wegzutanzen. Hernach bringt man ihn ins Bette, und wenn man glaubt, er habe ſich von ſeinem erſten Tanz hinlänglich erholet, ſo lockt man ihn durch eben das Stückchen aus dem Bette, daß er noch einmal tanzt. Dieſes treibt man einige Tage, höchſtens aber ſechs bis ſieben Tage; da ſich der Patiente ſehr abgemattet befindet, und ganz auſſer Stande iſt, zu tanzen, welches das Kennzeichen iſt, daß er curiret ſey; denn ſo lange das Gift auf ihn wirkt, würde er, wenn man es haben wollte, ohne Aufhören forttanzen, bis er durch den bloſſen Abgang der Kräfte hinſtürbe.

Wenn der Patiente merket, daß er müde iſt, ſo fängt er an, wieder zu ſich zu kommen, und erwacht, wie aus einem tiefen Schlaf, ohne daß er ſich des geringſten, was vorgegangen iſt, auch nicht einmal ſeines Tanzens,

erinnert. Bisweilen iſt der Patient, wenn er ſich von ſeinem erſten Anfalle wieder erholet, gänzlich curirt; geſchieht das aber nicht, ſo hängt ihm ein melancholiſches niedergeſchlagenes Weſen an; er meidet den Anblick der Menſchen, ſucht Waſſer, und wenn man nicht recht genau auf ihn Achtung giebt, ſo ſtürzt er ſich in einen Fluß. Stirbt er nicht, ſo kommt der Anfall alle Jahr um die Zeit wieder, und man bringt ihn aufs neue zum Tanzen. Einige ſind 20 bis 30 Jahre hinter einander mit dieſem Anfalle geplagt geweſen. Jedes Tarantelſtückchen hat ſeine beſondre und eigne Melodie, überhaupt aber ſind es lauter flüchtige und muntere Melodien, die die Cur verrichten.

Dieſe Nachricht hat Herr Geoffroy bey ſeiner Rückkunft aus Italien 1702. der königl. Academie der Wiſſenſchaften vorgelegt, und ſie iſt durch Briefe von F. Gouge beſtätiget worden. Dergleichen Geſchichte hat uns auch Baglivi in einer beſondern Abhandlung von der Tarantel geliefert, welche 1696. herausgekommen iſt. Hingegen Schwammerdam und einige andre Gelehrten verſichern aus glaubwürdigen Nachrichten, daß die Erzählungen von dergleichen Curen durch die Muſik, nichts als Mährchen wären, welche Landläufer und Betrüger erdichtet hätten.

Von den Perlenmuſcheln.

Da ich mich wegen der Kürze, die ich mir vorgeſetzt habe, und die euer Alter nothwendig macht, in keine Beſchreibung der Muſcheln einlaſſen kann, indem die Mannichfaltigkeit derſelben ſo groß iſt, daß auch eine ſehr kurze Erzählung der vornehmſten Arten ſchon eine ziemlich weitläuftige Abhandlung ausmachen würde; ſo will ich euch doch wenigſtens

ſtens eine kurze Beſchreibung derjenigen Muſchel mittheilen, aus welchen wir eine ſehr bekannte Art von Edelſteinen, nähmlich die Perlen, erhalten. Man pflegt aber die Schalen von dergleichen Muſcheln Perlenmutter zu nennen, und verſchiedne Sachen, wie euch nicht unbekannt iſt, daraus zu verfertigen. Die rechten Perlenmuſcheln betragen mehrentheils etwas über 4 Zoll im Durchſchnitte. Ihre Schalen liegen blätterweiſe über einander und ſind ziemlich dick. Ihre Farbe iſt dunkelgrün mit etwas hellgrün vermiſcht. Inwendig glänzen ſie, wie ein Opal, von allerhand Farben, welche am Rande herum ſich nach und nach in grünem und rothem Glanz verliehren. Die Perlen ſind nichts anders als kleine Steinchen, die in dem Leibe des Thieres, welches in der Muſchel wohnt, oder in den Schalen, aus einer zähen Feuchtigkeit, welche das Thier von ſich giebet, wie andre Steine in den Leibern verſchiedner Thiere, erzeuget werden. Einige behaupten, daß es eigentlich die Eyer der Muſcheln wären und man ſie daher auch nur bey den Weibchen fände. Außer den angeführten Perlenmuſcheln aber giebt es auch noch verſchiedne Arten von Auſtern und andern Seemuſcheln, worinnen man bisweilen Perlen antrift. In den neuern Zeiten hat der berühmte Ritter Linne die Kunſt erfunden, die Erzeugung der Perlen in den Muſcheln zu vervielfältigen.

Von den Gartenſchnecken.

Die Schnecken ſind zwar ſo bekannte Gewürme, daß eine Beſchreibung derſelben euch faſt überflüſſig ſcheinen könnte; allein da man nicht alle Eigenſchaften derſelben durch das bloße Anſchauen mit unbewafneten Augen und durch eine flüchtige Betrachtung entdecken kann, ſo hoffe ich, daß es euch nicht unangenehm ſeyn wird, wenn ich dasjenige von

den Gartenſchnecken erzähle, was euch bisher vielleicht noch nicht ganz bekannt geweſen ſeyn wird. Bey ihrer Größe und äußern Geſtalt will ich mich nicht aufhalten, weil euch dieſes mehr als zu bekannt iſt. In Anſehung ihrer Geburth iſt zu merken, daß ſie gleich in ihrer völligen Geſtalt und mit dem Häußchen auf dem Rücken aus dem Eye hervor kommen, auch weiter keine Veränderung als in Anſehung der Größe leiden. Die Vergrößerung ihrer Wohnung, welche ihr Wachsthum nothwendig macht, geſchieht allezeit an der Oefnung, weil der Leib der Schnecke ſich an keinem andern Orte ausdehnen kann. Der Stoff zu dieſem Anbaue iſt ein gewiſſer Schaum oder Saft, welcher aus dem Leibe der Schnecke durch die Schweislöcher herausdringet, ſich alsdenn verdicket und zu einem feſten Körper wird. Was man insgemein ihre Hörner nennt, ſind nichts anders als Nerven, davon die oberſten beyde an ihren Spitzen die Augen enthalten. Das allermerkwürdigſte bey dieſen Thieren iſt, daß ſie Zwitter ſind. Das heißt, eine jegliche Schnecke iſt ſo wohl männlichen als auch weiblichen Geſchlechts und bey der Begattung iſt jede Braut und Bräutigam zugleich. Wenn ſich die kalte Witterung anfängt, ſo verkriechen ſich die Schnecken in ein Loch, und laſſen aus ihrem Leibe eine klebrichte Materie fließen, welche an der Oefnung ihres Hauſes gerinnet und daſſelbe verſchließet. In dieſem Zuſtande bleiben ſie ſo lange, bis der Frühling wieder zurückkehret, da ſie dann auch ihr Hauß wieder eröfnen und nach ihrer Nahrung ſich umſehen.

Es giebt noch viele andere Wunder unter dieſen kleinen Geſchöpfen, welche euch eine unendliche Gelegenheit zum Nachdenken und zum Vergnügen geben werden, wenn ihr einmal werdet Luſt bekommen, weitere Unterſu-

chungen anzuſtellen; jetzo aber wollen wir ſie verlaſſen, und denjenigen herrlichen Theil von Geſchöpfen betrachten, welche die Luft bewohnen.

Das ſechſte Capitel.

Von Vögeln.

Wenn wir die Natur und den Bau der Vögel überhaupt anſehen, ſo werden bey uns natürlicher Weiſe viele Betrachtungen entſtehen, die uns von der Weisheit und Güte Gottes noch mehr überzeugen werden, die alle ihre Kräfte ſo wunderbar angelegt hat, daß ſie zu dem beſtimmten Nutzen und Endzwecken dienen müſſen. Alle ihre Glieder, ſagt der gelehrte Herr Ray, ſind vollkommen zum Fliegen eingerichtet. Die Muſkeln, die zur Bewegung der Flügel dienen, ſind die größten und ſtärkſten, weil zur Bewegung derſelben viel Kraft erfordert wird. Die untere Seite derſelben iſt auch concav gemacht, und die obere convex, damit ſich dieſelben leichter heben laſſen, und die Luft deſto ſtärker ſchlagen, welche eben dadurch dem Niederſinken ihrer Körper deſto kräftiger widerſtehet. Alsdenn iſt auch der Rumpf ihres Körpers einigermaſſen dem Gebäude eines Schiffes ähnlich; der Kopf gleicht dem Vordertheile deſſelben, und iſt meiſtentheils klein, damit er die Luft deſto leichter zertheilen, und ihren Körpern den Weg bahnen möge; der Schwanz dient darzu, daß ſie damit ihren Flug lenken und richten, und ihren Körper, wie das Schiff mit dem Ruder, wenden können, welches man deutlich an dem Habicht ſieht, der, durch

eine kleine Wendung ſeines Schwanzes, ſeinen Körper, wohin er will, bewegt. Es dient aber der Schwanz nicht allein zur Richtung und Regierung des Flugs, ſondern er hilft auch den Körper mit tragen, und im Gleichgewichte erhalten; deswegen ſteht er, wenn er ausgebreitet iſt, mit dem Horizont in gleicher Linie, und nicht ſenkrecht, wie bey den Fiſchen. Und damit ſie ſich im Fluge deſto leichter in der Luft erhalten können, ſo ſind ihre Körper nicht allein klein und hohl, ſondern haben auch eine breite Geſtalt; ja, ſo gar ihre Beine ſind dünner und leichter, als bey andern Thieren. Ihr Gefieder iſt auch beſonders darzu eingerichtet, ihre kleinen Körper zu verwahren, daß die Kälte nicht eindringen kann. Und weil der Vogel verſchiedene Jahre leben ſoll, die Federn aber mit der Zeit ſich abnußen, und nothwendig Schaden leiden würden, ſo hat die Natur dafür geſorgt, daß ſie ſich alle Jahr mauſen und wieder neue bekommen. Und um zu verhindern, daß ihre Federn nicht durch den Regen leiden mögen, ſo haben alle Vögel ein Säckchen mit Oel angefüllt, das wie eine Bruſtwarze ausſieht, welches ganz zu äuſſerſt an ihrem Körper angebracht iſt. Dieſe Warze hat verſchiedene kleine Oefnungen, und wenn der Vogel merkt, daß ſeine Federn trocken, ſchmußig, oder voll Lücken ſind; oder wenn er vorausſieht, daß bald Regen kommen wird, ſo kneipt er ſeine Warze mit dem Schnabel, drückt die öhlichte Feuchtigkeit heraus, und indem er ſeinen Schnabel nach und nach über den größten Theil derſelben wegzieht, ſchmiert er dieſelben und legt ſie zurecht, giebt ihnen einen Glanz, und füllt mit dieſer kleberigen Materie alle Lücken aus; hernach ſchlupft das Waſſer nur über den Vogel weg, weil alle Zugänge zu deſſen Körper völlig verſchloſſen ſind. Die Enten, die Gänſe, und alle dergleichen Vögel, die

im Waſſer leben, ſind mit dieſer öhlichten Materie ſehr reichlich verſehen.

Die mannichfaltigen Geſtalten und verſchiedenen Lagen ihrer Neſter, die Sorgfalt und Mühe, mit welcher ſie ihre Eyer in Acht nehmen, und die Geburt und Aufziehung ihrer Jungen, verdienen ebenfalls eure Aufmerkſamkeit, und verlangen eure größte Bewunderung. Ihr werdet einen erſtaunlichen Unterſchied in den Materialien, in der Bauart und Lage der Neſter der verſchiednen Gattungen antreffen, jedoch, daß alle von einerley Gattung völlig überein bauen. Manche bauen ihre Neſter auf die Gipfel der Bäume, manche unter die Dächer der Häuſer, andre ſetzen ſie in Geſträuche und noch andre auf die Erde in das Graß. Hierbey aber beobachten ſie allemal dieſes, daß ihre Neſter für den Regen hinlänglich bedeckt ſind. Sie legen auch dieſelben ſo regelmäßig an, daß ſie zu der äuſerſten Wand grobe Sachen, als Dornen, Binſen, ſtarke Strohhalmen, dickes Moos und dergleichen ſich ausſuchen. Auf die erſtere und ziemlich unförmliche Schicht folgen mehrere Schichten, die aus feinern Baumaterialien beſtehen und welche ſie ſo genau und künſtlich mit einander verbinden, daß weder der Wind noch das Ungeziefer ſich einen Eingang machen kann. Das innerſte der Neſter pflegen ſie mit ganz weichen Sachen z. E. mit kleinen Federn, mit Wolle oder mit Seide zu überziehen und gleichſam auszutapezieren, daß ſie und ihre Jungen eine deſto wärmere und beqvemere Wohnung haben. Wenn die Brüt- oder Setzzeit kommt, ſo werdet ihr ſehen, daß dieſe flüchtigen und unſtäten Geſchöpfe ihren natürlichen Hang vergeſſen, und ſich auf ihre Eyer ſetzen, ſich einen etliche Wochen dauernden Zwang anthun, und dem Vergnügen,

welches eine ſo angenehme Jahrszeit geben muß, entſagen, wobey man eben ſo ſehr über ihre Sorgfalt, als über ihre Zärtlichkeit erſtaunen muß. Und wenn denn ihre Jungen zum Vorſchein kommen, ſo werdet ihr ſehen, wie ſie alle ihren Fleiß und Aufmerkſamkeit anwenden, um ſie mit Nahrung zu verſorgen, ſie für Gefahr zu ſchützen, und wie ſie alle Sorge für ihre Erziehung anwenden, bis ſie ſich ſelbſt forthelfen können; und alsdenn hört dieſe zärtliche Aelternliebe auf.

Die Urſache des Ziehens einiger Arten Vögel, oder daß ſie zu gewiſſen Jahrszeiten ſo plötzlich verſchwinden, wird ebenfalls eine Unterſuchung ſeyn, die euch einiges Vergnügen machen wird. Wo die Schwalbe, der Storch, der Guguk, nebſt einigen andern, hinziehen, oder wo ſie ſich verbergen, woher ſie die Zeit wiſſen, wenn ſie kommen oder fortgehen ſollen, dieſes alles wird euch Stoff zu artigen Unterſuchungen, und zu einem nützlichen Vergnügen geben.

Ihr müßt aber dieſen Unterricht mehr als eine kurze Anleitung und Anweiſung anſehen, wie ihr das Buch der Natur durchgehen, und in demſelben leſen ſollt, als ihn für eine vollſtändige und weitläuftige Nachricht von alle der mannichfaltigen und nützlichen Erkenntniß halten, die ihr darinnen finden werdet. Vorjetzo habt ihr zu mehrern weder Zeit, noch Fähigkeiten. Unterdeſſen will ich euch die natürliche Geſchichte einiger der merkwürdigſten Vögel vorlegen, und alsdenn wollen wir zu den vierfüſſigen Thieren fortgehen.

Vom Adler.

Es giebt viele Arten Adler, aber der ſo genannte Goldadler iſt der vornehmſte, und wird gemeiniglich für den König der Vögel gehalten. Man

Man findet ihn in den arabiſchen Wüſten, und in den entlegenſten Gegenden von Scythien, oder der groſſen Tartarey. Es iſt ein ſehr ſtarker Vogel, der auſſerordentlich kühn, und ſehr freßgierig iſt, und der ſeinen Raub ſehr hitzig verſchluckt. Er iſt von anſehnlicher Gröſſe, und iſt von dem Aeuſſerſten des Schnabels bis ans Ende des Schwanzes beynahe vier Fuß lang, und wenn er die Flügel ausbreitet, ſo iſt von einer Spitze zur andern beynahe ſechs Fuß. Sein Schnabel iſt ſehr ſtark, krummgebogen, wie ein Haken, und ſcharf; ſo ſind auch ſeine Klauen oder Krallen. (Tab. IV. f. 10.) Sein gewöhnlicher Raub ſind Haaſen, Kaninchen, junge Ziegen, Lämmer u. d. g. wenn ihn aber der Hunger ſehr plagt, pflegt er auch gröſſere Thiere anzugreifen. Sein Geſicht iſt ſo ausnehmend ſcharf und durchdringend, daß er ſeinen Raub auf der Erde ſehen kann, wenn er auch noch ſo hoch in der Luft ſchwebt; und er ſchießt mit erſtaunlicher Geſchwindigkeit auf ihn herab. Da ihm ſein Auge bey Entdeckung ſeines Raubes ſo groſſe Dienſte thun muß, ſo hat die Natur eine Erfindung gemacht, um es ſorgfältigſt zu verwahren, und hat es, ſtatt zweyer, mit vier Augenliedern oder Decken verſehen. Sein Geruch iſt eben ſo vollkommen als ſein Geſicht; denn man erzählt von ihm, daß er ein Aas viele Meilen weit riechen könne. Ihre Neſter bauen dieſe Vögel gemeiniglich an hohe und unerſteigliche Felſen, oder auf die Gipfel alter groſſer abgebrochener Bäume, und legen ſelten mehr als zwey oder drey Eyer auf einmal. Dieſe Eyer brüten ſie ohngefähr in dreyßig Tagen aus. Ihre Jungen füttern ſie ſo lange mit dem ausgeſognen Blute aus den gefangnen Thieren, bis ſie im Stande ſind, ſtärkere Speiſe zu vertragen. So bald ſie ſtark genug ſind, ſo nehmen ſie dieſelben mit ſich, und lehren ſie nach

und nach fliegen. Wenn ſie nun darinnen hinlänglich geübt ſind, ſo bringen ſie ihnen weiter keine Speiſe mehr, ſondern jagen ſie von ſich. Sie werden erſtaunlich alt, einige meynen gar 300 Jahre, welches aber vermuthlich ein Irrthum iſt.

Vom Strauß. Den Strauß (Tab. IV. f. 9.) hält man für den größten Vogel, wenigſtens iſt er der höchſte unter allen, indem er vollkommen ſo hoch iſt, als ein Mann zu Pferde. Man trift ihn ſowohl in Africa, als in Arabien, beſonders in den arabiſchen Sandwüſteneyen an. Am Kopf und Schnabel gleicht er der Ente, am Halſe und Rücken aber dem Cameel, welches gleichfals einen ſehr langen Hals und erhabnen Rücken hat. Seine Flügel ſind nach Proportion ſeines Körpers nicht groß genug, ihn von der Erde zu heben, ſondern dienen ihm nur als Segel oder Ruder, um die Luft zu zertheilen, oder ſich dawider zu ſtemmen, und geben ſeinen Füſſen eine groſſe Geſchwindigkeit. Die Füße ſelbſt ſind mit einer hornichten Materie verſehen, welches ihn in den Stand ſetzt, daß er feſt auftreten, und lange Zeit nach einander weglaufen kann, ohne ſich Schaden zu thun. Man jaget dieſe Vögel öfters mit Windhunden, und wenn ſie in Gefahr ſind, ertappt zu werden, ſo ſtehn ſie plötzlich ſtill, laſſen einen ihrer Flügel herunter hangen, und bedecken damit ihren ganzen Körper, laſſen ſich den Hund ein Maul voll Federn ausrupfen, und alsdenn machen ſie ſich wieder auf die Beine, und ehe der Hund die Federn wieder los werden kann, ſind ſie wieder ein groſſes Stück voraus. Man erzählt ſonſt als eine Merkwürdigkeit von dieſer Art Vögel, daß ſie wider die Natur der übrigen Geſchöpfe, gar nichts von derjenigen Liebe blicken ließen, die ſonſt die

Alten gegen die Jungen zu haben pflegen, indem ſie ihre Eyer in den Sand legten, ſie gänzlich vergäſſen und von der Sonne ausbrüten ließen. Allein einige behaupten das Gegentheil und ſagen, daß die Strauße ihre Jungen ſelbſt ausbrüteten und zwar ſo, daß das Männchen ſein Weibchen ablöſe und wenn das eine über den Eyern ſitze, das andre die Speiſe ſuche. Die Eyer ſelbſt ſind ſo groß wie ein Kinderkopf, und haben eine glänzende, glatte und geſprengelte Schale. Daß die Strauße Eiſen und Kieſelſteine verdauen könnten, iſt eine Fabel. So viel iſt zwar wahr, daß ſie bisweilen kleine Stückchen Eiſen und Steine verſchlucken, ohne Zweifel deßwegen, daß ſie ihren Magen dadurch reinigen wollen. Allein ſie geben alle dieſe Sachen unverdaut wieder von ſich. Uebrigens hält man dieſe großen und anſehnlichen Vögel nicht eben für die klügſten. Denn ſie ſollen, wenn ſie verfolgt werden, den Kopf hinter einen Baum oder Strauch ſtecken und ſich einbilden, daß ſie von dem Jäger nicht geſehen würden, wenn ſie denſelben nicht ſähen.

Vom Schwan.

Der Schwan iſt einer von den vornehmſten Vögeln, die Latſchen haben, und ſowohl auf dem Lande, als im Waſſer leben. Es iſt ein groſſer und prächtiger Vogel, ſieht ſchneeweiß aus, und hat auf einem ſchönen Canal, oder auf einem Fluſſe ein ſehr ſchönes Anſehen. Sein Hals iſt ſehr lang, und beſteht aus etliche zwanzig bis dreyſſig Gelenken, welche ihn geſchickt machen, daß er damit, wie mit einer Angelruthe, fiſchen kann. Beym Schwimmen, ſagt man, braucht er einen Fuß als ein Ruder, und den andern, um den Körper damit zu regieren. Sie bauen ihre Neſter gemeiniglich an den Ufern der Flüſſe in das Geſträuche; und ſo

lange das Weibchen ſitzt, pflegt das Männchen alles, was ſich ihrem Neſte nähert, mit groſſer Wuth und Hartnäckigkeit anzufallen. Wenn ſie ſich auf dem Lande aufhalten, ſo freſſen ſie Gräs oder Getreyde, und im Waſſer leben ſie von Fiſchen oder Fiſchrogen; und man ſagt, daß ſie wohl hundert Jahre alt werden. Die Meynung, als wenn dieſer Vogel noch vor ſeinem Tode ſehr ſchön ſänge, iſt ein gemeiner Irrthum, und mag vermuthlich aus der Fabel der Alten entſtanden ſeyn, daß die Seele des Orpheus, eines alten griechiſchen Dichters und Muſici, vermöge der Seelenwanderung in einen Schwan gefahren wäre.

Vom Pelican. Weil man von dem Pelican (Tab. III. f. 4.) ſehr viele unrichtige Sachen zu erzählen pflegt, ſo will ich euch eine kurze Nachricht von der wahren Beſchaffenheit dieſes Vogels mittheilen. Er wird ſonſt auch Meergans oder Kropfgans genannt und vornehmlich in Amerika und Aſien gefunden. In Anſehung ſeiner Größe und Farbe kömmt er einer Gans ziemlich gleich und daher hat er auch die letztern Namen erhalten. Sein Schnabel iſt ohngefähr 2 Zoll breit und 16 bis 17 Zoll lang. An dem Vordertheil des Halſes, welches ganz glatt iſt, hängt ein großer weiter Kropf, welchen er nicht nur mit Speiſe, ſondern auch vornehmlich mit Waſſer zu füllen pflegt. Seine Neſter legt er mehrentheils in Wäldern an und richtet dieſelben ſo künſtlich ein, daß ſie das Waſſer halten können, welches er ſeinen Jungen in ſeinem Kropfe zuträgt, theils damit es ihnen nicht an Getränke fehle, theils auch daß ſie bey Zeiten ſich an das Schwimmen gewöhnen. Das wunderbarſte hierbey iſt, daß die Tiger und andre wilden Thiere,

welche

welche dieſe Neſter des Waſſers wegen fleißig aufſuchen, ohngeachtet ſie ſonſt nichts zu verſchonen pflegen, doch den jungen Pelicanen keinen Schaden thun. Dieſe Vögel ſind übrigens ſehr ſchwer und können daher auch nicht weit fliegen. Sie pflegen gemeiniglich den Kopf in die Höhe zu halten und die Spitze ihres Schnabels auf die Bruſt zu legen. Die Alten erzählen, daß die Schlangen die Jungen der Pelicane tödteten, und daß dieſe Vögel alsdenn ſich die Bruſt aufhackten, und ihre Jungen mit ihrem Blute beſpritzten, wodurch dieſe wiederum lebendig würden. Allein alles dieſes nebſt verſchiedenen andern Dingen, die man von ihnen erzählt, ſind nichts als Mährchen, die ſonderlich von den Poeten und Rednern, welche ſich derſelben zu Gleichniſſen und Sinnbildern bedient haben, ausgebreitet worden ſind.

Von dem Storche.

Der Storch (Tab. III. f. 5.) kann euch in Anſehung ſeiner Größe und äuſſerlichen Geſtalt nicht unbekannt ſeyn, indem dieſe Art von Vögeln bey uns nicht ſelten iſt, daher ich mich bey der Beſchreibung dieſer Dinge nicht aufhalten will. Es giebt aber vornehmlich zweyerley Arten von Störchen, weiße mit ſchwarzen Flügeln, und ganz ſchwarze. Dieſe wohnen gern in den Wäldern, jene aber halten ſich am liebſten in den Städten und Dörfern auf. Sie bauen ihre Neſter gern auf die Dächer, Feuermäuern oder hohen Bäume, und der gemeine Mann hält es vor ein gutes Zeichen, wenn ein Storch auf einem Hauſe geniſtet hat; ſo wie er im Gegentheil einem Hauſe ein nahes Unglück prophezeyt, wenn die Störche ihr Neſt, auſſer der gewöhnlichen Zeit, verlaſſen oder gar daſſelbe wegtragen. Ihre Nahrung beſteht größtentheils in Schlangen, Fröſchen,

Eyderen

Eydexen und anderm Ungeziefer, welches ſie auf den Wieſen und in den Moräſten zuſammen ſuchen; daher dieſe Vögel überaus nützlich ſind. Sie füttern auch ihre Jungen mit dergleichen Ungeziefer, denen ſie aber, ſo lange ſie noch ſchwach ſind, dieſe Speiſen zu zerqvetſchen pflegen. Es iſt bekannt, daß ſie gegen den Herbſt wegziehen und im Frühlinge wiederkommen, man kann aber noch mit keiner völligen Gewißheit ſagen, wo ſie eigentlich hinziehen. Man behauptete ſonſt insgemein, daß die Störche ſich den Winter über in wärmern Ländern aufhielten, allein dieſe Meynung wird durch einige neuere Beobachtungen etwas zweifelhaft. Denn man hat bisweilen im Winter große Haufen von Störchen gefunden, die ganz todt geſchienen, aber wenn man ſie in die Wärme gebracht, gleich wieder lebendig geworden. Es iſt alſo wahrſcheinlich, daß ſie unſre nördlichen Länder nicht verlaſſen, ſondern bey uns, nach Art der Schwalben, überwintern.

Von dem Colubri.

Unter den vorhergehenden Vögeln, die ich euch beſchrieben habe, waren einige wegen ihrer beſondern Größe merkwürdig, jetzt will ich euch einen Vogel bekannt machen, der vornehmlich durch ſeine, auſſerordentlich kleine Geſtalt berühmt geworden iſt. Dieſer Vogel heißt Colibri und wird vorzüglich in Amerika angetroffen. Er iſt nicht größer als eine große Fliege oder ein Maykäfer. Seine Schönheit iſt eben ſo merkwürdig als ſeine Geſtalt. Er hat einen grünen und wie Gold glänzenden Kopf; an dem Halſe, Rücken und obern Seite der Flügel ſieht man die Regenbogenfarben. Die untere Seite der Flügel und der Bauch iſt goldgelb, ſeine Schenkel ſind grün, der Schnabel und die Füße ſind ſchwarz und glänzend. Die

Augen

Augen ſind gleichfals ſchwarz und blitzen wie Diamanten. Der Schnabel iſt nicht ſtärker als eine Nadel und damit pflegen dieſe Vögel den Thau und den Saft aus den Blumen zu ſaugen, worinnen ihre Nahrung beſtehet. Das Männchen hat auf dem Kopfe einen Federbuſch von grüner und goldgelber Farbe. Ihre Neſter legen ſie mehrentheils zwiſchen den Zweigen und Blättern eines Pomeranzenbaums an und zwar verfertigen ſie dieſelben von den Faſern einer gewiſſen Pflanze, die nicht viel ſtärker ſind als ein Haar und füttern ſie inwendig mit Baumwolle aus. Ihre Eyer ſind nicht größer als Erbſen. Es giebt einige Verſchiedenheiten unter dieſen Vögeln, die ich aber zur Vermeidung der Weitläuftigkeit nicht anführen will, zumal da dieſelben nicht eben beträchtlich ſind.

Von der Nachtigall.

Unter allen Singevögeln räumt man der Nachtigall den Vorzug ein; ihre Töne ſind lieblicher, wohlklingender und mannichfaltiger, als aller andern Vögel ihre. Und es iſt merkwürdig, daß ſie erſt anfängt, oder wenigſtens noch fort ſingt, wenn alle andere Vögel ſchon aufgehört haben; als wenn ſie ſichs bewußt wäre, daß ihr Geſang eine beſondere Achtung verdiente. Man bekommt ſelten einen von dieſen Abendſängern zu Geſichte; es kommt aber die Schönheit ihres Geſieders der Melodey ihrer Lieder gar nicht bey, indem ſie dunkelröthlich braun iſt; und an Größe und Geſtalt gleicht ſie dem Emmerling. Die Zeit, da ſie ſingen und hecken, iſt vom Ende des Aprils, bis zu Anfang des Junius, hernach bekommt man ſie weder mehr zu hören, noch zu ſehen, bis dieſe Jahreszeit einmal wiederkommt; dergeſtalt, daß ſie viele als einen wegziehenden Vogel anſehen. Die beſondere Bildung und der zarte Bau der

Kehlen bey den Singevögeln, die ſo ganz eigentlich geſchickt gemacht ſind, die allerfeineſte Modulation in der Stimme zu machen, iſt einer aufmerkſamen Betrachtung gar wohl würdig.

Von der Schwalbe.

Dieſes iſt einer der bekannteſten unter denen, die man ziehende Vögel nennt, weil es ein Hausvogel iſt, der ſich nur in Städten und Dörfern aufhält, und ſein Neſt ſogar in unſern Häuſern baut. Die Bauart dieſer Neſter, die Baumaterialien, und die Art, wie die Schwalbe dieſelben zu brauchen weiß, iſt etwas ganz Erſtaunenswürdiges. Sie braucht weder Reiſig, noch Heu, oder anders Bindwerk, wie es auch Namen habe; ſondern ſie benetzt ihre Bruſt und Flügel auf der Oberfläche des Waſſers, und alsdenn ſchüttelt ſie dieſe Feuchtigkeit auf den Staub, durcharbeitet ihn, und macht mit ihrem Schnabel eine Art von Mörtel oder Zeug daraus, womit ſie eine Wohnung aufführet, die ſowohl ſicher als bequem iſt, und das mit ſo bewundernswürdiger Richtigkeit und Regelmäſigkeit, daß es auch für die menſchliche Kunſt unnachahmlich iſt. Was das Ziehen dieſer Vögel anbelanget, oder, daß ſie zu Ende des Sommers verſchwinden, darüber ſind die Naturforſcher ſehr uneinig: indem einige glauben, daß ſie gegen das Ende des Septembers einmüthig davon ziehen, und in ein wärmeres Clima fliegen; andere aber meynen, ſie verbergen ſich in die Felſen und Höhlen, oder unter das Waſſer, wo man ſie bisweilen in groſſer Menge, wie ein Bienenſchwarm, mit den Füſſen an einander hangend, gefunden hat. Und daß dieſes ſeine Richtigkeit habe, wird auch daraus wahrſcheinlich, weil man ſie im Anfange des Frühjahrs ge-

meiniglich bey Felſen oder an wäſſerigen Orten antrift, wo ſie ganz matt herumfliegen, als wenn ſie gleichſam ihre Flügel probiren wollten, nachdem ſie allererſt von ihrem Winterſchlafe wieder aufgewacht ſind.

Von der Fledermaus.

Ich will meine Nachricht von Vögeln mit der Fledermaus beſchlieſſen, weil ſie etwas mit der Natur der Vögel und der vierfüſſigen Thiere gemein hat. Ihr Kopf, Leib, und die Haare oder der Pelz, womit ſie bedeckt iſt, haben mit der Maus ihren ſehr viel Aehnlichkeit; ſie bringt auch ihre Jungen ſo zur Welt, daß ſie vollkommen, wie die vierfüſſigen Thiere, ausſehen, und ſäuget dieſelben auch. Sie kommt darinnen mit gefiederten Geſchöpfen überein, daß ſie nur zwey Beine, groſſe Flügel und das Vermögen zu fliegen hat. Ihre Flügel beſtehen aus einer ganzen Haut, faſt wie die Füſſe der Waſſervögel zuſammengewebt, und an den Enden der Flügel ſind zween Haken oder Krallen, deren ſie ſich bedienen, um ſich, ſo lange ſie freſſen, ſchlafen oder ausruhen, daran zu hängen. Dieſe Geſchöpfe laſſen ſich ſehr ſelten bey Tage ſehen, ſondern fliegen nur in der Abenddämmerung herum, und man ſagt, ſie ſchlieſen den ganzen Winter über in den Löchern alter Häuſer oder Gemäuer. Es iſt ein ſehr geſchicktes Bild eines Menſchen, der einen falſchen oder doppelten Character annimmt, und bald in dieſer, bald in einer andern Geſtalt erſcheinet; und wie man dergleichen Menſchen verachtet, und aus allen rechtſchaffnen Geſellſchaften entfernet; ſo hat auch dieſer zweydeutige Wurm weder die Ehre unter den Vögeln, noch unter den Thieren zu ſtehen.

Das ſiebente Capitel.
Von vierfüſſigen Thieren.

Wir ſind nunmehr auf denjenigen Theil thieriſcher Geſchöpfe gekommen, welche ſowohl in dem Bau ihrer Körper, als auch nach den Kräften ihrer Seelen den Menſchen am nächſten zu kommen ſcheinen. Ich habe deswegen die Betrachtung über denjenigen Grundtrieb bis hieher verſparet, von dem man ſagt, daß er auſſer den Menſchen, die ganze thieriſche Welt regiere, ich meyne den Inſtinct. Eine Betrachtung über dieſen Grundtrieb, und über den Unterſchied zwiſchen ihm und der Vernunft, wird für euch ſowohl einen lehrreichen, als angenehmen Unterricht abgeben. So, wie der Urheber aller Dinge die menſchliche Seele mit der Grundkraft der Vernunft begabt hat, die den Menſchen in den mannichfaltigen Vorfällen des Lebens leiten und regieren ſoll; ſo hat er auch in alle niedrigere Geſchöpfe eine Grundkraft gepflanzt, welche, ob ſie gleich nicht ſo edel, und von ſo weitläuftigem Umfange, dennoch ein einförmigerer und ſicherer Führer, als die Vernunft ſelbſt, iſt. Dieſe Grundkraft nennen wir den Inſtinct. Er zeigt ſich bey jeder beſondern Gattung von Thieren auch auf verſchiedene Art; doch iſt er bey jedem Thiere der Natur, und den Umſtänden dieſer verſchiedenen Gattungen, angemeſſen. Auf dieſe Art wiſſen alle Geſchöpfe, wie der gelehrte Herr Ray anmerket, wie ſie ſich vertheidigen, und ihren Feinden ſchaden ſollen, wo ihre natürlichen Waffen angebracht ſind, und wie ſie dieſelben gebrauchen müſſen. 1) Ein Kalb pflegt ſeinen Kopf ſo zu tragen, als wenn es mit ſeinen Hörnern ſtoſſen wollte, ſo-

gar ſchon, ehe ſie ihm noch anfangen zu wachſen. Der Eber weiß, wie er ſeine Hauer, der Hund ſeine Zähne, das Pferd ſeinen Huf, der Hahn ſeine Sporen, und die Biene, wie ſie ihren Stachel brauchen ſoll. Nun weiß ich aber keine Urſache, warum ein Thier, das keine Hörner oder Sporen hat, nicht thun ſollte, als wenn es ſtoſſen, oder mit den Füſſen hauen wollte, auſſer die, weil jede Art durch eine gewiſſe Beſtimmung auf den Gebrauch ihrer eigenen und natürlichen Waffen geleitet wird. 2) Das Hünervieh, Rebhüner und andre Vögel kennen die Raubvögel, ſo bald ſie dieſelben nur ſehen, und geben ihren Jungen durch einen beſondern Ton ihrer Stimme ein Zeichen davon, welche ſich ſogleich darauf verbergen. 3) Alle junge Thiere wiſſen, ſo bald ſie zur Welt kommen, ihre Nahrung: z. E. diejenigen, welche mit Milch genährt werden, finden gleich den Weg zu den Zitzen, und ſaugen daran; da hingegen ſolche, die nicht zu dergleichen Nahrung beſtimmt ſind, niemals zum Säugen ſich erbieten, auch dergleichen niemals ſuchen. 4) Diejenigen Thiere, die Latſchen an Füſſen haben, es mögen Vögel oder andere Thiere ſeyn, werden von der Natur getrieben, ins Waſſer zu gehen, und da zu ſchwimmen; welches wir an den jungen Enten ſehen, die, ob ſie gleich einer Henne untergelegt und von ihr ausgebrütet worden, dennoch, ſo bald ſie von ihr an einen Fluß oder Teich geführt werden, ſie ſo gleich verlaſſen, und hineingehen, ob ſie ſchon vorher niemals dergleichen geſehen haben, und ohngeachtet die Henne noch ſo ſehr kluckt und ruft, und alles mögliche anwendet, um ſie davon abzuhalten. 5) Vögel einerley Art, bauen ihre Neſter alle von einerley Materialien, welche nach einerley Ordnung und vollkommnen nach einerley Figur gelegt ſind; ſo, daß man, ſobald man nur

ein Neſt ſiehet, gleich wiſſen kann, was für einem Vogel es gehöret; und dieſes thun ſie in weit von einander entlegenen Ländern, ob ſie gleich nie vorher ein gemachtes Neſt geſehen haben. Auſſer dieſen iſt das artige und künſtliche Gewebe ſolcher Neſter, und ihre Schicklichkeit und Bequemlichkeit für die Anbauer derſelben, daß ſie ihre Eyer hineinlegen, dieſelben brüten und aushecken, auch ihre Jungen pflegen können, dies, ſage ich, iſt ein ſtarker Beweiß, daß ſie von einer Weisheit angeführt, die gröſſer iſt als ihre eigene, und ſolche Endzwecke zu erreichen faſt gezwungen werden, die ſie, in ſo weit wir die Sache einſehen können, ſelber nicht ſuchen, ſondern drauf geführt werden. **Sie handeln nicht nach Kunſt,** ſagt Ariſtoteles, **ſie unterſuchen auch nicht, berathſchlagen ſich auch nicht über das, was ſie thun.** Und deswegen haben ſie, wie D. Cudworth ſehr wohl anmerket, die Weisheit, nach der ſie handeln, nicht in ihrer Gewalt, ſondern ſie verhalten ſich blos leidend gegen den Inſtinct, und die Eindrücke, die er auf ſie macht. Was kann endlich bewundernswürdiger ſeyn, als das Ziehen gewiſſer Gattungen von Vögeln, aus einem heiſſern Lande in ein kälteres; oder aus einem kältern in ein heiſſeres, nachdem es ihre Natur und die verſchiedenen Jahreszeiten mit ſich bringen? Was bewegt ſie denn, ihren Aufenthalt zu verändern? Wer weiſet ihnen, wo ſie ihren Weg hinnehmen müſſen? Was treibt ſie denn an, über eine See wegzuziehen, davon ſie kein Ende ſehen, und was ſetzt ſie in den Stand, die Empfindung des Hungers, und die Furcht, zu ertrinken, zu überwinden? Dieſe und viele andere Wunder kann man bey den unvernünftigen Thieren entdecken; doch, daß es nur Inſtinct, und nicht Vernunft ſey, darnach ſie handeln, erhellet augenſcheinlich daraus, weil in allen ihren

ren Arbeiten gar keine Veränderung iſt, ſondern jede Gattung behält von Natur und zu allen Zeiten, ohne Anführung oder Erlernung, immer einerley Art und Weiſe bey, da hingegen die Vernunft oft ohne Vorſchrift, und zwar auf vielerley Art, dasjenige abändern würde, was der Inſtinct nach einer einzigen macht. Die Vernunft des Menſchen iſt eine thätige und fruchtbare Kraft, die ſich ihrer Zwecke bewußt iſt, und dieſelben unaufhörlich zu erweitern pflegt, welche überlegt, will, mit Freyheit wählet, die wirkſam iſt, und, wenn ich mich dieſes Ausdrucks bedienen darf, die täglich neue Werke ſchaft. Wenn eine Spinne alle Geſchicklichkeit eines Webers hätte, ſo würde ſie auſſer ihrem Gewebe noch etwas anderes machen; wäre die Schwalbe ſo geſchickt, als ein Mäurer, ſo würde ſie mit andern Materialien, als Koth, bauen. Kurz, wären die Thiere nur des Denkens fähig, ſo würden ſie ſich nicht auf eine unveränderliche Methode einſchränken laſſen; es würden in ihren Seelen neue Vorſtellungen entſtehen, und wir würden nicht ſehen, daß ſie verlegen, dumm und ungeſchickt wären, wenn man ſie aus der, einer jeden Gattung eigenen, Lebensart herausnimmt.

Dieſe Betrachtungen mögen vorjetzo genug ſeyn, euch einigen Begriff von dem Unterſchied zwiſchen Vernunft und Inſtinct zu geben. Wir wollen nun zu der natürlichen Geſchichte einiger der merkwürdigſten vierfüſſigen Thiere fortgehen. Ich kann den Anfang mit keinem edlern oder nützlichern Thiere machen, als mit dem Pferde.

Vom Pferde.

*) Wenn nicht die Gewohnheit dem Löwen den Titel eines Königs der Thiere beygelegt hätte; ſo ſollte man glauben, die Vernunft könnte

*) Siehe Schauplatz der Natur, Theil I. Geſp. XII.

dieſe Ehre keinem Thiere mit mehrerm Rechte beylegen, als dem Pferde. Was den Löwen anbelangt, ſo hat er keine andern königlichen Eigenſchaften, als die, daß er ſeine Unterthanen verſchlingt, und ihnen ein Schrecken einjaget: hingegen das Pferd thut andern Geſchöpfen, weder an ihren Perſonen, noch Gütern, Schaden; ſeine Eigenſchaften ſind alle liebenswürdig, und es hat nichts an ſich, das den mindeſten Abſcheu erwecken könnte. Es iſt ſo was Edles in ſeiner Natur, ſo eine Schönheit im Bau deſſelben, und ſo was Groſſes in ſeinem ganzen Betragen, daß es unſre Aufmerkſamkeit gar ſehr an ſich zieht, und unſre Bewunderung reizet. Und wenn wir bedenken, auf was für mannichfaltige Art der Menſch daſſelbe nutzen und gebrauchen kann, ſo werden wir immer mehr für daſſelbe eingenommen werden. Braucht man es nun, unſere Felder zu pflügen, unſre Ernten heimzuſchaffen, oder unſre Sachen und uns ſelbſt von einem Orte zum andern zu bringen, ſo iſt es allezeit bereit und willig, ob es gleich in unſerm Dienſte ermüdet. Will man es zu einem edlen Zeitvertreibe brauchen, und es den Hunden und Hörnern über Hecken, Berge und Thäler nachfolgen, oder ſeine Geſchwindigkeit auf der ebenen Rennbahn zeigen laſſen; mit was für Eifer ſcheint es nicht beſeelt zu ſeyn! Es ſchnaubt, es ſtampft die Erde, es wiehert und ſchreit laut zum Wettſtreit aufzufordern; und bey dem edlen Streit iſt ſeine Hitze und Eifer ſo groß, daß es öfters lieber ſterben, als ſich übertreffen laſſen will. Hohlet man es herbey, unſre Krieger auf das Schlachtfeld zu tragen; wie ſehr muß man ſeine Stärke, ſeine Geſchwindigkeit und ſeinen Sieg ſchätzen! *)

Sein

*) Hiob Cap. XXXIX, 22. Die Ueberſetzung iſt nach dem Engliſchen.

Sein Hals iſt mit Donner bekleidet, die Ehre ſeiner Naſenlöcher iſt ſchröcklich. Es ſtampfet in dem Thale, und iſt freudig in ſeiner Stärke; es geht gerade zu, den Streitern entgegen. Es ſpottet der Furcht, und erſchrickt nicht; fliehet auch nicht vor dem Schwerdte. Der Köcher raſſelt gegen ihn, ſamt der glänzenden Lanze und dem Schilde. Es verſchlingt die Erde mit Hitze und Wuth, und achtet nichts auf der Trompeten Schall. Es ſaget bey den Trompeten, ha, ha! Es riechet den Streit in der Ferne, und den Donner der Heerführer, und das Geſchrey.

Vom Hunde.

Wenn das Pferd wegen ſeiner edlen und groſſen Eigenſchaften auf den erſten Platz unter den Thieren Anſpruch macht, ſo kann man dem Hunde, wegen ſeiner Treue und Verſchlagenheit, mit gutem Rechte den zweyten einräumen. Es iſt ſchwerlich unter allen Gattungen von Geſchöpfen eine ſo groſſe Mannichfaltigkeit als unter den Hunden; ihre Geſtalt, ihre Gröſſe, ihre Farbe, ihre Eigenſchaften ſind auſſerordentlich verſchieden. Die groſſen engliſchen Schafhunde ſind, ſo wie die Hetzhunde, wegen ihrer Stärke und ihres Muths ſehr berühmt: die Windhunde ſind ausnehmend flüchtig und ſcharfſichtig; der Jagdhund iſt langſam, aber ſo fein in ſeiner Witterung, daß ihm auch das ſchnelleſte Wildpret ſelten entkommen kann. Der Hünerhund iſt vortreflich ins Waſſer und zum Vorſtehen auf dem Felde. Die gemeinen Hunde ſind mit vielen Eigenſchaften verſehen, die dem Landmanne, dem Schäfer, und jedem Hausbeſitzer nützlich ſind; und das Schooshündchen iſt für diejenigen

artigen Frauenzimmer, oder weibiſchen Herren, die nichts zu thun haben, eine ſehr angenehme Geſellſchaft. Aber die beyden Eigenſchaften der Treue und der Verſchlagenheit ſcheinen dem ganzen Geſchlechte gemein zu ſeyn; und es ſind von beyden viele auſſerordentliche Beyſpiele bekannt worden. Plutarch ſagt, daß in einem öffentlichen Schauſpiele, welches er ſelbſt in Rom vor dem Kayſer Veſpaſian hätte aufführen ſehen, ein Hund wäre abgerichtet geweſen, eine gewiſſe Rolle zu ſpielen, in welcher er ſich ſtellen muſte, als wenn er am Gift ſtürbe, daß er, nachdem man ihm das Stück Brod, welches ihn, der Meynung nach, vergiften ſollte, gegeben hatte, angefangen habe, hin und her zu wanken und zu taumeln, endlich umgefallen wäre, ganz ſtarr zu werden geſchienen, und allem Anſehen nach ganz ohne Leben da gelegen habe: dergeſtalt, daß er von verſchiedenen Leuten als ein todter Hund auf dem Schauplatze herum geſchleppet worden wäre, ohne das mindeſte Zeichen einer Bewegung von ſich zu geben: daß er aber, da ſeine Rolle es erfordert, wieder lebendig zu werden, zuerſt die Augen wieder aufgethan, hernach den Kopf bewegt, denn ſich ausgeſtreckt habe, und endlich wieder aufgeſtanden wäre. Man hat noch ein ganz ungewöhnliches Beyſpiel von der Klugheit eines blinden Hundes. Es hatte ſich in Rom eine groſſe Geſellſchaft Leute auf dem Markte verſammlet, um einen Hund verſchiedene Künſte machen zu ſehen, welche ihm ſein Herr gelehrt hatte; unter denen folgendes war. Verſchiedne lieſſen ſichs gefallen, dem Herrn allerhand goldene, ſilberne und kupferne Stücken Geld, Ringe, Armbänder, und viele andre Sachen zu geben, welche er zuſammen legte, und unter die Erde verbarg; alsdenn befahl er dem Hunde, nachzuſuchen, wel-

cher ſie auch gleich fand, und jedes Stück, ohne ſich im geringſten zu irren, ſeinem rechten Herrn wiedergab. Man hat Beyſpiele von auſſerordentlicher Gelehrigkeit, und Beweiſe von einigen ganz erſtaunlichen Seelenkräften dieſer Thiere, welche ſich die Menſchen, wenn ſie recht drauf Achtung gäben, ſehr gut zu Nutze machen könnten. Von ihrer Liebe und Treue gegen ihre Herren, und ihrer Sorgfalt und Muth in Vertheidigung ihrer Perſonen, ihrer Häuſer, ihrer Kleider, oder irgend einer Sache, die ihnen zugehört, giebt es unzählige Exempel, und ſie eräugnen ſich alle Tage.

Vom Elephanten.

Unter allen Thieren, die ſich auf dem Lande aufhalten, iſt der Elephant (Tab. IV. 6.) weit gröſſer, als alle andre; und wenn die gemeinen Erzählungen wahr ſind, ſo iſt er wenigſtens einem jeden an Verſtand und Klugheit gleich. Man findet ſie nur in heiſſen Ländern; in Oſt-Indien und in einigen Gegenden von Afrika giebt es derſelben eine groſſe Menge. Sie ſind gemeiniglich eilf bis zwölf Fuß hoch; viele ſind noch viel höher; ihr Bau iſt ſehr plump, und ihre Stärke ungeheuer groß. Ihre Farbe iſt gemeiniglich Mausfarbe oder ſchwarz; und die Haut an ihren Seiten und auf dem Rücken iſt ſo hart, daß auch nicht leichtlich ein Degen oder Spieß durchgehet. Ihre Augen ſind klein, faſt wie Schweinsaugen, aber ſehr roth. Sie haben auf jeder Seite vier Zähne, womit ſie ihre Speiſe zermalmen, und zween groſſe Hauer, die aus ihrem Rachen heraus hangen, und ungeheuer groß werden, und davon jeder öfters über einen Centner wiegt. Dieſe legen ſie aller zehen Jahre ab, und verſchaffen dadurch den Landeseinwohnern einen wichtigen Vortheil, die dieſe Elfenbeinzähne gegen viele andre Waaren

ren an die Europäer vertauſchen. Aber das Merkwürdigſte am Elephanten iſt ſein Rüſſel. Das iſt eine groſſe, hohle und runzlichte Haut; ſie hängt von dem obern Theile ſeiner Naſe herunter gegen die Erde, und gleicht einigermaaſſen (wenn man groſſe Dinge mit kleinen vergleichen darf) der Haut, die dem Truthahne über den Schnabel hängt. Dieſes wunderbare Glied iſt ſo unvergleichlich angebracht, ſo artig gebildet, und wird von dieſem unbehulichen Thiere, mit ſo groſſer Geſchwindigkeit und Fertigkeit bey allen nöthigen Vorfällen gebraucht, daß es ein Beweis von einem ſo auſſerordentlichen Kunſtſtücke iſt, welches niemand, als nur ein allmächtiger Werkmeiſter ausdenken konnte. Noch etwas Merkwürdiges an dieſem Thiere iſt, daß die Zitzen des Weibchens bey der Bruſt angebracht ſind, und dieſes deswegen, weil es ſich ſelber ſaugen muß, und die Milch vermittelſt ihres Rüſſels in den Mund ihres Jungen bringt. Sie gehen ein ganzes Jahr lang trächtig, und man glaubt durchgängig, daß ſie in die hundert Jahre alt werden. Sie leben von Pflanzen oder Wurzeln, die ſie mit ihren Hauern aus der Erde graben; oder von Früchten oder Zweigen von den Bäumen, die ſie mit ihren Rüſſeln herunter hohlen. Sie ſind, wenn ſie einmal zahm gemacht worden, ein ſehr gelehriges Thier, und man muß erſtaunen, worzu die alten Indianer und einige andere Nationen ſie gebraucht haben. Man hat derſelben viele tauſende auf einmal in die Schlacht geführt, die mit allerley Waffen verſehen, und abgerichtet waren, ihre Rüſſel mit einer ſchädlichen Geſchicklichkeit zu gebrauchen. Man konnte ſich ihrer auch ſehr wohl bedienen, wenn man Bäume, Häuſer, Mauern, oder irgend etwas, das den Marſch eines Kriegsheers aufhielt, umwerfen

wollte. Man hat auch öfters groſſe hölzerne Thürme auf ihre Rücken gebauet, worinnen ſich 15 bis 20 Mann, mit Speiſen und Wurfpfeilen bewafnet, aufhalten konnten, die ſie von der Höhe mit groſſem Vortheile auf ihre Feinde herab ſchoſſen. Doch geſchah es auch öfters, daß dieſe Thiere in der Armee, zu welcher ſie gehörten, eben ſo groſſe Verwirrung, als in der feindlichen, anrichteten; deswegen hat man ſich derſelben ſchon lange nicht mehr bedient. Man bedient ſich vieler Künſte und Liſt, um dieſe Thiere zu fangen und ſie zahm zu machen. Einer erinnere ich mich, wie ich glaube, im Plinius geleſen zu haben, welche darinnen beſteht. Sie machen einen groſſen Graben, und werfen ſolche Sachen hinein, von welchen ſie wiſſen, daß ihnen das Thier ſehr nachgeht. Durch deren Geruch wird es herbey gelockt, und mit Liſt in den Graben gebracht, woraus es nicht wieder kommen kann. Hernach kommt einer mit Peitſchen und Stricken, der es ganz gewaltig ſchlägt und plaget; gleich kommt ein anderer, thut, als wenn er ſehr böſe wäre, prügelt und jagt den fort, der ihn ſo plagte, ſtreichelt und liebkoſet zugleich das Thier, und geht ſodann weg. Bald darauf kommt der erſte wieder, ſchlägt und peitſcht es aufs heftigſte; aber da erſcheint ſein Erretter auch wieder, und jagt jenen hinweg. Dieſes wird verſchiedne male wiederhohlet, bis endlich das Thier anfängt, ſeinen Freund kennen zu lernen, und einige Zeichen der Neigung blicken zu laſſen, welche der Mann zu vermehren ſucht, indem er ihm, wenn es hungrig oder durſtig wird, Futter und Waſſer reicht, um ſeinen Hunger und Durſt zu ſtillen; wobey er immer freundlicher wird: endlich gräbt er einen bequemen Ausweg aus dem Graben, und führt den Elephanten völlig zahm, und durch Liebe und Dankbarkeit gewonnen, heraus.

Ohnge=

Vom Löwen. Ohngeachtet ich vorhin dem Löwen den oberſten Rang abgeſprochen, den man ihm insgemein zuzueignen pflegt, ſo behaupte ich deßwegen doch nicht, daß er unſrer Betrachtung ganz unwürdig ſey. Ich will euch daher einige Nachrichten von dieſem ſogenannten Könige der Thiere mittheilen (Tab. IV. f. 12.) Er ſieht mehrentheils bräunlich oder falb aus und iſt von einer ziemlichen Größe. Er hat einen dicken breiten Kopf, ein großes plattes Maul, einen weiten Rachen und grimmige Augen. An ſeinem Halſe hängen lange zottichte Mähnen, welche aber bey den Löwinnen fehlen. Seine Lenden ſind überaus ſtark und derb, der Bauch aber dünne. Sein Schwanz iſt lang und dicke, und aus der Bewegung deſſelben kann man ſehen, ob er zornig oder aufgeräumt iſt. Denn im erſtern Falle pflegt er mit dem Schwanze auf die Erde, im andern aber auf ſeinen Rücken zu ſchlagen. Seine Füße ſind geſpalten, wie bey den Katzen. An den Vorderfüßen hat er fünf und an den Hinterfüßen vier Klauen, die er im Gehen einzuziehen pflegt. Er iſt übrigens eines der ſtärkſten und grauſamſten Thiere, doch ſchreibt man ihm auch eine beſondre Großmuth zu. Denn er ſoll ſelten ſchwache und wehrloſe Thiere anfallen. Auch die Menſchen und ſonderlich Frauenzimmer ſoll er verſchonen, wofern ihn nicht ein überaus großer Hunger oder eine angethane Beleidigung zur Grauſamkeit reitzet. Was man ſonſt von dem Löwen zu erzählen pflegt, daß er beſtändig das Fieber habe, daß ſein Blut den Diamant auflöſe, daß das Herz, wenn es am Halſe getragen würde, die Gunſt großer Herren verſchaffe, daß der Fangzahn, wenn er einem Kinde, ehe es Zähne bekömmt, angehangen wird, ein Mittel für alles Zahnweh ſey u. ſ. w. hat ganz und gar keinen Grund.

Die

Von dem Tiger.

Die Tiger, (Tab. III. f. 1.) welche in Aſien und Africa häufig gefunden werden, ſind gleichfals reißende Thiere, und ohngefähr ſo groß wie ein mittelmäßiges Kalb. Sie ſehen wie die Katzen aus, haben fahles Haar und ſind faſt am ganzen Leibe mit Flecken oder Streifen gezeichnet, ſo daß ihnen faſt kein vierfüßiges Thier an der Schönheit des Fells gleichkömmt. Ihre Augen glänzen wie Feuer und an den Lippen hängen lange Haare, welche giftig ſeyn ſollen. Ihre Liſt und Falſchheit iſt eben ſo groß als ihre Grauſamkeit. Denn man erzählt, daß ſie die Gewohnheit hätten, ſich auf die Erde hinzuſtrecken und den Athem an ſich zu halten, damit ſie von den andern Thieren für tod angeſehen würden und dieſelben durch dieſen Betrug deſto leichter fangen könnten.

Vom Cameel.

Das Cameel (Tab. IV. 7.) iſt unter den vierfüſſigen Thieren, die geſpaltne Klauen haben, eines der größten und höchſten. Es hat einen langen ſchmalen Hals, einen kleinen Kopf, einen Rücken mit einem auch zwey Buckeln, knorrichte Beine und einen dünnen Schwanz. Ohngeachtet aber ſeine Geſtalt nichts ſchönes hat, ſo iſt es doch ein ſehr ſchätzbares Thier, indem es auf langwierigen Reiſen ſehr wohl genutzt werden kann. Denn es iſt im Stande, Laſten von zehn und mehr Centnern zu tragen; es kann in der Wüſten lange Zeit ohne Getränke aushalten und iſt mit ſehr ſchlechtem Futter, z. E. Diſteln, Neſſeln und anderm Unkraute zufrieden. Sie ermüden von ihrer ſchweren Laſt nicht leicht, zumal wenn man ihnen unterwegens bisweilen eine Muſik machet; daher auch die Araber und Perſer, wenn ſie mit Cameelen durch große Wüſten reiſen, Pauken und Schellen mit ſich zu führen

pflegen.

pflegen. Dieſe Thiere ſollen übrigens ſehr rachgierig ſeyn und eine angethane Beleidigung nicht leicht vergeſſen. Man rühmt ihre Schamhaftigkeit und erzählet, daß ſie ſich, wenn ſie ſich vermiſchen wollen, an ſtille und abgelegene Oerter begeben. Ihre Jungen tragen ſie 10 bis 12 Monathe und gebähren ſelten mehr als eines auf einmal. Den neugebohrnen Cameelen bindet man die Füße unter dem Bauche zuſammen, legt ſie darauf und bedeckt ihren Rücken mit einem Teppiche, deſſen Enden man mit Steinen dergeſtalt beſchwert, daß dieſe jungen Thiere nicht aufſtehen können, ſondern beſtändig auf den zuſammengebundnen Füßen liegen müſſen. Hierdurch gewöhnt man ſie nach und nach, daß ſie, wenn man ihnen die Laſt auflegen oder abnehmen will, auf die Knie fallen. Die ſogenannten Cameelhaare, woraus man ſchöne Zeuge und Hüte zu machen pflegt, ſind nicht eigentlich von den Cameelen, ſondern von angoliſchen Ziegen.

Von den Affen.

Die Affen (Tab. IV. f. 11.) ſind vornehmlich deßwegen merkwürdig, weil ſie unter allen Thieren, die man auf dem Erdboden antrift, in Anſehung der Geſtalt, dem Menſchen am ähnlichſten ſind. Es giebt verſchiedne Gattungen derſelben, die in Anſehung der Geſtalt, Größe und Farbe von einander unterſchieden ſind und wovon auch einige beſondre Namen erhalten haben. So pflegt man insgemein diejenigen, welche lange Schwänze haben, Meerkatzen zu nennen; und die Paviane ſind gleichfalls nichts anders als eine Art von Affen ohne Schwanz. Ohngeachtet ſie vierfüßige Thiere ſind, ſo bedienen ſie ſich doch mehrentheils zum Gehen nur der Hinterfüße, und brauchen die vördern ſtatt der Aerme. Sie ſind ſehr gelehrig und überaus geſchickt, die

Hand=

Handlungen der Menſchen nachzuahmen, daher ſie auch von den Einwohnern dererjenigen Länder, wo ſie ſich eigentlich aufhalten, zu verſchiednen Verrichtungen gebraucht werden. Man erzählt, daß man ſie auf folgende Art ſehr beqvem fangen könne. Man zieht in einer Entfernung ſo, daß es der Affe ſehen kann, ſeine Schuh oder Stiefeln aus und wieder an; alsdenn geht man bey Seite und läßt ein paar kleine Schuh, die der Affe anziehen kann, und die man inwendig mit Pech oder einer andern klebrichten Materie beſtrichen hat, an demſelben Orte zurück. Sobald man ſich entfernet, kömmt der Affe herbey gelaufen und zieht, vermöge ſeiner Liebe zur Nachahmung, die zurückgelaßnen Schuhe oder Stiefeln an, und weil er nun darinnen nicht ſo hurtig laufen kann, als mit bloßen Füßen, ſo iſt es leicht, ſich deſſelben zu bemächtigen.

Vom Murmelthier.

Ohngeachtet das Murmelthier (Glis montanus) weder in Anſehung ſeiner Größe, noch auch in Anſehung ſeiner Geſtalt einige Vorzüge hat, ſo läßt ſich doch von dieſem Thiere ſo viel merkwürdiges erzählen, daß es euch nicht unangenehm ſeyn wird, wenn ich euch eine kleine Nachricht von ihm mittheile. Es hat ohngefähr die Größe eines Caninchen und ſieht faſt wie eine Ratze aus, daher es auch für eine Gattung großer Feldmäuſe gehalten wird. Es hat große Augen und in ſeiner Schnautze ſowohl oben als auch unten zwey lange gelbe Zähne. Der ganze Leib iſt mit etwas länglichen Haaren bewachſen, die entweder fahl oder aſchgrau ſind. An den Füßen, welche kurz, dick und faſt den Bärentatzen ähnlich ſind, befinden ſich ſtarke Klauen, womit es tief in die Erde hineingräbt. Dieſe Thiere pflegen ſehr gern auf den Hinterfüßen zu gehen, und mit den Vörderfüßen, wie die

Eichhörnchen, ihr Futter zu halten, daher ſie auch leicht zum Tanzen zu gewöhnen ſind. Das Vaterland der Murmelthiere ſind eigentlich die Schweitzeriſchen, Tyroliſchen und Italiäniſchen Gebirge. Sie halten ſich meiſtentheils in der Erde auf, wo ſie ſich eine Höhle zu graben pflegen, welche ſie durch Gras, Heu und Stroh zu einem beqvemen Lager machen. In einer ſolchen Höhle, worinnen ſich gemeiniglich 5, 7, 9, 11 und mehr Murmelthiere zugleich aufhalten, graben ſie ordentlicher Weiſe zwo Oefnungen, davon eine zu ihrem Aus- und Eingange, die andre aber zu ihrem heimlichen Gemach beſtimmt iſt. Nichts iſt poßierlicher, als die Art und Weiſe, wie ſie, nach einigen Erzählungen, im Sommer ihr Heu und Stroh einführen ſollen, daher ich dieſelbe unmöglich mit Stillſchweigen übergehen kann. Es legt ſich nähmlich wechſelsweiſe eines von den Murmelthieren auf den Rücken nieder und hält die Füße in die Höhe, wodurch es gleichſam einen Wagen oder Karren vorſtellt. Auf dieſen lebendigen Wagen laden die übrigen ſo viel Heu oder Stroh, als ſich aufladen läßt, und ziehen ihn bey dem Schwanze, welcher die Deichſel vorſtellt, nach und nach bis in ihr Lager, wo ſie das aufgeladne Heu wieder abladen. Allein hierbey muß ich erinnern, daß die Wahrheit dieſer Erzählung noch nicht ganz außer Zweifel geſetzt iſt. Sie pflegen niemals alle auszugehen, ſondern laſſen wenigſtens eines in ihrer Höhle zurück, welches die Stelle der Schildwache vertreten muß. Sobald dieſes ein Thier oder einen Menſchen gewahr wird, ſo giebt es einen ſtarken Laut von ſich, worauf ſie ſich insgeſamt wieder zurück in ihre Höhle begeben und dieſelbe hinter ſich zumachen. Gegen den Anfang des Herbſtes verſtopfen ſie beyde Oefnungen ihrer Höhle, damit weder Schnee noch Kälte hinein dringen kann, hierauf legen ſie ſich alle in

einem

einem Kreis zuſammen und ſchlafen den ganzen Winter hindurch. Wenn das Wetter ſtürmiſch oder regnicht iſt, ſo laſſen ſie ſich nicht auſſerhalb ihrer Höhle ſehen, wenn auch das Wetter viele Tage anhalten ſollte, und überhaupt empfinden dieſe Thiere ſchon die Veränderungen der Witterung, noch ehe ſich dieſelben ereignen; daher die Einwohner derſelben Gegenden, wo ſich Murmelthiere befinden, ſich nach dieſen Thieren, wie nach Wettergläſern, zu richten pflegen. Denn wenn ſie die Murmelthiere nicht auf den Bergen herumſpringen und ſpielen ſehen, ſo iſt dieſes ein Zeichen, daß es den folgenden Tag regnen wird. Sind aber dieſe Thiere gegen Abend luſtig, ſo ſchließen die Landleute daraus, daß den kommenden Tag ſchön Wetter ſeyn wird.

Vom Bieber.

Der Bieber (Tab. III. f. 2.) iſt ungefähr vier Fuß lang, und zwölf bis funfzehn Zoll breit; in nördlichen Ländern iſt ſein Pelz gemeiniglich ſchwärzlich; in den gelindern Himmelsgegenden aber wird er heller, und bekommt eine röthliche Farbe. Er trägt zweyerley Sorten Haare, davon die eine lang und etwas hart, die andre aber ſehr weich iſt, daraus Zeuge, Hüte und Strümpfe gemacht werden. Dieſe Thiere haben einen groſſen breiten Schwanz, der mit Schuppen überzogen iſt, die faſt wie Fiſchſchuppen ausſehen. Sowohl das Männchen als das Weibchen haben zween Beutel unten am Bauche, die mit einer flüſſigen Materie angefüllet ſind, welche die Aerzte Biebergeil nennen, und wenn ſie von den Chymiſten zubereitet worden, heißt ſie Biebertropfen, oder Biebertinctur ꝛc. Es wird als ein vortrefliches Mittel wider Gift, Vapeurs, und vielerley üble Zufälle verordnet. Man trift ſie in groſſer Menge in der Hudſons-Bay, in

Neu-Engelland, und in Rußland an, davon die leztern die beſte Biebergeil geben. Das merkwürdigſte an dieſen Thieren, iſt ihre groſſe Geſchicklichkeit in der Baukunſt. Sie bauen ihre Wohnungen (oder ihre Flecken und Städte, wie man ſie vielmehr nennen könnte, denn ſie halten ſich in groſſer Menge zuſammen) mit einer erſtaunlichen Kunſt und klugen Erfindung. Wenn ſie eine bequeme Lage an den Ufern eines Fluſſes gefunden haben, ſo iſt ihre erſte Sorge, ſich bequemes Bauholz zu ſuchen, um die Decken ihrer unterirdiſchen Wohnungen damit zu ſtützen. Zu dem Ende ſuchen ſie ſich einen Baum aus, der vielleicht ſo dick als ein Mannsſchenkel iſt, an dem nagen ſie ſo lange mit ihren Zähnen, bis ſie ihn gefällt haben. Alsdenn fangen ſie an den Aeſten an zu arbeiten, und brechen daraus Stücke von einem, zween oder drey Fuß in der Länge, nachdem ſie dieſelben zu gebrauchen denken. Und wenn dieſe, die die Hauptbalken und Träger ausmachen, nach ihrer Abſicht angebracht ſind, ſo durchziehen oder durchflechten ſie dieſelben mit kleinern Zweigen, und überziehen alles mit einem Gips oder Mörtel, welches ſowohl zur Verhütung einer Ueberſchwemmung dient, als auch, um das Waſſer zu ihrem eigenen Gebrauch in Behältern aufzubewahren; ob ſie ſich gleich gegen Ueberſchwemmungen gemeiniglich mit Oberzimmern verſehen, wohin ſie ſich begeben, wenn das Waſſer ſteigt, und wieder herunter kommen, wenn es wieder fällt.

Vom Rennthier. Das Rennthier (Rangifer) welches in Lappland ſehr häufig gefunden wird, ſiehet einem Hirſche ziemlich gleich, nur daß es einen ſtärkern Leib und niedrigere Beine hat. Es iſt eines der allernützlichſten Thiere, denn es läſt ſich leicht zahm machen

und

und an Wagen und Schlitten ſpannen, welche ſie mit einer überaus großen Geſchwindigkeit fortziehen. Auch ihre Milch, Haut, Sennen, Hörner, Haare und Fleiſch ſind ſehr wohl zu gebrauchen und ihr Unterhalt verurſacht keine große Koſten. Denn im Sommer ſind die Blätter und Zweige der Bäume ihre gewöhnliche Speiſe, und im Winter leben ſie von einer gewiſſen Art Moos, welches ſie aus dem Schnee hervorſuchen. Die Einwohner von Lappland halten dieſe Thiere in Menge und darinnen beſteht auch größtentheils ihr Vermögen, ſo daß man den Reichthum eines Mannes nach der Anzahl der Rennthiere, die er beſitzt, zu beurtheilen pflegt.

Vom Igel.

Die Igel (Tab. IV. f. 13.) ſind kleine Thiere, ohngefähr von der Größe eines Caninchen und ſonderlich wegen ihrer ſtachlichten Haut merkwürdig. Wenn ſie von einem Menſchen oder Thier ertapt werden, ſo ziehen ſie den Kopf und die Füße ein, rollen ſich zuſammen wie eine Kugel und ſtrecken ihre Stacheln ſo ſteif aus, daß man ſie nicht, ohne ſich zu verletzen, angreifen kann. Beſprengt man ſie aber mit Waſſer, ſo laſſen ſie die Stacheln fallen und ſind alsdenn ſehr leicht und ohne Schaden anzugreifen. Dieſes ſoll der Fuchs ſehr wohl wiſſen, und daher den Igel mit ſeinem Harne beſprengen, damit er ſeine Stacheln ſinken und ſich auf dieſe Weiſe beqvemer fangen laſſe. Dieſe Thiere ſollen übrigens in ihrer Höhle zwey Löcher machen, eines gegen Mittag und das andre gegen Mitternacht. Wenn der Wind von Mittag kömmt, ſo verſtopfen ſie das erſtre, und kömmt er von Mitternacht, ſo verſtopfen ſie das andre.

Vom Stachelſchwein.

Das Stachelſchwein (Tab. III. f. 3.) hat mit dem Igel vieles gemein, nur daß es viel größer und bisweilen zwey Fuß lang iſt. Auch die Stacheln, welche bey den Igeln nicht über anderthalb Zoll lang ſind, betragen bey den Stachelſchweinen, wo ſie von ſehr ungleicher Größe ſind, zwey, drey, fünf, acht, zehn und mehrere Zolle. Sie ſehen wie Röhren aus, ſind halb ſchwarz und halb weiß, in der Mitten dicke, und laufen am Ende in eine ſcharfe zweyſchneidige Spitze zu. Dieſer Stacheln bedienen ſich dieſe Thiere theils zum Einſammeln ihrer Nahrung, theils zur Vertheidigung gegen ihre Feinde. Sie welzen ſich nähmlich auf den abgefallnen Aepfeln, Birnen und andern Obſte und tragen dasjenige, was an den Stacheln hängen geblieben, in ihre Höhle, welches man auch von den Igeln ſagt. Werden ſie aber von einem Feinde angegriffen, ſo richten ſie ihre Stacheln ſteif in die Höhe, und ſtoßen ihm dieſelben oft ſo tief in den Leib, daß manche darinnen ſtecken bleiben. Den Winter pflegen ſie, wie die Igel, mit Schlafen zuzubringen.

Vom Marder.

Es giebt zweyerley Arten von Mardern, davon die eine Baummarder, die andre aber Steinmarder genannt werden. Die Baummarder (Tab. IV. f. 5.) halten ſich gern in hohlen Bäumen auf, und davon haben ſie auch ihren Namen erhalten. Sie ſind etwas kleiner als die wilden Katzen, haben eine ſchöne caſtanienbraune Farbe, eine gelbliche Kehle und weiche, zarte und dick zuſammengewachſne Haare, daher man ihren Balg ſehr hoch zu ſchätzen pflegt. Ihre Nahrung iſt Honig, Mäuſe und Vögel. Den Honig hohlen ſie ſich aus den Neſtern der Hummeln und die Vögel überfallen

fallen ſie des Nachts auf den Bäumen, auf welchen ſie wie die Eichhörnchen, herumſpringen und klettern können. Sie ſind auch große Liebhaber von den Eyern der Vögel und ſaugen dieſelbe durch ein kleines darein gebißnes Löchelchen aus, ohne ſie zu zerbrechen. Der Steinmarder iſt etwas kleiner und hat eine weiße Kehle. Er hält ſich mehrentheils in Steinritzen und Felſen, auch in alten Gemäuern, Dächern, Ställen und andern Gebäuden auf. Seine liebſte Speiſe ſind junge Tauben, Hühner und ander Geflügel. Wenn er in ein Taubenhauß oder Hühnerſtall gekommen iſt, ſo ruht er nicht eher bis er alle Tauben oder Hühner erwürgt hat, alsdenn ſchlept er ſie erſt nach ſeinem Lager. Im Nothfall, wenn er kein Fleiſch bekommen kann, iſt er auch mit Eyern zufrieden. Sein Balg giebt gleichfals ein vortrefliches Pelzwerk ab.

Vom Iltis.

Der Iltis (Tab. IV. f. 16.) iſt etwas kleiner als der Marder, dem er ſonſt an Geſtalt ziemlich gleichkömmt; doch hat er keine Klauen, wie dieſer, ſondern vielmehr Pfoten wie eine Katze und zweyerley Haare, davon die kurzen gelblicht und die langen ſchwarz ſind. Er hält ſich mehrentheils unter den Wurzeln großer Bäume, auch in Feldern und an Bächen auf, wo er den Mäuſen und Fiſchen nachſtellt, wovon er ein großer Liebhaber iſt. Er iſt auch, wie der Marder, den Tauben, Hühnern und andern Vögeln ſehr gefährlich; er beißt ihnen aber nur die Köpfe ab und ſaugt das Blut aus, ohne ihr Fleiſch zu verzehren. Wo er hingepißt hat, ſtinkt es abſcheulich; ſein Balg giebt nur ein ſehr ſchlechtes Pelzwerk.

Vom Schafe. Ich will nun meine Lectionen mit euch über die Thiere, mit etlichen Anmerkungen über eines derſelben, beſchlieſſen, welches, ob es gleich das bekannteſte, doch aber das ſonderbarſte, das unſchädlichſte und das nutzbarſte Geſchöpf auf dem Erdboden iſt. Ihr werdet ſogleich errathen, daß ich das Schaf meyne. Denn welches Thier kommt ihm ſonſt in irgend einer von dieſen Eigenſchaften bey? Von was für groſſer Wichtigkeit iſt nicht die Wolle, die auf ſeinem Rücken wächſt, und die alle Jahre zum Nutzen des Menſchen abgeſchoren wird! Wie viel tauſend arme Leute beſchäftigen ſich mit Säubern, Krempeln, Kämmen und Spinnen derſelben? Noch wie viel mehrere, die Tücher, Zeuge und Strümpfe draus weben und wirken? Wenn dieſe Waaren in die Hände des Kaufmanns kommen, ſo werden ſie in alle Theile der Welt verführet, und die reichſten und herrlichſten Producte auf dem ganzen Erdboden werden dagegen für dieſe güldenen Vlieſſe wieder eingebracht. Man rechne noch darzu, zu wie vielen verſchiedenen Sachen man ihre Felle brauchen kann. Man macht entweder Pergament zum Schreiben, oder Leder zur Kleidung, oder andern nützlichen Werkzeugen daraus. Aber iſt es nicht faſt grauſam, ein ſo nützliches Thier unſerm Geſchmacke aufzuopfern?

Und ſo habe ich euch auf eine ſo kurze und deutliche Art, als es mir möglich war, einige der vornehmſten Sachen, die euch in dieſer ſichtbaren Welt zur Betrachtung vorkommen werden, gleichſam in Miniatur vorgeſtellt. Ich ſollte nunmehr, meinem Verſprechen und Entwurfe gemäß, das Ganze mit einigen Betrachtungen über den Menſchen, als das letzte und edelſte der Werke Gottes, beſchlieſſen. Dieſes würde mir aber ein zu groſſer Schauplatz ſeyn,

ſeyn, mich jeßo darauf umzuſehen, und für euch an einigen Orten vielleicht zu verworren, als daß ihr mir nachgehen könntet. Es würde mir erſtlich Gelegenheit geben, die Geſtalt und den Bau ſeines Körpers, nebſt der Bequemlichkeit und Schicklichkeit der verſchiedenen Theile deſſelben zu den ihnen angewieſenen Verrichtungen, zu betrachten. Wie der Kopf und das Gehirn zu Entwürfen, und die Hände zum Ausführen, u. ſ. f. dienen; dabey würde ich auch Gelegenheit haben, einige Betrachtungen über die Sinne zu machen. Ueber den wunderbaren Bau des Auges, und die Natur des Geſichts oder Sehens; über den Bau des Ohres, und die Lehre vom Schall und Gehör; über die Naſe und ihren Sinn des Riechens; über den Gaumen, und deſſen Geſchmack; und über den zarten Sinn des Gefühls, der über den ganzen Körper verbreitet iſt. Von dieſen würde ich auf die Betrachtung der Seele, ihrer verſchiedenen Kräfte, zu empfinden, zu überlegen, zu urtheilen oder ſich zu entſchlieſſen, geführt werden. Ich würde Betrachtungen über den groſſen Nutzen und Vortheil des Redens oder der Sprache anſtellen, wodurch die Menſchen im Stande ſind, andern ihre eigene Gedanken mitzutheilen, und die Gedanken andrer deutlich zu bekommen, welches zum Beſten des Geiſtes eines jeglichen insonderheit, und zum Wachsthum der Erkenntniß überhaupt dient. Ich würde zugleich der wunderbaren Kräfte ſeiner Einbildungs- und Erfindungskraft gedenken, wodurch er im Stande geweſen iſt, die Wiſſenſchaften der Rechen- und Feldmeſſekunſt, der Algebra, der Schiffahrt, der Mechanik und aller mathematiſchen Wiſſenſchaften zu entdecken, und zu ſo groſſer Vollkommenheit zu bringen; die Entfernungen, Gröſſen, Bewegungen, und die Verfinſterungen aller jener ungeheuern und unzähligen Körper,

die dieſes Weltgebäude ausmachen, auszumeſſen und zu berechnen. Und er iſt nicht allein geſchickt gemacht worden, dieſe wunderbaren Dinge alle zu begreifen, ſondern auch dieſe ſeine Begriffe, durch die edle und nützliche Erfindung der Buchſtaben und des Schreibens, unaufhörlich fortzuſetzen, und ſie von Jahrhundert zu Jahrhundert zu bringen, damit jedes neue Geſchlecht bis ans Ende der Welt immer weiter darinnen kommen könne. So groß und weitläuftig iſt die Wiſſenſchaft des Menſchen. Ich werde euch alſo eine vollkommne Erkenntniß euer ſelbſt erwerben laſſen, wenn ihr älter werdet und mehr Erfahrung bekommt; und glücklich werdet ihr ſeyn, wenn ihr wirklich noch darzu gelangt, ehe ihr das vollkommne männliche Alter erreichet.

Neunte

Neunte Abtheilung.

Die

Sittenlehre.

Anfangsgründe
der
Sittenlehre.

Erſtes Buch.

Einleitung.

Μάλιϛα ἐπιμελητέον, ὅπως ἕκαϛος ἡμῶν, τῶν ἄλλων μαθημάτων ἀμελήσας, τούτου τοῦ μαθήματος καὶ τηρητὴς καὶ μαθητὴς ἔϛαι. ἐάν ποθεν οἷός τ' ῇ μαθεῖν καὶ ἐξευρεῖν, τίς αὐτὸν ποιήσει δυνατὸν καὶ ἐπιϛήμονα, ΒΙΟΝ καὶ ΧΡΗΣΤΟΝ καὶ ΠΟΝΗΡΟΝ διαγινώσκοντα, τὸν βελτίω ἐκ τῶν δυῶν ἀεὶ πανταχοῦ αἱρεῖσθαι· ἀναλογιζόμενον πάντα τὰ νῦν δὴ ῥηθέντα, καὶ ξυντιθέμενα ἀλλήλοις, καὶ διαιρούμενα, πρὸς ἀρετὴν βίου πῶς ἔχει. καὶ εἰδέναι τί κάλλος πενίᾳ ἢ πλούτῳ κραθὲν, καὶ μετὰ ποίας τινὸς ψυχῆς ἕξεως κακὸν ἢ ἀγαθὸν ἐργάζεται· — — καὶ πάντα τὰ τοιαῦτα τῶν φύσει περὶ ψυχὴν ὄντων, καὶ τῶν ἐπικτήτων, τί ξυγκεραννύμενα πρὸς ἄλληλα ἐργάζεται. ὥϛε ἐξ ἁπάντων αὐτῶν δυνατὸν εἶναι συλλογισάμενον αἱρεῖσθαι, πρὸς τὴν τῆς ΨΥΧΗΣ ΦΥΣΙΝ ἀναβλέποντα, τόν τε χείρω καὶ τὸν ἀμείνω ΒΙΟΝ.

PLATO *de Republ.* Lib. 10.

Man

Man muß vornehmlich Sorge tragen, daß ein jeglicher unter uns, wenn er auch die übrigen Wiſſenſchaften hintanſetzte, doch dieſer Wiſſenſchaft anhange und ſie erlerne. Denn wäre auch Jemand im Stande, die Grundſätze derſelben vor ſich zu erlernen und durch Nachdenken herauszubringen, wer wird ihn fähig und geſchickt machen, wenn er ſchon den Unterſchied zwiſchen einem tugendhaften und laſterhaften Leben zu beſtimmen weiß, das Beßre aus beyden allemal und überall zu erwählen; alles das, was bisher geſagt, was theils mit einander zuſammengeſetzt, theils getrennt worden, bey ſich zu erwägen, wie es ſich gegen die Vollkommenheit des Lebens verhalte; einzuſehn, was die Armuth oder der Reichthum Reizendes an ſich habe, und was für eine Verfaſſung der Seele die Quelle böſer oder guter Handlungen ſey; und was für eine Wirkung alle die Fähigkeiten, die ſich von Natur in der Seele finden, oder die ſie ſich erworben hat, thun werden, wenn beyde mit einander vermiſcht ſind, ſo, daß er in den Stand geſetzt wird, aus dieſem allen zu ſchlüſſen, und nachdem er ſein Augenmerk auf die Natur der Seele hat, eine ſchlimmere oder beſſere Lebensart zu wählen?

Die

Die Weltweiſen haben alle menſchliche Erkenntniß in verſchiedne Zweige getheilt, und dieſer Theile bald mehr, bald weniger gemacht, nachdem ihre Einſichten in die mannichfaltigen Gegenſtände menſchlicher Unterſuchung mehr oder weniger ausgebreitet geweſen ſind.

Eintheilung der Erkenntniß.

Ein groſſer Weltweiſer *) hat ſie in drey Hauptfelder, in **Geſchichte, Dichtkunſt** und **Weltweisheit**, abgetheilt, welche ſich bey ihm auf drey verſchiedne Kräfte der Seele, auf **Gedächtniß, Einbildungskraft** und **Beurtheilungskraft** beziehen. Das Gedächtniß ſammelt geſchehene Dinge, oder Begriffe, welche die Materialien der Erkenntniß ſind; die Einbildungskraft ordnet dieſelben, und bringt ſie in verſchiedne Stellungen, Verbindungen oder Bilder; die Beurtheilungskraft beobachtet ihre Unterſchiede, Verknüpfungen und wechſelsweiſen Verhältniſſe, und ſtellt ihre Betrachtungen darüber an.

Die Weltweisheit überhaupt.

Das letztre iſt das eigentlichſte Geſchäffte der **Weltweisheit**, welche man für „die Erkenntniß alles deſſen, was iſt„, oder für „die Wiſſenſchaft menſchlicher und „göttlicher Dinge„ erkläret hat. Dieſer Erklärung zu Folge, umfaßt ihr Gegenſtand die ganze Welt, oder alle Dinge

*) Vid. BACON. VERVLAM. de Augm. Scient. Lib. II. cap. 1.

Dinge. Sie erforſcht alles, was Menſchen von der Gottheit und ihren Werken, von dem Weſen, den Kräften, Wirkungen und Verknüpfungen derſelben zu erkennen vermögen.

Eintheilung der Weltweisheit.

Damit alſo unſre Erklärung beſtimmter werde, ſo können wir die **Weltweisheit** beſchreiben, als die Erkenntniß der ganzen Welt, oder der Natur, und ihrer Kräfte, Wirkungen und Verknüpfungen, durch richtige, und aus der Natur ſelbſt hergeleitete Vernunftſchlüſſe. Wir theilen ſie in die Natur- und Sittenlehre.

Naturlehre.

Die **Naturlehre** unterſucht die Eigenſchaften und Wirkungen der **Körper** oder der **Materie**.

Sittenlehre.

Die **Sittenlehre** betrachtet die **Natur** des **Menſchen**, ihre **moraliſchen Kräfte** und **Verknüpfungen**, und leitet aus denſelben die Geſetze ſeiner Handlungen her. Will man ſie genauer beſchreiben, ſo iſt ſie „die **Wiſſenſchaft**, welche „die **Sitten** oder **Pflichten** des Menſchen aus ſeinem Weſen und Zuſtande herleitet, und uns zeigt, daß „dieſelben auf unſre Glückſeligkeit abzielen.„ Daher nennt man ſie auch **Ethik**, Diſciplinam Morum. Mit kürzern Worten, iſt ſie „die **Erkenntniß** unſrer „**Pflicht und Glückſeligkeit**, oder die **Kunſt, tugendhaft und glücklich zu ſeyn**.„

In wie fern ſie eine Kunſt iſt.

Sie wird eine **Kunſt** genannt, in ſo fern ſie ein Lehrgebäude von Vorſchriften enthält, wie man **tugendhaft** und **glücklich** werden ſoll. Wer dieſe Vorſchriften beobachtet, erwirbt ſich durch die Befolgung derſelben eine Fertigkeit und Leichtigkeit, **tugendhaft** und **glücklich** zu ſeyn. Sie

wird

wird gleichergeſtalt eine Wiſſenſchaft genannt, in ſo fern ſie dieſe Vorſchriften aus den Grundtrieben und Verknüpfungen unſrer Natur herleitet, und beweiſt, daß die Beobachtung derſelben unſre Glückſeligkeit ſchaffe. Sie iſt eine Kunſt, und eine Wiſſenſchaft, beides von der höchſten Würde, Wichtigkeit und Nutzen. Ihr Gegenſtand iſt die Pflicht des Menſchen, oder ſein Verhalten bey den unterſchiedlichen moraliſchen Fähigkeiten und Verknüpfungen, darein er geſetzt iſt. Ihr Geſchäffte iſt, dieſes Verhalten zu regieren; zu zeigen, woher unſre Verbindlichkeiten entſpringen, und worauf ſie abzielen. Ihr Nutzen oder Zweck iſt die Erlangung der Glückſeligkeit; und die Mittel, deren ſie ſich bedient, ſind Vorſchriften zu der gehörigen Anwendung unſrer moraliſchen Kräfte.

In wie fern ſie eine Wiſſenſchaft iſt?

Ihr Gegenſtand.

Ihr Geſchäffte.

Ihr Zweck.

Ihre Mittel.

Da nun jegliche Kunſt und Wiſſenſchaft mehr oder weniger ſchätzbar iſt, je mehr oder weniger ſie zu unſrer Glückſeligkeit beyträgt; ſo muß dieſe moraliſche Kunſt oder Wiſſenſchaft, welche unſre Pflicht und Glückſeligkeit entwickelt, die eigentliche Richtſchnur oder der Maaßſtab ſeyn, nach welchem wir den Werth und die Wichtigkeit jeglicher andern Kunſt und Wiſſenſchaft abzumeſſen haben. Mithin erhebt ſie ſich über alle andern; ſie iſt die Meiſterkunſt, die Meiſterwiſſenſchaft, welche das Verdienſt einer jeglichen abwägt, ihre Staffel in der Leiter der Wiſſenſchaften beſtimmt, ihr ihre Gränzen vorſchreibt, und die Oberaufſicht über ihre Brauchbarkeit und Anwendung im menſchlichen Leben führt. Daher

Sie iſt der Maaßſtab andrer Künſte und Wiſſenſchaften.

hat man die Moral mit den glorreichen Beynamen einer Regentinn des Lebens, einer Lehrmeiſterinn der Sitten, einer Erfinderinn der Geſetze und der Cultur, einer Wegweiſerinn zur Tugend und Glückſeligkeit beehret, und behauptet, daß der Menſch, ohne ſie wenigſtens in einigem Grade zu beſitzen, ein Wilder, und ſein Leben ein Schauplatz der Grauſamkeit und des Elendes ſeyn würde.

Nachdem wir alſo den Gegenſtand und Zweck derjenigen Wiſſenſchaft, deren Anfangsgründe wir vorzutragen willens ſind, feſtgeſetzt, und ſie von allen andern hinlänglich unterſchieden haben, ſo wird ferner dienlich ſeyn,

Ihre Lehrart.

daß wir die Lehrart beſtimmen, mit der man darinnen verfährt. Die Sittenlehre hat dieſes mit der Naturlehre gemein, daß ſie ſich auf die Natur oder auf geſchehene Dinge beruft; ſie gründet ſich, wie dieſe, auf die Beobachtung, und baut ihre Schlüſſe und Urtheile auf deutliche und unſtreitige Erfahrungen, oder auf die vollſtändigſte Schlußfolgerung aus ſolchen einzelnen Umſtänden, wie ſie die Sache leiden will. Wir müſſen in einer von dieſen beiden Wiſſenſchaften, ſo wohl als in der andern, Achtung geben, quid faciat et ferat natura, wozu die Natur geneigt, oder wie ihr Verhalten unter dieſen oder jenen Umſtänden ſey. Mit andern Worten, wir müſſen die Phänomena oder Erſcheinungen der Natur auf jeglichen gegebnen Fall ſammeln, dieſe unter einige allgemeine Gründe, oder Geſetze ihrer Wirkſamkeit bringen, und ſo dann dieſe Gründe oder Geſetze anwenden, andre Phänomena daraus zu erklären.

Demnach unterſucht die Sittenlehre nicht, wie der Menſch hätte ſeyn können, ſondern, wie er beſchaffen iſt; nicht

in was für Grundſätze oder Geſinnungen ſich ſeine Handlungen durch die Kunſt auflöſen laſſen, ſondern aus was für Grundſätzen und Geſinnungen ſie wirklich flieſſen; nicht, was er durch Erziehung, Angewöhnung, oder äuſſerlichen Einfluß ſeyn oder thun könne, ſondern, was er vermöge ſeiner Natur, oder vermöge urſprünglicher beſtimmender Grundſätze ſeyn und thun ſolle. Wir erkennen den Gebrauch, den Nutzen oder die Beſtimmung eines jeden Werkes, es mag ein Werk der Natur oder der Kunſt ſeyn, aus der Beobachtung ſeiner Bauart, der Theile daraus es beſteht, ihrer Verknüpfung oder gemeinſchaftlichen Thätigkeit. Auf ſolche Art verſtehen wir den Gebrauch und Nutzen einer Uhr, einer Pflanze, eines Auges oder einer Hand. Eben dieſe Bewandtniß hat es mit einem lebendigen Geſchöpfe, es ſey vernünftig oder unvernünftig. Wenn wir alſo das Amt, die Pflicht oder Beſtimmung des Menſchen richtig angeben, oder, mit andern Worten, ſagen ſollen, was ſein Geſchäffte, oder was für ein Verhalten er zu beobachten verbunden ſey; ſo müſſen wir ſeine Beſchaffenheit oder Verfaſſung anſehn, alle Theile ſtückweiſe vornehmen und einzeln betrachten, ihre wechſelsweiſen Verhältniſſe gegen einander, und die gemeinſchaftliche Kraft oder Abzielung des Ganzen unterſuchen.

Erſter Abſchnitt.

Vom Menſchen und den Verknüpfungen deſſelben.

Wenn wir einen Schattenriß, oder eine Geſchichte im Kleinen vom Menſchen entwerfen; ſo müſſen wir uns erinnern, daß er aus einem kleinen Anfange entſpringt, ſeine Fähigkeiten und Neigungen ſtufenweiſe entfaltet, (nachdem ſie, den Abſichten des Lebens gemäß, nach und nach zum Vorſcheine kommen ſollen,) durch verſchiedne Auftritte langſam zur Reife fortſchreitet, und wenn er zu derſelben gelangt iſt, ſich allmählig wieder neigt, bis er ins Grab ſinkt. Man begleite ihn auf ſeiner Reiſe durch dieſe nach einander folgenden Auftritte; man bemerke die Triebfedern, die ihn in einem jeglichen beleben, und die Schickſale, die ihn in einem jeglichen begleiten, damit man ihn völlig und im Ganzen überſehn lerne.

Zuſtand des Menſchen in ſeiner zarteſten Kindheit.

Der Menſch wird als ein zartes, ſchwaches, hülfloſes Geſchöpf geboren, ohne Nahrung, ohne Kleider und alles, was ſonſt zur Erhaltung oder Vertheidigung nöthig iſt. Und da das Kind unzählige Bedürfniſſe hat, und unzähligen Gefährlichkeiten bloßgeſtellt iſt; ſo iſt es doch dabey gänzlich unvermögend, jenen abzuhelfen, und ſich gegen dieſe in Sicherheit zu ſetzen. Jedoch findet es bey dieſer Schwäche und Hülfloſigkeit eine unmittelbare und ſichre Zuflucht in der Liebe und Sorgfalt ſeiner Aeltern, welche keine Beſchwerlichkeit ſcheuen, und ſich keine

Gefahr abſchrecken laſſen, das zarte Kind zu ernähren und aufzuziehn. Durch dieſen mächtigen Inſtinct feſſelt die Natur, als mit einer unzerbrechlichen Kette, die Aeltern an das Kind; und eben dieſer Inſtinct bildet die ſtärkſte moraliſche Verknüpfung auf Seiten des Kindes, ehe daſſelbe noch den mindeſten Begriff davon hat. Hunger und Durſt, und alle die Empfindungen, welche ſie begleiten oder mit ihnen verknüpfet ſind, drücken ſich durch eine gar ſehr deutliche und unwiderſtehlich rührende Sprache aus. Nachdem nun die verſchiednen Sinnen dem jungen Zuſchauer Begriffe und Vorſtellungen von den Gegenſtänden beybringen, welche ihn umgeben; ſo können wir an ihm frühe Zeichen einer zunehmenden Verwunderung und Bewunderung bemerken. Glänzende Gegenſtände und eindringende Töne, ſieht und hört er mit einer Art von Erſchütterung und Erſtaunen an. Ohne aber bey irgend einem Gegenſtande zu verweilen, eilt er geſchwind von einem zum andern fort, und immer gefällt ihm dasjenige am beſten, was ihm am neueſten iſt. Auf ſolche Art entſteht die Liebe zum Neuen oder die Neubegierde, und der Trieb nach dem Wunderbaren wird beſtändig genährt. Stufenweiſe wird er mit den Gegenſtänden, die er am öfterſten ſieht, mit ſeinen Aeltern, ſeinen Geſchwiſtern und denen von der Familie, die am meiſten mit ihm zu thun haben, bekannt. Er faßt eine Liebe zu ihnen, iſt unwillig, wenn ſie nicht da ſind, und hat eine Freude, wenn er ſie wiederſieht. Dieſe Empfindungen werden die Grundlage einer moraliſchen Zuneigung auf ſeiner Seite; und durch dieſe gegenſeitige Sympathie oder Mitleidenheit, macht er das häusliche Bündniß mit ſeinen Aeltern, Geſchwiſtern und andern Mitgliedern der Familie. Daher nimmt er Antheil an ihren Angelegenheiten, und empfin-

der Freude oder Betrübniß, Hoffnung oder Furcht, um ihrentwillen ſo wohl, als ſeinetwegen. Nachdem ſich nun ſeine Geſinnungen gegen andre auſſer ihm zu erkennen geben, wird er ein gutes oder böſes Kind genannt, je mehr er gegen ſie wohl oder übel geſinnt iſt. Dieſes ſind alſo die erſten Glieder an der moraliſchen Kette, die früheſten Grund- oder Auſſen-Linien ſeiner Gemüths-art, ſeine erſten rohen Verſuche zur Thätigkeit, Freyheit und Männlichkeit.

In ſeinen fernern Kinderjahren.

Wenn er nun anfängt, aus der Kinderſtube heraus zu laufen, und ſeine Bekanntſchaft auſſer ſich auszubreiten; ſo macht er ſich einen kleinen Cirkel von Geſellſchaftern, läßt ſich mit ihnen ins Spiel ein, ſucht neue Beſchäfftigungen auf, und führt ſeine Geſpielen an, oder läßt ſich von ihnen führen, nachdem ſein Genie mehr oder weniger nach Vorzug trachtet. Ob dieſes ſchon eigentlich die Zeit iſt, in welcher Begierde und Leidenſchaft die Oberherrſchaft haben; ſo entwickeln ſich doch ſeine Einbildungskraft und andre geiſtigen Kräfte gar bald: Und wie die mannichfaltigen Bilder der Dinge vor das Auge ſeines Verſtandes kommen, ſo bekömmt er einen Geſchmack an mancherley Dingen; einige gefallen ihm, und andre ſind ihm zuwider, nachdem ihm ſeine Aeltern, Geſpielen, oder tauſenderley andre Umſtände Anlaß geben, angenehme oder unangenehme Reihen von Begriffen zu verbinden, oder nachdem ſie ihm die Gegenſtände in einem reizenden oder verhaßten Lichte vorſtellen.

Je mehr ſich ſeine Einſichten erweitern, deſto mehr breiten ſich auch nach und nach ſeine thätigen und geſell-

ſchaft-

ſchaftlichen Kräfte aus; als: Liebe zur Geſchäfftigkeit, zur Nachahmung, und zum Lobe, zur Nacheiferung, Wißbegierde, Gelehrigkeit, eine Neigung zu befehlen, und ein Hang zur Veränderung. Seine Leidenſchaften ſind ſchnell, veränderlich, und geben jeglichem Eindrucke nach; ſeine Liebe zu gewiſſen Dingen, und ſein Ekel daran, wechſeln ſchnell mit einander ab. Er vergleicht Dinge, unterſcheidet Handlungen, urtheilt von Gemüthsarten, und liebt oder haßt ſie, nachdem ſie ihm wohl oder übel geſinnt gegen ihn, oder die, ſo er werth hält, dünken. Mittlerweile erlangt er ein Gefühl von den Folgen ſeiner Handlungen, nachdem ihm dieſelben Lob erwerben, oder Verachtung zuziehen; auf das erſte iſt er ſtolz, und über die letztre ſchämt er ſich; ſolche Handlungen ſucht er auch zu verheimlichen, und erröthet, wenn ſie entdecket werden. Vermittelſt dieſer Kräfte wird er ein Subject, das der Cultur fähig iſt; das moraliſche Band wird nun ſchon feſter geknüpft; er empfindet, daß er andern ſo wohl, als ſich ſelbſt, wegen ſeines Verhaltens Rechenſchaft ſchuldig iſt; und ſolchergeſtalt wird er ſtufenweiſe zu der Geſellſchaft und den Geſchäfften reif.

In ſeinen Jünglingsjahren.

Gelangt nun der Menſch aus den Kinderjahren in das jugendliche Alter, ſo bekommen alsdann ſeine Leidenſchaften ſo wohl, als ſeine Einſichten, eine ausgebreitetere Laufbahn. Neue Empfindungen von Vergnügen erwecken in ihm neue Beſtrebungen oder Begierden; er lernt den Reiz der Schönheit empfinden, fühlt eine beſondre Zuneigung gegen das andre Geſchlecht, und geräth in eine zärtlichere Art von Liebe und Ergebenheit, als er bisher noch erfahren hatte. Dieſes wird das Band einer neuen moraliſchen Ver-

wandtſchaft, und giebt ſeinen Leidenſchaften und ſeiner Aufführung eine ſanftere Richtung. In dieſem ſtürmiſchen Zeitraume läßt er ſich tiefer in den Geſchmack an Freundſchaft, Geſellſchaft, Leibesübungen und Zeitvertreiben ein. Die Liebe zur Wahrheit, zur Nachahmung oder zu allerley Unternehmungen nimmt ihn ein; und je mehr ſich ſeine Verknüpfungen unter ſeinen Nachbarn, Mitbürgern uud Landsleuten erweitern, deſto heftiaer und wirkſamer wird ſein Durſt nach Lobe, ſeine Nacheiferung, und ſeine geſelligen Neigungen. Unterdeſſen kann er unmöglich ſo lange gelebt haben, ohne daß er durch jene erhabnern Merkmaale von Ordnung, Weisheit und Güte, die der ſichtbaren Schöpfung aufgedrückt ſind, und durch jene mächtigen innerlichen Eingebungen von einem ſchaffenden Geiſte ſollte gerührt worden ſeyn, der die Quelle aller Erkenntniß und Schönheit, und ſo wohl der Gegenſtand als der Urquell jener Thätigkeit und jener geheimen Begierden iſt, welche manchmal ſein Innerſtes erwecken, und ihn auſſer ſich zu einem allmächtigen und alles regierenden Weſen hinreißen. Daher entſpringen jene Empfindungen von Ehrfurcht, und jene Geſinnungen der Dankbarkeit, der Gelaſſenheit im Leiden und der Liebe, welche die Seele mit dem Urheber der Natur verbinden, und die erhabenſte und göttlichſte von allen Verknüpfungen erzeugen.

In ſeinem männlichen Alter.

Wann nun der Menſch ſein beſtes Alter erreichet hat; ſo entſtehen entweder neue Leidenſchaften bey ihm, oder die alte Reihe derſelben wird einen deſto höhern Schwung nehmen. Denn da er von ſeiner Verknüpfung mit dem gemeinen Weſen und derjenigen beſondern Geſellſchaft, zu welcher er unmittelbar

telbar gehört, mehr gerührt wird, und überhaupt eine weitläuftigere Ausſicht ins menſchliche Leben, in deſſen mannichfaltige Bedürfniſſe und Freuden bekömmt; ſo ſchließt er vertrautere freundſchaftliche Verbindungen, trachtet nach Gewalt, wirbt um Ehre, entwirft mit kälterm Blute Plane des Eigennutzes, und wird aufmerkſamer auf die Angelegenheiten der Geſellſchaft; er tritt in Familien-Verknüpfungen, und hängt den liebreichen Neigungen nach, die daraus entſtehen. Die **herrſchenden** Leidenſchaften dieſes Alters feuern ihn mächtig an, für den Abend ſeines Lebens beſorgt zu ſeyn; und in demſelben äuſſern **Mitleiden** und **Dankbarkeit** ihren Einfluß, indem ſie den **Mann**, der noch ſeine völlige Stärke und Munterkeit beſitzt, antreiben, die ehemalige Liebe und Sorgfalt ſeiner Aeltern dadurch zu vergelten, daß er nunmehr für ihre Bedürfniſſe ſorgt, und ihrer Schwachheit Hülfe leiſtet.

Im hohen Alter.

Endlich neigt ſich das menſchliche Leben wieder abwärts, und das hohe Alter ſchleicht mit ſeinen Begleitern, **Aengſtlichkeit, Liebe zur Ruhe, Eigennutz, Furchtſamkeit, Behutſamkeit,** und **Liebe zu ihren Nachkömmlingen** unvermerkt heran. Die Erfahrung der Alten dient, die Hitze der Jugend zu lenken, und ihre kältre Gemüthsart, dieſelbe zu mäßigen; jene lehrt ſie auf ihre ehemaligen Thorheiten zurück, und dieſe auf die Folgen der Dinge hinaus zu ſehn, und ſich wider das Schlimmſte in Sicherheit zu ſetzen *). Dennoch hat ein jegliches Alter ſeine beſondre Art von Leidenſchaften, die ſich für daſſelbige ſchicken, und die Glückſeligkeit der übrigen am beſten befördern. Und alſo werden

*) Man ſehe HOR. Art. Poët.

die Mängel des einen Alters durch die Fähigkeiten eines andern erſetzet, und die Schwachheiten des einen Alters halten die Leidenſchaften eines andern im Gleichgewichte.

Leidenſchaften eines jeglichen Alters.

Ueber dieſe Leidenſchaften und Neigungen giebt es noch andre, die von nicht ſo veränderlicher Art, und keinem Alter beſonders eigen ſind, ſondern in einem jeglichen ſtatt finden, und ſich in jeglichem Herzen, das Leben hindurch, mehr oder weniger geſchäfftig zeigen. Dergleichen ſind Eigenliebe, Menſchenliebe, Liebe zum Leben, Ehrliebe, Schaam, Hoffnung, Furcht, Begierde, Abſcheu, Freude, Bekümmerniß, Zorn und dergleichen. Die beiden erſten ſind Neigungen von einer kältern Art; jene ſieht auf das Beſte unſer ſelbſt, dieſe auf das Beſte des Nebenmenſchen; Freude und Betrübniß, Hoffnung und Furcht ſcheinen nur verſchiedne Richtungen, oder beſondre Ausbrüche von einerley urſprünglichen oder Grund-Neigungen, (der Liebe und dem Haſſe, der Begierde und dem Abſcheu,) zu ſeyn, welche aus den verſchiednen Umſtänden, oder aus der Beſchaffenheit des begehrten oder verabſcheueten Gegenſtandes entſtehen, nachdem derſelbe gegenwärtig oder abweſend iſt. Aus dieſen entſpringen gleichergeſtalt andre untergeordnete oder zufällige Leidenſchaften, welche ihrem Daſeyn und ihren verſchiednen Graden nach von den Grund-Neigungen abhängen, nachdem dieſelben befriediget, oder nicht befriediget werden, als Zorn, innerliches Vergnügen, Zuverſicht, Eiferſucht, Liebe, Haß, Niedergeſchlagenheit, heftige Freude, Zufriedenheit, Ekel, welche keine Hauptleidenſchaften ausmachen, ſondern vielmehr von denſelben abſtammen.

Durch

Ihre gemeinſchaftlichen Wirkungen.

Durch dieſe einfachen, jedoch mächtigen Triebfedern, ſie mögen nun abwechſelnd oder fortdauernd ſeyn, wird das Leben des Menſchen, ſo ſchwach und dürftig er iſt, erhalten und unterſtützet, und dieſes Weſen zu einem beſtändigen Cirkel von Geſchäfftigkeit angefeuert, um ſo wohl ſeinen zahlreichen und immer wiederkommenden Bedürfniſſen abzuhelfen, als auch die mannichfaltigen Gefährlichkeiten und Unglücksfälle zu entfernen, denen es unterworfen iſt. Durch dieſe Bande werden die Menſchen unter einander verknüpfet, zu Familien geſammelt, in beſondre Verbindungen gezogen, und alle mit einander gleichſam durch ein gemeinſchaftliches Bündniß in einen Körper vereiniget, deſſen Glieder mit einander empfinden, und in einer gegenſeitigen Sympathie ſtehen. Und eben dadurch, daß die Beſchaffenheit des Menſchen ſeinem Zuſtande ſo vortrefflich angemeſſen iſt, und ſeine Kräfte ſich ſtufenweiſe entwickeln, wird die Ordnung gehandhabt, die Geſellſchaft aufrecht erhalten, und das menſchliche Leben mit jener Mannichfaltigkeit von Leidenſchaft und Handlung erfüllet, welche daſſelbe zugleich geſchäfftig machen, und es auf vielerley Weiſe abändern.

Die regierende Kraft.

Dieſes iſt ein kurzer Abriß von den vornehmſten Regungen des menſchlichen Herzens. Jedoch dieſe Regungen machen noch nicht den ganzen Menſchen aus; ſie feuern zur Handlung an, aber ſie geben doch derſelben keine Richtung; ſie haben noch einen Führer nöthig, ihre Bewegungen zu leiten, ihren Kräften das gehörige Maaß und die Anwendung zu geben. Und deßwegen findet ſich auch bey ihnen ein ſolcher Führer, der über ihre Thätigkeit natürlicher Weiſe

Weiſe die **Oberaufſicht führt** und ſie **ordnet.** Wir ſind uns eines **Principiums** oder einer **Grundkraft** bewußt, die in uns liegt, die die Dinge unterſucht, vergleicht und abwägt, die die Unterſchiede anmerkt, die wirkenden Kräfte beobachtet, und die Folgen der Neigungen und Handlungen vorherſieht. Durch dieſe Kraft oder dieſes Vermögen ſehen wir in die vergangnen Zeiten zurück, und in die Zukunft hinaus, ſammeln Erfahrungen, ſchätzen den Werth der Gegenſtände, den ſie, entweder wirklich an ſich ſelbſt, oder gegen andre gehalten, haben, machen Entwürfe, erdenken Mittel dieſelben auszuführen, und ſetzen die ganze Ordnung und Einrichtung des Lebens feſt. Dieſes Vermögen bezeichnen wir gemeiniglich mit dem Namen **Vernunft** oder **Beurtheilungskraft**, deren Geſchäffte keinesweges iſt, uns urſprüngliche Grundbegriffe oder Empfindungen darzuliefern, ſondern dieſelben zu bearbeiten, in Ordnung zu bringen, und Folgerungen daraus zu ziehn.

Die beurtheilende und Beyfall gebende Kraft.

Ferner ſind wir uns einer andern Grundkraft in uns deutlich bewußt, welche gewiſſe **Geſinnungen, Leidenſchaften** und **Handlungen** billigt, und das, was ihnen entgegen geſetzt iſt, mißbilligt. Den Urtheilen dieſes innerlichen Richters zu Folge, nennen wir manche Handlungen, oder Gründe des Verhaltens, **recht, anſtändig, gut,** und andre **unrecht, unanſtändig** und **böſe.** Jene erwecken unſre **Hochachtung,** ein **innerliches moraliſches Wohlgefallen** und eine **Zuneigung;** welches ſie unmittelbar und urſprünglich von ſelbſt thun, ohne Rückſicht auf ihre Folgen, und ſie mögen unſern eignen Nutzen betreffen, oder nicht. Dieſe fodern gleichſam natürlicher und nothwendiger Weiſe unſre **Verachtung,**

unſern

unſern Spott und Abſcheu auf. Diejenige Kraft, vermöge welcher wir dieſen Unterſchied in den Neigungen und Handlungen erkennen, und ein daraus entſtehendes Gefallen oder Mißfallen empfinden, wird gemeiniglich das **Gewiſſen**, oder das **moraliſche Gefühl** genannt. Ob eine ſolche Kraft der menſchlichen Natur weſentlich ſey oder nicht, muß man eines jeglichen Erfahrung von dem, was in ihm ſelbſt vorgeht, überlaſſen.

Dieſe Kräfte ſind von den Neigungen unterſchieden.

Dieſe beiden Kräfte, **Vernunft** und **Gewiſſen**, ſind offenbar Grundkräfte, welche ſich ihrer **Natur** und **Gattung** nach von den Leidenſchaften und Neigungen unterſcheiden. Denn die Leidenſchaften ſind eine bloße **Kraft** oder ein **Vermögen**; ſie ſind **blinde** Triebe, welche gewaltſam und ohne Wahl verfahren, und davon ein jeglicher auf die Gegenſtände, die für ihn gehören, als auf ſeinen letzten Zweck, abzielt, ohne Rückſicht auf den Vortheil der andern oder des ganzen Syſtems. Die **regierenden** und **beurtheilenden** Kräfte hingegen unterſcheiden und beſtimmen den Werth der unterſchiednen Vermögen, der wechſelsweiſen Proportionen und Verhältniſſe, welche jegliche Leidenſchaft gegen die andre und gegen das Ganze hat; ſie beurtheilen ihre verſchiednen Grade von Verdienſt, und richten über das ganze Betragen und Verhalten, nachdem ſie entweder uns ſelbſt, oder den Nebenmenſchen zur Abſicht haben; ja ſie ſind vermögend, die blinden Triebe der Leidenſchaft zu regieren, oder ſie in ein gehöriges Gleichgewicht gegen einander, und in eine regelmäßige Abhängigkeit von dem ganzen Syſtem einzuſchränken. — Man laſſe dieſen Unterſchied ja nicht aus der Acht.

Dieß

Eintheilung der Leidenſchaften.

Dieß iſt eine kurze Beſchreibung der Grundkräfte unſers Weſens, welche nach ihren unterſchiednen Miſchungen, Graden und Proportionen unſerm Character ſeine Geſtalt geben, und unſer Verhalten im Leben regieren. Wenn wir jene groſſe Reihe von Neigungen betrachten, welche die unterſchiedlichen Auftritte unſers Lebens ausmachen, ſo bemerken wir unter ihnen folgenden augenſcheinlichen Unterſchied. Einige von ihnen haben das Beſte unſrer Perſon zur Abſicht, und andre hingegen leiten uns weiter hinaus auſſer uns ſelbſt auf das Beſte aller Nebenmenſchen. Man kann daher jene Privat- und dieſe gemeinnützige Neigungen nennen. Von der erſten Art iſt die Liebe zum Leben, zum Vergnügen, zur Macht und dergleichen. Zu der andern gehören das Mitleiden, die Dankbarkeit, die Freundſchaft, die natürliche Liebe zu unſern Verwandten und dergleichen. Von den Privat-Leidenſchaften *) haben einige bloß die Sicherheit und Vertheidigung der Perſon ſelbſt zur Abſicht, als die Empfindlichkeit über eine wiederfahrne Beleidigung, und die Furcht; da hingegen andre auf einen Nutzen oder Vortheil, als Reichthum, Ruhe, Ruhm abzielen. Demnach kann man die erſtere Art, wegen dieſes Unterſchiedes der Gegenſtände, vertheidigende Leidenſchaften nennen; dieſe beziehen ſich auf unſre Gefahren, und treiben uns an, dieſelben zu vermeiden, wo wir können, oder ihnen kühnlich entgegen zu gehn, wo wir nicht können.

Vertheidigende Leidenſchaften.

Die

*) Wir brauchen hier die Worte Leidenſchaften und Neigungen als gleichgeltend. Ihr Unterſchied ſoll im Folgenden angezeigt werden.

Die andre Claſſe von **Privat**-Leidenſchaften, welche nach **wirklichen Privat**-Vortheilen ſtreben, kann man **begehrende** nennen. Indeſſen wollen wir den Namen **Privat**-Leidenſchaften immer beybehalten, um ſie damit von den **vertheidigenden** zu unterſcheiden. Der Menſch hat viel und mancherley Bedürfniſſen abzuhelfen, und iſt nach den unterſchiedlichen Zeit-Perioden ſeines Lebens, und nach den mancherley Umſtänden, darein er geſetzt wird, mancher Vergnügungen fähig. Auf dieſe bezieht ſich alſo eine verhältnißmäßige Reihe von **Privat**-Leidenſchaften, welche ihn zu der Bewerbung um alles, was zu ſeinem Unterhalte, oder zu ſeiner Wohlfahrt nöthig iſt, anreizt.

Privat- oder begehrende Leidenſchaften.

Unſre **gemeinnützigen** oder **geſellſchaftlichen** Neigungen ſind nach den verſchiedentlichen **geſellſchaftlichen Verknüpfungen** und **Verhältniſſen**, in denen wir gegen andre ſtehen, eingerichtet; indem ſie uns bewegen, an ihrer Gefahr und an ihren Bedürfniſſen Theil zu nehmen, und uns auf ſolche Weiſe antreiben, ſie wider jene zu ſchützen und dieſen abzuhelfen.

Gemeinnützige Leidenſchaften.

Ob dieſer hiſtoriſche Grundriß von dem **Menſchen**, und jene Gruppe von Figuren und Verknüpfungen, die ihn umgeben, richtig ſey oder nicht, iſt eine Sache, die ſich nicht ſo wohl mit Vernunftſchlüſſen, als durch das gemeine Gefühl und die gemeine Erfahrung ausmachen läßt. Es muß daher ein Jeder ſeine eigne Erfahrung von dem, was er innerlich empfindet, und ſeine Kenntniß von dem, was auſſer ihm in der **kleinen**, oder in der **groſſen** Welt, darinnen er lebt,

Berufung auf die Erfahrung.

lebt, vorgeht, zu Rathe ziehn, und nach dieſer Erfahrung und dieſer Erkenntniß das Gemälde als richtig zugeben, oder es für unrichtig erklären. Denn auf dieſe Erfahrung, und auf dieſe Erkenntniß, und nur auf ſie allein, beruft ſich der Zeichner.

Dieſes iſt demnach der erſte Schritt, die Pflicht und Beſtimmung des Menſchen zu entdecken, wenn man das Grundweſen aufgelöſt hat, woraus er beſteht. Nunmehr iſt hiernächſt nöthig, zu betrachten, in was für Ordnung, Proportion und Maaße dieſes innerlichen Grundweſens die Tugend, oder ein geſunder moraliſcher Zuſtand, und das rechte Verhalten beſtehe; damit man erkenne, woher die moraliſche Verbindlichkeit rührt.

Zweyter Abſchnitt.

Von der Pflicht oder moraliſchen Verbindlichkeit.

Maaß der Kräfte.

Nach dem Zwecke oder der Abſicht einer jeglichen Kraft oder wirkenden Urſache müſſen wir ihre Bewegungen einrichten, und den Grad von Stärke ſchätzen, der zu der gehörigen Thätigkeit derſelben nöthig iſt. Fehlt es an derjenigen Stärke, die zur Erlangung ihres Zwecks erfodert wird; ſo halten wir ſie für unzulänglich: Hat ſie deren zu viel, ſo daß ſie über denſelben hinausgeht; ſo ſagen wir, ſie ſey zu der Wirkung zu groß; und in beiden Fällen iſt ſie unvollkommen und übel angelegt. Iſt gerade ſo viel da,

da, als zur Erreichung des Ziels erfoderlich iſt, ſo halten wir ſie für richtig, und für das, was ſie ſeyn ſoll. Dieſen Satz wollen wir auf die Leidenſchaften anwenden.

Maaß der vertheidigenden Leidenſchaften.

Da die Vertheidigung und Sicherheit der Perſon ſelbſt, die Abſicht der vertheidigenden Leidenſchaften iſt; ſo muß dieſe Sicherheit und Vertheidigung das Maaß ihrer Stärke oder Schwäche ſeyn. Sind ſie ſo ſchwach, daß ſie zu dieſer Abſicht nicht zureichen, oder führen ſie uns über dieſelbe hinaus, das heißt, erregen ſie übermäſſige Bewegungen, oder halten länger an, als es nöthig iſt; ſo ſind ſie untüchtig, ihre eigentliche Beſtimmung zu erfüllen, und befinden ſich alſo in einem unvollkommenen und unnatürlichen Zuſtande. Die Regung der Furcht oder der Empfindlichkeit über etwas, hat an ſich nichts Reizendes; und wir können auch keiner von beiden, ohne unangenehme Empfindungen Raum geben. Ohne einen gewiſſen Grad davon, ſind wir wehrlos und der Gefahr ausgeſetzt. Bey einem zu groſſen Uebergewichte derſelben ſind wir unglückſelig, und oftmals unbillig gegen Andre. An ſtatt alſo, daß uns die Feigheit oder Verzagtheit, welche eine übertriebne Furcht iſt, in der Gefahr retten ſollte; ſo giebt ſie derſelben vielmehr eine gar zu fürchterliche Geſtalt, macht uns unfähig, die beſten Mittel zur Rettung wahrzunehmen und zu ergreifen, und entreißt uns die Waffen der Herzhaftigkeit, welche ſonſt unſre natürliche Rüſtung iſt. Tollkühnheit iſt der Mangel an dem gehörigen Maaſſe von Furcht; ſie zieht uns unbeſonnener Weiſe in Gefahren, und ſchläfert uns in verderbliche Sicherheit ein. Rachgier, dieß heißt, ein gar zu ausſchweifender Hang, wiederfahrne Beleidigungen

zu ahnden, beraubt uns, durch die Heftigkeit ihrer Bewegung, jener hohen Gegenwart des Geiſtes, welche oftmals die beſte Schutzwehr gegen Beleidigungen iſt, und reizt uns, den angreifenden Theil mit mehrerer Strenge zu verfolgen, auch die Selbſtvertheidigung erfodert. Kleinmüthigkeit, oder der Mangel an einem gerechten Unwillen über das Unrecht, läßt uns gänzlich ohne Schutz, und verſenkt endlich die Seele in eine unthätige, kraftloſe Unterwürfigkeit. „Wenn wir alſo die vertheidigenden „Leidenſchaften in einem gehörigen Maaſſe gegen „unſre Gefährlichkeiten erhalten; ſo erlangen ſie da„durch ihre natürliche Höhe und Beſtimmung.„

Maaß der Privat-Leidenſchaften.

Die Privat-Leidenſchaften reizen uns, einige beſtimmte Gattungen von Privat-Vortheilen zu ſuchen. Daher muß der Vortheil, oder das Gut, welches der Gegenſtand und Zweck einer jeglichen iſt, bey einer jeglichen auch das Maaß ihrer Stärke ſeyn, und ihre Thätigkeit regieren. Wenn ſie zu ſchwach oder zu ſchlaff ſind, uns zu der Verfolgung ihrer verſchiedentlichen Gegenſtände zu reizen; ſo ſind ſie offenbar unzulänglich: wenn ſie aber durch ihren Ungeſtüm ihren eignen Zweck vernichten; alsdenn ſind ſie über den eigentlichen Ton der Natur geſpannt. Daher ſtürzt uns die Eitelkeit, oder eine ausſchweifende Begierde nach Beyfall, in ſolche Niederträchtigkeiten und kleine Kunſtgriffe, uns um die Gunſt des gemeinen Mannes zu bewerben, daß wir darüber eben der Ehre verluſtig werden, nach der wir ſo ängſtlich trachten. Auf der andern Seite hingegen, entreißt eine gänzliche Gleichgültigkeit gegen die Hochachtung der Menſchen der Tugend einen mächtigen Schutz und Antrieb, und ſetzt das

Herz

Herz der Gefahr aus, nach den niederträchtigſten Abſichten zu ſtreben. „Wenn wir demnach unſre Privat-Leiden„ſchaften und Begierden in der gehörigen Propor„tion gegen unſre Bedürfniſſe erhalten; ſo iſt dieß „das rechte Maaß und die äuſſerſte Gränze dieſer „Gattung von Neigungen.„

Comparative Vermögen.

Ueberhaupt wirken die vertheidigenden und Privat-Leidenſchaften alle einſtimmig, vermöge ihrer Richtung oder Nutzbarkeit, zu dem Vortheile oder Beſten unſrer Perſon. Wenn es ſich alſo zuträgt, daß gewiſſe Vortheile mit einander ſtreiten, wie es bisweilen geſchehn kann; ſo muß diejenige Summe von Gutem oder von Glückſeligkeit, welche aus den beſondern Vortheilen beſteht, nach denen eine jegliche derſelben trachtet, der gemeinſchaftliche Maaßſtab ſeyn, wornach ihre comparativen Grade von Stärke abzumeſſen ſind. Dieß heißt ſo viel: Wenn ſich einige von ihnen in dem Grade, darinnen ſie herrſchen, mit der größten Summe von Gutem, oder dem höchſten Vortheile unſrer Perſon nicht vertragen; alsdann ſind ſie ungleich und unproportionirlich. Denn wenn wir von einem beſondern Syſtem oder einer beſondern Verfaſſung von Kräften reden; ſo nennen wir denjenigen Zweck den höchſten und vornehmſten, oder den Hauptzweck, auf welchen ſich die Abſichten der unterſchiedlichen Talente oder Kräfte zuſammen vereinigen, und dem ſie untergeordnet ſind; und wir glauben, daß ſie in der gehörigen Proportion gegen einander, und in Abſicht auf das Ganze richtig ſeyn, wenn ſie demſelben ſtets untergeordnet und nützlich ſind. „Wenn wir alſo unſern vertheidigenden und „Privat-Leidenſchaften ihre Proportion gegen unſre

„Gefährlichkeiten und Bedürfniſſe nach demjenigen „Maaße beſtimmen, welches am beſten dient, unſre „Perſon in Sicherheit zu ſetzen, und die größte Sum„me von Privat-Vortheil oder Glückſeligkeit zu be„fördern; ſo iſt dieß die richtige Waage, nach der „wir ſie ſchätzen, und derjenige Maaßſtab, nach dem „wir ſie meſſen müſſen, ſo oft ſich der Fall ereignet, „daß ſie mit andern Leidenſchaften ſtreiten.„

Maaß der gemeinnützigen Neigungen.

Gleicherweiſe, da die gemeinnützigen oder geſelligen Neigungen auf das Beſte Andrer abzielen; ſo muß auch dieſes Beſte das Maaß ihrer Stärke ſeyn. Wann eine beſondre geſellige Neigung, als Dankbarkeit oder Freundſchaft, welche eine beſondre geſellſchaftliche Verknüpfung, nämlich die Verknüpfung mit einem Wohlthäter, oder mit einem Freunde betreffen, zu ſchwach iſt, uns zu bewegen, daß wir dankbar und freundſchaftlich handeln; ſo iſt dieſe Neigung unzulänglich und unlauter, weil ſie nicht hinreichend iſt, ihren Zweck zu erlangen. Wann aber auf der andern Seite eine beſondre Leidenſchaft von dieſer Claſſe dem Vortheile, welchen ſie zu befördern beſtimmt iſt, durch ihre Heftigkeit oder Ungleichförmigkeit zuwider handelt, oder denſelben gar vernichtet; alsdann iſt dieſe Leidenſchaft ausſchweifend und unregelmäßig. Wenn daher die natürliche Liebe zu unſern Kindern, in eine närriſch verliebte Zärtlichkeit ausartet; ſo hindert ſie die Aeltern nicht nur, den Vortheil ihrer Kinder mit kaltem Blute zu beurtheilen, ſondern ſie verleitet dieſelben auch oftermals zu einer höchſt parteyiſchen und verderblichen Nachſicht.

Streit geſelliger Neigungen.

Da nun eine jede zärtliche Neigung auf das Beſte ihres beſondern Gegenſtandes

abzielt;

abzielt; ſo iſt es möglich, daß zuweilen verſchiedne Vortheile oder Güter wider einander ſtreiten können. Auf ſolche Art kann die Achtung, die einem Freunde gebührt, wider die Achtung ſtreiten, zu der wir gegen eine ganze Geſellſchaft verpflichtet ſind. Bey ſolchen ſtreitenden Vortheilen fällt es in die Augen, daß der größte Vortheil erwählet werden müſſe; und der größte Vortheil iſt derjenige, welcher die größte Summe von gemeinnützigem Guten, ſo wohl in Anſehung des Umfangs, als auch der Dauer, enthält. Dieſes wird alsdann der gemeinſchaftliche Maaßſtab, nach welchem die verſchiedentliche Stärke der geſelligen Neigungen, und der verſchiedentliche Grad abzumeſſen iſt, worinnen ſie einander untergeordnet werden müſſen. Daraus machen wir den Schluß, daß „die Neigungen aus dieſer Claſſe regelmäſſig und lauter „ſind, wenn ſie uns anfeuern, unſern perſönlichen Vor„theil ſo zu ſuchen, daß das gemeinnützige Beſte völlig „damit beſtehen könne;„ oder mit andern Worten, „wenn „ſie den Gefahren und Bedürfniſſen Andrer, und den „mannichfaltigen Verhältniſſen gehörig angemeſſen ſind, „in welchen wir gegen einzelne Perſonen, oder gegen „die Geſellſchaft ſtehen.„

Demnach haben wir durch eine Reihe von Schlüſſen aus unterſchiedlichen Umſtänden die natürliche äuſſerſte Gränze oder den Umfang der verſchiednen Claſſen von Neigungen gefunden, indem wir jede insbeſondre an und für ſich ſelbſt betrachteten. Da nun die Tugend oder Vollkommenheit eines jeglichen Weſens darauf beruht, daß es ſeiner Natur folgt, oder der genauen Proportion und Harmonie ſeiner unterſchiedlichen Kräfte gemäß handelt; ſo „muß die Tugend oder Vollkommenheit eines

„Weſens, das mit ſolchen Neigungen begabt iſt, wie der „Menſch, darinnen beſtehn, daß er ſo handelt, wie es die „natürliche äuſſerſte Gränze und der Umfang dieſer „Neigungen erfodert und leidet.„ Man laſſe dieſes wenigſtens als den erſten ſchwachen Entwurf derſelben gelten.

Gleichgewicht der Neigungen

Da es aber in der Werkſtatt der Seele keine unabhängige Neigung, keine Leidenſchaft giebt, die durch ſich ſelbſt, ohne einige Verwandtſchaft mit den übrigen, beſteht; ſo können wir von keiner einzigen, insbeſondre betrachtet, das Urtheil fällen, daß ſie entweder zu ſtark, oder zu ſchwach ſey. Die Stärke und richtige Proportion einer jeden muß nicht allein darnach geſchätzt werden, daß ihre Wirkſamkeit ihren eignen unmittelbaren Zweck erreicht, ſondern auch nach dem Verhältniſſe, darinnen ſie gegen das ganze Syſtem von Neigungen ſteht. Daher ſagen wir, eine Leidenſchaft ſey zu ſtark, nicht allein, wenn ſie ihrem eignen Zwecke zuwider handelt, ſondern auch, wenn ſie die Stärke andrer Leidenſchaften vermindert, welche eben ſo nöthig ſind, eine Gemüthsbeſchaffenheit hervorzubringen, wie ſie einer gewiſſen Oekonomie oder einem gewiſſen Zuſtande gemäß iſt; und zu ſchwach, nicht bloß, weil ſie unzulänglich iſt, ihrem Zwecke Genüge zu thun, ſondern auch, weil ſie ihr Amt oder Geſchäffte nach dem Erfoderniſſe des ganzen Syſtems nicht erfüllen kann. Die Liebe zum Leben kann alſo zu ſtark ſeyn, wenn ſie die Achtung, die man ſeinem Vaterlande ſchuldig iſt, ſchwächt, und uns nicht erlauben will, um deſſelben willen den Gefahren, oder auch wohl dem Tode, kühnlich entgegen zu gehn. Dagegen kann die Ehrliebe wiederum zu ſchwach ſeyn, wenn ſie die Schan-

zen

niederreißt, welche der Tugend zur Schutzwehre dienen, oder die Triebfedern ſchwächt, welche dieſelbe thätiger, und gegen das gemeine Wohl beſſer geſinnt machen.

Schranken der Privat-Neigungen.

Wirft man die Frage auf, „wie weit „man den Neigungen in Abſicht auf das Pri„vat-Beſte oder die Privat-Glückſeligkeit „Raum geben könne?„ ſo iſt oben bereits eine Einſchränkung für die beſondern Gränzen einer jeglichen Neigung feſtgeſetzt worden, nämlich, daß ſie der gemeinſchaftlichen Summe von Gutem gegen das Privatſyſtem untergeordnet werden müſſen. Demnach wird bey dieſen allemal vorausgeſetzt, daß Geſundheit, guter Name, Vermögen, die Freyheit in unſerm Thun und Laſſen, der ungeſchwächte Gebrauch der Vernunft, der ruhige Genuß unſer ſelbſt, welches alles Privat-Güter ſind, in gehörige Betrachtung gezogen werden. Nunmehr entſpringt aus dem eben jetzt genannten Gleichgewichte der Neigungen wieder eine neue Einſchränkung, nämlich die Sicherheit und Glückſeligkeit Andrer; oder es allgemeiner auszudrücken: „Wir können einer Privat-Nei„gung mit gutem Gewiſſen Raum geben, wenn wir nur „durch dieſe Nachſicht diejenigen Verbindlichkeiten nicht ver„letzen, welche aus unſern höhern Verhältniſſen oder Ver„knüpfungen mit dem gemeinen Weſen flieſſen.„ Richten wir uns alſo hierinnen, wie es ſich gebührt, nach den Gränzen, welche die Natur in das Herz eines jeglichen Menſchen gezeichnet hat; was könnte unſern Beſtrebungen nach Privat-Glückſeligkeit Schranken ſetzen? Iſt die Natur wohl mürriſch und karg? Oder ſollte der Gott der Natur ſeinen Geſchöpfen keine Glückſeligkeit gönnen?

Streit des Intereſſe.

Ob jemals ein wirklicher Streit des verſchiednen Intereſſe zwiſchen dem gemeinnützigen oder öffentlichen und Privatſyſtem der Neigungen, oder zwiſchen den Zwecken, welche jegliche Claſſe zu ihrer Abſicht macht, ſtatt finde, ſoll in der Folge erwogen werden; wo aber kein ſolcher Streit iſt, da findet ſich auch wenig oder gar keine Gefahr, daß man eine von beiden, beſonders aber die gemeinnützigen Neigungen bis zur Ausſchweifung treiben werde, da fern nur beide Gattungen, einer vernünſtigen und gemäßigten Selbſtliebe, und einer ſtillen und weit ausgebreiteten Menſchenliebe beſtändig untergeordnet bleiben, weil dieſe Grundtriebe, gleich den Schutzgeiſtern, an der Spitze eines jeglichen Syſtems ſtehen.

Folgerung.

Dieſes iſt alſo das Verhalten der Leidenſchaften, in wie fern man ſie als beſondre und einzelne Kräfte betrachtet, davon uns jegliche zu der Verfolgung ihres eigentlichen Zwecks leitet; und eben dieſes iſt auch ihr Gleichgewicht oder ihre Oekonomie, in wie fern man ſie als zuſammengeſetzte, oder ſolche Kräfte betrachtet, die eine gegenſeitige Verwandtſchaft unter einander haben, die gemeinſchaftlich zuſammen zu einem gemeinnützigen Zwecke arbeiten, und folglich Ein Syſtem oder Ein Ganzes ausmachen.

Ordnung, darinnen die Kräfte unter einander ſtehen.

Was nun aber dieſes Gleichgewicht zuwegebringt oder erhält, und was in der Verfaſſung der menſchlichen Natur dazu gemacht iſt, die Leidenſchaften ſo zu regieren, daß ſie nicht ihren eignen Zweck vernichten, oder wider einander ſtreiten, das muß für ſie eine Grundkraft von

einer höhern Natur ſeyn, und muß ihnen ihr verſchiednes Maaß beſtimmen, und ihre Verhältniſſe regieren. Wir haben aber geſehen, daß die **Vernunft** oder Beurtheilungskraft eine ſolche Grundkraft ſey, welche dem Hange unſrer Leidenſchaften ihre Richtung giebt, ihren Einfluß auf die Privat- und allgemeine Glückſeligkeit abwägt, und die beſten Mittel anzeigt, beide zu erlangen. Da wir nun gleichfalls gefunden haben, daß es noch eine andre regierende und anordnende Grundkraft giebt, die wir das **Gewiſſen**, oder das **moraliſche Gefühl** nennen, das aus einer angebornen Art von richterlicher Gewalt über Neigungen und Handlungen urtheilt, und einige für **recht** und **gut**, andre aber für **unrecht** und **böſe** erklärt; ſo folgt, daß die Leidenſchaften, welche bloſſe Triebe oder blinde Kräfte ſind, Grundkräfte von niedrigerer Art, und dieſer **richtenden** Fähigkeit untergeordnet ſind. Wenn wir **alſo** der Ordnung der Natur folgen, das iſt, die gegenſeitigen Verhältniſſe und die Ordnung beobachten wollen, in welcher die verſchiednen Theile der menſchlichen Natur unter einander ſtehen; ſo müſſen die Leidenſchaften ſich der Regierung und Oberherrſchaft der **regierenden** oder anordnenden Grundkräfte unterwerfen.

Worinnen ſie beſteht?

Demnach ziehen wir aus dieſer **Schlußfolgerung** den Grundſatz: „Die rechte „**Verfaſſung** oder **Oekonomie** der „**menſchlichen Natur** beſteht in einer regelmäßigen Unterwerfung der **Leidenſchaften** und **Neigungen** unter „die **Oberherrſchaft** des **Gewiſſens** und unter die „**Regierung** der **Vernunft**.„

Oekonomie der Natur, oder der gehörige Gemüthszuſtand.

Dieſe Unterwerfung iſt regelmäßig, wenn das vorhin erwähnte Verhältniß bey-behalten wird; dieß heißt ſo viel: „Wenn „die vertheidigenden Leidenſchaften un„ſern Gefährlichkeiten ſtets angemeſſen bleiben; wenn „die Privat-Leidenſchaften mit unſern Bedürfniſſen „im gehörigen Verhältniſſe ſtehen; und wenn die geſell„ſchaftlichen Neigungen nach unſern geſellſchaftli„chen Verknüpfungen eingerichtet, und den Bedürf„niſſen und Gefährlichkeiten Andrer gemäß ſind.„ Dieſer letztre Punct wird von den beiden erſtern etwas verſchiedentlich ausgedrückt, um das höchſt wichtige Verhältniß, worinnen wir gegen den groſſen Urheber unſrer Natur ſtehen, und jene unumgänglichen Geſetze der Pflicht mit einzuſchlieſſen, die wir demjenigen ſchuldig ſind, welcher höchſt vollkommen und ſelig iſt, bey welchem keine Bedürfniſſe ſtatt finden denen wir abhelfen könnten, und der keiner möglichen Veränderung unterworfen iſt.

Menſchliche Tugend und Vollkommenheit.

Aber den natürlichen Zuſtand, oder die geſunde und ſtarke Beſchaffenheit eines jeglichen Geſchöpfes, oder die rechte Oekonomie ſeiner Kräfte, nennen wir ſeine Geſundheit und Vollkommenheit; und dieſen Eigenſchaften gemäß handeln, heißt ſeine Tugend oder Güte. Alſo „muß die moraliſche Geſundheit und Vollkom„menheit des Menſchen auf die oben gemeldete Ober„macht des Gewiſſens und der Vernunft, und auf „die Unterwerfung der Leidenſchaften unter ihre Ober„herrſchaft und Regierung ankommen. Und ſeine „Tugend oder Güte muß darinnen beſtehn, daß er die„ſer Ordnung oder Verfaſſung gemäß handelt.„

Daß

Daß ein ſolcher Schmuck der Seele, und ein ſolches Verhalten ihrer Kräfte und Leidenſchaften die Prüfung der Vernunft aushalten werde, kann wohl keinen Zweifel haben. Denn bey einer aufrichtigen Unterſuchung der Folgen der Dinge, oder der Verhältniſſe und Zuſammenſtimmung der Mittel mit den Zwecken, beweiſt die Vernunft offenbar, und die Erfahrung beſtätigt es, daß „es keinen ſicherern Weg „giebt, die Gefährlichkeiten, die uns drohen, zu ver„meiden, oder uns aus denſelben zu wickeln, und die Si„cherheit zu erlangen nach der wir trachten, als wenn wir „unſre vertheidigenden Leidenſchaften in dem gehörigen „Verhältniſſe gegen dieſe Gefährlichkeiten erhalten.„ — „Unſre Privat=Leidenſchaften alſo in dem Verhältniſſe ge„gen unſre Bedürfniſſe zu erhalten, iſt das beſte Mittel, „dieſen Bedürfniſſen abzuhelfen; — und unſre geſell„ſchaftlichen Neigungen nach unſern geſellſchaftlichen „Verhältniſſen und dem Beſten Andrer einzurichten, iſt „die ſicherſte Methode, jenen Genüge zu leiſten, und die„ſes zu bewirken.„ In dieſem Verſtande kann man demnach ſagen, die Tugend ſey nichts andres, als ein Verhalten, das der Vernunft gemäß iſt; indem die Tugend in einer ſolchen Ordnung und Einrichtung der Kräfte und Leidenſchaften eine unſtreitige Tüchtigkeit findet, den Zweck zu erlangen, zu welchem ſie natürlicher Weiſe beſtimmet ſind.

Wie ſie der Vernunft gemäß iſt?

Wenn man den Begriff von einer moraliſchen Verbindlichkeit bloß von dieſer Tüchtigkeit oder Verknüpfung gewiſſer Leidenſchaften, oder einer gewiſſen Ordnung und eines Gleichgewichts der Leidenſchaften, mit

Die Verknüpfung zwiſchen Neigungen und Zwecken iſt nicht der Begriff der moraliſchen Verbindlichkeit.

mit gewiſſen Zwecken, die durch ſelbige erhalten worden ſind, oder noch erhalten werden ſollen, herleiten wollte; alsdenn wäre die Vernunft oder die Beurtheilungskraft, welche dieſe Tüchtigkeit oder Verknüpfung bemerkt, der eigentliche Richter der moraliſchen Verbindlichkeit; und nach dieſer Vorausſetzung könnte man ſie, wie von einigen geſchehen iſt, für die Verknüpfung zwiſchen der Neigung mit dem Zwecke erklären, oder welches einerley iſt, zwiſchen der Handlung und dem Bewegungsgrunde. Denn der Zweck iſt der Bewegungsgrund oder die Endurſache (Cauſſa finalis), und die Neigung iſt die That, oder doch die unmittelbare und natürliche Urſache derſelben. Es kann ein Menſch durch bloße Selbſtliebe dahin gebracht werden, diejenige Verbindlichkeit zu erfüllen, welche ſich auf die Verknüpfung zwiſchen den vertheidigenden Leidenſchaften und ihren Zwecken, oder zwiſchen den Privatleidenſchaften und ihren Zwecken gründet; weil ihn in dieſem oder jenem Falle ſein eigner Vortheil reizen wird, demſelben in dem erfoderlichen gehörigen Maaße Raum zu geben. Hat er aber keine Neigungen, deren Ziel auſſer ihm iſt, keinen Grundtrieb, als Selbſtliebe, oder doch eine feine Art derſelben; was wird ihn bewegen, ſich über die Glückſeligkeit Andrer Kummer zu machen, ſo lange ſich keine Verknüpfung zwiſchen dieſer und ſeinem eignen Vortheile findet? Oder was kann er für eine Empfindung von moraliſcher Verbindlichkeit haben, dieſelbe zu befördern? Nach dieſem Plane alſo kann es ohne gemeinnützige und geſellſchaftliche Neigung keinen Bewegungsgrund, und folglich auch keine moraliſche Verbindlichkeit zu einem wohlthätigen und uneigennützigen Verhalten geben.

Wenn aber die bloße Verknüpfung gewiſſer Leidenſchaften, oder einer gewiſſen Ordnung der Leidenſchaften mit gewiſſen Zwecken dasjenige iſt, was die moraliſche Verbindlichkeit ausmacht, oder uns den Begriff derſelben an die Hand giebt; warum ſollten nicht alsdann die Tüchtigkeit einer jeglichen Gemüths = oder Lebens = Art, ja ſo gar alle Theile des Triebwerks, die ihren Zweck erreichen können, eine eben ſo genaue moraliſche Verbindlichkeit erzeugen? Denn die Verknüpfung und Fähigkeit ſind bey den letztern Fällen eben ſo ſtark und unveränderlich, als in den erſtern. Jedoch dieſes hieße, die augenſcheinlichſten Unterſchiede der Dinge vermengen; alſo müſſen wir dem Begriffe der moraliſchen Verbindlichkeit bey einer andern und natürlichern Quelle nachſpüren.

Begriff derſelben aus der Erfahrung.

Wir wollen demnach unſre innerliche Empfindung und Erfahrung fragen, „wie „wir uns von den verſchiednen Claſſen von „Leidenſchaften rühren laſſen, in deren richtigem Maaſſe „und Gleichgewichte eine regelmäßige Gemüthsart, wie „wir geſehen haben, beſtehn muß?„ Denn dieß iſt allein eine Sache der Erfahrung, bey welcher wir eben ſo wohl, als bey jeder Aufgabe aus der Natur, unterſuchen müſſen, „was die eigentlichen Empfindungen und Wirkungen der „Natur ſind, und was für Umſtände, oder was für Kenn„zeichen von denſelben, wir bey jedem gegebnen Falle an„treffen?„

Warum die vertheidigenden Leidenſchaften gebilligt werden?

Die **vertheidigenden** Leidenſchaften, als **Zorn** oder **Furcht**, verurſachen uns mehr Pein, als Vergnügen; und dennoch können wir uns nicht enthalten, dieſelben zu

empfin=

empfinden, wenn wir durch Beſchimpfungen aufgefodert werden, oder eine Kränkung zu beſorgen haben. Wir betrachten ein Geſchöpf, dem es an dieſen Empfindungen fehlt, als unvollkommen, weil ſie zu ſeiner Vertheidigung nothwendig ſind. Ja, wir ſollten uns gewiſſer Maaßen ſelbſt tadeln, wenn es uns an dem nöthigen Grade von Empfindlichkeit und Vorſorge fehlte. Wenn aber unſre Empfindlichkeit das erlittene Unrecht, oder unſre Vorſorge das gefürchtete Uebel überſchreitet; alsdenn tadeln wir uns ſelbſt, daß wir der Sache zu viel gethan haben. So lange wir Gefährlichkeiten ausgeſetzt ſind, halten wir es für einen tadelhaften Mangel, gar nichts von denſelben zu empfinden; und ſie im rechten, das iſt, im nöthigen Maaße zu empfinden, billigen wir, als etwas, das der Natur und dem Zuſtande eines ſolchen Weſens, wie der Menſch, gemäß iſt. Iſt aber unſre Sicherheit einmal erhalten, und man fährt gleichwohl fort, dieſen Leidenſchaften nachzuhängen; ſo mißbilligen wir es nicht allein, weil ſie ſchädlich, ſondern tadeln ſie auch, weil ſie unmännlich, unedel und niederträchtig ſind. Ein ſolches Verhalten wird uns auch, wenn wir mit kaltem Blute darüber nachdenken, keine Freude, keinen innern Beyfall gewähren.

Warum die Privat-Leidenſchaften gebilligt werden?

Was die Privat-Leidenſchaften betrifft, als Liebe zum Leben, zum Vergnügen, zur Ruhe und dergleichen; ſo werden wir, da dieſelben auf das Privat-Beſte abzielen und zu der Vollkommenheit und Glückſeligkeit unſrer Perſon nöthig ſind, jeglichen Menſchen, dem es daran fehlt, für fehlerhaft und ſo gar für tadelhaft halten. Daher tadeln wir einen Menſchen, der ſein Vermögen unbeſonne-

ner Weiſe verſchwendet, ſeine Geſundheit ſchwächt, oder ſein Leben in Gefahr ſetzt; wir bedauern ihn nicht allein als einen Unglücklichen, ſondern wir empfinden auch eine Art von moraliſchem Unwillen und Verachtung gegen ihn, daß er ſich ſelbſt ſo unglücklich gemacht hat. Und ob auf der andern Seiten gleich eine vernünftige Selbſtliebe uns keine Hochachtung oder Ehrerbietung erwirbt; ſo ſchätzen wir ſie doch in einigem Grade, und zwar in einem höhern und von dem unterſchiednen Grade, worinnen wir eine wohlerfundne Maſchine ſchätzen; weil dieſelbe gleichſam zu den Beſtandtheilen eines vollkommenen Weſens, ja ſo gar zu der Vollſtändigkeit des tugendhaften Charakters gehört, und unſerm gegenwärtigen dürftigen Zuſtande aufs genaueſte gemäß iſt. Es giebt einige Leidenſchaften, die das Privat-Beſte betreffen, die wir ſchon in einem höhern Grade zu ſchätzen pflegen, als die Liebe zur Wiſſenſchaft, zur Thätigkeit, zur Ehre und dergleichen. Dieſe betrachten wir als Kennzeichen eines edelgeſinnten Geiſtes, und können uns nicht enthalten, diejenige Gemüthsart, bey welcher ſie fehlen, für auſſerordentlich blödſinnig, und in gewiſſem Grade für unedel zu halten.

Warum die gemeinnützigen Leidenſchaften gebilligt werden?

Was die geſellſchaftlichen Neigungen, als Mitleiden, Liebe zu den Unſrigen, Freundſchaft, Menſchenliebe und dergleichen betrifft; ſo billigen, bewundern und lieben wir ſie an uns ſelbſt und an allen, bey denen wir ſie antreffen, mit einer Achtung, und mit einem Beyfalle, der, wenn er auch der Art nach von dem Beyfalle, den wir den andern Leidenſchaften geben, nicht unterſchieden, doch gewiß dem Grade nach weit gröſſer iſt. Dieſe halten wir für nöthig, edel, und zu dem Baue und Zu-

ſtande

Zuſtande unſrer Natur vortrefflich geſchickt; und nennen das Weſen, dem ſie fehlen, mangelhaft, unedel, eine Art von unzeitiger Frucht. Die gemeinnützigen Neigungen aber halten wir für natürlich ſchöne, für urſprüngliche und ewig liebenswürdige Neigungen. Wir billigen und loben uns ſelbſt deſto mehr, je mehr wir ihnen nachhängen, und ſchätzen diejenigen unſrer Achtung und Freundſchaft würdig, die dieſes thun.

Unterſchied zwiſchen heftigen und ſanften Neigungen.

Jedoch machen wir unter den geſellſchaftlichen Neigungen einen Unterſchied, der in die Augen fällt und beſtändig iſt, nämlich, zwiſchen jenen beſondern Leidenſchaften, welche uns mit einer plötzlichen Heftigkeit, und mit einer unangenehmen Art von Empfindung antreiben, den Vortheil der ihnen zugehörigen Gegenſtände zu verfolgen, als Mitleiden, Liebe zu unſern Kindern, und dergleichen, und dagegen jenen ſtillen, ruhigen Neigungen und Begierden, die uns in gleichem Grade und unveränderlicher anreizen, die Glückſeligkeit Andrer zu befördern. Ueberhaupt nennen wir jene Leidenſchaften, um ſie von der andern Gattung zu unterſcheiden, welche gemeiniglich mit dem Namen Affecten, oder ſtille Begierden benannt werden. Die erſte Art billigen wir in der That, und finden ein Vergnügen darinnen; allein wir fühlen doch immer bey der letztern, und bey allen Einſchränkungen der beſondern natürlichen Triebe, vermöge des Grundtriebs einer allgemeinen Menſchenliebe, höhere Grade von Beyfall und einer moraliſchen innerlichen Zufriedenheit. Je mehr Gegenſtände die ſanften Neigungen umfaſſen, und je edler dieſelben ſind; deſto höher ſteigt ihre Würde, und vermehrt ſich auch zugleich unſer eigner Beyfall. Dagegen halten

wir

wir auf der andern Seite eine Gemüthsart, die von dieſen gemeinnützigen Neigungen völlig entblößt iſt, und keine Liebe für den Nebenmenſchen empfindet, ſondern ſtatt deſſen vielmehr Tücke, Groll und Bosheit hegt, für völlig unedel und unnatürlich.

So ſind alſo die Empfindungen und Neigungen, welche wir fühlen, beſchaffen, wenn ſich die unterſchiedlichen Claſſen von Leidenſchaften dem Auge des Verſtandes darſtellen.

Moraliſche Verbindlichkeit.

„Daher nennen wir denjenigen Zuſtand, „in welchem wir uns auf die oben beſchriebne „Art zu dieſen Neigungen und Leidenſchaf„ten gereizt fühlen, ſo wie ſie der Seele zur Betrachtung „vorkommen, und in welchem wir augenblicklich, und von „unſrer Wahl oder Willensthätigkeit unabhängig zu einem „damit übereinſtimmenden Verhalten angetrieben wer„den, einen Zuſtand der **moraliſchen Verbindlichkeit.**„ Man ſetze, zum Exempel, einen Vater, einen Freund, einen Wohlthäter, der in das Unglück der äuſſerſten Dürftigkeit und Noth gerathen iſt, und nehme an, daß es in unſrer Gewalt ſey, ihm unmittelbare Hülfe zu leiſten. Zu was für einem Verhalten ſind wir **verbunden**? Was für eine **Pflicht** ſchreibt uns die Natur in einem ſolchen Falle vor, und was fodert ſie von uns? Man merke auf die Natur, und die Natur wird ſagen, wird mit einer dem menſchlichen Herzen unwiderſtehlich hörbaren und gebietenden Stimme, mit einer richterlichen Gewalt, welche kein Menſch, ohne ſich ſelbſt zu verwerfen, übertäuben, und kein Menſch anders, als auf ſeine Gefahr, verachten kann, ſagen: „Es **müſſe** alſofort Hülfe „geleiſtet werden.„ Deßgleichen nehme man an, es habe

ein Freund, ein Nachbar, oder auch ſo gar ein Fremdling unſern Händen ein Gut anvertrauet, und er fodre es einige Zeit darauf zurück; ſo können jene Begriffe von dem Vertrauen, das man in uns geſetzt, und von einem Eigenthume, das man nicht abgetreten, ſondern zur Verwahrung niedergelegt hat, nicht ſo bald in uns entſtehen, daß wir nicht ſo gleich und unausbleiblich die Verbindlichkeit, daſſelbe wieder herzugeben, fühlen und erkennen ſollten. In dieſen beiden Fällen würden wir uns ſelbſt haſſen, und uns ſo gar vor uns ſelbſt ſchämen, wenn wir anders handelten; weil wir thäten, oder zu thun unterlieſſen, was wir nicht ſollten; weil wir, unter der Würde unſrer Natur, unſerm innerlichen Gefühle von Recht und Unrecht zuwider handelten; — wir würden uns ſelbſt als des Undanks, der Ungerechtigkeit und Unmenſchlichkeit ſchuldig anklagen, — und uns bewußt ſeyn, daß wir den Tadel aller vernünftigen Weſen verdienten, und alſo die Rache derſelben zu befürchten hätten. — Unterwerfen wir uns aber der Verbindlichkeit, und leiſten ihr Genüge, ſo fühlen wir Freude und einen innern Beyfall; — wir ſind uns einer unverbrüchlichen Uebereinſtimmung zwiſchen unſrer Natur und Pflicht bewußt, und glauben, ein Recht auf das Lob eines jeden unparteyiſchen Zuſchauers unſers Verhaltens zu haben.

Moraliſche Verbindlichkeit.

Damit wir alſo beſchreiben, was wir vielleicht nicht erklären können, ſo iſt ein Zuſtand der moraliſchen Verbindlichkeit „derjenige Zuſtand, worinnen ein Weſen, das „mit ſolchen Empfindungen, Kräften und Neigungen „begabt iſt, als der Menſch, ſich ſelbſt tadeln, und den „Tadel aller Andern zu verdienen glauben würde, wenn es

„ſich

„ſich weigerte, demſelben Genüge zu thun; ſein Verhalten „aber ſelbſt billigen, und den Beyfall aller Andern erwar„ten würde, wenn es demſelben nachlebte.„

Moraliſch handelndes Weſen.

Nach unſrer Erklärung iſt alſo derjenige ein **moraliſch handelndes Weſen**, welcher ſich in einem ſolchen Zuſtande befindet, oder eine moraliſche Verbindlichkeit auf ſich hat. Weil nun die natürliche Beſchaffenheit und die Verknüpfungen eines Menſchen ihn oft in einen ſolchen Zuſtand der moraliſchen Verbindlichkeit ſetzen; ſo ſchlüſſen wir daher, daß er ein **moraliſch handelndes Weſen** ſey. Da aber ein Menſch zu manchen Zeiten etwas thun kann, ohne zu wiſſen, was er thut, wie es in Anfällen des Wahnwitzes oder einer hitzigen Krankheit, oder auch bey vielen natürlichen Verrichtungen geſchieht; oder da er, wenn er gleich weis, was er thut, doch ohne Wahl oder Neigung handeln kann, wie es in gewiſſen Fällen der Nothwendigkeit oder des Zwanges geſchieht: ſo muß eine Handlung, die wir moraliſch, das heißt, lobenswürdig oder tadelhaft nennen ſollen, mit Wiſſen und Willen, oder aus Neigung und Wahl geſchehn. „Eine moraliſch gute Handlung iſt alſo, wenn man eine moraliſche Verbindlichkeit mit Wiſſen und Willen erfüllt.„ Und eine moraliſch böſe, oder eine unmoraliſche Handlung iſt, „wenn man eine moraliſche Verbindlichkeit „mit Wiſſen und Willen verletzt.„ Die Kürze, die wir uns bey unſrer Unterſuchung vorgeſetzt haben, geſtattet es nicht, daß wir uns in die kleinern Unterſchiede der Handlungen einlaſſen könnten.

Moraliſch gute und böſe Handlungen.

Moraliſcher Charakter, oder gute und böſe Gemüthsart.

Da nun nicht Eine Handlung, ſondern eine Reihe von Handlungen einen **Charakter**, nicht Eine Neigung, ſondern eine Reihe von Neigungen eine **Gemüthsart** ausmachen, und wir die Dinge nach der vornehmſten Menge, oder nach denen Eigenſchaften zu benennen pflegen, welche an ihnen vornehmlich hervorragen: ſo nennen wir einen „moraliſch guten Charakter denjenigen, aus welchem eine Reihe von moraliſch guten „Handlungen hervorleuchtet;„ und „eine moraliſch gu„te Gemüthsart diejenige, bey welcher eine Reihe von „moraliſch guten Neigungen und Handlungen die „Oberhand hat.„ Ein böſer Charakter und eine böſe Gemüthsart ſind das Gegentheil. Wo aber die oben erwähnte Ordnung oder Mäſſigung der Leidenſchaften beobachtet wird, da wird eine Reihe von moraliſch guten Neigungen und Handlungen herrſchen. **Folglich** „beſitzt nur derjenige einen moraliſch guten Gemüths„Charakter, der dieſe Ordnung und Mäſſigung beobach„tet.„ Aber ein „moraliſch guter Gemüths-Charak„ter beſteht in **moraliſcher Richtigkeit, Recht„ſchaffenheit, Tugend,** oder in der **Erfüllung „der Pflicht.„**

Wie wir auf den Begriff der moraliſchen Verbindlichkeit kommen.

Fragt es ſich nach dem allen, „wie wir „zu dem Begriffe der moraliſchen Ver„bindlichkeit oder Pflicht gelangen?„ ſo können wir antworten, daß wir auf eben demſelben Wege darzu kommen, auf welchem wir zu unſern übrigen urſprünglichen und Grundbegriffen gelangen. Wir erhalten ſie alle von der Natur, oder von dem groſſen Urheber der Natur. Denn dieſer Be-

griff der moraliſchen Verbindlichkeit iſt weder ein Geſchöpf des Verſtandes, noch hängt er von irgend einer vorläufigen Thätigkeit des Willens ab; ſondern er entſteht bey gewiſſen Gelegenheiten, oder wenn gewiſſe andre Begriffe der Seele gezeigt werden, eben ſo nothwendig, augenblicklich und unausbleiblich, als der Schmerz entſteht, wenn wir dem Feuer zu nahe kommen, oder wie das Vergnügen aus dem Genuſſe irgend eines Gutes entſpringt. Es kömmt, zum Exempel, nicht auf unſre Wahl an, ob wir die Verbindlichkeit fühlen wollen, einem dürftigen Vater beyzuſtehn, oder ein Gut wiederzugeben, das man uns anvertrauet hat, wenn daſſelbe zurückgefodert wird. Wir können dieſes auf keine Weiſe eine zuſammengeſetzte Idee nennen, die aus einer oder mehrern einfachen Ideen hergeleitet worden. Wir können freylich, ja wir müſſen einige Ideen, die vor ihr hergehen, haben, z. E. die Idee eines Vaters — in der Dürftigkeit — eines Kindes, — das fähig iſt, zu helfen, — die Idee des Verhältniſſes, darinnen Einer gegen den Andern ſteht, — eines Pfandes, das uns anvertrauet iſt, — eines Befugniſſes oder Rechts u. ſ. w. aber keine von dieſen Ideen macht in uns noch den Begriff der Verbindlichkeit aus. Dieſer iſt ein Begriff, der von den Ideen des zwiſchen beiden obſchwebenden Verhältniſſes gänzlich unterſchieden iſt, und noch etwas Mehrers enthält. Dieſes Verhältniß iſt freylich, vermöge eines Geſetzes unſrer Natur, die Veranlaſſuug zu dieſem Begriffe; aber es iſt eben ſo ſehr von demſelben unterſchieden, als die Farben von den Tönen. Durch die innerliche Empfindung erkennen wir dieſes Verhältniß; unſer Gedächtniß ruft die Wohlthaten, oder das anvertraute Gut, das wir empfiengen, in uns zurück; die mannichfaltigen Umſtände in dieſem Falle ſind geſchehene

Dinge, und beruhen auf der Erfahrung: aber eine gewiſſe zarte innere Triebfeder oder Kraft, oder wie wir es ſonſt nennen wollen, geht vermöge einer gewiſſen augenblicklichen Sympathie vor der ernſthaften Ueberlegung der Vernunft her, und erkennt ohne vorhergängigen Unterricht, ohne unſre Kunſt oder unſern Entſchluß, die moraliſche Harmonie, die lebendigen, unwiderſtehlichen Reizungen der moraliſchen Verbindlichkeit, welche die damit übereinſtimmenden Leidenſchaften unmittelbar rührt, und uns antreibt, ihre ehrwürdigen Gebote zu erfüllen.

Gebrauch der Vernunft in moraliſchen Fällen.

Wir brauchen nicht die geringſte Gefahr von der Geſchwindigkeit ihrer Entſcheidungsurtheile zu beſorgen, noch darüber zu erſchrecken, weil ſie dem Naturtriebe oder Inſtincte gleich, und auch ſo genannt worden iſt. Würden wir es wohl billigen, wenn ſich Jemand lange beſinnen, oder ſich erſt Zeit nehmen wollte zu überlegen, ob er einem unglücklichen Vater beyſtehn, einen hungrigen Nachbar ſpeiſen, oder das ihm anvertraute Gut wiedergeben ſollte? Würden wir nicht von einem ſolchen Vernünftler Betrügerey, oder eine ſehr ſchwache Neigung zur Tugend argwohnen? Wir gebrauchen die Vernunft, und gebrauchen ſie auf eine ſehr edle Art, wenn wir den Zuſtand, die Verhältniſſe und andre Umſtände des thätigen oder leidenden Weſens, oder derer, mit welchen eines von beiden verknüpfet iſt, oder mit andern Worten, die Beſchaffenheit der Sache unterſuchen: Und in verwickelten Fällen, wo die Umſtände mancherley ſind, kann es keine geringe Aufmerkſamkeit erfodern, die wahre Beſchaffenheit der Sache zu entdecken. Wenn aber die Verhältniſſe des thätigen oder leidenden Weſens, und die Umſtände der Handlung in die Augen fal-

len, oder nach einer genauen Prüfung ſo befunden werden; ſo würden wir ſchwerlich demjenigen Beyfall geben, der wider die Verbindlichkeit murren wollte, ſich ſo zu betragen, wie es der Fall erfodert. Auf dieſe Weiſe nehme man an, es habe uns Jemand einen Degen anvertrauet, und komme nachher zu uns, denſelben zurückzufodern, aber unter ſolchen Umſtänden, als Wahnwitz oder Melancholie ſind, ſo daß wir guten Grund hätten, zu vermuthen, er wolle denſelben brauchen, um Andern oder ſich ſelbſt zu ſchaden. In einem ſolchen Falle kömmt es der Vernunft und Klugheit zu, jeglichen Umſtand, den Zuſtand des Eigenthümers, die Folgen von der Ausantwortung des Anvertrauten und dergleichen, mit kaltem Blute zu erwägen; und bey einer ſolchen Vermuthung würden wir es auch nicht mißbilligen, wenn Jemand anſtünde, das Anvertraute wiederzugeben. Käme aber der Eigenthümer wieder zu ſich ſelbſt, und die Verbindlichkeit zur Wiedererſtattung läge nun am Tage: ſo würden wir bey dem, der ſich derſelben weigerte, mit Recht etwas Strafbares oder Betrügeriſches argwohnen.

Betrachtung des Inſtincts.

Was die Einwendung wider dieſen urſprünglichen Begriff von der moraliſchen Verbindlichkeit betrifft, welche man davon hernimmt, daß ſie ein Inſtinct, oder eine nothwendige Richtung oder Determination unſrer Natur ſeyn ſoll; ſind nicht die Begriffe oder Determinationen der Vernunft gleich nothwendig? Dringt uns nicht jeglicher unmittelbarer Begriff, oder jedes ſolches Urtheil unſern Beyfall nothwendig ab, ſo bald wir die Uebereinſtimmung oder den Unterſchied der Ideen, die wir mit einander vergleichen, gewahr werden? Man hat zwar freylich den Inſtinct als ſo etwas

betrachtet, das bloß mit der körperlichen Empfindung und Begierde zuſammenhängen ſollte; als ein Gefühl oder als einen Antrieb von bloß thieriſcher Art, daran die Seele, oder unſre höhern Kräfte keinen Theil hätten: allein iſt wohl eine moraliſche Empfindungskraft, oder eine moraliſche Determination darum geringſchätziger zu achten, weil ſie mit der eigentlichen Einrichtung und Verfaſſung unſrer Natur verwebet, weil ſie augenblicklich, in ihren Wirkungen oder in ihrem Urtheile einförmig, und ſich beſtändig gleich iſt? Warum ſollte ein ſolcher göttlicher Inſtinct für weniger vernünftig, und der Würde unſrer Seele für weniger gemäß zu halten ſeyn, als jene unmittelbaren Begriffe, die ſich mit abſtracten Wahrheiten beſchäfftigen, und aus den uns immer vorkommenden Verhältniſſen der Dinge nothwendig und augenblicklich entſtehen? Und wenn die Vernunſt bey aller ihrer Scharfſinnigkeit zuweilen irren kann, ja ſehr oft irrt; warum ſollte irgend eine andre Kraft der Empfindung für unfehlbar zu halten ſeyn, oder als thieriſch und unvernünftig verworfen werden, wenn ſie es doch nicht iſt?

Das Vergnügen iſt auch nicht der Begriff der Verbindlichkeit.

Aus dem, was wir geſagt haben, erhellt ſo viel deutlich, daß weder das Vergnügen und die angenehmen Empfindungen, welche den Ausbruch der unterſchiedlichen Neigungen begleiten, noch das Vergnügen oder die angenehmen Empfindungen, ſo auf die Handlungen folgen, dieſe moraliſche Verbindlichkeit ausmachen, oder den Begriff derſelben in uns erregen. Dieſes Vergnügen iſt etwas, das erſt nachher auf den Begriff der Verbindlichkeit erfolgt; und oſtmals ſind wir zu ſolchen Neigungen und Handlungen, welche ſo gar Schmerzen bey ſich führen, verbunden, und erkennen ſelbſt, daß wir die

die Verbindlichkeit dazu auf uns haben: wie es in den Prüfungen der Tugend geht, wo wir verpflichtet ſind, das Privat-Beſte dem allgemeinen, oder ein gegenwärtiges Vergnügen einem zukünftigen Vortheile aufzuopfern. Wir empfinden ein Vergnügen, wenn wir einem bejahrten Vater dienen; aber das, was den Begriff von der Verbindlichkeit zu dieſem Verhalten in uns erregt, iſt weder der Gedanke von dieſem Vergnügen, noch die Hoffnung dazu.

Wenn wir demnach die Worte, **Verbindlichkeit, Pflicht, Müſſen,** und dergleichen gebrauchen, ſo gelten dieſelben für einen einfachen Begriff, für ein gewiſſes urſprüngliches, nicht zuſammengeſetztes Gefühl, oder für eine ſolche Vorſtellung der Seele, die eben ſo viel iſt, als jeglicher andrer Begriff, und die eben ſo wenig, als jeglicher andrer einfacher Begriff, erkläret werden kann. Dieſe Empfindung aber iſt kein Geſchöpf des Verſtandes, ſondern ein Stral, welcher unmittelbar von dem Vater des Lichts ausfließt, ein ächtes und herrliches Gepräge von ſeiner Hand, die der Seele jede lebendige und urſprüngliche Kraft aufgedrückt, oder die, wenn wir es lieber anders ausdrücken wollen, dieſe Geſetze der Empfindung, durch welche uns die moraliſchen Geſtalten mit einer unwiderſtehlichen Kraft reizen und einnehmen, angeordnet hat.

Weil aber witzige Menſchen durch ihren gelehrten Scharfſinn eine ſo deutliche und leichte Sache ſo bewundernswürdig verworren haben; ſo wollen wir einige von den ſinnreichen Theorien, dadurch die Sittenlehrer die moraliſche Verbindlichkeit bewieſen und erkläret haben, etwas näher betrachten.

Dritter Abſchnitt.

Unterſchiedliche Meynungen, die moraliſche Verbindlichkeit betreffend.

Nach der Einleitung, die wir vorangeſchickt haben, werden wir nunmehr von den verſchiednen Hypotheſen, die man erfunden hat, den Grund der moraliſchen Verbindlichkeit darzuthun, deſto leichter urtheilen können.

Lehrgebäude des Hobbes.

Hobbes, der die Menſchen in einer widrigen Geſtalt, und in alle Zerrüttung und alles Elend eines bürgerlichen Krieges verwickelt ſah, Hobbes, ſage ich, ſcheint unſre Natur aus einem gar zu kleinen und engen Geſichtspuncte betrachtet zu haben, und hat ſie daher in einem ſehr verhaßten und unangenehmen Lichte gezeigt. Nächſt dem Verlangen der Selbſterhaltung, macht er zu den herrſchenden Leidenſchaften bey dem Menſchen die Liebe zum Ruhme und zur Macht; und aus dieſen ſucht er, vermittelſt einer willkührlichen, unnatürlichen und unbewieſenen Hypotheſe, der allgemeinen Erfahrung und dem allgemeinen Sprachgebrauche zuwider, alle übrigen Leidenſchaften, welche die Gemüther entflammen, und auf die Sitten der Menſchen einen Einfluß haben, herzuleiten. Alle Menſchen, ſpricht er, ſind, der Natur nach, einander gleich; dieſes heißt nach ſeiner eignen Auslegung weiter nichts, als: Der Schwächſte kann eben ſo viel Unheil ſtiften, als der Stärkſte; Alle begehren einerley Dinge, haben auch Alle ein gleiches Recht dazu, und ein jeder wünſcht, den Andern an

Macht und Ehre zu übertreffen. Da es aber nicht möglich iſt, daß ſie alle ein und eben daſſelbe Gut beſitzen, oder alle einen groſſen Vorzug an Macht und Ehre zugleich erlangen können; ſo müſſen daraus wechſelsweiſe Streitigkeiten, und eine natürliche Neigung entſtehn, Eingriffe in des Andern Eigenthum zu thun, die Macht und den Charakter eines jeden Andern aufs Gleiche herabzuſetzen, oder gar ſich ſelbſt zu erheben, und wider die Angriffe Andrer zu ſchützen *). Dieſer Zuſtand der Dinge, nach welchem jeglicher Menſch, da er ein Recht zu jeglichem Dinge hat, gleichergeſtalt auch berechtiget iſt, ſeinem Nachbar mit Gewalt oder Liſt den Vortheil abzugewinnen; dieſer Zuſtand, ſagt er uns, muß natürlicher Weiſe einen Stand des Krieges und des wechſelsweiſen Blutvergieſſens nach ſich ziehn. In einem ſolchen Stande, ſetzt er hinzu, läßt ſich nichts unbillig oder unrechtmäſſig nennen; denn wer ein Recht zu dem Zwecke hat, der iſt auch zu den einzigen Mitteln berechtiget, denſelben zu erreichen, und ſich dazu zu verhelfen, welches, ſeiner Meynung nach, Gewalt oder Liſt ſind. Dieſen Zuſtand nun, nennt er den Stand der Natur. — Allein, fährt unſer ſpitzfindiger Weltweiſer fort, weil die Menſchen wohl einſahen, daß ein ſolcher Zuſtand auf ihren eignen Untergang hinauslaufen müßte; ſo wurden ſie mit einander einig, ihre uneingeſchränkten Privat-Rechte den Händen der Meiſten, oder doch derer zu übergeben, die von den Meiſten dazu erwählet werden würden, und ſich fürs künftige gemeinſchaftlichen Geſetzen, oder gemeinſchaftlich Richtern und Obrigkeiten zu unterwerfen. Dieſer Uebergabe, und dieſem gegenſeitigen Vergleiche oder Vertrage

*) Vid HOBBES de Ciue, Cap. I. II. und Leviathan, Cap. XVII. &c.

trage zu folge, ſind ſie wider gegenſeitige Feindſeligkeiten geſchützt, und zu einem guten und friedlichen Betragen genöthigt oder verbunden, ſo, daß es daher nicht länger rechtmäſſig oder billig, (der ehrliche Mann meynt, ſicher und klug) iſt, einem Andern Feindſeligkeiten zu beweiſen, und ihn an ſeinen Rechten zu kränken. Denn dieſes würde dem Vergleiche zuwider, und eine Verletzung ihres Verſprechens und ihrer Treue ſeyn. — Mithin, da vor der Einrichtung dieſes Vergleiches keine Ungerechtigkeit Statt finden kann; ſo muß der Vergleich, und zwar derſelbe allein, der Urſprung der Gerechtigkeit, die Grundlage der Pflicht und moraliſchen Verbindlichkeit ſeyn. Dieſes iſt das Lehrgebäude unſers ſinnreichen Weltweiſen!

Jedoch man könnte ihn fragen: Was für eine Verbindlichkeit hat ein Menſch, ſein Verſprechen zu halten, oder ſeinem Vergleiche Genüge zu thun, wenn es weiter keine Verbindlichkeit, kein moraliſches Band, als dieſes Verſprechen und dieſen Vergleich, wenn es keine Verpflichtung giebt, die von beiden unabhängig, und eher da iſt, als dieſe? Giebt es keine weiter; ſo müſſen ſie ein ſehr ſchwaches Seil ſeyn, und die Menſchen bleiben noch ſo ungebunden und ungeſellig, als ſie jemals vor ihrer Vereinigung geweſen ſind, und ſo ſehr es Wilde und Wölfe nur ſeyn können. Giebt es aber eine deutliche und vorhergehende Verbindlichkeit zur Treue, zur Ehrlichkeit, und eine Achtung gegen unſre Verſprechungen; alsdann gehen Recht und Unrecht, Billigkeit und Unbilligkeit vor dem Vergleiche her. — Vielleicht will er uns nur ſagen, die Nothwendigkeit in dem gegebnen Falle, oder die Betrachtung unſrer eignen Sicherheit, welche in der allgemeinen Sicherheit mit enthalten iſt, verpflichte uns, unſern Verſprechungen

gen nachzukommen. Wir können von denen, welchen wir unſre Rechte übertragen, gezwungen, und wegen gebrochner Treue und Glaubens geſtraft werden. Die Gewalt oder überwiegende Stärke der Mehrern, welche die Widerſpänſtigen rügen und ſtrafen können, iſt unſtreitig, wenn er offenherzig reden will, die wahre Quelle ſeiner Verbindlichkeit; und Selbſtliebe iſt einzig und allein ihr Richter und ihr Maaß. Und wenn es dabey ſein Bewenden hat, was für Verbindlichkeit hat ſo dann ein Menſch zur Dankbarkeit, zur Barmherzigkeit, zur Freundſchaft, und zu allen den Pflichten der Menſchlichkeit, die nicht unter das Erkenntniß oder die Beſtrafung der Geſetze gehören? was für Verbindlichkeit zur Wahrhaftigkeit, Redlichkeit und Treue im Privat-Leben, wenn ein Menſch ungeſtraft ein Böſewicht ſeyn kann? Ein Lehrgebäude, das uns von ſolchen Verbindlichkeiten frey ſpricht, und uns in ſolche Ungereimtheiten verwickelt, muß alſo ſelbſt ſo wohl ungereimt als gottlos ſeyn. Der Stand der Natur, in welchem daſſelbe zur Grundlage angenommen wird, iſt eine bloſſe Chimäre, eine Erſcheinung aus ſeinem eignen Gehirne, davon wir vermöge der Beſchaffenheit und Natur des Menſchen, des Wachsthums einer Familie, des Urſprungs einer Zunft oder eines Geſchlechts, keine Urſache haben, zu glauben, daß er wirklich geweſen ſey. Mithin iſt das Gebäude, ſo er auf dieſem Grunde aufgeführt hat, erdichtet und geträumt. Hobbes nahm als eine ausgemachte Sache an, alle Menſchen wären Böſewichter oder Narren, und wollte ein Regierungsſyſtem bauen, das dem verderbten Geſchmacke der regierenden Mächte, und der Denkungsart eines üppigen Hofes ganz angenehm geweſen ſeyn würde; eine Regierungsart, die zu nichts anders erdacht war, als eine kleine Anzahl Men-

ſchen

ſchen zu Tyrannen, und alle übrigen zu Sklaven zu machen. Er maß die Tugend nach dem bloſſen Nutzen ab. Und da er ſich als den erſten Erfinder dieſer Verknüpfung angiebt, und dieſelbe zu der wahren Urſache der Ausübung der Rechtſchaffenheit machen will; ſo ſcheint es, als habe er das wahre Weſen derſelben und ihre Verknüpfung mit der Vollkommenheit und Glückſeligkeit unſrer eignen Perſon entweder nicht gekannt, oder ſie muthwillig aus den Augen geſetzt.

Lehrgebäude der Uebereinſtimmung mit dem göttlichen Willen.

Eine andre Claſſe von Sittenlehrern gründet die Moral auf den Willen oder ausdrücklichen Befehl der Gottheit, und nennt die Uebereinſtimmung mit dieſem Willen oder Befehle Tugend. Alle Verbindlichkeit, ſprechen ſie, ſetzt ein Weſen voraus, das uns verbindet, oder das ein Recht hat, zu befehlen, und das die Gehorſamen belohnen, und die Ungehorſamen beſtrafen kann. Dieſes kann Niemand ſeyn, als unſer Schöpfer. Sein Wille iſt alſo unſer Geſetz, dem wir zu gehorchen verpflichtet ſind. Und dieſes, ſagen ſie uns vor, iſt allein hinlänglich, ſolche unvollkommne und verdorbne Geſchöpfe zu nöthigen oder zu verbinden, als wir ſind; da wir uns von einem Gefühle des Schönen und Vortrefflichen in der Tugend nur ſchwach rühren, und hingegen von der Leidenſchaft, oder der Hoffnung eines Vortheils deſto ſtärker beherrſchen laſſen.

Daß dieſe Tugend, oder eine ſolche Regierung der Leidenſchaften, als oben beſchrieben worden, dem Willen Gottes gemäß ſey, fällt unſtreitig in die Augen; weil dieſe Regierung, oder dieſes Lehrgebäude der Pflicht, durch

unſre innwendige Bauart für uns beſtimmt, und ſelbſt dieſer innere Bau die Wirkung von dem Willen oder Befehle der Gottheit iſt. Was demnach unſrer innern Bauart gemäß iſt, oder damit übereinſtimmt, das muß gleichergeſtalt auch dem Willen Gottes gemäß ſeyn, und mit demſelben übereinſtimmen. Alle die Anzeigen oder Satzungen unſrer Pflicht, die uns durch die Beſchaffenheit unſrer Natur offenbaret oder vorgelegt werden, ſind Anzeigen oder Satzungen von dem Willen unſers Schöpfers, und können als ſolche betrachtet werden. Wenn dieſe Anzeigen, wegen unſrer Unachtſamkeit darauf, oder wegen des Mißbrauchs unſrer Natur, nicht hinreichend ſind, uns den Gehorſam gegen den göttlichen Willen zu offenbaren; oder wenn dieſe Satzungen, wegen der Schwachheit und Gottloſigkeit der Menſchen, nicht hinlänglich ſind, uns dieſen Gehorſam einzuſchärfen, und es gefällt der Gottheit, neue Anzeigen oder neue Satzungen hinzuzufügen; ſo kann man nicht annehmen, und ſo wird auch von den Vertheidigern dieſes Lehrgebäudes keinesweges angenommen, daß dieſe hinzugefügten Anzeigen oder Satzungen irgend eine neue Pflicht, oder neue moraliſche Verbindlichkeit hervorbrächten: Sondern ſie ertheilen bloß eine neue und deutlichere Offenbarung unſrer Pflicht, oder eine neue und ſtärkere Satzung, oder einen neuen Bewegungsgrund aus dem Nutzen, dieſer Pflicht nachzuleben, und die Verbindlichkeit zu erfüllen, zu der wir ſchon vorher verpflichtet waren. Was das Weſen der Verbindlichkeit anlangt, ſo iſt es einerley, ob uns der Wille unſers Schöpfers auf dieſe oder jene Weiſe, ſchriftlich oder mündlich, oder durch gewiſſe innerliche Anzeigen und Beſtimmungen unſrer Seele ſelbſt, welche nach einem nothwendigen Geſetze unſers Weſens entſtehen, offenbaret oder eingeſchärft worden ſey. — — Wir mögen

gen nun annehmen, der göttliche Wille ſey uns auf dieſe oder auf jene Weiſe offenbaret, ſo iſt die erſte Frage, welche uns natürlicher Weiſe einfällt: „Warum ſind wir verbun„den, dem göttlichen Willen Gehorſam zu leiſten?„ Wenn man hierauf antwortet: Er iſt unſer Oberherr, und kann uns belohnen oder beſtrafen, nachdem wir uns gegen ihn gehorſam, oder widerſpänſtig bezeigen; ſo wird dadurch die Verbindlichkeit bloß auf unſern Vortheil gegründet. Sagen wir: Er iſt unſer Schöpfer und Wohlthäter, und wir müſſen unſerm Schöpfer gehorſam, und gegen unſern Wohlthäter dankbar ſeyn; ſo gründen wir hiermit die Verbindlichkeit auf ein innerliches Gefühl, oder auf die Empfindung, daß einem Schöpfer, von Seiten unſer, Gehorſam, und einem Wohlthäter gleichergeſtalt Dank gebühre. Auf was für einen andern Grund, als dieſen, können wir dieſe Verhältniſſe, und dieſen Gehorſam, dieſe Dankbarkeit ſonſt gründen, wo fern wir nicht unſre Zuflucht zu dem Eigennutze nehmen, deſſen wir nur gedacht haben? Glaubt man, das Syſtem von der Pflicht und moraliſchen Verbindlichkeit beruhe auf einem zu ſeichten Grunde, wenn man es auf die moraliſche Empfindung und die Neigungen unſrer Natur gründet, weil dieſe offenbar unzulänglich ſind, die Menſchen zu ihrer Pflicht zu nöthigen, oder vielmehr zu zwingen; ſo fürchten wir, es werde eben die Einwendung auch wider dieſes letztre Syſtem gelten, indem alle Offenbarungen und Satzungen des göttlichen Willens bisher noch niemals ihre gehörige Wirkung gehabt haben, eine gänzliche und allgemeine Beſſerung zu Stande zu bringen.

Wenn manche von dem Willen Gottes, als einer Richtſchnur der Pflicht reden; ſo verſtehen ſie darunter

gewiß

gewiß keinen blinden willkührlichen Antrieb zur Handlung, ſondern einen ſolchen Antrieb, der von der Vernunſt geleitet, und von der Weisheit, oder einer Abſicht auf gewiſſe Zwecke, vorzüglich vor andern, beherrſchet wird. So lange wir nicht ein Principium in der Gottheit, das unſerm Gefühle von Verbindlichkeit gleichförmig iſt, eine vorhergängige Richtung, oder einen Antrieb ihres Weſens, gewiſſe Zwecke andern vorzuziehn, annehmen; ſo lange können wir auch keine hinlängliche, oder wirklich mögliche Urſache angeben, warum ſie das eine lieber als das andre wollen, oder überhaupt eine freye Wahl haben ſollte. Was alſo der Grund ihrer Wahl oder ihres Willens iſt, das muß der Grund der Verbindlichkeit; die Wahl aber oder der Wille ſelbſt kann es nicht ſeyn. — Daß dem wirklich alſo ſey, erhellt ferner aus dem bekannten Unterſchiede, den die Gottesgelehrten und Weltweiſen zwiſchen den moraliſchen und geoffenbarten Geboten und Pflichten feſtgeſetzt haben. Jene halten ſie für verbindlich, ohne dabey auf einen Willen, oder wenigſtens auf eine Bekanntmachung deſſelben zu ſehen; dieſe halten ſie bloß zu folge eines ausdrücklichen Befehls des götlichen Willens für verbindlich. Allein worauf kann ſich dieſer Unterſchied gründen, wenn alle Pflicht und Verbindlichkeit auf einerley Weiſe das Reſultat eines bloſſen Willens iſt?

Lehrgebäude von der Wahrheit, den Naturen und Urſachen der Dinge.

Eine noch ſinnreichere Claſſe von Weltweiſen hat den Grund der Tugendlehre oder Moralität noch viel tiefer, und auf einen geräumigern und feſtern Boden zu legen verſuchet, nämlich auf die Natur und Urſachen, auf die Wahrheit und die eigenthümlichen Beſtimmungen der Dinge. Sinne und Neigungen,

ſagen ſie uns vor, ſind unzuverläßig und ſchwankend, und, wenn ſie dieſes auch nicht wären, dennoch unvernünftige Grundurſachen der Handlungen, und folglich gar zu unſchickliche Gründe, als daß die ewigen und unveränderlichen Verbindlichkeiten der Moralität darauf beruhn könnten. Daher reden ſie vielerley von den abſtracten Naturen und Urſachen der Dinge, von ewigen Unterſchieden, von unveränderlichen Verhältniſſen, von Schicklichkeiten und Unſchicklichkeiten die aus dieſen Verhältniſſen flieſſen; und aus dieſen ewigen Urſachen, Unterſchieden, Verhältniſſen und daraus flieſſenden Schicklichkeiten entſpringt, wie ſie meynen, die moraliſche Verbindlichkeit. Ein Verhalten, das denſelben gemäß iſt, oder mit andern Worten, „eine Uebereinſtimmung mit der Wahrheit nen„nen ſie Tugend; und das Gegentheil davon heiſſen „ſie Laſter *).„

Wir erkennen die Naturen der Dinge durch verſchiedne Empfindungswerkzeuge oder Sinne, und unſre Vernunft wirkt auf dieſelben, wenn ſie dergeſtalt empfunden werden, und forſcht den Verhältniſſen nach, die ſie unter einander haben, oder prüfet, was wahr, was falſch iſt, was ſich von ihnen behaupten oder läugnen läßt. Auf dieſe Weiſe erkennen wir durch das Gefühl oder die Erfahrung, das Weſen oder den Charakter eines Wohlthäters, und deſſen, dem die Wohlthat erwieſen wird; und ſo bald wir dieſe beide gegen einander halten, entſteht in uns ein dritter Begriff, den wir das Verhältniß zwiſchen dem Wohlthäter und dem, der die Wohlthat empfängt, nennen; gleichergeſtalt

*) Man ſehe Dr. Clarken, Woolaſton und andere berühmte Schriftſteller.

ſtalt erkennen wir auch den Grund dieſes Verhältniſſes, — eine erwieſene und empfangne Wohlthat. Allein iſt wohl irgend einer von dieſen Begriffen dasjenige, was wir unter der moraliſchen Pflicht oder Verbindlichkeit verſtehen, der Begriff der Dankbarkeit, die dem Wohlthäter von Seiten deſſen zukömmt, dem die Wohlthat wiederfahren iſt? Dieſes iſt offenbar eine deutliche Empfindung, die manchem Sinne, manchem Empfindungsvermögen leicht fühlbar iſt; entſpringt aber doch nicht aus Vernunftſchlüſſen. Man nehme ferner an, der Wohlthäter ſitze wegen einer kleinen Schuld gefangen, und der, ſo die Wohlthat von ihm genoſſen hat, befinde ſich im Ueberfluſſe; ſo wird die Vernunft den Letztern belehren, daß ein kleiner Theil von ſeinem Reichthume, wenn er ihn an den Erſtern wendet, eine beträchtliche Verbeſſerung in deſſen Zuſtande hervorbringen werde: Allein wird ihn die Vernunft, und zwar die bloſſe Vernunft, ohne den mindeſten Grad von Neigung, auch zu einer ſo wohl angewendeten Mildthätigkeit antreiben? Oder wird ihn die Vorſtellung von ſeinem Verhältniſſe gegen ſeinen Wohlthäter, und von der genoßnen Wohlthat, auch bewegen, ein ſolches Verhalten zu billigen; ſo lange wir nicht eine Empfindung oder ein Gefühl vorausſetzen, das von dieſer Vorſtellung, oder dem dazu kommenden Verhältniſſe, und von dem Grunde dieſes Verhältniſſes gänzlich unterſchieden iſt? Mithin könnten wir wohl alle mögliche Urſachen, Verhältniſſe und Unterſchiede der Dinge einſehn, und gegen dieſes oder jenes Verhalten, dennoch ganz gleichgültig bleiben; ſo lange wir nicht mit einer Empfindung oder mit einer Neigung verſehen wäre, vermögen deren wir das eine Verhalten billigten und liebten, und das andre hingegen mißbilligten und haßten. Die Vernunft kann eine Ange-

 meſſen-

meſſenheit oder Schicklichkeit zu einem gewiſſen Zwecke einſehn; aber, ohne eine gewiſſe Empfindung oder Neigung, können wir uns keinen Zweck vorſetzen, ja ſo gar keinen Begriff davon haben; und, ohne einen gewiſſen Zweck, können wir uns auch keinen Bewegungsgrund zur Thätigkeit denken. — Ehe wir alſo die Naturen, Urſachen, Beſtimmungen und Schicklichkeiten der Dinge verſtehen, welche der Grund der Moralität, wie man ſagt, ſeyn ſollen; ſo müſſen wir vorher wiſſen, worauf die Naturen abzielen, zu was für Zwecken ſie geſchickt ſind, und aus was für Grundtrieben oder Neigungen ſie zur Thätigkeit angefeuert werden: Auſſerdem können wir von der geſoderten Pflicht, oder von dem Verhalten, das dem Weſen zukömmt, von welchem wir annehmen, daß es unter einer moraliſchen Verbindlichkeit ſtehn ſoll, nicht urtheilen. Sind aber die Naturen einmal feſtgeſetzt, und die Verhältniſſe, welche ſich unter ihnen finden, beſtimmet; alsdann können wir angeben, was für ein Verhalten für dieſe oder jene Naturen verbindlich, und ihrer Beſchaffenheit und Einrichtung gemäß ſey: Alsdann wird einerley Naturen, die in einerley Verhältniſſe geſetzt ſind, auch einerley Verhalten ewig und unabänderlich eigen, und für ſie verbindlich ſeyn.

Wenn wir, eine Uebereinſtimmung mit der Wahrheit, Moralität oder Tugend nennen; ſo haben wir noch keinen beſtimmten Begriff, noch kein unterſcheidendes Kennzeichen davon, ſondern etwas, das ſich aufs Laſter eben ſo wohl anwenden läßt. Denn was man in ſolchem Falle von der Tugend nur ſagen kann, als: daß ſie aus einer guten Geſinnung flieſſe, oder der Ordnung unſrer Natur gemäß ſey, daß ſie auf die Bewirkung der Glückſeligkeit

keit abziele, daß ſie mit Beyfall angeſehen werde, und dergleichen, davon läßt ſich auch das Gegentheil mit gleicher Gewißheit ſagen, und vom Laſter eben ſo wohl behaupten. Was iſt Wahrheit andres, als die Uebereinſtimmung deſſen, was wir von den Dingen behaupten, mit ihrer Natur oder mit ihrem Weſen, oder ihrem wirklichen Daſeyn? Und hat nicht das Laſter ſeine Natur, ſein Daſeyn, ſeine Umſtände oder Eigenſchaften (Adiuncta) und ſeine Folgen eben ſo wohl, als die Tugend? Sind nicht die Sätze, die wir davon behaupten, und die damit übereinſtimmen, wahre Sätze? Und iſt nicht mithin ein Verhalten, das ſolchen wahren Sätzen gemäß iſt, oder dieſelben anzeigt, ein wahres, oder ein ſolches Verhalten, das mit der Wahrheit übereinſtimmt? Könnten wir wohl einen Uhrmacher, einen Maler, oder einen Bildhauer verſtehn, wenn ein jeder von ſeiner beſondern Kunſt ſpräche, und uns vorſagen wollte, eine Uhr, ein Gemälde, oder eine Bildſäule wären gut, wenn ſie wahr, oder nach der Wahrheit gemacht wären, und eben darinnen beſtünde ihre Kunſt, daß ſie ihre Arbeit richtig, nach der Wahrheit, verfertigten? Würden ſie nicht verſtändlicher, und ihrer Abſicht gemäßer reden, wenn ſie uns den Zweck oder Nutzen ihrer Arbeit erklärten, und uns zu dem Ende die Theile derſelben, ſo wohl zuſammengenommen als einzeln, das Maaß und die Verhältniſſe dieſer Theile, und ihre Beziehung auf dieſen oder jenen Zweck zeigten? Iſt nicht eine ſolche umſtändliche Unterſuchung gleichfalls nöthig, die menſchliche Natur, ihre Pflicht und ihren Zweck zu verſtehn? Wird die Wahrheit, werden die abſtracten Naturen und Urſachen, die ewigen Verhältniſſe und Schicklichkeiten der Dinge, wohl eine ſolche umſtändliche Kenntniß ertheilen? Jedoch man ſetze, ſie könnten dieſes thun, was für Grade der

Tugend oder des Laſters verſtattet denn die Wahrheit? Die Wahrheit iſt etwas Einfaches, Einförmiges, Unveränderliches, das weder einer Vergröſſerung, noch einer Verminderung fähig iſt. Tugend und Laſter hingegen leiden faſt unendliche Grade und Abänderungen, und können alſo weder in etwas beſtehn, das dergleichen nicht leidet, noch auf ſo etwas gegründet ſeyn. Denn ſo, wie der Grund iſt, muß das Gebäude auch ſeyn.

Einwendungen wider das Lehrgebäude in unſerm zweyten Abſchnitte.

Allein man hat geſagt, wenn man die moraliſche Verbindlichkeit aus der Beſchaffenheit unſrer Natur, und einem innerlichen Gefühle herleite; ſo mache man ſie überaus willkührlich und veränderlich, indem die Menſchen von gar ſehr verſchiedner Beſchaffenheit wären, und wohl Verrätherey, Bosheit und Grauſamkeit für recht halten könnten; auf ſolche Fälle würde auch eine andre, oder eine ganz entgegengeſetzte Reihe von Pflichten erfodert werden, oder verbindlich ſeyn.

Beantwortung derſelben.

Daß die menſchliche Natur anders beſchaffen geweſen ſeyn könne, als ſie gegenwärtig iſt, iſt vielleicht wahr; daß ſie aber, wenn wir ihre gegenwärtige Verfaſſung und Umſtände erwägen, beſſer hätte können eingerichtet werden, darüber kann mit Rechte unter der Regierung desjenigen geſtritten werden, der alles nach Zahl, Gewichte und Maaß thut, und Weisheit und Schönheit über alle ſeine Werke ausgebreitet hat. Der kleine Grundriß, den wir von unſrer Natur entworfen haben, zeigt, daß dieſelbe unvergleichlich nach unſerm gegenwärtigen Zuſtande, und nach den mannichfaltigen Verknüpfungen, darinnen wir ſtehen, eingerichtet

richtet ſey. Ohne die auf einander folgende Reihe von Kräften und Leidenſchaften, damit wir verſehen ſind, würden wir bey einem ſolchen Zuſtande nicht haben beſtehen können, oder wenigſtens nicht ſo wohl beſtanden ſeyn, noch uns auch bey ſolchen Verknüpfungen haben behaupten können. Ohne ſie, oder bey einer entgegengeſetzten Reihe derſelben, hätten wir elend ſeyn müſſen. Und Er, der dieſen Zuſtand verordnet und dieſe Verknüpfungen feſtgeſetzt hat, muß auf gleiche Weiſe auch jenen Gebrauch der Kräfte, und jenes Gleichgewichte der Leidenſchaften angeordnet haben, welches dieſem Zuſtande und dieſen Verknüpfungen aufs genaueſte angemeſſen iſt. Nimmt man eine ſolche Einrichtung der Geſchöpfe an, und giebt einen ſolchen Zuſtand mit ſolchen Verknüpfungen zu; ſo muß ein ſolches Verhalten, wie wir es nach der Unterſuchung ausfindig gemacht haben, für ein Weſen, das in ſolche Umſtände und Verknüpfungen geſetzt iſt, ewig und unveränderlich verbindlich ſeyn. Wäre der Menſch ein ganz andres Geſchöpf und in ganz andre Umſtände geſetzt, wäre er ein Thier geworden; alsdann würde ihm eine andre Reihe von Pflichten zugekommen ſeyn. Z. E. das Gewebe, die Wachſamkeit, das räuberiſche Verhalten der Spinne; der feine Geruch, die Liebe zur Jagd, und die Geſchwindigkeit des Hundes; die Stillung der Nahrungsbegierde, die Fortpflanzung und Liebe zur Nachkommenſchaft, welche beiden gemein ſind, würde die Beſtimmungen ſeiner Natur erfüllet, und ſein eigenthümliches Geſchäffte, ſeine ganze Verfaſſung ausgemacht haben. Da aber der Menſch nicht allein ein empfindendes, thätiges und geſelliges, ſondern auch ein vernünftiges, geſellſchaftliches und der Religion fähiges Weſen iſt; ſo hat er ein edleres Amt zu verwalten, und zahlreichere und

wichtigere Pflichten zu erfüllen. Und wenn er dereinſt in irgend einer zukünftigen Periode ſeiner Fortdauer zu einer erhabnern Stufe gelangen, und in ausgedehntere **Verknüpfungen** treten wird; alsdann muß der Umfang ſeiner Pflicht, und die Anzahl und Wichtigkeit ſeiner Verbindlichkeiten verhältnißmäßig zunehmen. Wäre demnach ein Weſen, das in ſolchem Zuſtande und in ſolchen Verknüpfungen ſtünde, wie der Menſch, mit Neigungen geſchaffen, vermöge deren er die Verrätherey, Bosheit oder Grauſamkeit billigte; ſo würde eine ſolche Gemuthsart, oder eine ſolche Verfaſſung, augenſcheinlich auf den Untergang ſeiner Glückſeligkeit abgezielt haben. Nehmen wir nun an, daß die Gottheit gewiſſe Zwecke andern vorziehe, als zum Exempel die Glückſeligkeit ihrer Geſchöpfe ihrem Elende; ſo muß ſie auch auf gleiche Weiſe den Mitteln, die zu dieſen Zwecken die dienlichſten ſind, den Vorzug geben. Wenn wir alſo glauben, daß die Gottheit nothwendig weiſe und gütig iſt; ſo kann ſie unmöglich ſolche Neigungen in uns gepflanzt, oder mit andern Worten, ſo kann ſie mit einem Verhalten, das unſerm Zuſtande ſo ſehr zuwider läuft und unſrer Glückſeligkeit ſo nachtheilig iſt, unmöglich Empfindungen des Beyfalls verknüpfet haben. Folglich hätte, unter der unendlichen Mannichfaltigkeit möglicher Verfaſſungen, das Laſter niemals **lobenswürdig**, und zugleich auch niemals **verbindlich** werden können. — Folglich „beruht das oben vorgetragne „Lehrgebäude der menſchlichen Natur auf einerley Grunde „mit der göttlichen Weisheit und Güte; und das Syſtem „der **moraliſchen** Verbindlichkeit, welches darauf errich„tet worden, muß eben ſo wohl unveränderlich und ewig ſeyn.„ Und daß die Gottheit weiſe und gütig, und zwar beides im höchſten und allgemeinſten Verſtande, ſey, ruft

uns

uns die Natur, durch alle ihre Werke, mit lauter Stimme zu.

Eine andere Einwendung.

Jedoch man macht wider dieſes Lehrgebäude noch ferner die Einwendung, daß die Menſchen in ihren moraliſchen Meynungen auf eine ſeltſame Weiſe unterſchieden wären, indem Manche der Verrätherey, der Rachgier und Grauſamkeit, ja ganze Nationen dem Diebſtahle, der Wegſetzung neugeborner Kinder, und vielen andern eben ſo ſchwarzen Verbrechen ihren Beyfall gäben; mithin würde die moraliſche Empfindung, welche man als den Richter der Moralität anpreiſt, entweder nicht allgemein, oder doch eine ſehr unſichre und betrügliche Regel ſeyn.

Widerlegung derſelben.

Was dieſe Verſchiedenheit der Meynungen, oder vielmehr der Ausübung in Anſehung der moraliſchen Verbindlichkeit anbetrift; ſo können wir aus derſelben eben ſo wenig ſchlieſſen, daß die innerliche Empfindung, oder das moraliſche Gefühl von Recht und Unrecht kein allgemeiner und zuverläſſiger Maaßſtab ſey, in der Moral zu urtheilen, als wir aus dem unterſchiedlichen Geſchmacke in der Malerey, oder aus den verſchiedentlichen Meynungen über den Werth eines und eben deſſelben Gemäldes beweiſen können, daß es in der Malerey keinen allgemeinen Maaßſtab, kein gewiſſes und unſtreitiges Grundgeſetz der Kunſt gebe. Bey den letztern berufen ſich die Menſchen von dem verſchiedentlichen beſondern Geſchmacke, von den Sitten und Gewohnheiten, auf die Natur, als den erhabenſten Maaßſtab, und räumen ein, daß die Vollkommenheit dieſer Kunſt in der richtigen Nachahmung derſelben beſtehe: Aber aus ei-

ner Verſchiedenheit in den Empfindungswerkzeugen, in der Fähigkeit, in der Erziehung; aus Gunſt, Vorurtheile und tauſend andern Umſtänden gehen ſie, in der Anwendung der Regel auf beſondre Fälle, von einander ab. Eben ſo geht es in der Sittenlehre. Ueberhaupt geben die Menſchen die Regel zu, und berufen ſich dabey auf unſre gemeinſchaftliche Natur und auf die allgemeine Empfindung; ja ſie urtheilen in Fällen, da ſie nicht Urſache haben, parteyiſch zu ſeyn, gar ſelten verſchieden oder unrichtig: Und wenn ſie ja irgend einmal die Regel falſch anwenden, oder von dem angenommenen Maaßſtabe abweichen; ſo läßt ſich von ihren Veränderungen gar füglich eine gründliche und hinreichende Urſache angeben.

Wir haben von Staaten gehöret, die den Diebſtahl, und die Wegſetzung gebrechlicher oder ungeſtalter Kinder erlaubten. Aber in ſolchen Staaten fand ſchwerlich ein Eigenthum ſtatt; alle Dinge waren gemein; und eine harte, liſtige und kluge Jugend aufzuziehn, wurde viel höher geachtet, als die Sicherheit irgend eines Privat-Eigenthums. Die Wegſetzung ihrer Kinder hielten ſie für eine Aufopferung der geſelligen Privat-Neigungen gegen die Liebe zum allgemeinen Beſten. Wir dürfen deßwegen nicht zweifeln, daß ſie ihre Kinder gleichwohl geliebt haben: Weil man aber ſolche Kinder für unbrauchbar, und ſo gar einem gemeinen Weſen, das auf kriegeriſchen Fuß eingerichtet war, für ſchädlich achtete; ſo hielt man es für rühmlich, das gemeine Beſte dem ſtärkſten und liebſten Privatintereſſe vorzuziehn. Demnach beſtand ihr Irrthum darinnen, daß ſie einen wirklichen Streit zwiſchen dieſem verſchiednen Intereſſe vorausſetzten, nicht aber, daß ſie die väterliche und mütterliche Liebe verworfen, oder dieſelbe

verläug=

verläugnet hätten; ein Irrthum, darein ſie nicht würden verfallen ſeyn, wenn ihnen ein natürlicheres, aufgeklärteres und weiter ausgebreitetes Syſtem der Staatsverfaſſung bekannt geweſen wäre. In manchen Ländern tödten die Einwohner ihre alten gebrechlichen Aeltern; aber thun ſie dieſes wohl, weil ſie die natürliche Liebe verwerfen, oder dieſelbe nicht empfinden? Nein; ſondern ſie halten es für den beſten Beweis ihrer Zuneigung, wenn ſie ſie von den Mühſeligkeiten des hohen Alters befreyen können, indem ſie nicht glauben, daß alle Freuden deſſelben dieſen die Waage halten könnten. Kurz, die Menſchen haben überhaupt weder der Grauſamkeit, noch dem Undanke, noch irgend einer andern Handlung unter einer laſterhaften Geſtalt, jemals Beyfall gegeben. Sie urtheilen nur falſch von der Abſicht, den Folgen, den Materialien und andern Umſtänden der Handlung. Dieſe kann in verſchiedentlichem Lichte, oder von verſchiednen Seiten erſcheinen, nachdem die Geſichtspuncte und die Meynungen von den Folgen, wornach ſie der moraliſche Zuſchauer oder Schauſpieler betrachtet, verſchieden, oder nachdem ſeine Leidenſchaften, Gewohnheiten und andre Umſtände beſchaffen ſind. Indeß wird die allgemeine Regel beſtändig als wahr angenommen; die moraliſche Natur oder Art der Sache wird bewundert, und die Abweichung von der Regel verworfen und gemißbilligt. Daher wird die Unmenſchlichkeit von allen verworfen, und doch die Verfolgungen über Meynungen in Anſehung der Religion von manchen gebilligt und ausgeübt, bloß, weil ſie darunter den Begriff eines gewiſſen Mitleidens mit den Seelen der Leidenden, oder mit den Seelen Andrer verſtehen, die wider die anſteckende Seuche der Kätzerey, wie ſie meynen, nicht anders bewahret werden können; oder auch, weil ſie es unter

der

der Geſtalt des Eifers für die Ehre Gottes thun; ein göttlicher Grundtrieb, nach welchem ſich, ihrer Ueberzeugung zu folge, alles, was menſchlich iſt, biegen ſoll; obgleich den edelgeſinnten und aufgeklärten Gemüthern ein ſolches Verfahren höchſt grauſam und unmenſchlich vorkommen muß, ſo gottſelig auch der Name klingt, mit dem man es heiligen will. — Kein Menſch billigt die heimliche Bosheit; aber daß man eine gottloſe Gemüthsart haßt, oder eine Beſchimpfung ahndet, dieſes hält man für eben ſo nützlich zur Privat-Sicherheit, als zum allgemeinen Beſten; ja, dieſes halten die, ſo es thun, ſo gar bey ihren bitterſten Spöttereyen, für eine großmüthige Verachtung des Lebens, oder für einen edelmüthigen Unwillen über das Unrecht. Der Straſſenräuber mißbilligt die Ungerechtigkeit, und ahndet die diebiſche Betrügerey ſeines Spießgeſellen; aber ſich ſelbſt zu entſchuldigen, ſagt er, Noth habe kein Gebot, ein ehrlicher Kerl müſſe nicht verhungern, er habe den Weg des Fleiſſes verſuchet, aber vergebens; das vornehmſte Geſetz von der Selbſterhaltung müſſe gelten. — Aus dieſen und ähnlichen Topiken iſt es offenbar nicht ſchwer, die Urſache von der Verſchiedenheit der Meynungen in Abſicht auf die moraliſche Verbindlichkeit anzugeben: zum Exempel, von Irrthümern in Anſehung der Abſicht der Handlungen, der Natur der Glückſeligkeit, oder des allgemeinen und Privat-Beſten; von den parteyiſchen Verknüpfungen, darein ſich die Menſchen eingelaſſen haben; von falſchen Meynungen über Religions-Sachen oder den Willen Gottes; und von heftigen Leidenſchaften, welche ſie verleiten, die Regel unrecht anzuwenden, oder auf die moraliſche Beſchaffenheit nicht ſo Achtung zu geben, wie ſie wohl ſollten. Wenn wir demnach das bey Seite ſetzen, was nicht zur Sache gehört, wenn wir uns auf den wahren

Maaß-

Maaßſtab der Natur berufen, wie er oben feſtgeſetzt worden iſt, und die Urſachen jener Abänderungen bemerken, welche wir zuweilen bey jeder einzelnen Perſon finden; ſo erkennen wir aufs deutlichſte, daß die Regel von der moraliſchen Verbindlichkeit für ſich feſt beſtehe, und unterſcheiden die Allgemeinheit des moraliſchen Gefühls; und die Abänderungen ſelbſt, an ſtatt daß ſie Einwürfe wider eine von beiden ſeyn ſollten, helfen vielmehr die eine beſtätigen, und die andre beweiſen.

Schlußfolgerung.

Aus dieſem allen können wir den Schluß machen, daß uns die Natur, die Urſachen und die Verhältniſſe der Dinge niemals auf dieſen einfachen Begriff der moraliſchen Verbindlichkeit gebracht haben würden, wenn wir nicht ein eigenthümliches Gefühl hätten, das deſſelben fähig wäre. Dieſes Gefühl iſt mit der Geſtalt und Verfaſſung unſrer Natur verwebet, und wir ſind durch daſſelbe in dem genaueſten Verſtande uns ſelbſt ein Geſetz. Es kömmt auch keinesweges auf uns an, ob wir dieſes Geſetz durch die kalten und trägen Schlüſſe der Vernunft erforſchen wollen; noch weniger iſt daſſelbe ein Reſultat ſpitzfindiger und metaphyſiſcher Unterſuchungen über die abſtracten Naturen und Verhältniſſe der Dinge; wir brauchen nicht den Himmel zu erſteigen, um es von dar herunter zu holen, noch in die Tiefe hinab zu fahren, um es dort aufzuſuchen; es iſt in uns, beſtändig gegenwärtig bey uns, beſtändig geſchäfftig und in der Seele wirkſam, und mit den deutlichen und groſſen Siegeln des Gewiſſens, der Liebe zu den Unſrigen, des Mitleidens, der Dankbarkeit und allgemeinen Menſchenliebe in das Herz geprägt.

Vierter Abſchnitt.

Die Endurſachen unſrer moraliſchen Fähigkeiten zur Empfindung und Zuneigung.

Der Entwurf wird vorgeſtellt.

Wir haben nunmehr einen allgemeinen Begriff von dem Menſchen und ſeinen moraliſchen Kräften und Verknüpfungen angegeben, und hierauf einen Plan von Pflicht oder moraliſcher Verbindlichkeit errichtet, der durch die Erfahrung beſtätiget, der Vernunft anſtändig zu ſeyn, und von unſern innerſten und geheimſten Empfindungen gebilligt zu werden ſcheint. Nunmehr wird zuförderſt dienlich ſeyn, die Endurſachen jener zarten Triebfedern, dadurch wir zu Handlungen angetrieben, und jener Feſſeln, dadurch wir von denſelben zurückgehalten werden, etwas genauer in Betrachtung zu ziehen. — Durch dieſe umſtändliche Unterſuchung werden wir in den Stand geſetzt werden, von ihrer Fähigkeit zur Erreichung ihres Zwecks bey einem Weſen zu urtheilen, das mit ſolchen Gaben verſehen, ſolchen Bedürfniſſen unterworfen, ſolchen Gefährlichkeiten bloßgeſtellt, und ſolcher Freuden fähig iſt, wie der Menſch. Hieraus werden wir auch vermögend ſeyn, von dem Zwecke ſeiner ganzen Structur, von der Uebereinſtimmung derſelben mit ſeinem Zuſtande, und folglich von ſeiner Brauchbarkeit in Abſicht auf die Erreichung der groſſen und gütigen Abſichten ſeines Urhebers zu urtheilen.

Bey

Bey der Zergliederung dieſes innerlichen und feinern Subjects wird es gar nicht nöthig ſeyn, daß wir erſt jegliches kleine Fäſerchen unterſuchen, oder die zärtern Verwickelungen und mannichfaltigen Ausbreitungen in Aeſte bey den geringern Theilen anzeigen. Es wird genug ſeyn, wenn wir die gröſſern Gefäſſe und ſtärkern Muskeln an dieſem göttlichen Meiſterſtücke erforſchen, und das Amt und den Gebrauch derſelben in der Einrichtung des Ganzen entdecken.

Innerliche Zergliederung des Syſtems der Seele.

Das höchſte Weſen hat für gut befunden, in dem groſſen Weltraume eine ungeheure Mannichfaltigkeit von mißhelligen und einander entgegen geſetzten Principien, Licht und Finſterniß, Vergnügen und Verdruß, Gutes und Böſes unter einander zu miſchen. Es giebt mancherley Naturen, höhere und niedrigere, und viele, die zwiſchen den weit von einander entfernten äuſſerſten Enden mitten inne ſtehen. Dieſe ſind verſchiedentlich geſtellt, mannichfaltig gegen einander eingerichtet und einander unterworfen, und alle zuſammen der Ordnung und Vollkommenheit des Ganzen untergeordnet. Wir können annehmen, der Menſch ſey unter jenen unzählichen Reihen von Weſen gleichſam in einen Mittelpunct geſetzt, indem er vermöge ſeiner äuſſerlichen Bildung zu dem Syſtem der Materie gehört, und vermöge ſeines Innerlichen, mit dem geiſtigen, oder moraliſchen verknüpfet iſt, und folglich durch die Geſetze, welche beide regieren, oder durch das Gute und Böſe, welches aus dieſen fließt, gerührt wird. Bey dieſer unendlichen Mannichfaltigkeit von Verhältniſſen, damit er umgeben, und von Glücksfällen, denen er unterworfen iſt, fühlt er einen mächtigen Zug zum

Guten,

Guten, und einen heftigen Abſcheu und Widerwillen vor dem Böſen. Da aber Gutes und Böſes oftmals vermiſchet, und wunderlich unter einander verwickelt ſind; da zuweilen eins das andre augenblicklich erzeugt, und eins in das andre läuft, und ſie zu andrer Zeit wieder ſehr weit von einander entfernet ſind, und dennoch vermittelſt dazwiſchen kommender Glieder eins das andre mit ſich bringen; und da dieſe Wirkungen oftmals durch verborgne Verhältniſſe und allgemeine Geſetze, von deren Kraft ihm zu urtheilen nicht beykömmt, hervorgebracht werden: So kann es gar leicht geſchehn, daß er Gutes für Böſes, und Böſes für Gutes verkennt, und kann ſich folglich gar oft von Dingen, die ihm ſchädlich ſind, einnehmen, oder von ſolchen, die ihm heilſam wären, abſchrecken laſſen. Auf ſolche Art iſt er wegen der zarten und zuſammengeſetzten Bildung ſeines Körpers einer groſſen Mannichfaltigkeit von Uebeln, Krankheiten, Froſte, Hitze, Ermüdung und unzählichen Bedürfniſſen unterworfen. Zugleich iſt ſeine Erkenntniß ſo enge eingeſchränkt, und ſeine Vernunft ſo ſchwach, daß er in vielen Fällen, auf dem Wege der Unterſuchung oder Ueberlegung, von den Verknüpfungen dieſer Folgen mit den beſondern Urſachen einer jeglichen, oder von den mannichfaltigen innerlichen Kräften der natürlichen Dinge nicht einmal urtheilen kann. Er wird alſo von dieſer Verknüpfung durch die Erfahrung gewiſſer Sinnen oder Empfindungswerkzeuge unterrichtet, welche das Gute und das Böſe, vermöge einer mechaniſchen Bewegung, im Augenblicke fühlen, indem ſie bey dem einen Vergnügen, und bey dem andern Schmerz empfinden. Durch dieſe wird er ohne das geringſte Vernünfteln belehret, das, was zu ſeinem Wohlſeyn dient, zu ſuchen oder zu wählen, und das, was zu ſeinem Untergange abzielt, von ſich zu

ſtoſſen

ſtoſſen und zu entfernen. Auf ſolche Art wird er durch ſeine Sinnen, durch Geſchmack und Geruch, oder durch das Vergnügen, welches ihm gewiſſe Arten von Nahrungsmitteln gewähren, unterrichtet, was für welche ſeiner Leibesbeſchaffenheit zuträglich ſind; und durch ein entgegengeſetztes Gefühl von Schmerzen erinnert, was für welche derſelben zuwider oder ſchädlich ſind. Aber er erlangt vermittelſt dieſer Empfindungen noch nicht die mindeſte Kenntniß von der innerlichen Natur und Beſchaffenheit der Dinge.

Gebrauch der Begierden und Leidenſchaften.

Manche von dieſen Sinnen ſind mit hohen Graden von Unruhe oder Schmerzen bewaffnet, die ihn nöthigen, nach den Gegenſtänden zu ſtreben, die ihnen gemäß ſind. Dieſe beziehen ſich auf ſeine unmittelbaren und dringenden Bedürfniſſe: als die Empfindung des Hungers, des Durſtes, des Froſtes, und dergleichen, welche ihn durch ihre ſchmerzhaften Erinnerungen nöthigen, für Speiſe, Trank, Kleidung und Wohnung zu ſorgen. Dieſe Naturtriebe, durch welche wir auf ſolche Art mit einem gewiſſen Aufruhre, oder mit Gewalt angefeuert werden, das Gute zu begehren und zu ſuchen, oder das Böſe zu entfernen und zu vermeiden, nennen wir Begierden und Leidenſchaften. Durch unſre Sinnen alſo werden wir benachrichtiget, was für das Privatſyſtem, oder für unſre Perſon insbeſondre nützlich oder ſchädlich ſey; und durch unſre Privat-Begierden und Leidenſchaften werden wir zu dem einen angetrieben, und von dem andern zurück gehalten.

Aeuſſerlicher Zuſtand des Menſchen.

Durch dieſen Mechaniſmus unſrer Natur, und durch die groſſe Menge von Be-

dürfniſſen, denen ſie uns ausſetzt, werden wir in eine beſtändige Reihe von Beſchäfftigungen gezogen, welche oftmals viel Anſtrengung unſers Geiſtes, oder ſchwere körperliche Arbeit, oder beides zugleich erfodern. Die Nothwendigkeiten des Lebens, Nahrung, Kleider, Wohnung und dergleichen müſſen angeſchafft werden; wir müſſen für mancherley Bequemlichkeiten ſorgen, um uns das Leben immer ruhiger und gemächlicher zu machen. Dieſe zu erlangen, ſind Künſte, Fleiß, Manufacturen und Handel nöthig. Und damit wir des friedlichen Genuſſes ihrer Früchte verſichert ſeyn können, müſſen bürgerliche Regierung, Policey, und Geſetze erfunden, und die mannichfaltigen Geſchäffte des gemeinen Lebens verwaltet werden. Indem alſo der Menſch bekümmert iſt, für ſich zu ſorgen, oder ſich Sicherheit zu verſchaffen, und ſich damit beſchäfftigt, geräth er ſtufenweiſe in Verknüpfungen mit einer Familie, mit Freunden, mit Nachbarn, mit einer ganzen Stadt oder dem gemeinen Weſen. Hieraus entſtehen neue Bedürfniſſe, neue Abſichten, neue Sorgen, und neue Geſchäffte. Die Leidenſchaften eines Menſchen ſtreiten wider die Leidenſchaften eines andern; die verſchiednen Vortheile ſind einander entgegengeſetzt. Es entſtehen Mitbewerbungen um einerley Vortheile; man widerſetzt ſich unſern Abſichten; unſre Erwartungen ſchlagen uns fehl; es werden Unterſchiede gemacht; und Parteyen erheben ſich. Dieſes eröffnet einen weitläuftigen Auftritt voll Zerſtreuung und Verwirrung, und zieht ein groſſes Gefolge von Gutem und Böſem, ſo wohl für das gemeine Weſen, als für unſre Perſon, nach ſich. Und doch muß man, unter aller dieſer Verwirrung und Unordnung, Entwürfe zu ſeinen Handlungen machen, Folgen vorherſehen, ſich darwider verwahren, und den verdrüßlichen Zufällen vorbeugen; und oft-

mals

mals müſſen beſondre Entſchlüſſe gefaßt; und Entwürfe, ohne lange Ueberlegung, und ohne Verzug ausgeführt werden.

Was für Gegenmittel hat uns nun der Urheber unſrer Natur für dieſen mühſeligen Zuſtand gegeben? Wie hat er die handelnde Perſon, den Menſchen, geſchickt gemacht, ſeine Rolle in dieſer verwirrten und geſchäfftigen Scene zu ſpielen? Er hat uns durch beſondre Sinnen von dem Privat-Guten und Privat-Uebel unterrichtet, und uns durch dringende Naturtriebe angefeuert, nach jenen zu ſtreben, und dieſe zu entfernen. Aber was für Gegenmittel, was für Sicherheit hat die Gottheit für eine ganze Gemeinſchaft, für eine Republik beſtimmet? Wer, oder was wird uns für ſeine gute Geſinnung gegen das Ganze bürgen? Gegenmittel dafür.

Unſer allgemeiner Vater, der für das Ganze wacht, hat ſich auch hier nicht unbezeugt gelaſſen; er hat nichts unvollkommen geſchaffen, ſondern in allen Dingen iſt eins für das andre eingerichtet. Er hat nicht gewollt, daß der Menſch nur den Erinnerungen ſeiner kalten Vernunft überlaſſen bliebe, und bloß durch ſie von dem Vortheile und Schaden, von der Glückſeligkeit oder dem Elende ſeiner Nebenmenſchen benachrichtiget würde. Er hat ihn ſo gebildet, daß er von ihrem Wohl und ihrer Glückſeligkeit, insbeſondre aber von ihrem Uebel und Elende durch eine unmittelbare Mitleidenheit, oder durch ein ſchnelles Gefühl von Vergnügen oder Schmerz gerührt wird. Durch geſellſchaftliche Empfindungen und Neigungen.

Das leztre nennen wir **Mitleiden** oder **Barmherzigkeit**. Für das erſtre, ob Mitleiden.

es gleich jedermann, der die Menſchlichkeit nicht völlig verläugnet hat, in gewiſſem Grade empfindet, haben wir keinen Namen von unſern Vorgängern erhalten, wir müßten es denn **Glückwünſchung** oder eine **fröhliche Mitleidenheit**, oder diejenige **Fröhlichkeit** nennen, welche daraus entſteht, daß wir Andre vergnügt oder glücklich ſehen. Dieſe beiden Empfindungen hat man überhaupt mit dem Nahmen des **öffentlichen** oder **gemeinnützigen Gefühls** beleget, durch welches wir für Andre empfinden, und dadurch ihre Angelegenheiten für uns ſelbſt eben ſo ſehr, obgleich vielleicht nicht ſo fühlbar, wichtig werden, als unſre eignen.

Glückwünſchung.

Wenn wir unſre Nebenmenſchen durch die Schuld oder Beleidigung Andrer unglücklich gemacht ſehen, ſo fühlen wir gegen die unbilligen Stifter dieſes Unglücks **Empfindlichkeit** oder **Unwillen.** Sind wir uns bewußt, daß dieſes durch unſre Schuld, oder durch ein beleidigendes Verfahren von unſrer Seite verurſachet worden; ſo empfinden wir **Beſchämung.** Und dieſe beiden Claſſen von Empfindungen und Leidenſchaften, welche ſich auf Elend und Unrecht beziehen, ſind mit einem ſolchen empfindlichen Gefühle von Schmerz bewaffnet, daß ſie nicht allein eine mächtige Stütze und Sicherheit für unſre Nebenmenſchen und das allgemeine Syſtem gegen die Uebel abgeben, die daſſelbe leiden könnte, ſondern auch dienen, die Uebel, ſo ſie wirklich leiden, zu mindern und aus dem Wege zu räumen. Die Barmherzigkeit führt uns auſſer uns ſelbſt heraus, einen Theil von den Widerwärtigkeiten Andrer auf uns zu laden; ſie ſpricht in uns mächtig zu ihrem

Empfindlichkeit.

rem Beſten; ſie erweicht uns bey dem Anblicke ihrer Noth, und macht uns in gewiſſem Grade ſo lange unglücklich, bis ſie von dieſer Noth erlöſet ſind. Sie iſt beſonders für die Beſchaffenheit des menſchlichen Lebens vortrefflich eingerichtet, weil es, wie ein berühmter Sittenlehrer *) anmerkt, viel mehr und viel öfter in unſrer Gewalt iſt, Böſes zu ſtiften, als Gutes, und das Elend abzuwenden oder zu mindern, als eine wirkliche Glückſeligkeit mitzutheilen; und daher iſt ſie ein unvergleichliches Hinderniß der eigennützigen Leidenſchaften, oder jener heftigen Begierden, die uns anreizen, Andern Schaden zu thun.

Gemeinnützige Leidenſchaften.

Es giebt noch andre beſondre **Naturtriebe oder Leidenſchaften**, die uns bewegen, an den Angelegenheiten Andrer zu eben der Zeit Theil zu nehmen, da wir uns mit unſern eignen am meiſten beſchäfftigen, und vermöge deren wir aufs nachdrücklichſte nach dem trachten, was für ſie **gut**, und dasjenige abwenden, was für ſie **böſe** iſt. Dergleichen ſind die **natürliche Zuneigung zu den Unſrigen**, die **Freundſchaft**, die **Liebe**, die **Dankbarkeit**, die **Ehrbegierde**, die **Liebe zu der Geſellſchaft** mit der wir in **Verknüpfung** ſtehen, die **Liebe zu unſerm Vaterlande**, und andre, die wir nennen könnten. Nun aber haben wir gefunden, daß die **Privat**-Begierden und Leidenſchaften mit einem mächtigen Gefühle von Verlangen und Unruhe verſehen ſind, damit der Menſch deſto kräftiger angefeuert werde, gewiſſe Arbeiten zu unternehmen, und ſich in gewiſſe Gefährlichkeiten zu wagen, um diejenigen Güter zu erlan-

*) S. Butlers Rede von der Barmherzigkeit.

erlangen, welche zur Erhaltung und zum Wohlſeyn ſeiner Perſon nöthig ſind, und die Uebel zu entfernen, welche ſeinen Untergang nach ſich ziehen. Alſo war auch auf der andern Seite nöthig, daß dieſe andre Claſſe von Begierden und Neigungen, durch ein eben ſo ſchnelles Gefühl von Schmerz angeſpornt würde, nicht allein der Gewalt derer, die ſich ihnen widerſetzen, entgegen zu arbeiten, ſondern uns auch zu einer tugendhaften Geſchäfftigkeit für unſre Verwandten, Familien, Freunde, Nachbarn und das Vaterland zu bewegen. Freylich wird uns zwar unſer Gefühl von Recht und Unrecht belehren, daß es unſre Pflicht ſey; und Vernunft und Erfahrung werden uns noch mehr verſichern, daß es ſo wohl unſer eigner Nutzen und unſre beſte Sicherheit ſey, wenn wir die Glückſeligkeit Andrer befördern: Allein dieſes Gefühl, dieſe Vernunft und dieſe Erfahrung, würde gar oftmals, beſonders auf den Fall der Gefahr und der Beſchwerlichkeit, und bey allen den Unbequemlichkeiten der Natur, und jener beſtändigen Verwirrung darein uns die Privat=Leidenſchaften verwickeln, ein zu ſchwacher und unkräftiger Sporn zu einem ſolchen Verhalten ſeyn, wenn jene zärtlichen Neigungen, die uns ganz beſondre Bezirke von Pflichten anweiſen, und uns mit einer angenehmen Gewaltthätigkeit an ſich ziehen und feſſeln, nicht dazu kämen.

Contraſt oder Gleichgewicht der Leidenſchaften.

Demnach fällt es in die Augen, daß die beiden Claſſen der Privat=und gemeinnützigen Neigungen einander entgegengeſetzt, und dazu beſtimmet ſind, daß ſie einander die Waage halten, daß die Einen dem Einfluſſe der Andern Schranken ſetzen, und dadurch ein richtiges Gleich=

Gleichgewicht im Ganzen bewerkſtelligen ſollen *). Ueberhaupt halten die heftigen Empfindungen von Schmerz oder Unruhe, welche Hunger, Durſt, und die übrigen Privat-Begierden begleiten, oder eine gar zu groſſe Ermüdung des Geiſtes ſo wohl, als des Leibes, uns ab, daß wir in der Ausübung der höhern Gemüthsbeſchäfftigungen, als einem gar zu fehr angeſtrengten Nachdenken bey Erforſchung der Wahrheit, einer heftigen Anſtrengung in Geſchäfften von dieſer oder jener Art, und in den verſchiedentlichen Graden eines romanhaften Heldenmuths, nicht zu weit gehen. Auf der andern Seite ſind die feinern Sinne der Empfindung, und jene edelmüthigen Begierden und Neigungen, die mit ihnen verknüpfet ſind, die Liebe zur Thätigkeit, zur Nachahmung, zur Wahrheit, zur Ehre, patriotiſche Tugend und dergleichen, weislich auf die entgegengeſetzte Waagſchaale gelegt, um uns zu hindern, daß wir nicht zum thieriſchen Leben herabſinken, und die erhabne Würde des Menſchen unter den Stand der Thiere erniedrigen; dergeſtalt, daß durch den gegenſeitigen Widerſtand dieſer entgegengeſetzten Kräfte, den üblen Folgen, welche natürlicher Weiſe daraus entſtehen würden, wenn ſie einzeln und beſonders wirken ſollten, vorgebeugt, und die guten, zu deren Bewirkung eine jede und jede für ſich, beſtimmet iſt, hervorgebracht werden.

Contraſt oder Gleichgewicht zwiſchen den gemeinnützigen und Privat-Neigungen.

Eben dieſer heilſame Gegenſatz findet ſich auch auf gleiche Weiſe in dem Widerſtande, den die Privat-und gemeinnützigen Neigungen einander thun. Daher iſt das Mitleiden dienlich, der Liebe zur Be-

*) S. Hutcheſon von den Leidenſchaften, Tract. I. §. 2.

quemlichkeit, zum Vergnügen, oder zum Leben die Waage zu halten, wie auch der Rache Schranken zu ſetzen; und die Empfindlichkeit über eine Beleidigung, die uns, oder unſern Freunden, welche uns lieber ſind als wir ſelbſt, wiederfahren iſt, beugt einer weibiſchen Barmherzigkeit oder Niedergeſchlagenheit vor, und erregt in uns eine edelmüthige Verachtung der Mühe, des Schmerzens und des Todes. Die natürliche Neigung zu unſern Kindern, die Freundſchaft, die Liebe zu unſerm Vaterlande, ja auch der Eifer für dieſe oder jene beſondre Tugend, ſind gar oftmals mehr, als ein Zunder zu der ganzen Reihe von eigennützigen Leidenſchaften. Auf der andern Seite hingegen, würden die geſelligen und zärtlichen Naturtriebe des menſchlichen Herzens, ohne jene geheime herrſchende Leidenſchaft der Selbſtliebe, und ohne jene Privat-Begierden die damit verknüpfet ſind, in die wunderlichſte Grille, in die quälendſte Aengſtlichkeit, und in den handgreiflichſten Aberwitz ausarten.

Contraſte zwiſchen verſchiednen Leidenſchaften aus einerley Claſſen.

Jedoch es halten nicht nur die verſchiednen Reihen oder Claſſen von Neigungen einander im Zaume, ſondern es ſetzen auch verſchiedne Leidenſchaften, von einer und eben derſelben Claſſe, einander gegenſeitige Gränten. Wie viele werden auf ſolche Weiſe von den gewaltthätigen Beleidigungen der Rachgier durch die Furcht zurückgehalten? Und wie leicht wird hingegen die Furcht überwunden, wenn groſſe Ungerechtigkeiten eine groſſe Rachgier entzünden? Die Privat-Leidenſchaften ſtreiten oftmals wider einander, und mithin mäßigt die Eine die Heftigkeit der andern; dabey führt eine ruhige Selbſtliebe die Herrſchaft, und regiert ihre beſondern Begierden

und

und Verabſcheuungen, lenkt ihre Wirkſamkeit, und erhält ſie im Gleichgewichte. Auf gleiche Art hält auch unter den gemeinnützigen Neigungen eine die andre zurück; und alle zuſammen ſtehen unter der Regierung einer ruhigen, von Leidenſchaft freyen, Menſchenliebe, welche auf gleiche Weiſe ihre beſondern Regungen lenken, und denſelben Gränzen ſetzen muß. — Solchergeſtalt haben die meiſten Leidenſchaften, wo nicht alle, eine zwiefache äuſſerliche Geſtalt, und dienen zu einem doppelten Zwecke. Aus einem Geſichtspuncte kann man ſie als Kräfte betrachten, welche die Menſchen zu einer gewiſſen Lebensart mit einer Stärke antreiben, wie ſie der vermuthlichen Wichtigkeit von Gutem, darnach ſie ſtreben, angemeſſen iſt. Aus einem andern Geſichtspuncte betrachtet, erſcheinen ſie als verſchiedne Gewichte, die der Thätigkeit der Kräfte die gehörige Schwere ertheilen, und der Heftigkeit ihrer Bewegungen das gehörige Maaß beſtimmen. Vermittelſt dieſer Kräfte und Gewichte, iſt in der menſchlichen Bruſt von ihrem allweiſen Urheber eine natürliche Schwere feſtgeſetzt, durch welche der Menſch mitten unter jenen mannichfaltigen Auftritten des Lebens, durch die er fortgehn muß, in ſeinem Laufe ziemlich ordentlich und regelmäſſig erhalten wird.

Beſondre Empfindungen und natürliche Triebe in Anſehung des Beyfalls.

Jedoch dieß iſt noch nicht alles, was Gott gethan hat, uns gegen die Verwirrung und Verlegenheit auf dem Schauplatze, darinnen der Menſch zu ſpielen beſtimmet iſt, zu waffnen. Bey dieſen unendlichen Begierden und Verabſcheuungen gegen das Privat- und allgemeine Gute und Uebel, können die Menſchen entweder oftmals die Folgen oder Wirkungen aller ihrer Handlungen, die

ſie wegen eines von beiden unternehmen, nicht vorherſehn, beſonders, wo dieſe Wirkungen verworren ſind, und auf verſchiedne Dinge abzielen; oder, wo jene Folgen entfernet und einfach ſind; oder, wo fern ſie ja auch durch eine ſorgfältige und ruhige Unterſuchung, und durch eine gehörige Anwendung ihrer Seelenkräfte dieſelben entdecken, ſo ſind ſie doch dermaaſſen in Geſchäffte zerſtreuet, werden von Kleinigkeiten aufgehalten, durch das Vergnügen abgezogen, und durch ihre eignen Leidenſchaften dergeſtalt beunruhiget, daß ſie entweder keine Zeit haben, oder keine finden können, um auf dieſe Folgen Achtung zu geben, oder zu unterſuchen, in wie weit dieſes oder jenes Verhalten, im Ganzen betrachtet, überhaupt Privat- oder gemeinſchaftliches Gutes hervorbringen werde. Wäre es alſo den langſamen und ernſthaften Unterſuchungen der Vernunft gänzlich überlaſſen, jene Wirkungen zu erforſchen, und jene Folgen zu ergründen; ſo fällt in die Augen, daß die Geſchäffte des Lebens in vielen beſondern Fällen ſtillſtehn, und viele wichtige Gelegenheiten verloren gehn, oder vielleicht die gröbſten Uebereilungen begangen werden müßten. Deßwegen hat die Gottheit auſſer jenem allgemeinen Beyfalle, welchen wir einem jeglichen Grade von **zärtlicher Neigung** ſchenken, dem Menſchen noch überdieß viele beſondre **Empfindungen** oder **Antriebe** eingeprägt, gewiſſe **Eigenſchaften** oder **Handlungen** zu billigen, die in der That das Beſte der Geſellſchaft befördern, und mit dem Privat-Beſten verknüpfet ſind, obſchon der Menſch ſelbſt dieſe Wirkung nicht allemal einſieht, oder an dieſe Verknüpfung denkt. Und dieſe **Empfindungen** oder **Antriebe** zielen ohne weitere Ueberlegung auf die Abſichten des Nutzens ab, und feuern uns, unabhängig von denſelben, zu einem Verhalten an, das dem öffentlichen Syſtem zuträglich, und

dem

dem Privat-Beſten nützlich iſt. Dahin gehört jenes Gefühl der Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit, jener Abſcheu vor der Betrügerey und Falſchheit, jene Empfindung der Treue, der Gerechtigkeit, der Dankbarkeit, der Edelmüthigkeit, der Tapferkeit, der Gütigkeit, der Wohlanſtändigkeit; und jenes Mißfallen an Betrügerey, an Ungerechtigkeit, Undankbarkeit, Niederträchtigkeit, Feigheit, Grauſamkeit und Grobheit, welche dem menſchlichen Herzen ſo natürlich ſind. Die erſtre von dieſen Gemüthsarten, und die Handlungen, ſo daraus flieſſen, werden von uns gebilligt, und die leztere hingegen gemißbilligt, wenn wir ſie auch gleich nicht aus dem Geſichtspuncte ihrer Wirkung, oder Nutzbarkeit zu dem Glücke oder Elende Andrer oder unſer ſelbſt betrachten. In jener unterſcheiden wir eine Schönheit, eine erhabne Vortrefflichkeit, eine Uebereinſtimmung mit der Würde des Menſchen; in dieſer aber eine Häßlichkeit, eine Nichtswürdigkeit, und eine Erniedrigung der menſchlichen Natur.

Andre aus einer niedrigern Claſſe.

Es giebt auch andre natürliche Triebe, die ſich auf das Beſte der Geſellſchaft, oder auf die Glückſeligkeit und Vollkommenheit unſrer Perſon beziehen, (obſchon dieſe Beziehung nicht ſo gleich in die Augen fällt,) und die wir mit einem wirklichen innerlichen Vergnügen und Beyfall anſehen; wiewohl dieſer Beyfall dem Grade, wo nicht gar der Art nach, geringer iſt: als Ernſthaftigkeit, Beſcheidenheit, Ungezwungenheit in der Aufführung, Mäſſigkeit, kluge Haushaltung. Wir empfinden einige Grade von Verachtung und Mißfallen, wo dieſelben mangeln, oder wo gar die ihnen entgegengeſetzten Fehler überhand

hand genommen haben. Dieſe, und ſolchen ähnliche, Vorſtellungen oder Empfindungen ſind entweder verſchiedne Arten, wie ſich das moraliſche Gefühl zu erkennen giebt, oder ſind demſelben untergeordnet. Sie dienen offenbarlich zu eben der wichtigen Abſicht, weil ſie bey den unterſchiedlichen Vorfällen eines mannichfaltigen und verwirrten Lebens ſehr geſchwinde Rathgeber von dem ſind, was recht, was unrecht iſt, wornach wir ſtreben, und was wir vermeiden ſollen; und weil ſie durch das angenehme, oder ſchmerzliche Bewußtſeyn, welches auf ſie erfolgt, ihren Einfluß, als mächtige Vermahner zu einem gebührenden Verhalten, äuſſern.

Ihre allgemeinen Wirkungen.

Wenn man eine kleine Aufmerkſamkeit auf die oben genannten Grundtriebe wendet, fällt es ſo gleich in die Augen, daß ſie alle der Geſellſchaft und ihren einzelnen Gliedern ein gefälligeres Anſehen geben ſollen, und eine unmittelbarere oder entferntere Abſicht haben, die Vollkommenheit oder das Beſte beider zu befördern. Ein ſo ſchwaches, geſchäfftiges, kurzſichtiges Weſen, wie der Menſch, der in ſeinen Meynungen ſo wohl ſchnell als veränderlich, ein Spiel ſeiner eignen Leidenſchaften oder der Abſichten Andrer, den Krankheiten, dem Mangel und dem Irrthume unterworfen iſt, kann freylich eine ſolche Wirkung nicht allemal vorherſehn, und wird oftmals etwas ganz Falſches dafür erblicken, ja wohl ſelten nur darauf Achtung geben. Mithin ſind ſolche natürliche Triebe, die mit der Privat-Sicherheit und dem allgemeinen Beſten ſo nahe verwandt ſind, indem ſie den Menſchen ohne mühſame Ueberlegung leiten, die Eine zu finden und das Andre zu befördern, und ihn zu einem Verhalten antreiben das zu beiden

nützlich

nützlich iſt, den Nothdürftigkeiten ſeines gegenwärtigen Zuſtandes unvergleichlich angemeſſen, und aufs weislichſte eingerichtet, die Zwecke der allgemeinen Menſchenliebe zu erreichen.

Die Leidenſchaften ſind zu einem Stande der Prüfung eingerichtet.

Wollte man dieſe Sache in einem andern Lichte betrachten, ſo würde es leicht ſeyn, durch eine ſorgfältige Auseinanderſetzung der Umſtände zu zeigen, wie wunderbarlich das Innerſte des Menſchen, oder jene erſtaunliche Menge von moraliſchen Kräften und Neigungen, damit er verſehen iſt, zu den verſchiedentlichen Auftritten desjenigen zur ſtufenweiſen Vollendung und zeitlichen Prüfung beſtimmten Zuſtandes, durch welchen er fortſchreiten ſoll, eingerichtet ſey. Da unſre Fähigkeiten eingeſchränkt und umgränzt ſind, und ſich aus einem ſehr kleinen und unvollkommnen Urſprunge entfalten; ſo müſſen ſie durch Uebung, durch Fleiß und wiederholte Verſuche vergröſſert werden. Und dieſes iſt nicht allein von unſern Verſtandes- ſondern auch von unſern moraliſchen und thätigen Kräften wahr. Die erſtern ſind den Irrthümern im Nachdenken, die letztern den Uebereilungen in der Ausübung unterworfen; und beide laufen oftmals auf Unglücksfälle und Verdrüßlichkeiten hinaus. Jene Irrthümer und Uebereilungen haben wir auch gemeiniglich unſern Leidenſchaften, oder unſrer verwägnen und hitzigen Verehrung derjenigen beſondern Güter, nach denen ſie von Natur ſtreben, oder unſrer Furcht vor den beſondern Uebeln zu danken, welche ſie von Natur verabſcheuen. Dieſe Unglücksfälle führen uns daher auf die Betrachtung zurück, wo wir eigentlich in unſerm Verhalten gefehlt haben, und woher unſre Irrthümer entſtanden ſeyn; und gehören

folglich

folglich zu der heilſamen Prüfung, die zur Erweiterung unſrer Einſichten, zur Verbeſſerung und Läuterung unſrer Leidenſchaften, und mithin zur gröſſern Vollkommenheit ſo wohl unſrer Verſtandes = als moraliſchen Kräfte dient. Demnach ſind unſre Leidenſchaften die rohen Materialien zu unſrer Tugend, welche uns der Himmel gegeben hat, daß wir ſie bearbeiten, reinigen, und zu einem harmoniſchen und göttlichen Werke zubereiten ſollen. Sie geben dem menſchlichen Leben ſein ganzes Triebwerk, ſeine Stille und ſeine Stürme, ſein Licht und ſeinen Schatten. Sie zeigen die Menſchen in jeglicher Stellung und Verſchiedenheit des Charakters, und ertheilen der Tugend ſo wohl ihren Kampf, als ihren Sieg. Sie in jeglichem Zuſtande wohl zu regieren, iſt Verdienſt; ſie zu mißbrauchen oder nicht recht anzuwenden, iſt Verſchuldung. Durch ſie beweiſen wir, was wir ſind; und durch die Gewohnheiten, denen ſie ihren Urſprung geben, bekommen wir unſre Geſtalt und unſern Charakter in der Reihe der Auftritte unſers Lebens, oder in jeglicher zukünftigen Periode unſers Daſeyns.

Und zu einem ſtufenweiſen Stande der Vollendung.

Die verſchiednen Claſſen von Empfindungen, Kräften und Leidenſchaften, die ſich in dieſen nach einander folgenden Auftritten entwickeln, ſind zu dieſem anfangenden und zur ſtufenweiſen Vollendung beſtimmten Zuſtande ſo wohl nöthig, als demſelben angemeſſen. Zunehmende Abſichten und wachſende Verknüpfungen, erfodern neue Leidenſchaften und neue Angewöhnungen; und auf dieſe Art ſteigt der Geiſt dadurch, daß ſich dieſe Leidenſchaften immer weiter ausbreiten, und eine immer weiter fortgehende Beſchäfftigung finden, zu immer höhern Ver-

Verbeſſerungen hinauf, und gedeiht immer zu mehrerer Reiſe und Vollkommenheit. — Jedoch wir können hierbey nicht länger ſtehn bleiben.

Uebereinſtimmung unſrer Structur mit unſerm Zuſtande.

In dieſer vortrefflichen Oekonomie und Harmonie unſrer Einrichtung, ſo wohl im Aeuſſerlichen als im Innerlichen, mit unſerm Zuſtande, können wir auf einmal die groſſen Grund-Linien unſrer Pflicht, die mit den deutlichſten und glänzendſten Buchſtaben ausgedrückt ſind, erkennen, und einen, in der menſchlichen Bruſt errichteten, erhabnern und wunderbarern Schauplatz der göttlichen Weisheit und Güte, als wir vielleicht in dem ganzen Umkreiſe der Natur ſonſt nicht finden, mit Bewunderung betrachten. „Was für ein Wunder„werk iſt nicht der Menſch! Wie edel in der „Vernunft! Wie unendlich in ſeinen Fähigkeiten! In Ge„ſtalt und Bewegung, wie vollkommen ausgebildet, und „wie bewundernswürdig! In ſeinen Handlungen, wie „gleich dem Engel! An Erkenntniß, wie gleich einem „Gott! die Schönheit der Welt! das vollkommenſte Vor„bild im Thierreiche!„

Schlußfolge.

In was für einer Einrichtung die Tugend beſteht?

Aus dieſen Umſtänden erhellt, daß der Menſch vermöge ſeiner urſprünglichen Bildung zu einem mäſſigen, mitleidigen, menſchenfreundlichen, geſchäfftigen, und zur ſtufenweiſen Vollendung beſtimmten Zuſtande gemacht ſey. Er ſtrebt mit Hitze nach dem Guten, und haßt mit eben der Heftigkeit das Uebel, welches Andre ſo wohl, als ihn ſelbſt trifft. Er empfindet den höchſten Beyfall und das höchſte moraliſche innerliche Vergnügen

gnügen bey den Neigungen und Handlungen, die das Beſte Andrer unmittelbar und eigentlich zur Abſicht haben; und eben ſo wohl Mißfallen und Abſcheu im höchſten Grade an dem Gegentheile. Auſſer dieſen hat er noch verſchiedne beſondre Empfindungen, oder natürliche Triebe zum Beyfall, die zwar vielleicht nicht von eben der Art, wie die andern, aber doch mit übereinſtimmenden Graden von Zuneigung verbunden ſind, und die ein Verhältniß gegen die Abzielungen einer jeglichen auf das gemeine Beſte haben. Wenn alſo der Menſch dieſen Trieben gemäß handelt; ſo handelt er ſeiner Einrichtung gemäß, und erfüllt die wohlgemeynten Abſichten des Urhebers derſelben. Wir nennen aber etwas gut, wenn es ſeinem Zwecke Genüge thut, und nennen ein Geſchöpf gut, wenn es ſeiner Verfaſſung gemäß handelt. Folglich muß der Menſch gut oder tugendhaft genannt werden, wenn er den Grundtrieben und der Beſtimmung ſeiner Natur gemäß handelt. Und worauf ſich ſeine Tugend gründet, darauf beruht auch ſein richtiges Bezeigen, ſeine Würde und Vollkommenheit. Dieſes ſtimmt auch mit dem Begriffe von der Tugend überein, den wir oben angegeben haben; es zeigt uns aber dieſelbe in einer andern Stellung, oder ſetzt ſie in ein etwas verändertes Licht.

Anfangs-

Anfangsgründe
der
Sittenlehre.

Zweytes Buch.
Erſter Abſchnitt.
Die vornehmſten Unterſchiede der Pflicht oder Tugend.

Wir haben nunmehr die Verfaſſung und die Verknüpfungen des Menſchen betrachtet, und auf dieſe ein allgemeines Syſtem von Pflicht oder moraliſcher Verbindlichkeit gebaut, welches mit der Vernunft übereinſtimmt, von ſeinem erhabenſten und innerſten Gefühle gebilligt wird, ſeinem vermiſchten Zuſtande gemäß iſt, und durch die Erfahrung der Menſchen beſtätiget wird. Wir haben auch die Endurſachen ſeiner moraliſchen Kräfte und Neigungen zu jenen edlen Abſichten erforſchet, denen ſie, ſo wohl in Abſicht auf das Privat-Syſtem, als auf das allgemeine, Genügethun.

Allgemeine Eintheilung der Pflicht.

Aus dieſer Einleitung fällt in die Augen, daß es eine Reihe oder Claſſe von Pflichten gebe, die der Menſch ſich ſelbſt, eine andre, die er der Geſellſchaft, und eine dritte, die er Gott ſchuldig iſt.

Pflichten gegen uns ſelbſt.

Die Pflichten, ſo er **ſich ſelbſt** ſchuldig iſt, gründen ſich vornehmlich auf die **vertheidigenden** und **Privat**-Leidenſchaften, die ihn anfeuern, nach alle dem zu trachten, was zur **Privat-Wohlfahrt** oder **Glückſeligkeit** dient, und alles zu vermeiden und abzuwenden, was ein **Privat-Uebel** oder **Elend** nach ſich zieht. Wenn er unter den mannichfaltigen Gütern, die ihn an ſich locken und reizen, und unter den mannichfaltigen Uebeln, die ihn beſtürmen oder ihm drohen, „vorſichtig und bedachtſam in Erwählung der „**einen** und Verwerfung der **andern**, oder in Vorziehung „der **vortrefflichſten Güter** und Vermeidung der **ſchreck**„**lichſten Uebel**, wo ſich ein Streit zwiſchen beiden ereig„net; und in dem Gebrauche der beſten Mittel, die **Gü**„**ter** zu erlangen und die **Uebel** zu vermeiden, ſorgfältig „und weiſe iſt: ſo leiſtet er das, was wir **Klugheit** nen„nen.„ Dieſe iſt, in unſrer **innerlichen** Bildung, dem **feinen Geruche**, oder der **Geſchwindigkeit** des **Gefühls** in unſrer **äuſſerlichen** Bildung gleich. — „Unſre „**vertheidigenden** Leidenſchaften nach unſern **Ge**„**fährlichkeiten** abmeſſen, das nennen wir **Tapferkeit**; „welche allemal eine richtige Miſchung von ſtillem Unwil„len oder Empfindlichkeit, und von wohl regierter Vor„ſicht in ſich faßt.„ Dieſe **Standhaftigkeit** des **Gemüths** ſtimmt mit der **Stärke** und dem **Muskelnbaue** des **Körpers** überein. — Und „unſre **Privat**-**Lei**„**denſchaften** gehörig nach unſern Bedürfniſſen, oder nach „der eigenthümlichen Wichtigkeit des Guten abmeſſen, das „wir begehren oder ſuchen, nennen wir **Mäſſigung**,„ welche allemal nach dieſer weitläuftigen Bedeutung des Wortes „ein richtiges Gleichgewicht oder eine richtige Re„gierung der Leidenſchaften„ in ſich faßt, und der **Geſundheit**

heit oder einem geſunden Temperamente des Körpers ähnlich iſt *).

Die zwote Claſſe von Pflichten entſteht aus den **gemeinnützigen** oder **geſellſchaftlichen** Neigungen, „deren „richtige Harmonie oder Angemeſſenheit gegen die Gefährlichkeiten und Bedürfniſſe Andrer, und gegen die unterſchiedlichen Verhältniſſe, darinnen wir ſtehen, gemeiniglich den Namen **Gerechtigkeit** führt.„ Dieſe begreift alle unſre Pflichten gegen die Geſellſchaft, gegen den Urheber derſelben, und den allgemeinen Staat der Natur; insbeſondre aber Dankbarkeit, Freundſchaft, Aufrichtigkeit, natürliche Zuneigung zu den Unſrigen, Menſchenliebe, und die übrigen geſellſchaftlichen Tugenden unter ſich. Dieſes iſt die edelſte Verfaſſung und ſchönſte Geſtalt der Seele, und ſtimmt mit der Schönheit und feinen Proportion der Perſon überein. Die Tugenden, welche unter den vorhergehenden Claſſen begriffen ſind, beſonders Klugheit und Tapferkeit, können gleichfalls zu dieſen gezogen, und nach den mannichfaltigen Umſtänden, darein ſie geſetzt ſind, und nach der eingeſchränktern oder ausgebreitetern Sphäre, darinnen ſie wirken, **Privat-**, **ökonomiſche**, oder **bürgerliche** Klugheit, Tapferkeit u. ſ. w. genannt werden. Dieſe regieren unſer Verhalten in Rückſicht auf die Bedürfniſſe oder Gefährlichkeiten der kleinern oder gröſſern Geſellſchaften, mit denen wir verknüpfet ſind.

Pflichten gegen die Geſellſchaft.

*) Vid. TIM. LOCR. de Anima Mundi.

Pflichten gegen Gott.

Die dritte Claſſe von Pflichten betrifft die **Gottheit**, und fließt aus den **gemeinnützigen** Neigungen, und aus den unterſchiedlichen **Verhältniſſen**, darinnen dieſelbe gegen uns, als unſer Schöpfer, Wohlthäter, Geſetzgeber, Richter u. ſ. w. ſteht.

Lehrart.

Wir haben uns vorgeſetzt, dieſe Claſſe von Pflichten zuletzt zu betrachten, weil ſie uns der Zeitordnung nach die **letzten** zu ſeyn dünken, ob ſie ſchon in Anſehung ihrer Würde und Vortrefflichkeit die **erſten** ſind; indem wir es für die einfachſte und leichteſte Lehrart halten, dem ſtufenweiſen Fortgange der Natur zu folgen, welche ihren Anfang von einzelnen Perſonen nimmt, ſich ſo dann über das geſellſchaftliche Syſtem ausbreitet, und immer höher ſteigt, bis ſie ſich in der Folge zu ihrem allmächtigen Vater und Oberherrn aufſchwingt, und ſolchergeſtalt mit den Pflichten beſchließt, welche die **höchſten** und **beſten ſind**.

Gottesfurcht.

Die Pflichten, ſo aus dieſen Verhältniſſen entſpringen, ſind Ehrfurcht, Dankbegierde, Liebe, Gelaſſenheit oder Unterwerfung im Leiden, Gehorſam, Anbetung, Lob; welche, nach dem Vorbilde unſrer eingeſchränkten Fähigkeiten, eine gewiſſe Art von Proportion gegen die Größe und Vollkommenheit des Gegenſtandes, den wir verehren und lieben und dem wir gehorchen, beobachten müſſen. „Dieſe „**Proportion** oder **Harmonie** wird durch den allgemeinen „meinen Namen **Gottesfurcht** oder **Frömmigkeit** „ausgedrückt,„ welche jederzeit um deſto ſtärker, oder um deſto ſchwächer iſt, je mehr oder weniger wir von der

Herr=

Herrlichkeit ihres Gegenſtandes faſſen. Dieſes erhabne Principium der Tugend iſt die begeiſternde Seele, die das moraliſche Syſtem belebt, und das Band, welches die übrigen Pflichten, die der Menſch ſich ſelbſt, oder der Geſellſchaft ſchuldig iſt, verbindet und unterhält. Von demſelben bekommen ſie, wie aus dem Folgenden erhellen wird, nicht allein den ſtärkſten Schutz, ſondern auch ihren höchſten Werth und Glanz.

Eintheilung des Gewiſſens.

Dieß iſt alſo die allgemeine Beſchaffenheit und Verfaſſung der Tugend, und dieſes ſind die vornehmſten Linien oder Eintheilungen der Pflicht. Dieſen guten Neigungen, welche auf die verſchiedentlichen Gegenſtände unſrer Pflicht abzielen, und allen den Handlungen, die aus ſolchen Neigungen flieſſen, ertheilt das Herz ſeine Bekräftigung, oder ſein Zeugniß. Und dieſe Bekräftigung, oder dieſes Urtheil über die moraliſche Beſchaffenheit oder Güte der Handlungen, oder Neigungen, nennen die Sittenlehrer **Gewiſſen**.

Güte einer Handlung.

Wenn daſſelbe von einer Handlung urtheilt, die geſchehen ſoll, wird es ein **vorhergängiges**; und wenn es ein Urtheil über eine Handlung fällt, die ſchon geſchehen iſt, wird es ein **nachfolgendes** Gewiſſen genannt. Wenn eine Handlung ſo beſchaffen iſt, daß ſie Glückſeligkeit nach ſich zieht; oder wenn ſie auch nur äuſſerlich dem Geſetze gemäß iſt: ſo heißt das ihre **materielle** Güte. Die guten Neigungen aber, daraus eine Handlung entſpringt, oder ihre Gleichförmigkeit mit dem Geſetze in jeglicher Betrachtung, macht ihre **formale** Güte aus.

Die materielle, und formale.

Natürliche und moraliſche Güte.

Einige Sittenlehrer von nicht geringem Anſehen glauben zwar, wenn eine Handlung ihre formale Güte haben ſolle, ſo werde dazu nothwendig erfodert, „daß wir die Handlung mit ei„nem moraliſchen innerlichen Vergnügen und Beyfalle be„trachteten. Denn bloſſen Affect, oder eine natürlich „gute Gemüthsart, ſie mag nun mit auf Andre, oder „bloß auf uns ſehn, nennen ſie natürliche Güte, oder „Güte des Inſtincts, deren die Thiere eben ſo fähig ſind, „als der Menſch. Wenn aber dieſe Neigung oder dieſe Ge„müthsart mit Beyfall angeſehen, und zum Gegenſtande „einer neuen Neigung gemacht wird; ſo ſagen ſie, dieſes „mache die moraliſche Güte oder die Tugend nach „der genauen Bedeutung des Wortes aus, und ſey der „unterſcheidende Vorzug moraliſcher oder vernünftig „handelnder Weſen.„

Ob unſer Beyfall zur Vollſtändigkeit des Begriffs von der Tugend erfoderlich ſey?

Wir müſſen einräumen, daß die Menſchen nur zum Theil gut ſeyn können; das heißt, daß ſie manchen ſanften Neigungen nachhängen, und manche löbliche Handlungen thun, und doch dabey laſterhaft, und im Ganzen unedel ſeyn können. So kann ein Menſch zärtlich gegen ſein Kind, und ungerecht gegen ſeinen Nachbar; oder mitleidig gegen ſeinen Nachbar, und grauſam gegen ſein Vaterland; oder ſeinem Vaterlande ſehr eifrig ergeben, und doch unbarmherzig gegen die Menſchen ſeyn. Wir müſſen auch einräumen, wenn man über jegliche Stufe einer guten Neigung, oder jede daraus entſpringende Handlung oft aufmerkſam nachdenkt, — wenn man dieſelbe mit moraliſchem Beyfall und Vergnügen betrachtet, — wenn man nach einer vollſtändigen und unparteyiſchen Unterſu-

terſuchung überzeuget wird, daß die Tugend an ſich ſelbſt höchſt liebenswürdig ſey, und die glücklichſten Folgen habe; ſo iſt dieſes zuweilen der Tugend eine groſſe Stütze, es iſt in vielen Fällen zur Vollſtändigkeit des tugendhaften Charakters nothwendig, und dient jederzeit, den tugendhaften Grundſätzen, beſonders unter den unzählichen Prüfungen, denen ſie auf dieſer vermiſchten Scene des menſchlichen Lebens ausgeſetzt ſind, Einförmigkeit und Beſtand zu geben. Allein wie viele von unſern Nebenmenſchen ſchätzen und lieben wir, die vielleicht niemals mit kaltem Blute über die Schönheit oder die herrlichen Verhältniſſe der Tugend nachgedacht, oder ſie als einen Gegenſtand ihres moraliſchen Beyfalls oder innerlichen Vergnügens angeſehen haben! Philoſophen, oder andre zum Nachdenken gewöhnte Menſchen können ſich mit ſolchen bezaubernden Theorien ganz rühmlich beſchäfftigen, und betrachten wirklich oftmals auch die kleinſte Spur von Tugend an ſich ſelbſt mit einer natürlichen Zärtlichkeit und Bewunderung; und durch die reizenden Geſtalten, darinnen ſich ihre Theorien zeigen, können ſie vielleicht in der Hochachtung alles deſſen, was rühmlich und lobenswürdig iſt, deſto mehr beſtärket werden. Unterdeſſen aber iſt es dieſe Claſſe von Menſchen am wenigſten, unter der wir den höchſten Schwung der Tugend ſuchen; ſondern wir erwarten ſie vielmehr unter den thätigen und geſchäfftigen Menſchen, die vermöge einer überwiegenden natürlich guten Gemüthsart, oder aus großmüthigen Geſinnungen gegen ihre Freunde, ihr Vaterland, oder das menſchliche Geſchlecht wirklich, und zwar ungemein gutgeſinnt ſind. Kurz, die Eigenſchaft, der wir bey irgend einer Handlung Beyfall geben, die wir unſrer Hochachtung würdig ſchätzen, und die in uns eine Hochachtung und Liebe gegen den Thäter erregt, mag ſeyn, welche ſie will, ſo nennen wir ſie die

Tugend, das Verdienſt, oder die formale Güte dieſer Handlung. Und wenn Handlungen, die mit einer ſolchen Eigenſchaft bekleidet ſind, die Oberhand bey einem Charakter haben, ſo nennen wir dieſen Charakter tugendhaft oder gut. Nun aber iſt es gewiß, daß jene Eigenſchaften oder Grundtriebe, deren wir oben gedacht haben, beſonders die von der gemeinnützigen und menſchenfreundlichen Art, ſie mögen ſo einfach ſeyn, und ſo ſehr vom Inſtincte herrühren, als ſie wollen, mit Beyfall und Liebe betrachtet werden. Die Natur dieſes Grundtriebes ſelbſt nennen wir Gewiſſen, welches dieſe menſchenfreundlichen Neigungen, und alles, was durch ihren Einfluß geſchieht, billigt, und uns andeutet, daß Tugend oder Verdienſte in dem Herzen da ſind, ehe das Gewiſſen unterrichtet worden; und ſein (des Gewiſſens) Amt iſt bloß, die Tugend in dem Herzen zu beobachten, und ihr Beyfall zu geben. Denn wenn die Tugend etwas iſt, das unſre Hochachtung und Liebe verdient, ſo muß ſie daſeyn, ehe ſich das Gewiſſen äuſſert, oder ſein Zeugniß ertheilt. Wenn man alſo ſagt, daß das Zeugniß des Gewiſſens zu dem Weſen oder der Form einer tugendhaften Handlung erfodert werde; ſo iſt es eben ſo gut, als ob man mit deutlichen Worten bekräftigte, daß die Tugend ſo lange nicht Tugend ſey, als bis ſie als Tugend betrachtet und gebilligt werde. Das eigentliche Geſchäffte der Vernunft bey der Bildung des tugendhaften Charakters iſt, die unterſchiednen Neigungen des Herzens auf ihre unterſchiednen Gegenſtände zu leiten, und uns zu dem Verhalten, oder zu den Maaßregeln der Thätigkeit zu lenken, welche die geſchickteſten Mittel ſind, dieſe Gegenſtände zu erlangen. Was alſo die Menſchenliebe betrifft, welches die Tugend eines Charakters, oder ein vornehmlicher Beſtandtheil des Verdienſtes iſt; ſo iſt ihr eigentlicher Gegen-

ſtand

ſtand das allgemeine Beſte. Mithin beſteht das Geſchäff- te der Vernunft darinnen, daß ſie uns belehrt, worinnen das größte allgemeine Beſte beſtehe, was für ein Verhalten, und was für Handlungen die kräftigſten Mittel ſind, daſſelbe zu befördern? Bey dem allen ſind die Gemüthsbewegungen ſo ſchnell und unmerklich, und ſo ſehr unter einander verwickelt, daß vielleicht gar ſelten eine davon, ohne ein Beyfall ertheilendes Bewußtſeyn, den tugendhaften oder guten Neigungen Raum giebt; und gewiß, je mehr dieſe Tugend mit Bewunderung und Liebe betrachtet wird, deſto feſter und unverbrüchlicher wird ihr derjenige anhangen, der ſie auf dieſe Weiſe betrachtet.

Eintheilungen des Gewiſſens.

Wenn das Herz in Anſehung der Wichtigkeit einer Handlung, oder in Anſehung der Folgen die dieſelbe auf das Privat- oder allgemeine Beſte haben wird, unwiſſend oder doch ungewiß iſt; oder wenn in einem Falle unterſchiedliche Umſtände vorkommen, von denen manche zweifelhaft ſind, die mithin das Herz wegen der Moralität der Handlung zweifelhaft machen; ſo nennt man dieſes ein zweifelndes Gewiſſen: Irrt es ſich in denſelben; ſo wird es ein irrendes Gewiſſen genannt. Iſt der Irrthum oder die Unwiſſenheit nicht freywillig oder unüberwindlich; ſo hält man die Handlung, ſo aus dieſem Irrthum oder aus dieſer Unwiſſenheit fließt, für eine unſchuldige oder ſolche Handlung, die keiner Zurechnung fähig iſt. Rührt aber der Irrthum oder die Unwiſſenheit aus Unachtſamkeit oder Verſtellung her; dieß heißt, iſt er eine Folge der Nachläſſigkeit, oder eines vorſätzlichen falſchen Vorgebens und der Unvorſichtigkeit; ſo iſt das Verhalten, welches aus einem ſolchen Irrthume fließt, ſtrafbar, und der Zurech-

Zurechnung fähig. Wenn man ſeinem Gewiſſen, ob es ſchon irrig und übel unterrichtet iſt, nicht Folge leiſtet; ſo iſt dieſes ſtrafbar, weil daſſelbe der Wegweiſer des Lebens iſt: Und wenn man ihm entgegen handelt; ſo verräth man dadurch ein verderbtes und unverbeſſerliches Gemüth. Jedoch einem irrigen Gewiſſen Folge leiſten, iſt gleichfalls ſtrafbar, wenn der Irrthum, der das Gewiſſen verführte, die Wirkung der Unachtſamkeit, oder irgend einer ſtrafbaren Leidenſchaft war *).

Wie das Gewiſſen von ſeinen Zweifeln zu befreyen iſt?

Fragt man, „wie ein irrendes Gewiſ„ſen von ſeinen Zweifeln befreyet werden „könne; weil man doch annimmt, daß das „Gewiſſen der einzige Wegweiſer des Lebens, „und der Richter in moraliſchen Dingen ſeyn ſoll?„ ſo antworten wir, auf eben die Art, wie wir die Vernunft zurechte weiſen würden, wenn ſie einmal falſch urtheilte, wie ſie oftermals zu thun pflegt; nämlich damit, daß man ihr tüchtige und hinlängliche Materialien giebt, richtig zu urtheilen; dieß heißt, daß man die ganze Verfaſſung der Sache, die Verhältniſſe, Verknüpfungen, und unterſchiedlichen Verbindlichkeiten des Thäters, die Folgen und andre Umſtände der Handlung ſelbſt, oder den Ueberſchuß von Privat- oder allgemeinem Nutzen, der aus der Handlung, oder aus der Unterlaſſung derſelben entſpringt, oder vermuthlich entſpringen wird, unterſucht. So bald dieſe Umſtände deutlich und vollſtändig angegeben ſind, wird das Gewiſſen in ſeinem Urtheile gerecht und unparteyiſch verfahren. Denn es giebt, vermöge eines nothwendigen Geſetzes

*) S. Hutcheſ. Sittenlehre der Vernunft, II. Buch, 3. Capitel.

Geſetzes unſrer Natur, der moraliſchen Form ſeinen Beyfall, und iſt derſelben geneigt: Und wenn es ja dem Laſter oder den verderbten Sitten ſeinen Beyfall zu geben ſcheint; ſo geſchieht es doch allemal unter der Vorſtellung oder Larve irgend einer Tugend, ſo daß es, eigentlich zu reden, nicht das Gewiſſen iſt, welches irrt; (denn ſein Urtheil richtet ſich allemal nach dem Geſichtspuncte, aus welchem es den vorhabenden Fall ſieht; und dieſes Urtheil iſt allemal gerecht, weil daſſelbe vorausſetzt, daß die Sache in der That alſo beſchaffen iſt, wie ſie ihm vorgeſtellt wird:) ſondern alle Schuld iſt dem Thäter beyzumeſſen, der es verſäumt, ſich beſſer unterrichten zu laſſen, oder der ſich aus Schwachheit oder vorſätzlicher Bosheit übereilt, und nach einer unvollkommenen Ueberzeugung ein Urtheil fällt. Daher auch derjenige, welcher einen andern über Gewiſſensſachen, oder wegen eines Irrthums in Meynungen die die Religion betreffen, verfolgt, die Ungerechtigkeit oder Grauſamkeit eben ſo wenig recht ſpricht, als ſein irrender Nächſter der darunter leidet; ſondern weil er denkt, die Strenge, deren er ſich bedient, ſey dem göttlichen Willen gemäß, oder dem Leidenden, oder doch wenigſtens der ganzen Gemeinſchaft der Gläubigen heilſam, deren Beſtes er nicht allein dem Nutzen eines ſo kleinen Theiles, ſondern ſo gar dem ganzen weitläuftigen Ueberreſte des menſchlichen Geſchlechts, ſeiner Ueberzeugung nach, weit vorziehn muß: Und weil er ſich überhaupt einbildet, daß dieſe Strenge das einzige Mittel ſey, jenes höchſte Intereſſe zu fördern; ſo fällt er ein Urtheil, das eben ſo gerecht iſt, und eben ſo natürlich aus ſeinen Grundſätzen fließt, als wenn ein Arzt, um den ganzen Körper zu retten, die Ablöſung eines Gliedes, das der kalte Brand angegriffen hat, verordnet, weil er dieſes für das einzige Heilungsmittel hält. In dem letztern

Falle

Falle hätte vielleicht ein geſchickter Prakticus die Cur mit einer nicht ſo gefährlichen Operation zu Stande gebracht; und in dem erſtern könnte ein beßrer Caſuiſt, oder ein größrer Meiſter in der geiſtlichen Heilungskunſt eine eben ſo ſichre, und viel unſchuldigere Cur ausſindig gemacht haben.

Nachdem wir nunmehr die allgemeinen Eintheilungen der Pflicht oder Tugend mitgetheilt haben, welche uns ihre verſchiednen Ausſichten und Geſtalten darſtellen; ſo müſſen wir, weil ſie ſich nach ihren verſchiednen Gegenſtänden richtet, zunächſt auf das Beſondre kommen, und ihre kleinern Züge und Verhältniſſe anzeigen, wie ſie in den einzelnen Vorfällen des menſchlichen Lebens erſcheinen.

Zweyter Abſchnitt.

Von der Pflicht des Menſchen gegen ſich ſelbſt, von der Natur des Guten, und dem höchſten Gute.

Eintheilungen des Guten.

Ein jegliches Geſchöpf wird durch die Einrichtung ſeiner Natur angetrieben, ſich ſelbſt zu lieben, nach demjenigen, was zu ſeiner Erhaltung und Glückſeligkeit dient, zu ſtreben, und alles, was auf ſeinen Schaden und auf ſein Elend abzielt, zu entfernen. Da es mit Sinnen und Empfindung begabet iſt; ſo muß es nothwendig aus manchen Gegenſtänden Vergnügen, und aus andern Mißvergnügen ſchöpfen. Die Gegenſtände, welche Vergnügen gewähren, werden

gut,

gut, und die, ſo Mißvergnügen nach ſich ziehen, böſe genannt. Gegen jene empfindet er den Hang oder die Regung, welche wir Begierde oder Liebe nennen; gegen dieſe aber das natürliche Gefühl, welches wir Abſcheu oder Haß nennen. Bey ſolchen Gegenſtänden, die uns weder Vergnügen, noch Mißvergnügen verurſachen, und von denen wir den Begriff haben, daß ſie weder dienen, das eine zu verſchaffen, noch das andre abzuwenden, empfinden wir weder Begierde noch Abſcheu; und ſolche Gegenſtände werden gleichgültige genannt. Die Gegenſtände, welche an ſich ſelbſt kein Vergnügen oder Mißvergnügen erwecken, aber doch Mittel ſind, eines von beiden zu verſchaffen, nennen wir nützlich oder ſchädlich. Gegen dieſe ſind wir auf eine untergeordnete Art geſinnt, oder wir hegen gegen ſie mehr eine mittelbare und überlegte, als directe und unmittelbare Zuneigung. Alle urſprünglichen und eignen Neigungen unſrer Natur leiten uns auf die erſte Art von Gegenſtänden, und bleiben auch zuletzt bey denſelben ſtehn; nämlich auf diejenigen, die ein unmittelbares Vergnügen gewähren, und die wir daher gut, und zwar an und für ſich ſelbſt gut nennen. Bloß der ſtille Affect der Selbſtliebe beſchäfftigt ſich noch mit Gegenſtänden, welche nur in der Folge gut, oder bloß uns nützlich ſind.

Das moraliſche Gute.

Jedoch giebt es auſſer dieſen Gattungen von Gegenſtänden, die wir einzig und allein darum gut nennen, weil ſie Vergnügen gewähren, oder doch Mittel ſind uns dergleichen zu verſchaffen, noch eine höhere und edlere Art von Gutem, für welches wir jene beſondre Regung empfinden, die wir Beyfall oder moraliſche innerliche Zufriedenheit nennen, und

das wir daher mit dem Namen des moraliſch Guten belegen. Dergleichen ſind unſre Neigungen, und die Handlungen, ſo aus denſelben erfolgen. Die Empfindung von dieſen iſt, wie bereits angemerkt worden, von der Empfindung von jener andern Gattung, der Art nach, völlig unterſchieden: Und ob ſie gleich, vermöge der menſchenfreundlichen Beſchaffenheit der Natur, mit Vergnügen oder Vortheil verbunden ſeyn kann; ſo macht ſie doch ein Gut aus, das unabhängig von dieſem Vergnügen oder Vortheile ein Gut, und nicht allein dem Grade, ſondern auch der Würde nach viel erhabner iſt, als alle beide. Jenes, ich meyne das natürlich Gute, beſteht in der Erlangung derjenigen Vergnügungen, die den beſondern, und ihrer fähigen Sinnen und Leidenſchaften gemäß und angemeſſen ſind; und iſt eben ſo mannichfaltig, als es dieſe Sinnen und Leidenſchaften ſind. Dieſes, nämlich das moraliſch Gute, beruht auf dem rechten Gebrauche der unterſchiedlichen Sinnen und Leidenſchaften, oder auf ihrer richtigen Proportion und Uebereinſtimmung mit den Gegenſtänden und Verhältniſſen eines jeglichen darunter; und dieſes iſt von einer einfachern und unveränderlichern Art *).

Menſchliche Glückſeligkeit.

Vermöge unſrer unterſchiedlichen Sinnen ſind wir einer groſſen Mannichfaltigkeit von angenehmen Empfindungen fähig. Dieſe machen beſondre Zwecke oder Gegenſtände aus, welche die äuſſerſten Zwecke ſind, nach denen wir um ihrer ſelbſt

*) Dazu, daß eine Handlung moraliſch gut ſey, wird nothwendig erfodert, daß ſie theils von einem freyen Willen unternommen, und theils nach Vorſchrift eines Geſetzes eingerichtet ſey. Ueb.

ſelbſt willen ſtreben ſollen. Auf dieſe Zwecke oder äuſſerſten Gegenſtände beziehen ſich beſondre Begierden oder Neigungen, welche das Herz anfeuern, nach ihnen zu trachten. Wenn dieſe Zwecke erreichet ſind; ſo beruhigt ſich das Herz bey denſelben, und verlangt nichts weiter. Daher nennen wir alles, was wünſchenswerth iſt, und zwar nicht um ſein ſelbſt willen, ſondern weil es zu der Erlangung von etwas anderm dient oder erfodert wird, das einen innerlichen Werth hat oder um ſein ſelbſt willen ſchätzbar iſt, dieſer Werth ſey nun noch ſo groß, oder noch ſo klein, ſo, ſage ich, nennen wir dieſes ein Mittel, und nicht einen Zweck: dergeſtalt, daß Zwecke, und nicht Mittel, die Materialien, oder das eigentliche Weſen unſrer Glückſeligkeit ausmachen. Folglich kann die Glückſeligkeit, (wir reden hier von der menſchlichen Glückſeligkeit,) bey Geſchöpfen, die ſo beſchaffen, wie wir, und mit ſolchen mannichfaltigen Empfindungen von Vergnügen, oder ſolchen verſchiednen Fähigkeiten zur Freude verſehen ſind, kein einfaches, einförmiges Ding ſeyn. Nun aber feuert uns eben der Grundtrieb, oder eben das Geſetz unſrer Natur, welches uns bewegt, nach irgend einem Zwecke oder einer Gattung von Gutem zu trachten, auch an, jeglichem andern Zwecke oder jeder Gattung von Gutem, deren wir fähig ſind, oder dazu unſer Schöpfer einen urſprünglichen Hang in uns gelegt hat, nachzuſtreben. Aber unter der groſſen Vielfältigkeit von Zwecken oder Gütern, welche die mannichfaltigen Beſtandtheile unſrer Glückſeligkeit ausmachen, empfinden wir eine augenſcheinliche Gradation oder Subordination, welche der Gradation der Sinnen, Kräfte und Leidenſchaften, die in unſrer vermiſchten und mannichfaltigen Beſchaffenheit die Oberhand haben, und der immer zunehmenden Reihe von Verknüpfungen, darein wir in den verſchiednen

Auf-

Auſtritten unſers ſtufenweiſe fortgehenden Zuſtandes gerathen, gemäß iſt.

Stufenweiſe Folge der Güter.

Demnach ſtehen die Güter des Leibes oder der äuſſerlichen Sinnen, in dieſer Gradation oder Leiter von Gütern, allem Anſehen nach, nur auf der niedrigſten Staffel. Dieſe haben wir mit den Thieren gemein. Und ob gleich viele Menſchen thieriſch genug ſind, nach den Gütern des Leibes mit einer mehr als thieriſchen Hitze zu trachten; ſo verurtheilt doch, wenn dieſelben irgend einmal mit Gütern von einer höhern Ordnung in Streit kommen, das einmüthige Urtheil der Menſchen jene dadurch zu dem geringſten Platze, daß es dieſen den Vorzug ertheilt. Dieſen zunächſt ſcheinen die Güter zu folgen, welche auf äuſſerlichen geſellſchaftlichen Verknüpfungen beruhen, als Ehre, Vermögen, Macht, bürgerliche Gewalt; Güter, die vornehmlich deßwegen einen groſſen Werth haben, weil ſie die Mittel ſind, das natürliche und moraliſche Gute, insbeſondre aber das letztre, zu verſchaffen. Güter des Verſtandes, als Geſchmack, Erkenntniß, Gedächtniß, Beurtheilungskraft u. ſ. w. ſind noch höher und edler. Die höchſten ſind moraliſche Güter des Herzens, die uns ſelbſt unmittelbar angehen, und von denen wir ſelbſt der letzte Gegenſtand ſind; als die Regierung der Begierden und Leidenſchaften, *) Klugheit, Tapferkeit, Menſchenliebe u. ſ. w. Dieſe ſind die groſſen Gegenſtände unſres Beſtrebens, und die vornehmſten Beſtandtheile unſrer Glückſeligkeit. Wir müſſen ein jegliches von ihnen beſonders betrachten, nachdem ſie eins über dem andern

*) und zwar eine tugendhafte Regierung derſelben. Ueb.

dern in dieſer natürlichen Reihe oder Leiter ſtehen; und unſre Verbindlichkeit, nach ihnen zu trachten, kürzlich berühren.

Die Kürze dieſes Werkes wird uns nicht verſtatten, die wirkliche oder verhältnißmäſſige Wichtigkeit der verſchiednen Arten von Gütern, die ſich dem Herzen darbieten, genau abzuwägen, oder den beſondern Vergnügungen, deren wir, entweder in Abſicht auf ihre Gröſſe, oder auf ihre Dauer fähig ſind, und deren Genuß mehr von zufälligen Umſtänden, als von unſrer eignen Aufmerkſamkeit oder unſerm Fleiſſe abhängt, tief nachzuſpüren. Daher wollen wir uns auf die Betrachtung ſolcher Güter einſchränken, welche eigentlich in unſerm eignen Kraiſe liegen, und die in das Gebiete der Pflicht gehören, weil ſie die Gegenſtände unſrer Aufmerkſamkeit und Beſtrebung ſind.

Güter des Leibes.

Die Güter des Leibes ſind: Geſundheit, Stärke, Hurtigkeit, Dauerhaftigkeit, und Fähigkeit die Veränderungen zu vertragen, Reinlichkeit und guter Anſtand.

Geſundheit.

Geſundheit, und ein regelmäßiger leichter Zufluß der Lebensgeiſter, ſind an ſich ſelbſt angenehme natürliche Vorzüge; ſie ſind eine groſſe Quelle von Vergnügen, und wirklich die eigentliche Würze, welche jeglichem andern Vergnügen ſeinen Glanz und ſeinen Reiz giebt. Der Mangel an Geſundheit macht uns zu den meiſten Pflichten des Lebens untüchtig, und iſt vornehmlich ein Feind der geſelligen und menſchenfreundlichen Neigungen; indem er den unglücklich Leidenden insgemein verdrüßlich und mürriſch, gegen die Austheilung der Güter

durch die Vorſicht unzufrieden, und folglich geneigt macht, argwöhniſche und finſtre Gedanken von dem Urheber derſelben zu heegen. Er hindert die freye Uebung und den völligen Gebrauch unſrer Vernunft, macht uns unſern Freunden zur Laſt, und zu der Geſellſchaft unbrauchbar. Dagegen iſt der ununterbrochne Genuß der Geſundheit eine beſtändige Quelle eines fröhlichen Muths; und ein fröhlicher Muth iſt ein groſſer Freund der Offenherzigkeit und Gutherzigkeit: er macht uns fähig, den mannichfaltigen Uebeln und Widerwärtigkeiten des Lebens mit mehrerer Herzhaftigkeit entgegen zu gehen, oder ſie mit mehrerer Geduld zu ertragen; und trägt, mit einem Worte, (wenn wir anders gehörig beſchaffen ſind,) viel dazu bey, daß wir unſre Rolle, bey jeglichem Vorfalle des Lebens, mit mehr Standhaftigkeit, Gleichmüthigkeit und Anſtande ſpielen können. Daher iſt uns gar viel daran gelegen, daß wir uns eine Gewohnheit oder Fertigkeit erwerben und verbeſſern, ohne welche jegliches andre äuſſerliche Vergnügen unſchmackhaft, und die meiſten übrigen Vorzüge von geringem Nutzen ſind. Und dieſes erwirbt man ſich am beſten durch eine genaue Mäßigkeit im Eſſen und Trinken, durch ordentliche körperliche Uebung, und dadurch, daß man den Geiſt bey ſeiner Heiterkeit erhält, ſo, daß er durch keine heftigen Leidenſchaften beunruhiget, und durch gar zu anhaltende und unaufhörliche Arbeiten nicht unterdrücket wird, welche die ſtärkſten Naturen ungemein ſchwächen, und ſie nach und nach gar zerſtören.

Wie man ſie erhalten ſoll?

Stärke, Hurtigkeit u. ſ. w.

Stärke, Hurtigkeit, Dauerhaftigkeit, und Fähigkeit die Veränderungen zu vertragen, ſetzen Geſundheit voraus, und ſind ohne dieſelbe nicht zu erlangen; aber ſie enthalten noch

etwas Mehreres, und ſind nöthig, dieſelbe zu bewahren, uns den vollkommenen Gebrauch des Lebens und unſrer Gliedmaaſſen zu gewähren, und uns gegen viele auſſerdem unvermeidliche Uebel in Sicherheit zu ſetzen. Die Uebung der nöthigen Künſte des Lebens, die wir mit der Hand verrichten, wie auch der meiſten zierlichen Künſte, beruht auf der Stärke und Hurtigkeit des Körpers; perſönliche Gefahren, Privat- und allgemeine Gefahren, die Bedürfniſſe unſrer Freunde, unſrer Familien, und unſers Vaterlandes erfodern dieſelben; ſie ſind nothwendig im Kriege, und gereichen zur Zierde im Frieden; ſie ſind eben ſo brauchbar zu den Geſchäfften des Landlebens, als des Lebens in Städten, und erhöhen die Vergnügungen und Ergötzlichkeiten beider. Man erlangt ſie hauptſächlich durch mäſſige und ordentliche Uebungen des Körpers.

Wie man ſie erlangt?

Fähigkeit, die Veränderungen zu vertragen.

Es giebt wenig Menſchen, die über Mangel und Abhängigkeit ſo erhaben, oder von Sorgen und Geſchäfften ſo frey ſind, daß ſie nicht oftermals Ungleichheiten oder Veränderungen im Eſſen und Trinken, in den körperlichen Uebungen, in der Luft, im Clima, und andern Unordnungen, die wider die Regel ſind, unterworfen ſeyn ſollten. Was könnte aber kräftiger ſeyn, Jemanden wider die üblen Zufälle, die aus ſolchen unvermeidlichen Veränderungen entſtehen, in Sicherheit zu ſetzen, als Dauerhaftigkeit und eine gewiſſe Biegſamkeit der Natur, welche auſſerordentliche Arbeiten zu vertragen, und ſich groſſen Veränderungen, ohne irgend eine merkliche Beſchwerlichkeit oder ſchlimme Folgen, zu unterwerfen vermag? Man erlangt dieſelbe auf die leichteſte Art, nicht

Wie man ſie erlangt?

 dadurch,

dadurch, daß man eine gar zu groſſe Zärtlichkeit und gar zu pünctliche Achtſamkeit auf die Art zu leben, oder eine unveränderliche Ordnung im Eſſen und Trinken, in Anſehung der Stunden und der Beſchäfftigungen ſelbſt, beobachtet; ſondern vielmehr, durch eine kühne und wohlgewählte Freyheit in ſeiner Diät. Ueberdieß ſind die Abweichungen von den ſonſt feſtgeſetzten Regeln der gewöhnlichen Lebensart, wenn man nur dabey in den Schranken der Mäßigkeit und Vernunft bleibt, eine heitre Quelle von Gedanken und Original-Empfindungen; ſie beleben die ſchläfrige Scene des gar zu einförmigen Lebens, und der alltäglichen Geſchäffte, und erregen auf eine angenehme Art die Leidenſchaften, welche ſonſt bey einem allzuſtillen Leben, gleich einem Sumpfe, ſtillſtehen, oder Unmuth erzeugen.

Reinlichkeit, guter Anſtand u. ſ. w.

Reinlichkeit, Sauberkeit und Wohlanſtändigkeit, denen wir auch den Anſtand in den Geberden und dem Betragen beyfügen können, ſcheinen ſchon etwas Geläutertes und Moraliſches in ſich zu faſſen. Wenigſtens halten wir ſie gemeiniglich für Kennzeichen eines Ordnung liebenden, edelgeſinnten und wohlregierten Geiſtes, der ſich ſeines innerlichen Werths, und der Achtung, ſo er ſeiner Natur ſchuldig, bewußt iſt; da hingegen Unreinlichkeit, Unſauberkeit, Ungezogenheit und Unanſtändigkeit ſchlimme Anzeichen von etwas verächtlichem, ſorgloſem und mangelhaftem ſind, und ein ungelehriges, unedles Herz verrathen, das weder weis, was es ſich ſelbſt, noch was es Andern ſchuldig iſt. Wie viel die Reinlichkeit zur Geſundheit beytrage, wird wohl ſchwerlich erſt erinnert werden dürfen; und wie nöthig ſie ſey, daß man ſeinen Charakter und

Rang im Leben behaupte, und ſich ſo wohl bey Andern, als bey ſich ſelbſt angenehm mache, fällt eben ſo leicht in die Augen. — Es giebt gewiſſe Bewegungen, Mienen und Geberden, die dem Betragen und der Geſtalt des Menſchen anſtändig ſind, und darinnen wir eine Artigkeit, Offenherzigkeit, Aufrichtigkeit und Annehmlichkeit finden; dagegen giebt es wiederum andre, die, nach unſrer Empfindung von Wohlſtande, unedel, gezwungen, tückiſch und grob zu ſeyn ſcheinen, und mit der angebornen Würde unſers Angeſichts und unſrer Geſtalt ſchlechterdings nicht übereinſtimmen. Die erſtern ſind an ſich ſelbſt die leichteſten, natürlichſten und bequemſten; ſie ertheilen uns eine Kühnheit und Gegenwart des Geiſtes, ein beſcheidnes Zutrauen zu uns ſelbſt, eine Empfehlung die ſo wohl Achtung als Wohlgefallen erregt; ſie verſprechen Redlichkeit und Hoheit der Seele, erwecken die angenehmſten Vorurtheile zu unſerm Beſten, machen unſre Geſellſchaft reizend, nöthigen oft dem Herzen Hochachtung und Liebe ab, und geben uns ein Gewicht und Anſehen, ſo wohl im Umgange, als in den Geſchäfften: Mit einem Worte, ſie ſind das Colorit der Tugend, welche ſie ſtets zum groſſen Vortheile desjenigen zeigen, bey dem ſie ſich findet; und ſie ahmen die Tugend nicht allein nach, ſondern vertreten auch gewiſſer Maaſſen die Stelle derſelben, wo ſie nicht da iſt: Dahingegen die letztern, nämlich Grobheit, gezwungnes Weſen, Unanſtändigkeit und dergleichen, lauter gegentheilige Wirkungen nach ſich ziehen; ſie ſind uns ſelbſt zur Laſt, ſind eine Unehre unſrer Natur, und gereichen uns zum Schaden in der Geſellſchaft. Jene Eigenſchaften oder Güter erlangt man am beſten durch eine edle Erziehung, durch die Unterhaltung eines richtigen Gefühls von der Würde

Wie man ſie erlangt?

unſrer Natur, durch den Umgang mit der beſten und geſittetſten Geſellſchaft, hauptſächlich aber dadurch, wenn man ſich jene tugendhaften und das Herz adelnden Gewohnheiten erwirbt, die den höchſten Wohlſtand ausmachen, die uns eine Miene von ungezwungner Hoheit oder Gröſſe geben, und über unſre ganze Geſtalt und Aufführung einen wirklich einnehmenden Glanz verbreiten.

Güter der äuſſerlichen geſelligen Verknüpfungen.

Der Reihe nach, müſſen wir zunächſt die Güter betrachten, die ſich auf äuſſerliche geſellige Verknüpfungen gründen, als **Ruhm, Vermögen, bürgerliches Anſehen, Gewalt.**

Ruhm.

Der **Ruhm** hat eine doppelte Geſtalt: als ein Gut, das an und für ſich ſelbſt angenehm iſt, oder das einem Grundtriebe Genüge thut; und ſodann auch als ein ſolches, das zu einem fernern Zwecke dienlich und nützlich iſt. Ehre bey den Weiſen und Rechtſchaffenen, wegen eines tugendhaften Verhaltens, iſt für einen rechtſchaffenen Mann Belohnung; denn die Stimme ſeines eignen Herzens iſt der Wiederhall des lieblichen Tons. Es giebt Wenige, denen ſo gar das Lob des Pöbels ganz gleichgültig iſt. Freylich können wir zwar das Verhalten, welches aus dieſer Quelle einzig und allein, und nicht aus guter Geſinnung oder Liebe zu dem Verhalten ſelbſt fließt, nicht billigen. Weil aber das Lob bey ſo unvollkommenen, und durch wider einander ſtreitende Leidenſchaften oftmals getheilten Geſchöpfen, als wir ſind, nicht ſelten, als eine Stütze und als ein zufälliger Bewegungsgrund zur Tugend dient; ſo möchte zu viel Gefahr

dabey

dabey ſeyn, wenn wir es ſchlechterdings unterdrücken wollten: Wiewohl es hingegen auf der andern Seite ſehr weislich gethan ſeyn würde, wenn man es in die gehörigen Gränzen einſchränkte, und ſo gar ruhmwürdig ſeyn könnte, wenn man es bloß als ein Gerüſte zu dem Gebäude unſrer Tugend brauchte, das man wieder wegnehmen könnte, ſo bald dieſer glorreiche Bau vollendet wäre, aber ſchwerlich eher, als bis dieſes geſchehen. Nach dem Ruhme, um des Ruhms ſelbſt willen, trachten, dieß iſt unſchuldig; ihn bloß als ein Hülfsmittel zur Tugend begehren, iſt edel; ihn hauptſächlich als ein Werkzeug zur Beförderung des allgemeinen Nutzens ſuchen, iſt noch viel edler und höchſt lobenswürdig. Denn obgleich die Meynung und der lobende Hauch der Menſchen vergängliche Dinge ſind, die man oftmals ohne Verdienſte erlangt, und ohne Verſchulden verliert; ſo iſt doch, da wir mit Menſchen zu thun haben, und unſre Fähigkeit, ihnen zu dienen, gemeiniglich deſto mehr wächſt, je mehr ihre Hochachtung gegen uns zunimmt, ein vernünftiger und gegründeter moraliſcher Beyfall ein Gut, nach welchem die Rechtſchaffenen gar wohl trachten können, und auf eine beſcheidne, nicht aber praleriſche Art, auch trachten werden; und zwar, nicht als nach einer einſamen und erkünſtelten Art von Ueppigkeit, ſondern als nach einem gemeinnützigen und tüchtigen Werkzeuge, den Menſchen nützlich zu ſeyn, und ſie glücklich zu machen. Zugleich werden ſie diejenige Ehre verachten lernen, welche ſich bloß auf Rang, Vermögen, oder andre Umſtände und Vorzüge gründet, die den wirklichen Vollkommenheiten, oder den nützlichen Dienſten, welche dieſelben Andern leiſten, nicht weſentlich ſind; und werden glauben, daß das Lob, dem wir ohne Verdienſte

nachjagen, und das man uns ohne Verſtand beylegt, von ſehr geringem Werthe ſey.

Vermögen, Macht, u. ſ. w.

Vermögen, Macht, und bürgerliche Gewalt, oder was nur irgend unter den Menſchen einen groſſen Einfluß, und ein groſſes Gewicht hat, ſind Güter vom zweyten Range, dieß heißt: ſie ſind bloß in ſo fern ſchätzbar, und werth daß man nach ihnen trachtet, als ſie nützlich, oder Mittel zu einem fernern Zwecke ſind; dieß heißt, in wie fern ſie dienen, die unmittelbaren Gegenſtände der Freude oder Glückſeligkeit uns oder Andern zu verſchaffen, oder zu erhalten. Solche Güter alſo, um ihrer ſelbſt willen, lieben, und nach ihnen, als nach Zwecken, nicht als nach Mitteln zur Freude trachten, dieß muß höchſt verkehrt und widerſinnig ſeyn. Bey einer ſolchen Abſicht kann kein Maaß, keine Gränze Statt finden; alles muß Grille, Eigenſinn und Ausſchweifung ſeyn. Daher kömmt es auch, daß ſolche Begierden allen natürlichen Begierden unähnlich ſind, daß ſie durch den Beſitz nur noch mehr zunehmen, und durch den Genuß nur noch heftiger werden. Man beſitzt ſie allemal nur bittweiſe, und ihr Beſitz iſt ungewiß und ängſtlich, weil die Gegenſtände davon auſſer uns liegen; ſie ſind ſelten ohne Kummer und Unruhe, weil kein Zuwachs an Reichthum oder Gewalt ſie befriedigen kann.

In wie weit man nach ihnen trachten ſoll?

Betrachtet man aber dieſe Güter bloß als Materialien oder Mittel zur Privat- und allgemeinen Glückſeligkeit; alsdann verpflichten uns eben die Verbindlichkeiten, die uns zur Beſtrebung nach dieſer verpflichteten, gleichergeſtalt auch nach jenen zu trachten. Wir können und müſſen unſtreitig ein ſolches Maaß von Reichthum zu erwerben ſuchen, als nöthig iſt,

allen

allen unſern wirklichen Bedürfniſſen abzuhelfen, uns über eine knechtiſche Abhängigkeit zu erheben, und uns mit ſolchen Bequemlichkeiten zu verſehn, wie ſie unſerm Range und Stande im Leben zukommen. Wenn man in Abſicht auf dieſes Maaß von Reichthum zu ſorglos iſt; ſo ſtellt man ſich dadurch allen Verſuchungen der Armuth und Verführung bloß, man verwirkt ſeine natürliche Unabhängigkeit und Freyheit, man erniedrigt den Rang den man beſitzt, und den Charakter den man in der Geſellſchaft behauptet, und macht ihn folglich unbrauchbar, wo nicht gar verächtlich. Sind wir dieſer wichtigen Zwecke wegen geſichert, ſo dürfen wir nicht murren oder unwillig ſeyn, daß wir nicht noch mehr beſitzen; jedoch verwehrt uns deßwegen keine einzige moraliſche oder geoffenbarte Verbindlichkeit, nach mehrerm zu ſtreben, um uns jene glückſeligſte und der Gottheit am nächſten kommende Macht, die **Macht Gutes zu thun**, zu erwerben. Eine träge Unthätigkeit in dieſer Betrachtung iſt ſo wohl widerſinnig, als ſtrafbar: **widerſinnig**, weil ſie uns eine unerſchöpfliche Quelle der reinſten und dauerhafteſten Freuden entreißt; und **ſtrafbar**, weil ſie uns auf dieſer Seite für die Geſellſchaft, zu der wir gehören, unbrauchbar macht. „Dasjenige Beſtreben nach **Reichthum**, welches über „den erſten Zweck, nämlich über die Erlangung des Nothwendigen, oder ſolcher Bequemlichkeiten des Lebens, wie ſie nach dem Urtheile der Vernunft, „(nicht der Eitelkeit oder Leidenſchaft,) unſerm Range und „Stande gemäß ſind, ausgedehnt wird, und doch nicht auf „den letzten, nämlich, auf Gutes thun, gerichtet iſt, nennen wir **Geiz**. Und dasjenige Beſtreben nach **Macht**, welches, ſobald wir für „uns ſelbſt geſichert ſind, dieß heißt, ſo bald wir die eigen-

Geiz.

Ehrſucht.

„thümliche Unabhängigkeit und Freyheit eines vernünftigen „geſelligen Weſens erlanget haben, nicht auf Andrer Beſtes „gerichtet iſt, nennen wir **Ehrſucht**, oder **Herrſchſucht**.„ Bis auf was für einen Gränzpunct die genauen Schranken der Tugend uns verſtatten werden, entweder nach Reichthum, oder nach Macht und bürgerlichem Anſehen zu trachten, iſt vielleicht nicht möglich, aufs pünctlichſte zu beſtimmen. Dieſes muß der Klugheit, dem beſondern Charakter, Stande und andern Umſtänden eines jeglichen Menſchen überlaſſen werden. Bloß in ſo weit läßt ſich eine Gränze ſetzen, daß das Beſtreben nach einem von beiden keiner andern Pflicht oder Verbindlichkeit, die wir uns ſelbſt, der Geſellſchaft, oder ihrem Vater und Oberhaupte ſchuldig ſind, zu nahe treten darf. Wir müſſen von der **Gewalt** eben das ſagen, was wir vom **Reichthume** geſagt haben. Sie hat ihren Werth bloß, in ſo fern ſie ein Werkzeug zu unſrer eignen Glückſeligkeit, und zu dem freyen Genuſſe derjenigen urſprünglichen Güter iſt, die ſie uns darreichen kann, und oftmals wirklich darreicht; und in ſo fern ſie ein Mittel zu einer ausgebreiteten Glückſeligkeit für unſre Freunde, unſer Vaterland und das menſchliche Geſchlecht iſt. In dieſem Grade können wir, und, wo fern es kein größres Gut verbietet, ſollen wir darnach trachten. Und wenn ſie uns entweder angeboten wird, oder wir ſie ſo erlangen können, daß ein gutes Gewiſſen damit beſtehn kann; ſo würde es ſtrafbar ſeyn, dieſelbe zu verbitten, und eine eigennützige Unthätigkeit, die erfoderlichen Mittel zur Erwerbung derſelben zu verſäumen.

Wie man Ruhm und Macht erlangt?

Nun aber iſt der beſte, und in Wahrheit der einzige Weg, zu einem gründlichen und dauerhaften **Ruhme** zu gelangen, wenn man

man einen einförmigen unveränderlichen tugendhaften Wandel beobachtet; wenn man ſeine Fähigkeiten und ſeinen Reichthum anwendet, den Bedürfniſſen der Menſchen abzuhelfen; wenn man ſich ſeiner Gewalt bedient, ihre Glückſeligkeit zu befördern, ihre Rechte und Freyheiten zu ſchützen; und wenn man dieſes alles mit einer allgemeinen Leutſeligkeit und Höflichkeit der Sitten thut. Und gewißlich wird ſich derjenige nicht ſehr irren, welcher eben dieſen Wandel für dienlich hält, ſich einen gröſſern Zuwachs ſo wohl an Reichthum als Macht zu erwerben; zumal, wenn er mit dieſen Vortheilen einen immer geſchäfftigen Fleiß, eine beſtändige Achtſamkeit auf die Gemüthsarten und Bedürfniſſe der Menſchen, auf die Umſtände der verſchiednen Zeiten, einen beſtändig biegſamen Geiſt in den Geſchäfften und eine ſtandhafte unerſchrockne Redlichkeit verbindet, die ſich weder durch Liebkoſungen verführen, noch durch die Schrecken des verwirrten und verwirrenden Schauplatzes, darinnen wir leben, erſchüttern läßt. Wir haben zwar manchmal von andern Mitteln und Wegen gehört, als Betrügerey, Verſtellung, knechtiſchem Weſen und Entehrung ſeiner eignen Perſon, und andern dergleichen unedlen Kunſtgriffen, wodurch ein Mann nach der Welt, (wie ſie genannt werden, ein ſchlauer Staatsmann, und kluger Kopf) Reichthum zuſammen ſcharrt, und ſich Macht verſchafft: Da uns aber mehr daran gelegen iſt, einen tugendhaften Menſchen, und einen ehrlichen, zufriednen, glücklichen Mann zu bilden; ſo gönnen wir den Leuten nach der Welt ihre eignen Wege, und laſſen ſie, unbeneidet und unnachgeahmt, die Früchte ihrer Thaten einſammeln.

Die

Güter des Verſtandes.

Die nächſte Gattung von Gegenſtänden, in der Waagſchaale des Guten, ſind die Güter des Verſtandes, als Erkenntniß, Gedächtniß, Beurtheilungskraft, Geſchmack, Scharfſinnigkeit, Gelehrigkeit, und was wir ſonſt Vollkommenheiten des Verſtandes nennen. Wir wollen auch dieſe ein wenig in Betrachtung ziehn, und ſo wohl die Mittel, ſie zu verbeſſern, als auch die Verbindlichkeiten dazu erwägen.

Ihre Wichtigkeit.

Da der Menſch ein vernünftiges Weſen, da er fähig iſt, den Unterſchied der Dinge und der Handlungen zu erkennen; — da er nicht allein das Gegenwärtige ſchaut und empfindet, ſondern ſich auch des Vergangnen erinnert, und oftmals das Zukünftige voraus ſieht; — da er, von einem kleinen Anfange, durch langſame Schritte, und mit vieler Arbeit und Schwierigkeit, zur Erkenntniß und Erfahrung fortſchreitet; — da ſeine Meynungen ſeine Leidenſchaften leiten; — da ſeine Leidenſchaften ſein Verhalten regieren; — und da ſein Verhalten Folgen nach ſich zieht, die ſich nicht allein über die gegenwärtige, ſondern auch über die künftige Zeit erſtrecken, und die alſo die vornehmſten Quellen ſeiner Glückſeligkeit oder ſeines Elendes ſind: So fällt es in die Augen, daß er zur Verbeſſerung der Kräfte ſeines Geiſtes gebildet ſey; ja daß es für ihn von der äuſſerſten Wichtigkeit ſeyn müſſe, ſeine geiſtigen Kräfte, von denen dieſe Meynungen, dieſe Leidenſchaften, und dieſes Verhalten abhängen, zu gebrauchen und auszubilden *)

In-

*) Vid. Philoſ. Sinic. CONFUC. Lib. I. §. 3. 4. &c.

Jedoch gewährt noch, auſſer den zukünftigen Folgen und der Wichtigkeit der Verbeſſerung unſrer geiſtigen Kräfte, die unmittelbare Uebung derſelben an den ihnen eigenthümlichen Gegenſtänden ſchon die vernünftigſten und reinſten Vergnügungen. Erkenntniß und ein richtiger Geſchmack in den Künſten der Nachahmung und Erfindung, als Dichtkunſt, Malerey, Bildhauerkunſt, Tonkunſt, Baukunſt gewähren nicht nur ein unſchuldiges, ſondern auch ein höchſt rührendes und erhabnes Vergnügen. Durch dieſe wird der Verſtand in der alten und neuern Lebensart, in der Geſchichte der Menſchen und Dinge, in der verſchiednen Stärke und den Wirkungen der Leidenſchaften, in den Folgen der Tugend und des Laſters unterrichtet; durch dieſe wird die Einbildungskraft mit den Schönheiten der Natur und Kunſt vergnüget und zugleich genährt, von der Neuheit, Gröſſe und Uebereinſtimmung der ganzen Welt aufgeklärt und erweitert; und kurz, die Leidenſchaften werden durch die gröſten und wichtigſten Gegenſtände, die das menſchliche Herz nur erfüllen können, auf eine angenehme Art gereizt, und gehörig beſchäfftiget. Wer einen Geſchmack hat, der zu dieſen edlen Vergnügungen gebildet iſt, und einen Ueberfluß an Materialien beſitzt, denſelben zu befriedigen; dem kann es niemals an der angenehmſten Uebung und Beſchäfftigung mangeln, und er kann niemals Urſache haben, die zur Mode gewordne Klage über die Langeweile zu führen. Es kann ihm auch nicht an einem geſchickten Gegenſtande zum Unterrichte und zur Verbeſſerung ſeines Herzens fehlen. Denn da er täglich mit Schönheit, Ordnung und Erfindung, in geringern Dingen, zu thun hat; ſo macht

Was für Vergnügen ſie gewähren?

Erkenntniß und Geſchmack.

er ſchon die ſicherſte Hoffnung von ſich, zu rechter Zeit ein Bewundrer deß allen zu werden, was in der Einrichtung des Lebens, und in der Ordnung der Geſellſchaft ſchön und wohlanſtändig iſt: welches einzig und allein Ordnung und Erfindung iſt, die auf ihren höchſten Gegenſtand angewendet worden. Er wird den poetiſchen Wohlklang auf die Harmonie des Herzens und wohlregierter Leidenſchaften anwenden, und von der Bewunderung der Tugenden Andrer in moraliſchen Gemälden zur Billigung und eignen Nachahmung derſelben fortgehn. Einen wahren und gereinigten Geſchmack auszubilden, muß alſo ſo wohl unſer Nutzen, als unſre Pflicht ſeyn; wofern nur die Umſtände unſers Berufs Zeit und Gelegenheit dazu verſtatten, und wo fern es nur mit unſern höhern Verbindlichkeiten oder Verpflichtungen gegen die Geſellſchaft und das menſchliche Geſchlecht nicht ſtreitet, daß wir dieſes thun.

Wie man ſie erlangt?

Wir erlangen dieſelben am beſten, wenn wir die beſten Bücher leſen, worinnen geſunde Vernunft mehr, als Gelehrſamkeit, herrſcht, und die mehr aufs Thun, als aufs Wiſſen, abzielen; wenn wir die beſten Muſter ſtudiren, dieß heißt, diejenigen, welche bekannter maaſſen die Natur am meiſten nachahmen, und derſelben am nächſten kommen; und wenn wir mit Leuten von dem feinſten Geſchmack und der größten Erfahrung umgehen.

Wichtigkeit der Güter des Verſtandes.

Was die übrigen Güter des Verſtandes betrifft, welch eine reiche Quelle von Beſchäfftigung muß es nicht ſeyn, die Wahrheit und die mannichfaltigen Verhältniſſe der Dinge zu erforſchen, den Wirkungen der Natur auf allgemeine Geſetze nachzu-

nachzuſpüren, aus dieſen ihre mannichfaltigen Erſcheinungen zu erklären, jene Ordnung, durch die die ganze Schöpfung aufrecht erhalten, und jene Haushaltung zu verſtehn, mit der ſie regieret wird; mit dem menſchlichen Geiſte, mit den Verknüpfungen, Subordinationen, und dem verſchiedentlichen Nutzen der Kräfte deſſelben bekannt zu werden, und ihren Einfluß auf das Leben zu beobachten! Wie angenehm für den geiſtreichen Forſcher, die mannichfaltigen Verhältniſſe und Verbindungen einzelner Gemüther in der Geſellſchaft zu bemerken; die Urſachen zu entdecken, warum die Geſellſchaften emporkommen oder untergehen; und von dannen durch die weitläuftige Leiter der Weſen zu jenem allgemeinen Geiſte hinaufzuſteigen, der über alles die Aufſicht führt, und ungeſehen in jeglichem Syſtem, und in jeglichem Zeitalter, durch den ganzen Umkrais und ſtufenweiſen Fortgang der Natur wirkt! Solchen Beſchäfftigungen ergeben, haben denkende Köpfe jegliches andre Vergnügen aufgegeben, ſich, ſo zu reden, vom Körper getrennt, und ſich von dem geſellſchaftlichen Gewerbe in die Einſamkeit gerettet; um ihretwillen haben oftmals die Geſchäfftigen die ſtille Ruhe der Betrachtungen, der Verwirrung und dem Getöſe des Lebens vorgezogen; um dieſer willen haben ſogar Zeitverſchwender und Wollüſtlinge, wenn ſie nur einmal einen Geſchmack daran bekamen, die geſetzloſen Beſtrebungen der Sinnen und Begierden verworfen, und dieſe geiſtigen Vergnügungen für die geläutertſten, und wirklich für die einzige Wolluſt erkannt. Ueber dieſes entdecken wir, aus einer richtigen und ausgebreiteten Kenntniß der Natur, die Vollkommenheiten ihres Urhebers; und auf ſolche Weiſe werden Gottesfurcht und alle die frommen Neigungen, welche auf richtigen Gedanken von ſeinem Charakter beruhen, erwecket und befeſtiget, und

folglich

folglich tauſenderley abergläubiſche Bekümmerniſſe, die aus zu engen Einſichten in ſein Weſen und ſeine Werke entſpringen, gehoben und vertilget. Eine ausgebreitete Ausſicht auf das menſchliche Leben, und auf die Abwechſelungen und ſchnellen Veränderungen menſchlicher Dinge, wird ſehr dienlich ſeyn, uns eine gewiſſe Hoheit der Seele, und eine edelmüthige Verachtung jener geringſchätzigen Beſtrebung nach Macht, Ehre und Reichthum einzuflöſſen, welche den groſſen Haufen der Menſchen beunruhigen und entzweyen, und eine ruhige Erduldung der Unannehmlichkeiten und Uebel zu erzeugen, die das gemeine Loos der Menſchlichkeit ſind. Zu dieſem allen ſetze man noch, daß eine richtige Kenntniß der menſchlichen Natur und jener Hauptangeln, darinnen ſich die Geſchäffte und Glücksfälle der Menſchen drehen, uns ſo wohl abhalten wird, von unſern Nebenmenſchen zu hoch, als zu geringſchätzig, zu denken; ſie wird der Uebung der Freundſchaft, der Vertraulichkeit und Gutherzigkeit kein kleines Ziel anweiſen, und doch zu gleicher Zeit das Herz mit jenen Spannadern der Klugheit, gehöriger Vorſicht und Mißtrauen, bewaffnen, und ihm eine deſto größre Herrſchaft über das Verhalten ſo wohl im Privat- als gemeinnützigen Leben ertheilen. Wenn wir alſo die Fähigkeiten unſers Verſtandes ausbilden; ſo werden wir dadurch unſern Nutzen am beſten befördern und verſichern, ja wir werden uns den Ruhm erwerben, daß wir unſre Rolle in der Geſellſchaft ſo wohl mit deſto größrer Ehre für uns ſelbſt, als auch mit deſto gröſſerm Vortheile für das menſchliche Geſchlecht ſpielen. Folglich iſt unſre Pflicht, ſie bis auf den äuſſerſten Grad unſers Vermögens zu verbeſſern; ſie ſind Talente, die uns von dem allmächtigen Oberhaupte der Geſellſchaft anvertrauet worden, und von deren Anwendung wir ihm Rechenſchaft ablegen ſollen.

Jedoch

Jedoch müſſen wir bey dem allen nicht vergeſſen, daß die Muſen und Grazien, ſo einnehmend ſie auch immer ſeyn mögen, vornehmlich in ſo fern ſchätzbar ſind, als ſie Dienerinnen ſind, die den moraliſchen Tugenden den Eingang öffnen und ihnen ihren Glanz geben, und daß ſie, wenn ſie ſich jemals von dem Dienſte derſelben losreiſſen, Aufwärterinnen der niederträchtigen Leidenſchaften, Kupplerinnen der Laſter werden, und die Menſchen, (wenn wir dieſen Ausdruck brauchen dürfen,) in eine feinere Art von Wilden verwandeln.

Wie ſie erlanget werden?

Die Vollkommenheiten des Verſtandes erlangt man am beſten durch genaue und unparteyiſche Beobachtung, durch vieles und häufiges Leſen, und einen uneingeſchränkten Umgang mit Menſchen von allerley Charaktern, beſonders mit ſolchen, die mit den Privatſtudien die weitläuftigſte Bekanntſchaft mit der Welt, und die größte Uebung in Geſchäfften verbunden haben; hauptſächlich aber dadurch, wenn man fleiſſig mit der Welt umgeht, und viel mit den Menſchen zu thun hat. Solche bequeme Gelegenheiten tragen gar viel bey, daß wir die Vorurtheile und eine knechtiſche Ergebenheit gegen unverdaute Syſteme ablegen lernen, daß unſre Einſichten aufgeklärt werden, und wir diejenige Erfahrung erlangen, worauf ſich die Erkenntniß gründet, welche die nützlichſte iſt, weil ſie am meiſten praktiſch iſt, und woraus die ſicherſten Grundſätze des Verhaltens im Leben quellen.

Moraliſche Güter.

Die höchſten Güter, aus welchen die menſchliche Glückſeligkeit beſteht, ſind moraliſche Güter des Herzens, von denen wir ſelbſt der eigentliche und letzte Gegenſtand ſind; als

Beherrſchung der Begierden und Leidenſchaften, Klugheit und Vorſicht, Großmuth, Tapferkeit, Demuth, Liebe zur Tugend, Liebe zu Gott, Gelaſſenheit im Leiden und dergleichen. Dieſe erhabnen Güter ſind Güter im vorzüglichſten Verſtande; Güter, die uns von dem innern und ehrwürdigen Gefühl und Bewußtſeyn unſrer Natur als Güter angeprieſen und vorgehalten werden; Güter, die den Inbegriff, das eigentliche Weſen der Glückſeligkeit, jene Geſtalt und Schönheit der Seele ausmachen, welche uns vor den Augen Gottes lobenswerth und angenehm macht; mit einem Worte, Güter, welche die Elemente aller unſrer künftigen Vollkommenheit und Glückſeligkeit ſind.

Ihre Wichtigkeit.

Bey den meiſten übrigen Gütern haben wir geſehen, daß ſie theils von uns ſelbſt, und theils von Zufällen abhängen, die wir weder vorausſehen, noch abwenden können, und die aus Urſachen entſpringen, welche wir weder zu regieren, noch zu ändern vermögen. Es ſind Güter, die wir heute beſitzen, und morgen verlieren können, und die, wenn wir ſie in ihrer völligen Schönheit und Vollkommenheit erlangen wollen, ein glückliches Temperament und Talente, und, wenn wir uns des Beſitzes derſelben verſichern wollen, viele zuſammentreffende glückliche Umſtände erfodern. Sollte demnach unſre Glückſeligkeit ſchlechterdings, oder doch hauptſächlich von dem unſichern Beſitze ſolcher vergänglichen und unzuverläſſigen Güter abhängen; ſo würde ſie ſelbſt höchſt unzuverläſſig, und nichts thörichter ſeyn, als wenn wir uns ihretwegen ängſtigten. — Ob aber gleich Geſchöpfe, die ſo wie wir beſchaffen ſind, gegen ſolche Güter nicht gleichgültig ſeyn können, und ohne dieſelben gewiſſer

wiſſer Maaſſen Noth leiden müſſen, und folglich unſre Glückſeligkeit ohne ſie unvollſtändig bleibt, ſo ſind ſie doch nur von geringem Gewichte; wenn man ſie mit moraliſchen Gütern auf die Waagſchaale legt. Durch die günſtige Einrichtung unſrer Natur befinden ſich dieſe in der Sphäre unſrer Wirkſamkeit, ſo, daß kein Menſch ihrer beraubet ſeyn kann, wo fern er nicht zuförderſt ſich ſelbſt verläugnet. Viele von den weiſeſten und beſten unter den Menſchen haben einen Mangel an den meiſten von jenen Gütern, beſonders an allen äuſſerlichen Gütern erlitten, und ungemein viel von den entgegengeſetzten Uebeln, wenigſtens von ſolchen erduldet, welche nothwendig daraus flieſſen, wenn man ſie nicht beſitzt; und dennoch, weil ſie dieſe, nämlich die moraliſchen Güter, beſaſſen, haben ſie ſich erkläret, daß ſie glücklich wären, und es iſt zur Ueberzeugung der unparteyiſchſten Beobachter in die Augen gefallen, daß ſie glücklich waren. Dagegen ſind die ſchlechteſten unter den Menſchen mit jeglichem äuſſerlichen Gute und Vortheile des Vermögens umgeben geweſen, und haben groſſe Aemter beſeſſen: weil es ihnen aber an moraliſcher Güte des Charakters fehlte; ſo waren ſie offenbar und ungemein unglücklich, und geſtunden dieſes ſelbſt zu. Die Ausübung der Tugend hat denen, die ihre Getreuen waren, allemal beygeſtanden, und ſie mitten in faſt unerträglichen Martern frohlockend gemacht; ja, wie oft hat eine falſche Geſtalt, oder ein Schatten davon, ſo gar die größten Böſewichter*) und Heuchler, unter eben den Widerwärtigkeiten unterſtützet! Aber keine äuſſerlichen Güter, keine Güter des Glücks ſind

*) Wie Ravaillac, welcher Heinrich den Vierten von Frankreich ermordete, und Balthaſar Gerhard, der den Prinzen von Oranien, Wilhelm den Erſten, umbrachte.

im Stande geweſen, die Todesangſt eines ſtrafbaren Herzens, das ſich des verdienten Haſſes und der verſchuldeten Vorwürfe von Seiten der Menſchen, und von Seiten des allmächtigen Gottes des gerechten Mißfallens bewußt war, zu lindern, oder ſeine tauſendfältige Furcht zu vertreiben. Die übrigen Sinnen und Fähigkeiten zur Freude werden befriediget, ſo bald ſie die ihnen eigenthümlichen Gegenſtände erlangen; und die Glückſeligkeit der Leidenſchaften, die ſich darauf beziehen, beruht auf der glücklichen Erreichung ihrer verſchiedentlichen Zwecke. Daher werden Liebe zur Ehre, zum Vergnügen, zur Macht und dergleichen, bloß alsdann befriediget, wenn ſie die Ehre, das Vergnügen, die Macht, darnach ſie ſtrebten, erlangen: ſchlägt es ihnen fehl, dieſe zu erreichen; ſo ſind ſie unglücklich, und Unglück erregt Unluſt. Das moraliſch Gute hingegen iſt von einer ſo beſondern und erhabnen Natur, daß das Herz, welches einmal nach demſelben trachtet, wenn es gleich in ſeinen Abſichten nicht glücklich ſeyn ſollte, bey ſeinem Verhalten ruhig ſeyn kann, ohne über den unglücklichen Erfolg unwillig, ohne dadurch niedergeſchlagen zu werden; ja, es wird das Vergnügen, welches das Bewußtſeyn redlicher Abſichten und edelmüthiger Bemühungen begleitet, jene Widerwärtigkeit völlig überwiegen, und alle andre Zwecke vor unſern Augen verſchwindend machen, weil ſie bey jener groſſen Summe, oder bey dem Ueberſchuß von Gutem, der uns übrig bleibt, gar nicht zu rechnen ſind. Mithin, obſchon die menſchliche Glückſeligkeit, in dem gegenwärtigen Zuſtande, aus vielen einzelnen und kleinen Quellen herfließt, welche bey der beſtändigen Ebbe und Flut der menſchlichen Dinge ſehr oft vertrocknen müſſen; ſo fließt doch der Hauptſtrom, mit dem jene geringern gemeiniglich zuſammen kommen, innwendig aus dem Her-

zen des Menſchen, und ſtrömt, wenn dieſes lauter und rein iſt, mit einem ſtarken und ſich immer gleichen Laufe durchs Leben fort. Weil aber vielerley kleine Artikel eine ziemlich groſſe Summe zuſammen häufen, und jene niedern Güter, die in die Rechnung kommen, als Geſundheit, Ruhe, Vermögen und dergleichen, oftmals bey unſrer äuſſerſten Sorgfalt nicht zu erlangen, oder doch wenigſtens unzuverläſſig ſind; ſo iſt es offenbar von der äuſſerſten Wichtigkeit, daß wir auf den Mangel daran, oder auf den Verluſt derſelben vorbereitet ſeyn mögen, indem wir unſre Begierden mäſſigen, und unſre Leidenſchaften in gebührendem Gehorſam erhalten. Dabey müſſen wir nicht vergeſſen, daß es nicht allein für unſre Ruhe und Sicherheit vor dem Uebel höchſt nützlich, ſondern auch eine von den erhabenſten Uebungen der Tugend ſey, wenn wir die Dinge verachten, deren Verachtung wahrhaftig edel und heldenmüthig iſt, und unſre Glückſeligkeit hauptſächlich in jene tugendhaften Uebungen und Neigungen ſetzen, die aus einem reinen und wohlregierten Herzen entſpringen: eine Glückſeligkeit, welche kein Zuſtand des Lebens vergiften, keine Veränderung des Glückes unterbrechen, oder zernichten kann. Dieſes wird das Herz gegen den Mangel an jenen geringern Gütern, und gegen jene Bekümmerniſſe, welche bey den allermeiſten Menſchen aus den entgegengeſetzten Uebeln entſtehen, waffnen und ſtärken.

Der vermiſchte Zuſtand des menſchlichen Lebens erfodert beſondre Tugenden.

Da der gegenwärtige Zuſtand des menſchlichen Lebens mit Gutem und Böſem auf eine wunderbare Art vermiſchet iſt, und keine Höhe des Standes, kein Ueberfluß an Vermögen uns ſchlechterdings das Gute verſichern, oder gegen das Uebel verwahren kann; ſo fällt es

in die Augen, daß ein groſſer Theil der Freude und Heiterkeit des Lebens darauf beruhn müſſe, wenn wir unſre Herzen in der gehörigen Faſſung gegen beide erhalten: dieß heißt, wenn wir ſie bey dem Verluſte der einen, und bey der Erduldung der andern, gebührend mäſſigen. Denn es iſt nichts gewiſſer, als daß die äuſſerlichen Widerwärtigkeiten ihren ſchädlichſten Gift und ihre empfindlichſten Wirkungen aus der innerlichen Verfaſſung ſchöpfen, mit der wir ſie aufnehmen. Wiſſen wir dieſe zu ordnen; ſo können wir dieſes Gift und ſeine Wirkung gar ſehr unkräftig machen, und folglich die Anzahl der Uebel des Lebens verringern, und ihr Gewicht vermindern; wenn wir es ja nicht in unſrer Gewalt haben ſollten, uns einen groſſen Antheil von den Gütern deſſelben zu erwerben. Es giebt beſonders drey Tugenden, wodurch man vermögend iſt, ſich in Anſehung dieſer Uebel in die gehörige Gemüthsverfaſſung zu ſetzen, und die von gar ſonderbarer Kraft ſind, die Widerwärtigkeiten des Lebens, wo nicht gänzlich aus dem Wege zu räumen, doch wenigſtens ungemein zu erleichtern. Dieſe Tugenden ſind Tapferkeit oder Geduld, Demuth und Gelaſſenheit. Wir wollen dieſelben nebſt den Wirkungen, die ſie nach ſich ziehen, ein wenig näher betrachten.

Tapferkeit.

Tapferkeit iſt diejenige ruhige und unbewegliche Fertigkeit des Herzens, welche entweder unſre Bekümmerniſſe mäſſigt, und uns fähig macht, dem Uebel, das uns droht, kühnlich entgegen zu gehn, oder den Geiſt ſelbſt unter der unmittelbaren Bedrückung deſſelben heiter und unüberwindlich macht. Sie iſt eben ſo weit von der Verwägenheit entfernet, als von der Feigheit; und ob ſie uns gleich nicht hindert, den Streich

zu

zu fühlen, ſo hält ſie uns doch ab, darüber zu klagen oder unter demſelben zu erzittern. Sie begreift allemal eine edelmüthige Verachtung jener uns nur geliehenen Güter, deren Beſitz wir uns ſo wenig als ihre Fortdauer gewähren können, und wenigſtens eine edle Erhebung über dieſelben unter ſich. Daher ſteht der Mann, der dieſe Tugend in dieſer weitläuftigen Bedeutung beſitzt, auf einer Höhe, und ſieht die menſchlichen Begebenheiten unter ſich: Der Sturm kann zwar bis zu ihm hinauf reichen; aber er ſteht ſicher, und wider denſelben auf dem Grunde einer ſich bewußten Tugend befeſtiget, welche die härteſten Stürme ſelten erſchüttern, und nimmermehr niederreiſſen können.

Demuth.

Demuth iſt eine andre Tugend von hohem Range und Würde, ob ſie gleich oftmals von den ſtolzen Sterblichen irrig für Niederträchtigkeit und Feigherzigkeit angeſehen wird. Sie wird dem Hochmuthe entgegengeſetzt, welcher insgemein eine falſche oder zu hoch getriebne Achtung gegen unſre eignen Verdienſte, eine Zurechnung derſelben, die wir uns ſelbſt, als der einzigen und urſprünglichen Grundurſache, zutheilen, eine ungeziemende Vergleichung zwiſchen uns und Andern, und, dieſem eingebildeten Vorzuge zu Folge, eine vermeßne Höherachtung unſer ſelbſt, und eine übermüthige Verachtung Andrer in ſich faßt. Demuth hingegen, ſcheint auf der andern Seite diejenige beſcheidne und freymüthige Beſchaffenheit des Herzens anzuzeigen, welche aus einer richtigen und billigen Achtung unſrer eignen Vorzüge, in Vergleichung mit den Vorzügen Andrer, und aus einer Ueberzeugung entſteht, daß wir dieſelben alle urſprünglich dem Urheber unſers Weſens zu danken haben. Ihr gewöhnliches Gefolge ſind Gelindigkeit, eine leutſelige Ver-

ſchonung Andrer, und eine ſanfte, beſcheidne Menſchenliebe, in Abſicht auf die Unvollkommenheiten und Fehler Andrer; Tugenden, die in der That ſelten, aber von der edelſten Art, die die eigentliche Nachkommenſchaft eines ſo liebenswürdigen Vaters, die beſten Zierden ſolcher unvollkommenen Geſchöpfe, als wir, die in den Augen Gottes koſtbar ſind, und die Herzen der Menſchen durch ihre Lieblichkeit an ſich locken. — Dieſe Tugend war den vernünftigern Sittenlehrern unter den Alten nicht gänzlich unbekannt, indem ſie die Submiſſionem Animi in das Gefolge der Tugenden ſetzten; aber in ihrer höchſten Vollkommenheit wird ſie in der chriſtlichen Religion gelehret, und durch das erhabenſte Beyſpiel und die ſtärkſten Bewegungsgründe eingeſchärft; indem dieſelbe ſo wohl dieſe, als eine jegliche andre moraliſche und geoffenbarte Tugend gebietet, und ſie über jegliches andres Lehrgebäude von Religion und Weltweisheit, das jemals in der Welt erſchienen iſt, erhebt, und uns anweiſt, wie wir, durch das ganze Syſtem hindurch, jegliche Tugend und jegliche natürliche Gabe zu ihrer urſprünglichen Quelle, dem Vater alles Lichts, leiten ſollen, von welchem alle gute Gabe, und alle vollkommene Gabe herabkömmt. Demuth iſt eine Tugend, die der Gemüthsart, in welcher ſie wohnt, einen ungemeinen Schmuck ertheilt, und jegliche andre Tugend ins Licht ſetzt; ſie iſt eine unvergleichliche Eigenſchaft eines zufriednen Herzens, und ein vortrefflicher Schutz gegen viele von denjenigen Uebeln im Leben, welche Leuten von einer zärtlichen und ekeln Natur höchſt empfindlich fallen. Wollen wir uns hiervon überzeugen; ſo dürfen wir uns nur erinnern, wie viele von unſern Verdrüßlichkeiten aus den Kränkungen unſers Hochmuths entſpringen: — wie ſehr faſt jegliches Uebel, das wir erdulden, und aller der

Widerſtand, der ſich unſern Abſichten entgegenſetzt, durch die Betrachtung unſrer eingebildeten Verdienſte, oder wie wenig wir dieſe Uebel verdienen, und wie ſehr wir zu den entgegengeſetzten Gütern berechtiget ſind, vergrößert und verbittert werde. Dagegen wird eine vernünftige Ueberzeugung von dem, was wir ſind und weſſen wir ſind, und ein Bewußtſeyn, wie weit der Abſtand unſrer Tugend von jener Höhe der Vollkommenheit, nach der wir ſtreben ſollen, entfernet ſey, allen Beleidigungen und Beſchimpfungen ihre Bitterkeit benehmen, und uns dahin bringen, daß wir mit unſerm Antheile an den Gütern des Lebens vergnügt, und bey den Uebeln ruhig verbleiben, von denen uns dieſe ſcharfſichtige und behutſame Tugend belehren wird, daß wir ſie oftmals unſerm eignen üblen Verhalten zuzuſchreiben, und folglich als eine gerechte und heilſame Züchtigung des Himmels anzuſehn haben.

Gelaſſenheit.

Gelaſſenheit iſt diejenige ſanfte und heldenmäſſige Gemüthsverfaſſung, welche aus einer Ueberzeugung von einer unendlich weiſen und gütigen Vorſicht entſteht, und uns fähig macht, uns den gerechten Verordnungen derſelben zu unterwerfen. Dieſe Tugend hat etwas ganz Eignes in ihrem Weſen, und etwas ganz Erhabnes in ihrer Wirkſamkeit. Denn ſie lehrt uns, das Uebel nicht allein mit Geduld und als etwas Unvermeidliches zu ertragen; ſondern ſie verwandelt auch gleichſam das Uebel in Gutes, indem ſie uns veranlaßt, daſſelbe nebſt jeglichem Vorfalle, der den geringſten Schein von Uebel hat, als eine göttliche Einrichtung, als eine weiſe und gütige Eintheilung der Dinge zu betrachten, die das allgemeine Beſte befördert, worinnen folglich das Beſte jeder einzelnen Perſon, beſonders derer, die ſich demſel-

ben ruhig unterwerfen, mit enthalten iſt. In dieſem Lichte betrachtet, wird die Verwaltung des göttlichen Regiments ſelbſt, ja eine jegliche Handlung derſelben, ein Gegenſtand unſrer Zuneigung; das Uebel verſchwindet, oder wird zu einem Balſam, der das Herz ſo wohl heilt als nährt. Denn wenn auch der erſte unerwartete Anfall von Uebel die Seele bis zur Betrübniß erſchreckt; ſo verwandelt ſich doch dieſe Betrübniß, ſo bald das Herz ihren Gegenſtand ruhig erwägt, in Vergnügen, und wird ihm nach und nach ehrwürdig, und erhöhet ſich zu einer göttlichen Gemüthsruhe. Unſer Privat-Wille verliert ſich in dem Willen des Allmächtigen; und unſre Sicherheit vor jeglichem wirklichen Uebel ruht auf eben dem Grunde, auf dem der Thron deſſen ſteht, welcher ewig lebt und herrſcht. Wer demnach mit einer ſolchen Rüſtung verſehen iſt, die, wenn wir ſo ſagen dürfen, aus der Rüſtkammer des Himmels entlehnet worden; der kann gegen die ſchärfſten Pfeile des Glückes unüberwindlich ſeyn, und der Ohnmacht menſchlicher Bosheit Trotz bieten: Und ob er gleich vor den Uebeln nicht ſicher ſeyn kann, die die gewöhnliche Mitgift bey dem Looſe des Menſchen ſind; ſo kann er doch das ruhige, vergnügte Herz beſitzen, welches dieſen Uebeln den Stachel benimmt, und einer gänzlichen Befreyung von ihnen am nächſten kömmt. Jedoch wir können dieſe Dinge bloß berühren, und müſſen eine umſtändlichere Betrachtung von unſern Pflichten, dieſe moraliſchen Güter des Herzens auszubilden und zu ſuchen, und die beſte Art, wie dieſes zu thun ſey, auf einen andern und bequemern Platz verſparen.

Objectives und formales höchſtes Gut.

Ehe wir aber dieſen Abſchnitt beſchlieſſen, wird es nicht undienlich ſeyn, wenn wir noch anmerken, daß die Gottheit, da ſie

ſie die höchſte und unerſchöpfliche Quelle von Gutem iſt, woraus die Glückſeligkeit der ganzen Schöpfung entſpringt; da ſie in der Natur der höchſte, ja der einzige Gegenſtand, der den geiſtigen und moraliſchen Kräften der Seele vollkommen angemeſſen iſt, bey welchem dieſelben zuletzt ſtehn bleiben und ihre vollkommenſte Beſchäfftigung und Befriedigung finden; daß, ſage ich, die Gottheit deßwegen das **höchſte Gut** des Menſchen, **dem Gegenſtande nach** (obiectiue) betrachtet, genannt werde. Und **Tugend**, oder die wohl abgemeßne und lebhafte Anwendung der unterſchiedlichen Kräfte und Neigungen gegen die ihnen zuſtändigen Gegenſtände, wie wir ſie oben beſchrieben haben, wird in den Schulen der Weltweiſen das **höchſte Gut, nach der Form** betrachtet, oder ihr **formaler** Begriff genannt; weil ſie die innerliche Verfaſſung oder urſprüngliche Natur der menſchlichen Glückſeligkeit iſt.

Aus dem, was wir hier nach einander abgehandelt haben, laſſen ſich folgende Sätze herleiten:

Folgerungen.

1) Es fällt in die Augen, daß die Glückſeligkeit eines ſolchen **zur ſtufenweiſen Vollendung beſtimmten** Weſens, wie der Menſch iſt, niemals einen feſten Gränzpunct finden, oder etwas Beſtimmtes und Unveränderliches ſeyn könne. Seine endliche Natur mag auch noch ſo hoch ſteigen; ſo finden doch bey ihr noch immer höhere Grade der Verbeſſerung und Vollkommenheit Statt. Und ſein Wachsthum in der Beſſerung, oder Tugend, macht allemal einem Wachsthume in der Glückſeligkeit Bahn. Demnach kann in keiner Periode ſeines Daſeyns irgend ein möglicher Punct angegeben werden,

den, darinnen er vollkommen glücklich, das iſt, ſo glücklich wäre, daß kein höherer Grad von Glückſeligkeit mehr Statt fände. Alle ſeine Glückſeligkeit iſt bloß vergleichungsweiſe Glückſeligkeit. 2) Es erhellt auch offenbar, daß vielerley Dinge zuſammenſtimmen müſſen, die Glückſeligkeit eines ſo veränderlichen Weſens, das ſo vielerley Bedürfniſſen unterworfen, und ſo unterſchiedlicher Vergnügungen fähig iſt, wie der Menſch, vollſtändig zu machen. 3) Da ſeine Fähigkeiten zum Vergnügen nicht alle zu einerley Zeit befriediget werden können, und in einem ſolchen unzuverläſſigen und ſchwankenden Zuſtande, wie das menſchliche Leben iſt, oftmals wider einander ſtreiten, oder häufig ihres Ziels verfehlen müſſen; ſo läßt ſich eine vollkommne Glückſeligkeit, das iſt, der ungeſtörte Genuß der unterſchiedlichen Vergnügungen, deren wir fähig ſind, in unſerm gegenwärtigen Zuſtande unmöglich erreichen. 4) Nach demjenigen Zuſtande haben wir am meiſten zu trachten, in welchem die wenigſten Colliſionen und Widerwärtigkeiten vorfallen können; welcher am allerwenigſten irgend eine Empfindung von Vergnügen ſchwächt, und eine unerſchöpfliche Quelle der reinſten und dauerhafteſten Freuden eröffnet. 5) Derjenige Zuſtand, welcher von allen dieſen Vortheilen begleitet wird, iſt ein Stand oder der Lauf der Tugend. 6) **Folglich** iſt ein Stand der **Tugend**, in welchem die moraliſchen Güter des Herzens erlanget werden, der **glückſeligſte Zuſtand.**

Dritter Abſchnitt.
Pflichten gegen die Geſellſchaft.

Erſtes Capitel.
Kindliche und brüderliche Pflicht.

Da wir der Ordnung der Natur gefolgt ſind, indem wir die Geſchichte des Menſchen, und die Pflichten, ſo er ſich ſelbſt ſchuldig iſt, beſchrieben; ſo ſcheint es billig zu ſeyn, daß wir eben dieſe Lehrart bey den Pflichten, die er der Geſellſchaft ſchuldig iſt, beobachten; denn dieſe machen die zwote Claſſe ſeiner Verbindlichkeiten aus.

Verknüpfung mit den Aeltern.

Seine Aeltern gehören unter die allererſten Gegenſtände ſeiner Aufmerkſamkeit; er wird am zeitigſten mit ihnen bekannt, ſetzt ein beſondres Vertrauen in ſie, und ſcheint ſie mit einer zärtlichen Zuneigung zu betrachten, welche das früheſte Anzeichen ſeiner künftigen Liebe und Dankbarkeit gegen ſie iſt. Auf ſolche Art zeichnet die Natur ſelbſt die erſten Linien der kindlichen Pflicht, ſo gar, ehe noch ein gehöriges Gefühl von der Verknüpfung gebildet wird. Wenn aber der Knabe gröſſer worden iſt, und einen ſolchen Grad vom Verſtande erlanget hat, daß er das moraliſche Band erkennen, und ſich von den Wohlthaten, die er ſeinen Aeltern zu danken hat, überzeugen lernt: wenn er auf ihre zärtliche und uneigennützige Zuneigung, auf ihre unermüdeten Arbeiten und Bemühungen, die ſie anwenden, ihn

zu ernähren, ihn aufzuziehn, und für ihn während des Zuſtandes zu ſorgen, in welchem er weder Klugheit noch Stärke genug beſitzt, für ſich ſelbſt zu wachen und zu ſorgen, zurückſieht; ſo muß er wohl inne werden, daß er ihnen ganz beſondre Pflichten ſchuldig iſt.

Pflichten gegen die Aeltern.

1. Er muß ſie, als diejenigen Werkzeuge der Natur, die ihn zur Welt und ins Leben gebracht, und in den Stand von Zufriedenheit und Glückſeligkeit, deſſen er genießt, eingeführt haben, verehren; und muß alſo ihre guten Eigenſchaften hochſchätzen und nachahmen, ihre Mängel und Schwachheiten ertragen, und über dieſelben, ſo viel möglich, einen anſtändigen Schleyer ziehn.

2. Er muß ſich für die Wohlthaten, welche er, völlig zu vergelten, ſchwerlich jemals vermögend ſeyn wird, höchſt dankbar bezeigen; dieſe Dankbarkeit durch eine genaue Aufmerkſamkeit auf ihre Bedürfniſſe, und durch eine gewiſſenhafte Sorgfalt denſelben abzuhelfen, durch einen ehrerbietigen Gehorſam gegen ihre väterliche und mütterliche Gewalt und Erinnerungen, beſonders aber dadurch beweiſen, daß er ſich bey der Wahl einer Gattinn, oder einer Handthierung auf gebührende Art nach ihnen richtet; daß er ihrem Eigenſinne lieber nachgiebt, als ſich ihnen auf widerſpänſtige Art entgegenſetzt, indem er ſich erinnern muß, wie oft ſie von ſeinem Eigenſinne gequält worden ſind; und kurz, daß er ihre Sorgen lindert, ihre Bekümmerniſſe erleichtert, ihnen bey den Schwachheiten ihres Alters beyſteht, und den Ueberreſt ihres Lebens ſo tröſtlich und fröhlich macht, als möglich. — Dieſe Ehrerbietung den Aeltern beweiſen, und ihnen ihre Liebe ſo vergelten, heißt,

nach dem Urtheile eines Plato, die älteſte, beſte und größte Schuld nächſt derjenigen, die wir unſerm höchſten und gemeinſchaftlichen Vater abtragen müſſen, bezahlen. Dieſes gründet ſich auf unſre Natur, und iſt den höchſten Grundgeſetzen der Dankbarkeit, der Ehrliebe, der Gerechtigkeit, der natürlichen Zuneigung und Liebe zu den Unſrigen gemäß, welche mit unſrer innern Verfaſſung verwebet ſind; wir können es auch hieran nicht ermangeln laſſen, ohne dieſe Natur zu verläugnen, und dieſen Geſetzen entgegen zu handeln.

Pflichten gegen Brüder und Schweſtern.

Da Brüder und Schweſtern die nächſten ſind, mit denen der Menſch in eine geſellige und moraliſche Verknüpfung tritt, ſo iſt er dieſen eine brüderliche Achtung ſchuldig; und ſoll mit ihnen ein genaues Band der Freundſchaft, wechſelsweiſer Eintracht, Sympathie, Rathgebung, Hülfe, und einen großmüthigen Wechſel gefälliger Dienſte ſchlieſſen: indem er ſich ihrer Verwandtſchaft mit den ihnen gemeinſchaftlichen Aeltern, und derjenigen natürlichen Brüderſchaft erinnern muß, welche ſie mit einander zu einer engern Gemeinſchaft des Nutzens und der Zuneigung vereinigt.

Zweytes Capitel.

Den Eheſtand betreffend.

Verknüpfung mit dem andern Geſchlechte

So bald der Menſch zu einem gewiſſen Alter gelanget iſt, lernt er von ſich ſelbſt eine beſondre Sympathie und Zärtlichkeit gegen das andre Geſchlecht empfinden; die Reizungen der Schönheit ziehen ſeine Aufmerkſamkeit an

an ſich, und erwecken neue und ſanftere Regungen, als er bisher noch gefühlt hat. Die vielerley liebenswürdigen Eigenſchaften, welche eine ſchöne Geſtalt, oder die ſanften Reizungen der weiblichen Manieren verrathen, oder die der geblendete Zuſchauer ohne vieles Vernünfteln darunter anzutreffen meynt, leiten ſeine Ausſicht und Neigung auf einen beſondern Gegenſtand, und richten nach und nach jenen herumſchweifenden Blick, der unter dem gemeinen Haufen verloren war und vergeblich irrte, in eine beſondre und fortdauernde Ergebenheit gegen eine einzige Perſon, welche ordentlicher Weiſe die wichtigſte, ehrwürdigſte und angenehmſte Verknüpfung im Leben nach ſich zieht.

Gründe dieſer Verknüpfung.

Der Zuſtand der thieriſchen Schöpfung iſt von dem Zuſtande der menſchlichen Geſchöpfe gar ſehr unterſchieden. Jene ſind durch ihre Bauart ſelbſt gekleidet, und gemeiniglich auch ſchon bewaffnet, ſie finden gar leicht, was zu ihrem Unterhalte nöthig iſt, und erreichen ihre Vollkommenheit und Reiſe gar bald; dergeſtalt, daß ſie der Vorſorge und Hülfe ihrer Alten nur eine kurze Zeit nöthig haben: Und wir ſehen daraus, daß ihnen die Natur eine ungebundne und vergängliche Liebe zugetheilt hat. Weil ihre Verknüpfung bloß natürlich iſt, und einzig und allein auf die Fortpflanzung und Erzeugung ihrer Jungen abzielt; ſo iſt dieſer Zweck kaum erreichet, ſo gleich wird die Verknüpfung ſich von ſelbſt aufheben. Aber die Kinder der Menſchen ſind von zärterer und wehrloſerer Beſchaffenheit; ihre Kindheit und Unmündigkeit dauern länger; ſie ſchreiten langſam zur Stärke des Leibes, und Reiſe des Verſtandes fort; ſie brauchen eine beſtändige Wartung, und eine lange Reihe von Bemühungen und Bearbeitungen, ehe ſie

zur

zur Wohlanſtändigkeit, zur Tugend und zu den mannichfaltigen Künſten des Lebens angeführt werden können. Daher hat ſie die Natur mit den liebreichſten und ſorgfältigſten Führern verſehen, die ihrer Schwachheit Hülfe leiſten, ihren Bedürfniſſen abhelfen, und ihnen dieſe nöthigen Künſte beybringen, und hat ſo gar ihren eignen Aeltern, denen ſie dieſes ſchwere Amt auferlegt, daſſelbe durch das allerreizendſte und mächtigſte Band, ich meyne die väterliche und mütterliche Liebe, angenehm gemacht. Allein wo fern ſie dieſes liebliche Geſchäffte nicht beide verwalten, und ihre Bemühungen nicht gemeinſchaftlich fortſetzen, bis ſie ihre junge Colonie aufgezogen und verpflanzet haben; ſo muß dieſelbe jeglichem verwägnen Angreiſer zum Raube, und die Abſicht, welche die Natur bey der urſprünglichen Vereinigung des menſchlichen Paares gehabt hat, zunichte werden. Mithin iſt unſer Bau ſo wohl, als unſer Zuſtand, ein offenbarer Beweis, daß die menſchlichen Geſchlechter zu einer innigern, und zwar zu einer moraliſchen und dauerhaften, Einigkeit beſtimmet ſind. Ingleichen erhellt auch daraus, daß der Hauptzweck des Eheſtandes nicht bloß iſt, die Nachkommenſchaft fortzupflanzen und zu ernähren, ſondern auch vornehmlich, dieſelbe zu erziehn, und die Herzen zu den groſſen Pflichten und ausgebreiteten Beſtimmungen des Lebens zu bilden. Die Geſellſchaft muß aus dieſem urſprünglichen Pflanzgarten mit nützlichen Gliedern, und mit ihren ſchönſten Zierden und Stützen verſorget werden. Aber wie können die jungen Pflanzen vor der rauhen Luft und Witterung bewahret, gewartet, und zur Reife gebracht werden, wenn die Menſchen, den Thieren gleich, einer ungebundnen und zügelloſen Liebe nachhängen?

Moraliſche Zwecke des Eheſtandes.

Das Herz hat die Fähigkeit, ſich bey ſeinen Abſichten und Handlungen der Freundſchaft und Menſchenliebe zu zerſtreuen; wo fern nicht jene auf einen beſondern Gegenſtand gelenkt, und dieſe auf ein beſondres Geſchäffte gewendet werden. Wenn die Menſchen dieſer Zerſtreuung einmal nachhängen; ſo iſt keine Möglichkeit, ſie in ihrem Laufe zurückzuhalten; ſie werden gegen moraliſche Reizungen unempfindlich: Und indem ſie dem anſtändigen und regelmäßigen Gebräuche der zärtlichen und großmüthigen Empfindungen des menſchlichen Herzens den Weg verſchlieſſen, und dieſelben ſchwächen; ſo werden ſie mit der Zeit zu der Bildung einer moraliſchen Einigkeit der Seelen, welche das Band der Geſellſchaft, und die Quelle der reinſten häuslichen Freuden iſt, untüchtig, und bekommen einen Ekel davor. Eine vernünftige und unverdorbne Liebe hingegen, und ihre ſchöne Begleiterinn, die Ehe, ſammelt die herumſchweifenden Blicke eines Menſchen zuſammen, leitet ſein Herz zu ſeinem eigentlichen Gegenſtande; und indem ſie ſeine Neigung auf dieſen Gegenſtand einſchränkt, vergröſſert ſie wirklich den Einfluß und Nutzen deſſelben. Ueberdieß iſt es aus dem Verhalten der Menſchen nur gar zu augenſcheinlich, daß die gemeinen Bande der Menſchlichkeit zu ſchwach ſind, die Leidenſchaften des größten Haufens für die Angelegenheiten der Geſellſchaft einzunehmen, ſo daß ſie ſich derſelben ernſtlich annähmen. Die Verknüpfungen der Nachbarſchaft, Bekanntſchaft und Gemeinſchaft überhaupt ſind für viele ein zu weitläuftiges Feld der Geſchäffte; und eben dieſes ſind die Verknüpfungen einer ganzen Republik, oder eines Staats für noch mehrere, indem ſie ſich entweder nicht darum bekümmern, oder nicht wiſſen, wie ſie ſich

darinnen betragen ſollen. Daher hat die immer weiſe und gütige Natur dadurch, daß ſie den Menſchen jene ſtarke Sympathie, welche zwiſchen den einzelnen Perſonen eines jeglichen Geſchlechts obwaltet, eingepflanzt hat, und ſie anſpornt, eine beſondre moraliſche Verknüpfung zu ſchlieſſen, welche die Quelle vieler häuslichen Süſſigkeiten iſt, jeglichem Paare eine Sphäre der Thätigkeit angewieſen, die ihren Abſichten angemeſſen, und nach eines jeglichen Fähigkeiten eingerichtet iſt. Ueberdieß hat ſie ihnen das Beſte ihres eignen kleinen Cirkels ſehr nah ans Herz gelegt, und ſie dadurch deſto feſter mit der Geſellſchaft, welche aus einzelnen Familien beſteht, verknüpfet, und zu ihrem guten Betragen in derjenigen beſondern Gemeinſchaft, zu der ſie gehören, verpflichtet. Dieſe moraliſche Verknüpfung iſt der Eheſtand, und dieſe Sphäre der Thätigkeit iſt eine Familie. Und aus dem, was wir geſagt haben, erhellt, daß es für erwachſene Perſonen, welche Vermögen genug beſitzen, um eine Familie nach ihrem Range und Stande im Leben verſorgen zu können, und mit den gemeinen Graden von erfoderlicher Klugheit begabet ſind, eine Familie zu regieren und Kinder zu erziehn, eine Pflicht ſey, zu heirathen, welche ſie der Geſellſchaft ſchuldig ſind.

Beantwortung eines Einwurfs.

Es glauben zwar manche, die eine beſonders feine Kenntniß in moraliſchen Dingen zu beſitzen meynen, der ledige Stand ſey zu der Vollkommenheit unſrer Natur, und zu jenen erhabnen Uebungen, dazu uns die Religion beruft, zuträglicher. Und in der That können diejenigen wichtigern Pflichten, die wir dem gemeinen Weſen ſchuldig ſind, welche in dem verheiratheten Stande ſchwerlich, oder doch nicht ſo gut erfüllet werden könnten, das ledige Leben erfodern, oder

 können

können den Eheſtand unter ſolchen Umſtänden zu einem nicht ſo rühmlichen Stande machen; aber gewiß, es muß gar ſehr zur Verbeſſerung der geſelligen Neigungen dienen, wenn man dieſelben auf beſondre Gegenſtände, die wir hochſchätzen, und mit denen wir in der nächſten Verwandtſchaft ſtehen, lenkt, und ihre Ausübung in ein Feld der Thätigkeit einſchränkt, welches ſo wohl an ſich ſelbſt angenehm, als auch für die Geſellſchaft höchſt vortheilhaft iſt. Die beſtändige Ausübung der natürlichen Zuneigung, vermöge deren man nothwendig verbunden iſt, für ſeine Kinder zu ſorgen und dieſelben aufzuziehn, erweitert das Herz, und muß das Gemüth zu häufigen Thaten der Selbſtverläugnung und Regierung ſein ſelbſt gewöhnen, und folglich die guten Fertigkeiten verſtärken. Die Wahrheit hiervon fällt nur allzuſehr an denen verheiratheten Perſonen in die Augen, welche ſo unglücklich ſind, daß ſie keine Kinder haben, und die in Ermangelung jener nöthigen Uebungen der Menſchlichkeit, gar zu öfters um die Welt allzuängſtlich bekümmert, und vielleicht auf die Angelegenheiten der Haushaltung allzuaufmerkſam ſind. Noch ein andrer Umſtand verdient, erwähnet zu werden; daß nämlich Leute, die in unaufhörliches Studiren oder beſtändige Geſchäffte begraben, oder mit einer ängſtlichen Sorgfalt auf die Angelegenheiten des Staats bedacht ſind, über die häufigen Widerwärtigkeiten, die ihnen bey einer ſolchen Lebensart zuſtoſſen, und über die Beſchwerlichkeiten, die ſie dabey erdulden müſſen, gar leichtlich hart und ſtrenge, oder mürriſch und unfreundlich werden können. Alsdann iſt die weibliche Sanftmuth ſehr dienlich, ihren Ernſt zu mäſſigen, und ihren Eigenſinn in häusliche Zärtlichkeit, und in eine ſanftere Art von Menſchenliebe zu verwandeln. Und auf ſolche Weiſe werden ihre Gemüther, welche durch

die

die Gröſſe der Anſtrengung ihrer Kräfte gleichſam überſpannet waren, auf einmal nachgelaſſen, und zu den öffentlichen Geſchäfften wieder in die gehörige Verfaſſung gebracht. Die Herzen der beiderley Geſchlechter ſind vermittelſt eines Temperaments, das einem jeglichen eigen iſt, eben ſo ſehr eins für das andre geſchaffen, als ihre Perſonen. Die Stärke, die Standhaftigkeit, der Muth, der Ernſt und die Würde des Mannes ſchicken ſich unvergleichlich zu der Sanftmuth, dem zarten Baue, der Zärtlichkeit in der Leidenſchaft, der Zierlichkeit in dem Geſchmacke, und dem Anſtande im Umgange bey der Frau. Der männliche Geiſt iſt geſchaffen, zu vertheidigen, zu berathſchlagen, zum Vorherſehn, zu erfinden, und Rath zu geben; der weibliche hingegen zur Vertraulichkeit, zu einer ſtarken Einbildungskraft, zur Beſorgniß, Willfährigkeit und Ausführung. Mithin macht das eigenthümliche Temperament dieſer verſchiednen Geſchlechter in den Gemüthern eine vortreffliche moraliſche Einigkeit; und der wohl angemeßne Gegenſatz verſchiedner oder einander entgegen laufender Eigenſchaften erhöht, gleich einer gehörigen Miſchung von Diſſonanzen in einer muſikaliſchen Compoſition, die Harmonie der Geſellſchaft weit beſſer, als wenn ſie alle gegen einander in Einen Ton geſtimmt wären. Dieſe Einigkeit der moraliſchen Geſchlechter, wenn wir es ſo ausdrücken dürfen, trägt auch offenbarlich zu der Verbeſſerung eines Jeglichen mehr bey, als wenn ſie für ſich lebten. Denn der Mann beſchützt nicht allein die Frau, und ſteht ihr mit gutem Rathe bey, ſondern er theilt ihr auch Stärke und Entſchloſſenheit mit; ſie hingegen macht ihn ſanftmüthiger, geſitteter, und gefälliger. In ihrer Geſellſchaft ruht er von ſeinen Geſchäfften und Sorgen

aus; in ihrer Freundſchaft werden ſeine Leidenſchaften, die durch die Verwirrung und Zerſtreuung des geſchäfftigen Lebens in eine Gährung gekommen waren, wieder beſänftiget; und tauſenderley namenloſe Grazien und Annehmlichkeiten, die aus ihren Worten und Handlungen flieſſen, bewegen ihn zu einer ſanftern und geſittetern Aufführung. Sein Umgang und Beyſpiel hingegen erweitert auf der andern Seite ihre Einſichten, erhöht ihre Geſinnungen, befeſtigt ihre Entſchlieſſungen, und befreyt ſie von tauſenderley Sorgen und Bekümmerniſſen, denen ſie wegen ihrer ſchwächern Beſchaffenheit ſonſt unterworfen iſt. Gewiß, von ſolchen Geſinnungen, und den glückſeligen Folgen ſo daraus entſtehen, läßt ſich nicht glauben, daß ſie ſich mit irgend einer Pflicht, die er entweder Gott, oder den Menſchen ſchuldig iſt, nicht vertragen ſollten.

Pflichten des Eheſtandes.

Von der ehelichen Verbindung haben wir folgende natürliche Geſetze: 1. Gegenſeitige Treue im Ehebette. Treuloſigkeit vernichtet ſo gar den Zweck des Eheſtandes, löſt das natürliche Band der Verwandtſchaft auf, ſchwächt die moraliſche Vereinigung, deren hauptſächlichſte Stärke auf einer gegenſeitigen Zuneigung beruht: Und weil ſie den Vater der Kinder ungewiß macht; ſo vermindert ſie die Sorgfalt und Liebe, die zur Erziehung derſelben erfodert wird.

2. Gemeinſchaftlicher guter Rath und Bemühungen, das gemeinnützige Beſte der Familie zu befördern, und die gemeinſchaftlichen Kinder zu erziehn. Damit aber dieſe Geſetze beobachtet werden, ſo iſt nöthig, daß beide Theile, vor ihrer Verheirathung, und während derſelben,

den genaueſten Wohlſtand und die ſtrengſte Keuſchheit in den Sitten beobachten, und eine richtige Empfindung von dem erwerben, was eines jeden Charakter zukömmt.

3. Die Einigkeit muß unverbrüchlich ſeyn, und auf Lebenszeit dauern. Die Natur der Freundſchaft, und beſonders dieſer Gattung davon; die Erziehung ihrer Kinder, und die Ordnung der Geſellſchaft, und die Erbfolgen welche auſſerdem in die äuſſerſte Verwirrung gerathen würden, ſcheinen alles dieſes zu erfodern. Dieſe Einigkeit zu erhalten, und den Eheſtand deſto harmoniſcher und vergnügter zu machen, ſind eine gegenſeitige Hochachtung und Zärtlichkeit, eine gegenſeitige Gefälligkeit und Verträglichkeit, eine Mittheilung guten Raths, und Beyſtand und Anſehen ſchlechterdings nothwendig. Bleibt jeder Theil bey den Beſchäfftigungen, die ihm zukommen; ſo braucht es keine Zänkereyen um die Macht der Oberherrſchaft, und es werden auch keine entſtehn. Sie haben ja kein entgegengeſetztes, kein getheiltes Intereſſe; und alſo kann auch kein rechtmäſſiger Grund da ſeyn, warum ihr beiderſeitiges Verhalten einander entgegengeſetzt ſeyn ſollte.

Vielweiberey.

Aus dieſen Umſtänden und der gegenwärtigen Verfaſſung der Dinge, darinnen wir eine faſt ziemlich gleiche Anzahl Perſonen von beiderley Geſchlechtern finden, erhellt aufs deutlichſte, daß die Vielweiberey ein unnatürlicher Zuſtand ſey. Und wenn man auch zugeben wollte, daß dieſelbe eine deſto größre Fruchtbarkeit an Kindern nach ſich ziehen könnte, welches jedoch, wie man befunden hat, nicht eintrifft; ſo iſt doch dieſelbe keinesweges ſchicklich, die Gemüther zu bilden;

welches eben ſo ſehr, wo nicht noch mehr, die Abſicht der Natur zu ſeyn ſcheint, als die Fortpflanzung der Körper.

Eheſcheidung u. ſ. w.

In was für Fällen die Eheſcheidung Statt finde; welches die rechtmäſſigen Hinderniſſe der Verheirathung seyn; und in was für Graden der Blutsfreundſchaft die Ehe geſtattet werden könne: haben wir hier keinen Raum zu unterſuchen, und verweiſen daher den Leſer auf Hutchinſons ſcharſſinniges moraliſches Compendium, III. Buch, I. Capitel.

Drittes Capitel.

Von der Pflicht der Aeltern.

Verknüpfung der Aeltern und Kinder.

Die Verknüpfung der Aeltern mit ihren Kindern iſt eine natürliche Folge von der ehelichen Verknüpfung; und die Pflichten, ſo ſie denſelben ſchuldig ſind, entſtehen eben ſo natürlich aus dieſer Verknüpfung. Der ſchwächliche Zuſtand der Kinder, da ſie ſo vielerley Bedürfniſſen und Gefahren unterworfen ſind, erfodert ihre ununterbrochne Vorſorge und Aufmerkſamkeit; ihre unwiſſenden und ungebildeten Herzen verlangen eine beſtändige Unterweiſung und Ausbildung. Wären die menſchlichen Kinder mit der völligen Stärke der Männer, und zugleich mit derjenigen Schwäche der Vernunft und Heftigkeit der Leidenſchaften, die bey Kindern obwalten, zur Welt gekommen; ſo würden ſie zu ſtark oder zu halsſtarrig geweſen ſeyn, als daß ſie ſich der Regierung und Unterweiſung ihrer Aeltern unterworfen hätten.

hätten. Da ſie aber zu einer ſtufenweiſe fortwachſenden Erkenntniß und Tugend beſtimmet waren; ſo ſchickte es ſich gar wohl, daß das Wachsthum ihres Körpers mit dem Wachsthum ihres Geiſtes in gleichem Schritte gienge, wofern die Abſichten dieſes ſtufenweiſen Fortgangs nicht wegfallen ſollten. Unter andre bewundernswürdige Abſichten, zu welchen dieſe ſtufenweiſe Auswickelung ſo wohl ihrer äuſſerlichen, als innwendigen Bauart dient, gehört auch dieſe, daß ſie der Uebung vieler zärtlichen und großmüthigen Neigungen ein geräumiges Ziel darbietet, welche das häusliche Leben mit einer ſchönen Mannichfaltigkeit von Pflichten und Freuden erfüllen, und in der Folge eine edle Unterweiſung des Herzens, und eine harte Art der Erziehung zu den rühmlichern und wichtigern Pflichten des geſchäftigen Lebens machen.

Väterliche Gewalt, ſo ſich auf dieſe Verknüpfung gründet.

Der oben gedachte ſchwache und unwiſſende Zuſtand der Kinder ſcheint ihre Aeltern deutlich zu demjenigen Anſehen und der Gewalt zu berechtigen, welche zu ihrer Ernährung, Beſchützung und Auferziehung nöthig iſt; aber dieſes Anſehen und dieſe Gewalt kann ſo eingerichtet ſeyn, daß ſie ſich nicht weiter erſtreckt, als zur Erreichung dieſer Zwecke nöthig iſt, und nicht länger dauert, als dieſe Schwachheit und Unwiſſenheit währen: ſo bald alſo der Grund oder die Urſache dieſes Anſehens und dieſer Gewalt aufhört; ſo bald hören auch ſie ſelbſt auf. Nun aber mag die Gewalt oder das Anſehen, ſo die Aeltern währender Minderjährigkeit ihrer Kinder nothwendiger oder rechtmäſſiger Weiſe ausübten, auch noch ſo groß geweſen ſeyn; ſo würde es doch tyranniſch und ungerecht ſcheinen, wenn ſie ein gleiches Recht begehren und ſich anmaaſſen wollten, nachdem

die Kinder die Reiſe oder den völligen Gebrauch ihrer Stärke und Vernunſt erlanget haben. Hieraus fällt aufs deutlichſte in die Augen, daß Aeltern kein Recht haben, ihre Kinder an ihrer Perſon ſtrenger zu beſtrafen, als die Natur ihrer Vormundſchaft erſodert; und noch viel weniger, ſie am Leben anzutaſten, einen Eingriff in ihre natürliche Freyheit zu thun, oder ſie, als ihr Eigenthum, einem andern Herrn abzutreten, er ſey wer er wolle. Wäre aber ein Vater ſo ungerecht und unmenſchlich, daß er ſie, wie ſeine übrigen Güter und Zubehör, betrachtete, und ihnen ſo begegnete, und ſie können ſich widerſetzen, ſo mögen ſie es getroſt thun: Und vermögen ſie dieſes unmenſchliche und unnatürliche Joch abzuſchütteln; ſo ſind ſie dazu berechtiget, und können diejenige Freyheit genieſſen, zu welcher Gott und die Natur ſie beſtimmet hat.

Pflichten der Aeltern.

Die erſte Claſſe von Pflichten, die die Aeltern ihren Kindern ſchuldig ſind, betrifft ihr natürliches Leben; und dieſes begreifft Schutz, Auferziehung, Ernährung, Einführung in die Welt nach einer Art, wie ſie ihrem Range und Vermögen gemäß iſt, und dergleichen, in ſich.

Erziehung.

Die andre Gattung von Pflichten hat das geiſtige und moraliſche Leben ihrer Kinder, oder ihre Erziehung in denjenigen Künſten und Vollkommenheiten zur Abſicht, welche erſodert werden, ſie zur Ausübung derjenigen Pflichten geſchickt zu machen, welche ſie ſich ſelbſt, oder Andern ſchuldig ſind. Da wir geſehen haben, daß dieſes die vornehmſte Abſicht der ehelichen Verbindung ſey; ſo iſt die Erfüllung dieſer Abſicht die wichtigſte und ehrwürdigſte unter allen Pflichten der Aeltern.

tern. Damit alſo das Kind in den Stand geſetzt werde, ſeine Rolle, als Menſch, als Bürger, als ein Geſchöpf Gottes, weislich und anſtändig zu ſpielen; ſo ſollen die Aeltern beiderſeits ihre vereinigte Weisheit, Autorität und Gewalt zuſammen anwenden, und ein jeder Theil für ſich beſonders diejenigen Gaben brauchen, welche die eigenthümliche Vortrefflichkeit und Zierde von eines jeden Geſchlechte ausmachen. Der Vater ſoll zu ihrer Erziehung den Entwurf machen, und über dieſelbe die Aufſicht haben; die Mutter ſoll dieſen Entwurf ausführen, und die einzelnen Umſtände, in ſo weit ſie deſſen fähig iſt, einrichten. Jener würde die männliche Ausbildung der geiſtigen und moraliſchen Kräfte ſeines Kindes anordnen. Seine Einbildungskraft auszubilden, und die Art und Weiſe wie dieſe Ausbildung geſchehn ſoll, ſind das eigenthümliche Geſchäffte für dieſe. Jener ſoll ſeinem Mündel rathen, ihn ſchützen, regieren, und ihn durch ſeine Erfahrung, männliche Herzhaftigkeit, und diejenige höhere Autorität, welche ſeinem Geſchlechte insgemein eigen iſt, zum geſchäfftigen Leben, zum Ernſt, zur Rechtſchaffenheit und Standhaftigkeit im Leiden anführen, ſtärken und befeſtigen. Dieſer ihr Amt iſt, ihren männlichen Mündel durch die Annehmlichkeiten ihres Umgangs, durch die Sanftmuth und den Anſtand in ihren Sitten zum geſelligen Leben, zu der Feinheit des Geſchmacks und den ſchönen Wohlanſtändigkeiten und Freuden der Menſchlichkeit biegſam und weich zu machen; und die Zärtlichkeit und Beſcheidenheit ihres weiblichen Mündels zu verbeſſern und zu läutern, und ſie zu allen den ſanften häuslichen Tugenden zu gewöhnen, welche die eigenthümlichen Vorzüge und Zierden ihres Geſchlechtes ſind; die aufblühenden Herzen, die ihrer liebreichen Sorgfalt anvertrauet ſind, durch

die unterſchiedlichen Perioden ihres ſtufenweiſen Wachsthums zu leiten, ihnen in jeder Periode beyzuſtehn, indem ſie den verborgnen Saamen der Vernunft und Aufrichtigkeit ausſtreuen, damit ſie immer neuen Zuwachs an Einſicht und Tugend gewinnen mögen; und in der Folge die jungen Schauſpieler mit allen dieſen Vorzügen auf die groſſe Bühne des menſchlichen Lebens vorzuführen, damit ſie ihre Rollen vor den Augen ihrer Freunde, der Geſellſchaft, und des menſchlichen Geſchlechts ſpielen können! Wie glorreich belohnt der Himmel nicht die Arbeit, wenn Aeltern dieſe werthen Bilder und Vertreter ihrer eignen Perſon, ſo wohl ihre Tugenden, als ihr Vermögen erben, ihren Charakter, der einem jeglichen eigen iſt, mit Annehmlichkeit und Anſtande behaupten, und ihnen die glückſelige Hoffnung geben ſehen, daß dieſelben ihren Namen mit zunehmender Ehre und Vortheile auf ein noch ungebornes Geſchlecht fortpflanzen werden.

Viertes Capitel.

Pflicht der Herren und Diener.

Grund dieſer Verknüpfung.

Bey dem natürlichen Laufe der menſchlichen Angelegenheiten muß es ſich natürlicher Weiſe ereignen, daß manche Menſchen im Ueberfluß und Reichthume leben, und andre in einen Stand der Dürftigkeit und Armuth verſetzet ſeyn werden. Jene brauchen die Arbeit dieſer, und dieſe den Unterhalt und die Hülfe jener. Dieſes wechſelsweiſe Bedürfniß iſt der Grund von der Verknüpfung, die ſich

zwiſchen

zwiſchen Herren und Dienern findet, wir mögen ſie nun eine moraliſche, oder bürgerliche Verknüpfung nennen.

Geſchaffenheit des Dienſtes.

Derjenige, welcher einen Andern ernährt, hat ein Recht auf eine gewiſſe Vergeltung, auf die Arbeit deſſen den er unterhält, und auf die Früchte dieſer Arbeit. Und der, ſo für einen Andern arbeitet, hat ein Recht zu erwarten, daß ihm derſelbe beyſtehn werde. Da aber die Arbeiten eines Mannes von gewöhnlicher Stärke gewiß von gröſſerm Werthe ſind, als bloſſe Nahrung und Kleidung, (indem ſie ihm wirklich mehr, und ſo gar die Mittel, eine Familie zu erhalten, eintragen würden, wenn ſie der Arbeiter zu ſeinem eignen Behuf anwendete;) ſo hat er deßwegen ein unſtreitiges Recht, den Preis ſeiner Dienſte auf einen gewiſſen Lohn über ſeinen Unterhalt zu ſetzen, und darüber zu gebieten: Und wenn er ſich unbedachtſamer Weiſe verpflichtet hat, bloß für dieſen zu dienen; ſo kann er doch, weil der Contract auf einer Seite überläſtig iſt, gar füglich und billig eine Erſetzung dieſer Einbuße fodern. Werden gewiſſe Dienſte namentlich ausgemacht; ſo iſt der Diener einzig und allein zu dieſen verbunden: Geſchieht dieſes nicht; alsdann iſt er bloß zu den Dienſten, die ſich mit den Geſetzen der Gerechtigkeit und Menſchenliebe vertragen, ſo wohl berufen, als auch verpflichtet. Durch den ſelbſterwählten Dienſt, dem er ſich unterwirft, vergiebt er ſich weiter keine Rechte, als diejenigen, welche unter dieſem Dienſte nothwendiger Weiſe begriffen ſind; und iſt weiter keiner Strafe unterworfen, als derjenigen, welche eine vorſätzliche Vernachläſſigung in dem Dienſte, der Billigkeit nach, zu verdienen ſcheint. Die Kinder ſolcher Bedienten haben ein Recht zu derjenigen Freyheit, welche weder ſie, noch ihre Aeltern verwirket haben.

Knechtſchaft groſſer Miſſethäter.

Was diejenigen betrifft, welche um einer abſcheulichen Miſſethat, oder um eines namhaften Schadens willen, den ſie vorſätzlich verurſachet haben, und dafür ſie ſonſt keine Genugthuung leiſten können, zur ewigen Knechtſchaft verurtheilt werden; ſo verlieren ſie deßwegen noch nicht alle Rechte als Menſchen, ſondern nur diejenigen, deren Beraubung nöthig iſt, die Geſellſchaft wider dergleichen Miſſethaten aufs künftige in Sicherheit zu ſtellen, oder den Schaden, den ſie gethan haben, zu erſetzen.

Knechtſchaft der Gefangnen.

Was die Kriegsgefangnen anbelangt, ſo iſt es grauſam und unmenſchlich, ſie zu ewigen Sklaven zu machen; es müßte denn ihre Feindſeligkeit mit gewiſſen ganz beſondern und auſſerordentlich ſtrafbaren Umſtänden begleitet geweſen ſeyn. Der groſſe Haufe von den Unterthanen einer jeglichen Regierung, die im Kriege befangen iſt, kann gar füglich für eine Menge von unſchuldigen Feinden gehalten werden; und hat alſo ein Recht auf diejenige Gnade, welche mit der allgemeinen Ruhe des menſchlichen Geſchlechts, und beſondern Sicherheit derjenigen Geſellſchaft, wider die der Krieg geführt wird, beſtehn kann. Obwohl gemeine Gefangne ihr Leben geſchenkt bekommen; ſo iſt es doch ein zu hoher Preis, wenn ſie es mit ihrer Freyheit, als mit einem Aequivalent, bezahlen ſollen. Es giebt andre Mittel, dieſe Gütigkeit zu vergelten und dafür Genugthuung zu leiſten, als daß ſie etwas hingeben müſſen, das ihnen beynahe lieber iſt, als das Leben ſelbſt *). Denen, die unter dem Vorwande der Handlungsbedürfniſſe den unnatürlichen Handel

*) Vid. HVTCH. Mor. Inſt. Phil. 3. B. Cap. 3.

Handel mit Menſchen treiben, und ihre unſchuldigen, aber unglücklichen, Nebenmenſchen zu einer ewigen Knechtſchaft und Elende zwingen, können wir die Worte eines ſinnreichen Schriftſtellers zurufen: „Der Geiz mag ſich entſchul„digen, wie er will; ſo findet ſich doch allemal ein edler „Widerwille in der Menſchlichkeit, unſre Nebenmenſchen „zu kaufen und zu verkaufen, und dieſelben als unſern „Reichthum und unſer Eigenthum zu betrachten.„

Wie es des Dieners Pflicht iſt, ſeinem Herrn mit Treue und Freuden zu dienen, gleich einem, der da weis daß er dem groſſen Beherrſcher der ganzen Welt Rechenſchaft geben muß; ſo ſoll hinwiederum der Herr von ſeinem Diener niemals etwas fodern, was die natürlichen Schranken der Billigkeit und Menſchenliebe überſchreitet: indem er zu keiner Zeit vergeſſen muß, daß derſelbe ein Bruder aus eben der Familie, ein Erbe eben derſelben Natur, und ein Unterthan eben deſſelben groſſen Beherrſchers iſt.

Fünftes Capitel.

Geſellſchaftliche Pflichten des Privat-Standes.

Wir haben bisher bloß die häuslichen, ökonomiſchen Pflichten betrachtet, weil ſie in dem ſtufenweiſen natürlichen Zuſtande die erſten ſind. Aber indem der Menſch auch auſſer dem kleinen Cirkel einer Familie geſchäfftig iſt, ſo tritt er in Verknüpfungen mit Anverwandten, Freunden, Nachbarn und Andern; woraus dann ein

eine neue Claſſe von Pflichten des geſellſchaftlichen Privat-Standes fließt, als Freundſchaft, Keuſchheit, Leutſeligkeit, gute Nachbarſchaft, Menſchenliebe, Verträglichkeit und Gaſtfreyheit.

Der Menſch iſt zum geſelligen Leben geſchaffen.

Der Menſch iſt zu den beſondern geſelligen Verbindungen und Pflichten auf eine bewundernswürdige Art eingerichtet. Es findet ſich in ſeiner Natur ein eigenthümlicher und mächtiger Hang, ſich durch die Geſinnungen und Neigungen Andrer lenken zu laſſen. Die Menſchen ſtimmen gleichſam, wie gewiſſe muſikaliſche Inſtrumente, mit einander, ſo daß die Bebungen oder Noten, die in einem erreget werden, übereinſtimmende Noten und Bebungen in den Andern erregen. Die Anfälle von Vergnügen oder Mißvergnügen, von Freude oder Betrübniß, die ein Herz treffen, werden durch eine augenblickliche Sympathie der Natur, in gewiſſem Grade allen mitgetheilt; beſonders wenn Herzen, (wie es ein menſchlicher Schriftſteller ausdrückt,) in der Zuneigung und Zärtlichkeit harmoniſch mit einander geſtimmt ſind; die Freude, ſo in dem Einen bebt, theilt ſich auch dem Andern mit. Wir können noch dieſes hinzuſetzen: Obgleich die Freude, die auf ſolche Art mitgetheilt wird, die Harmonie erhöht; ſo zerſchmelzt doch gleichſam der Kummer, der in das Herz eines Freundes übergeht, und von dar in ſympathetiſchen Tönen zurückſchallt, und ſtirbt gleichſam dahin. Alle Leidenſchaften, vornehmlich aber die geſelligen, werden leicht fortgepflanzt; und ſo bald ſich die Leidenſchaften eines Menſchen mit den Leidenſchaften eines andern vereinigen, ſo bald nehmen ſie zu, und vervielfältigen ſich zum Erſtaunen. Er giebt eine höchſt rührende Beredſamkeit in

dem

dem Angeſichte eines Menſchen, in ſeiner Miene, Stimme und Geberdung, die die geheimſten Empfindungen der Seele unvergleichlich ausdrückt, die ſie, gleich einer zarten Flamme, in die Herzen Andrer abſchießt, und daſelbſt übereinſtimmende Empfindungen erregt: Freundſchaft, Liebe, Freundlichkeit, Freude verbreiten ſich durch alle Geſichtszüge, und ſchieſſen beſonders aus den Augen ihre ſanftern und ungeſtümern Feuer mit einer unwiderſtehlichen Kraft. Und auf eben dieſe Weiſe gieſſen die entgegengeſetzten Leidenſchaften, Haß, Feindſchaft, Verdruß, Schwermuth eine finſtre und traurige Miene über das Geſicht aus, blitzen von Auge zu Auge, und entzünden eine ganze Menge von ähnlichen Leidenſchaften. Durch dieſe und andre bewundernswürdige Eigenſchaften des nach allen ſeinen Theilen aufs vollkommenſte eingerichteten innern Triebwerks, werden die Menſchen zur Geſelligkeit, und zu dem angenehmen Wechſel freundſchaftlicher Geſinnungen und Pflichten gebildet, damit ſie die Glückſeligkeit Andrer durch ihre Theilnehmung daran, und ihre eigne durch Mittheilung derſelben vergröſſern, die gemeinſchaftliche Summe ihres Elendes hingegen, durch Theilung deſſelben, vermindern mögen.

Pflichten, ſo aus Privat-Verwandtſchaft entſtehen.

Die erſten Ausflüſſe der geſelligen Grundneigung leiten uns, auſſer den Gränzen einer Familie eine nähere Verbindung von Freundſchaft oder Vertraulichkeit mit denen zu ſchlieſſen, die mit uns auf irgend eine Art durch Blutsfreundſchaft oder häusliche Verwandtſchaft verknüpfet ſind. Gegen dieſe zeigt ſich unſre Neigung insgemein von ſelbſt in einem höhern oder geringern Grade, je näher oder entfernter die Verwandtſchaft iſt. Und die-

ſes Verhältniß iſt dem Umfange unſrer Kräfte, und der Dürftigkeit unſers Zuſtandes unvergleichlich angemeſſen; denn der größte Theil der Menſchen kann, bloß in dieſen kleinern Cirkeln der Verwandtſchaft oder Blutsfreundſchaft, ſeine Fähigkeit oder ſeine Menſchenliebe wirken laſſen, und folglich ſeine Verknüpfung mit der Geſellſchaft, und ſeine Brauchbarkeit zu dem allgemeinen Beſten, bloß dadurch unterhalten. Daher iſt es unſre Pflicht, dieſe engern Verknüpfungen, als das nächſte eigentliche Geſchäffte der Verknüpfung einer Familie zu betrachten, darinnen uns die Natur eine Sphäre von Thätigkeit und Brauchbarkeit angewieſen hat; und die zärtlichen Neigungen zu bilden, welche das Band dieſer lieblichen Verbindungen ſind.

Was zur Freundſchaft erfodert werde?

Oftmals kann der Anblick vorzüglicher moraliſcher Eigenſchaften an Einigen unſrer Bekannten jene edlere Verknüpfung erzeugen, die wir **Freundſchaft** nennen, welche den Banden der Blutsverwandtſchaft weit vorzuziehn iſt. Denn dieſe ſind von einer ſo unwichtigen, und oftmals ſo vergänglichen Natur, daß wir, weil ſie mehr vom **Inſtinct**, als von der **Vernunft**, an ſich haben, gar keinen ſolchen vernünftigen Grund davon angeben können. Die **Freundſchaft** aber ſchöpft ihre ganze Stärke und Schönheit, und die einzige Exiſtenz, welche dauerhaft iſt, aus den Eigenſchaften des Herzens, oder aus tugendhaften und liebenswürdigen Neigungen: Oder ſollte es an dieſen fehlen; ſo muß man doch vorausſetzen, daß ſie da wären, oder es müßte doch ein Schatten davon da ſeyn. Demnach kann man die **Freundſchaft** beſchreiben, als „die Vereinigung „zwoer Seelen durch die Tugend, welche der gemein-

„ſchaftliche Gegenſtand, und das Band ihrer gegenſeitigen „Zuneigung iſt.„ Ohne Tugend, oder ohne Vorausſe-tzung derſelben, iſt die Freundſchaft bloß ein gewinnſüchtiges Bündniß, eine Verbindung des gegenſeitigen Nutzens, welche mit der Zeit aufhören muß, ſo bald dieſer Nutzen aufhört oder nicht weiter Statt findet. Sie iſt nicht ſo wohl eine beſondre Leidenſchaft, als vielmehr die Zuſammenſetzung einiger von den edelſten Empfindungen und Leidenſchaften des Herzens. Ein feiner Verſtand, ein richtiger Geſchmack an der Tugend und Liebe zu derſelben, eine vollkommene Redlichkeit und Gutherzigkeit, oder was wir eine gute Gemüthsart zu nennen pflegen, und eine edle Sympathie der Geſinnungen und Neigungen, ſind die nothwendigen Eigenſchaften dieſer tugendhaften Verknüpfung. Wenn ſie auf Hochachtung gepflanzt, durch Umgang und Gewohnheit genährt, und durch die Zeit zur Reife gebracht worden iſt; ſo gewährt ſie ein unendliches, immer neues und immer zunehmendes Vergnügen, ſo iſt ſie eine edle Stütze unter den mannichfaltigen Prüfungen und Glücksveränderungen des Lebens, und eine köſtliche Würze für die meiſten unſrer übrigen Freuden. Eine tugendhafte Freundſchaft zu ſchlieſſen und zu unterhalten, muß ein vortreffliches Mittel zur Verbeſſerung unſrer Gemüthsart ſeyn; weil ihre vornehmſte Abſicht die Tugend iſt, welche mit allen Reizungen ihrer Geſtalt, ihres Weſens und Betragens ins Licht geſetzt wird, in den angebornen Annehmlichkeiten vielerley edler Geſinnungen und Neigungen hervorglänzt, und dem freundſchaftlichen Zuſchauer in einem ungezwungnen, edlen und redlichen Verhalten gleichſam ſichtbar gemacht wird; und weil ihre vornehmſten Uebungen der eigentliche Nachdruck der Tugend, oder die Wirkungen und Ausflüſſe derſelben

ſind. Und gewiß, wenn dieſe liebenswürdige Verbindung einmal unſer Herz eingenommen hat; ſo wird ſie unſre Bewunderung und Liebe zur Tugend erhöhn, und ſich, wo fern ſie nicht in ihrem Laufe durch unnatürliche Vorurtheile gehindert wird, in eine Freundſchaft gegen das ganze menſchliche Geſchlecht ausbreiten. Denn ſo wenig ein Mann, der das menſchliche Geſchlecht haßt, den geheiligten Namen eines Freundes verdienen kann, und ſo wenig er ſich deſſelben anmaaſſen darf; eben ſo ſehr beſitzt der, welcher die Menſchen wahrhaftig liebt, die weſentlichſte Eigenſchaft eines wahren Freundes.

Pflichten derſelben. Die Pflichten der Freundſchaft ſind eine gegenſeitige Hochachtung Eines Theils gegen den Andern, die den perſönlichen Vortheil weder zum Grunde, noch zur Abſicht hat; eine edle Vertraulichkeit, die vom Mißtrauen eben ſo weit entfernet iſt, als von der Zurückhaltung; eine unverbrüchliche Harmonie der Geſinnungen und Neigungen, der Abſichten und des Intereſſe; eine Treue, die ſich durch keine Veränderungen des Glücks erſchüttern läßt; eine Beſtändigkeit, die durch keine Entfernung der Zeit oder des Ortes verletzet wird; eine Aufopferung unſers perſönlichen Nutzens, zum Beſten unſers Freundes; und eine wechſelsweiſe, durchaus nicht mißgünſtige, und uneingeſchränkte gegenſeitige Bereitwilligkeit zu angenehmen Dienſten. — Aber bey allen Wirkungen dieſer moraliſchen Verknüpfung müſſen wir, da dieſelbe menſchlich und edelmüthig iſt, nicht vergeſſen, daß ſie in einer engen Sphäre wirkt, und ihre unmittelbaren Thätigkeiten bloß eine einzelne Perſon betreffen; und daß daher die beſondern Anreizungen derſelben jederzeit einem gemeinnützigern Vortheile untergeordnet, allemal von den

ausgebreiteten Verknüpfungen unſrer Natur gelenkt und eingeſchränkt werden müſſen.

Liebe und Keuſchheit.

Wenn unſre Freundſchaft auf eine Perſon des andern Geſchlechts fällt, bey welcher Schönheit, oder Artigkeit im Aeuſſerlichen, und ein angenehmes Betragen ſich vereinigen, um den moraliſchen Reiz eines zärtlichen, redlichen Herzens auszudrücken und zu erhöhen, und eine ſanfte, witzige, beſcheidne Gemüthsart bey ihr durch geſunde Vernunft verſchönert wird; ſo verliert ſich unſre Freundſchaft nach und nach gemeiniglich in eine ſanftere und noch angenehmere Ergebenheit. Wenn dieſe Ergebenheit durch eine zunehmende Bekanntſchaft mit dem Werthe ihres Gegenſtandes vermehret, mit Klugheit regieret wird, und in der Folge, wie es ſich gebührt, auf die oben *) gedachte moraliſche Verknüpfung abzielt; ſo wird ſie zu einer Quelle vieler angenehmen Pflichten, einer Gemeinſchaft von Neigungen und Abſichten, der reinſten Wohlanſtändigkeit, und tauſenderley namenloſer tief empfundner Freuden von wechſelsweiſer Zärtlichkeit und Liebe, die aus jedem Blicke, aus jedem Worte und aus jeglicher Handlung quellen. Hier wirkt die Freundſchaft mit zwiefachem Nachdrucke; und die natürlichen Reizungen vereinigen ſich mit den moraliſchen, die Liebe zur Tugend zu befeſtigen und zu unterſtützen. Nun aber ſind die zärtliche Beſchaffenheit der weiblichen Ehrliebe und Wohlanſtändigkeit, und die unausſprechliche Grazie eines keuſchen und ſittſamen Betragens, die ſicherſten, und wirklich einzigen Mittel, dieſe zärtliche und ſchöne Flamme zuförderſt zu entzünden, und ſie nachher immer

*) Man ſehe das II. Capitel dieſes Abſchnitts.

lebendig zu erhalten, und die vortrefflichen Zwecke, dazu ſie beſtimmet iſt, zu erfüllen: Wenn man alſo durch Betrügerey die eine zu verletzen, und unter dem Vorwande der Leidenſchaft die andern zu beflecken und zu vergiften ſucht, und dadurch den gar zu oft leichtgläubigen und unvorſichtigen Gegenſtand, mit einer unzüchtigen Grauſamkeit, dem Haſſe ſeines eignen Geſchlechts, und dem Geſpötte des unſrigen, und der niedrigſten Beſchimpfung von allen beiden preisgiebt; ſo iſt dieſes Verfahren nicht allein niederträchtig und ſtrafbar, ſondern es ſtreitet auch wider jenes vernünftige und reine Vergnügen, deſſen eigentlicher Genuß aus den ſchaamhaften und geheiligten Reizungen einer Tugend quillt, welche unbefleckt erhalten worden, und daher für das Herz des Liebhabers beſtändig reizend bleibt.

Gefälligkeit, gute Nachbarſchaft, u. ſ. w.

Gefälligkeit, gute Nachbarſchaft, Freundlichkeit, und andre ſolche Verbindlichkeiten, die ſich auf unſre geſelligen Privat-Pflichten gründen, ſind für Menſchen, die zu einer Geſellſchaft vereiniget ſind, und davon Einer von dem Andern, in einer Kette von gegenſeitiger Bedürfniß und Abhängigkeit, Hülfe braucht und erhält, nicht weniger nöthig und verpflichtend. Sie beſtehen keinesweges in einer feinen Liſt, und einer künſtlichen oder willfährigen Miene, nicht in liebkoſenden Schmeicheleyen, oder einer höflichen Unterthänigkeit in den Geberden; ſondern in einer richtigen und beſcheidnen Empfindung von unſrer eignen, und andrer Leute Würde, und von der Ehrerbietung, die wir dem menſchlichen Geſchlechte, und insbeſondre denen ſchuldig ſind, welche die höhern Glieder an der geſellſchaftlichen Kette vorſtellen; in einer klugen und männlichen Willfährigkeit, die

Schwach-

Schwachheiten und wunderlichen Einfälle Andrer zu überſehn; in einer genauen Beobachtung der Regeln des Wohlſtandes und der Höflichkeit; hauptſächlich aber in einer offenherzigen verbindlichen Aufführung, und großmüthigen gegenſeitigen Bereitwilligkeit zu guten Dienſten mehr, als zu guten Worten. Ein ſolches Verhalten iſt von groſſem Nutzen und Vortheile; weil es ein unvergleichlicher Schutz gegen Beleidigungen iſt, und den beſten Anſpruch, die beſte Empfehlung zur Hochachtung, Höflichkeit und allgemeinen Ehrerbietung der Menſchen giebt. Dieſe niedre Claſſe von Tugenden vereinigt die einzelnen Glieder der Geſellſchaft deſto genauer, und macht die kleinern Pfeiler des bürgerlichen Gebäudes aus, welche in vielerley Fällen die unvermeidlichen Mängel der Geſetze erſetzen, und die Harmonie und den Wohlſtand der geſelligen Gemeinſchaft da unterhalten, wo die wichtigern und weſentlichern Vorſchriften der Tugend mangeln.

Menſchenliebe und Verträglichkeit ſind in der That ſehr liebenswürdige und nützliche geſellige Pflichten. Es giebt eine zwiefache Eintheilung von Rechten oder Befugniſſen, die von den moraliſchen Schriftſtellern gemeiniglich angegeben wird, nämlich: **vollkommne** und **unvollkommne** Rechte. Jenen Genüge zu thun, iſt nothwendig, damit die Geſellſchaft beſtehn, und zwar wohl beſtehn könne. Dieſe zu erfüllen, iſt eine Pflicht, die eben ſo geheiligt als dringend iſt, und die die Verbeſſerung und den glücklichen Zuſtand der Geſellſchaft bewirkt. Da aber die Verletzung derſelben dem allgemeinen Beſten nicht eben gar zu groſſen Schaden thut; ſo iſt auch die Beobachtung derſelben dem Urtheile des Geſetzes nicht unterworfen, ſondern wird der

Menſchenliebe, und Verträglichkeit.

Redlichkeit, Menſchenliebe und Dankbarkeit einzelner Perſonen anheimgeſtellt. Und auf dieſe Weiſe bekommen wir eine geräumige Laufbahn, darinnen wir alle Arten von Großmuth üben, und das ächte Verdienſt und den wahren Glanz der Tugend zeigen können. In dieſer Betrachtung fodern uns die Bedürfniſſe und Unglücksfälle Andrer zu einem liebreichen Beyſtande, und zu einer zu rechter Zeit anzuwendenden Hülfe auf. Und der redliche Mann wird, ohne durch Geſetze gezwungen, oder durch menſchliches Anſehen genöthigt zu ſeyn, mit Freuden dieſe traurige und bewegliche Auffoderung erkennen, und ihr mit Großmuth Genüge thun; eine Aufforderung, welche durch die Verordnung des Himmels unterſtützet wird, deſſen Wohlthaten auf eine dankbare Art zu verwalten, ihm zur Ehre gereicht. Wenn er an ſeinen eignen vollkommnen Rechten durch die Ungerechtigkeit Andrer angegriffen wird; ſo wird er doch deßwegen ihre unvollkommnen Rechte auf Mitleiden und Vergebung nicht verwerfen, es müßte denn mit den ausgebreitetern Rechten der Geſellſchaft, oder des allgemeinen Beſten nicht beſtehn, ihnen dieſe wiederfahren zu laſſen. Auf dieſen Fall wird er ſeine Zuflucht zu der öffentlichen Gerechtigkeit und den Geſetzen nehmen; und ſogar alsdann wird er die Beleidigung nicht mit einer unnöthigen Strenge, ſondern vielmehr mit Sanftmuth und Menſchenliebe ahnden. Wäre die Beleidigung bloß perſönlich, und von ſolcher Beſchaffenheit, daß ſie Entſchuldigungen litte, und die Verzeihung derſelben zöge keine noch ſchlimmern Folgen nach ſich, insbeſondre Folgen, die etwan dem gemeinen Weſen nachtheilig ſeyn könnten; ſo wird der redliche Mann ſeinem Bruder, der ihn beleidigte, mit Großmuth verzeihn: Und es iſt ſeine Pflicht, dieſes zu thun, und ja keine Privat-Rache zu üben, oder Böſes mit

mit Böſem zu vergelten. Denn die Empfindlichkeit über eine Beleidigung iſt zwar eine natürliche Leidenſchaft, und uns, wie wir oben angemerkt haben *), zu weislichen und guten Zwecken eingepflanzt: Wenn man aber die vielfältigen Parteylichkeiten erwägt, welche die meiſten Menſchen für ſich ſelbſt heegen; ſo würde ein Jeder gleich in ſeiner eignen Sache als Richter verfahren, und das Verdammnißurtheil, welches ihm ſeine Rachbegierde eingiebt, ſelbſt vollziehn wollen: woraus nur gar zu deutlich in die Augen fällt, daß die Menſchen in ihrer Wut alle Gränzen überſchreiten, und derjenige, welcher zuletzt gelitten hat, wiederum aufgefodert werden würde, nach dem ſtrengſten Vergeltungsrechte zu handeln. Mithin würde dieſes Uebel, das auf ſolche Art einem Uebel begegnen ſollte, eine beſtändige Reihe von Gewaltthätigkeit und Elend erzeugen, und die Geſellſchaft unerträglich, wo nicht gar unmöglich machen. Wo demnach unſre eigne Sicherheit, oder das Beſte des gemeinen Weſens, eben nicht eine verhältnißmäſſige Vergeltung erfodert; da iſt es dem allgemeinen Geſetze der Menſchenliebe, und den beſondern Zwecken der Leidenſchaft, (welche auf die Abwendung des Unrechts, und des hieraus entſtehenden Elendes abzielt,) gemäß, perſönliche Beleidigungen zu verzeihn, oder doch nicht Böſes mit Böſem zu vergelten **). Dieſe Pflicht iſt eine von den edlen Verbeſſerungen, die das Chriſtenthum in die gemeinen Grundſätze und das Verfahren der Menſchen eingeführt, und mit einer ganz auſſerordentlichen Stärke und

*) Man ſehe im Erſten Buche den zweyten und vierten Abſchnitt.

**) Man ſehe Butlers vortreffliche neunte Predigt über dieſe Materie nach.

Schönheit, durch Verordnungen, die nicht weniger reizend, als ehrwürdig ſind, eingeſchärſt hat. Und in der That iſt die Ausübung derſelben gemeiniglich ſchon ihre eigne Belohnung; indem ſie aus dem Herzen die fürchterlichſten Störer ſeiner Ruhe, jene feindſeligen Leidenſchaften, welche durch die Rachgier erzeuget und genährt werden, verbannt, und jeglichen Feind, den man hat, (ſolche ausgenommen, die weiter nichts von Menſchen mehr an ſich haben, als die äuſſerliche Geſtalt,) entwaffnet und ihn ſo gar zähmt.

Gaſtfreyheit. Die ausgebreitetſte und menſchlichſte Privat-Verknüpfung iſt wohl, aller Wahrſcheinlichkeit nach, die Verbindung der Gaſtfreyheit, aus welcher die liebenswürdigen und uneigennützigen Pflichten, die wir Fremdlingen ſchuldig ſind, flieſſen. Betrachten wir nun die Ausübung der gröſten und natürlichſten Privat-Leidenſchaften mit moraliſchem Beyfall und Vergnügen; wie liebenswürdig und verehrungswürdig müſſen uns nicht erſt diejenigen vorkommen, welche aus einer ſtillen Menſchenliebe entſpringen, auf die gemeinſchaftlichen Rechte und Verknüpfungen der Geſellſchaft gegründet ſind, und die Menſchen, nicht von einer beſondern Secte, Partey oder Nation, ſondern alle insgeſammt ohne Unterſchied, und ohne irgend eine von den kleinen Parteylichkeiten der Selbſtliebe umfaſſen!

Sechſtes

Sechſtes Capitel.

Geſellſchaftliche Pflichten in Abſicht auf die Handlung.

Die nächſte Claſſe von Verbindungen betrifft diejenigen, welche aus den Bedürfniſſen und Schwachheiten der Menſchen, und aus den mannichfaltigen Umſtänden, darein ſie durch ihre verſchiednen Situationen geſetzt werden, entſtehen. Dieſe können wir Handelsverbindungen nennen, und die Pflichten, ſo daraus flieſſen, Handelspflichten, als: Gerechtigkeit, Billigkeit beym Handel, Aufrichtigkeit, getreue Haltung der geſchloßnen Verträge und dergleichen.

Handelspflichten.

Es hat ein Schriftſteller vom erſten Range *) irgendwo angemerkt, daß die Natur, ob ſie gleich in allen ihren Werken vollkommen iſt, dennoch einen augenſcheinlichen und wichtigen Unterſchied unter ihnen beobachtet habe. An alle diejenigen, welche auſſer dem Kraiſe der menſchlichen Geſchicklichkeit und Macht liegen, und eigentlich zu ihrem eignen Bezirke gehören, hat ſie ſelbſt die letzte Hand angelegt. Dieſe kann der Menſch nachbilden und nachahmen; aber niemals weder ihr Nebenbuler ſeyn, noch zu ihrer Schönheit oder Vollkommenheit etwas hinzuſetzen. Dergleichen ſind die Geſtalten und der Bau der Pflanzen, der Thiere,

Worauf ſich dieſelben gründen?

*) Der Lord Baco von Verulamio.

Thiere, und vieler von ihren Producten, als der Honig, das Spinnengewebe und dergleichen. Wiederum giebt es andre von ihren Werken, die ſie mit Vorſatz gleichſam unvollendet gelaſſen hat, um der Scharfſinnigkeit und Macht der Menſchen etwas zu thun zu geben. Sie hat ihm einen reichlichen Ueberfluß an Materialien von allerley Art zu ſeiner Bequemlichkeit und zu ſeinem Gebrauche dargeboten; aber dieſe Materialien ſind noch roh und unbearbeitet, oder doch ſo beſchaffen, daß ſie ohne Kunſt und Arbeit nichts nützen. Dieſe muß er alſo anwenden, um dieſelben zu ſeinem Gebrauche geſchickt zu machen, und ſie in ihrer Vollkommenheit zu genieſſen. Auf ſolche Weiſe hat ihm die Natur eine unendliche Mannichfaltigkeit von Kräutern, Feldfrüchten, Foſſilien, Mineralien, Holz, Waſſer, Erde, Luft, und tauſenderley andre rohe Materialien gegeben, ſeinen zahlreichen Bedürfniſſen abzuhelfen. Allein, er muß ſäen, pflanzen, graben, reinigen, poliren, bauen, und mit einem Worte, die unterſchiedlichen Producte der Natur bearbeiten, um ſelbſt die Nothwendigkeiten des Lebens, und noch vielmehr, um die Bequemlichkeiten und Zierden deſſelben zu erlangen. Dieſe ſind ſo dann der Preis ſeiner Arbeit und ſeines Fleiſſes; und ohne dieſe wird ihm die Natur nichts verkaufen. Da aber die Bedürfniſſe der Menſchen vielfach, und die einzelnen Kräfte einer Perſon gering ſind; ſo würden ſie ſchwerlich die Nothwendigkeiten des Lebens, und noch viel weniger die Bequemlichkeiten deſſelben gewinnen können, wenn ſie ihre Geſchicklichkeit und Kräfte, zur Erwerbung derſelben, nicht vereinigen, und ſich eine gegenſeitige Vergeltung angenehmer Dienſte nicht gefallen laſſen wollten. Manche Menſchen ſchicken ſich beſſer zu manchen Arten von Arbeit und Geſchicklichkeit, und andre wieder zu andern; und verſchiedne Länder und

Erdſtriche ſind auch an verſchiednen Producten vor andern reich. Wenn alſo die Menſchen den Product ihrer perſönlichen Arbeiten gegen einander vertauſchen, und den Mängeln des einen Landes durch den Ueberfluß eines andern abhelfen; ſo vermindern ſie in der That die Arbeiten eines jeglichen, und befördern den Ueberfluß bey allen. Dieſes iſt der Grund von allem Handel, oder von der Vertauſchung der Waaren und Güter gegen einander; zu deren Erleichterung die Menſchen verſchiedne Arten von Münze oder Gelde, als einen gemeinſchaftlichen Maaßſtab, erfunden haben, nach welchem ſie den verhältnißmäſſigen Werth von den Gütern eines Jeglichen ſchätzen. Damit aber der Handel ſicher ſey, und ſeine Wirkung habe, ſind Gerechtigkeit, Billigkeit beym Handel, Aufrichtigkeit, und die getreuliche Haltung der Verträge unumgänglich nöthig.

Gerechtigkeit, u. ſ. w.

Gerechtigkeit oder Billigkeit im Handel, oder mit andern Worten, eine Gewohnheit, Andern zu begegnen, wie wir verlangen, daß ſie uns begegnen ſollen, iſt eine Tugend von der äuſſerſten Wichtigkeit, und mit dem tugendhaften Charakter unzertrennlich verbunden. Sie iſt das Band der Geſellſchaft, oder derjenige durchdringende Geiſt, welcher die Glieder derſelben verknüpft, ihre mannichfaltigen Verhältniſſe beſtimmt, und die Ordnung und Unterwerfung eines jeglichen Theils unter das Ganze erhält. Ohne dieſelbe würde die Geſellſchaft zu einer Höhle von Dieben und Straſſenräubern werden, deren Einer den Andern haßte und verſchlänge, ſo wie er von demſelben gehaßt und verſchlungen würde.

Auf-

Aufrichtigkeit. Aufrichtigkeit, oder Wahrhaftigkeit in unſern Worten und Thaten, iſt eine andre Tugend oder Pflicht von groſſer Wichtigkeit für die Geſellſchaft, indem ſie eines von den ſtärkſten Bändern des wechſelsweiſen Gewerbes, und der Grund des gegenſeitigen Vertrauens iſt. Ohne ſie würde die Geſellſchaft der Wohnplatz des Mißtrauens, des Neides und der Betrügerey, und der Umgang ein Gewerbe mit Lügen und Verſtellung ſeyn. Sie begreift unter ſich eine Uebereinſtimmung unſrer Worte mit unſern Geſinnungen, eine genaue Beobachtung der Wahrheit, und einen unverſöhnlichen Abſcheu vor der Falſchheit. Sie erfodert zwar nicht, daß wir unſre Gedanken unbeſonnener Weiſe heraus plaudern, oder die ganze Wahrheit in jeglichem Falle ſagen ſollen; aber ſie geſtattet doch nicht die mindeſte Verletzung der Wahrheit, oder einen Widerſpruch mit unſern Geſinnungen, und ſie kann dieſes nicht geſtatten. Denn wenn dieſe Gränzen einmal überſchritten worden ſind, ſo kann unmöglich eine Gränze angegeben werden, wo die Verletzung aufhören werde; und kein Vorwand von Privat- oder allgemeinem Nutzen iſt vermögend, den üblen Folgen einer ſolchen Verletzung die Wage zu halten. Und wir ſind verſichert, die Ordnung der Natur und Vorſehung ſey ſo beſchaffen, daß es ſich ſelten oder niemals zuträgt, daß ein ſo wichtiges Opfer geſchehn müſſe, um die Zwecke einer ausgebreiteten Menſchenliebe zu erlangen. **Uns** aber kömmt zu, das zu thun, was recht, und den Geſetzen unſrer Natur gemäß zu ſeyn ſcheint, und es dem Himmel anheim zu ſtellen, daß Er den Ausgang oder die Folgen zum Beſten lenke und regiere, welches er niemals zu thun ermangeln wird.

Treue in Haltung der Verſprechungen, der Verträge und Verabredungen, iſt gleichfalls eine Pflicht von ſo groſſer Wichtigkeit für die Sicherheit des Handels, und für das gegenſeitige Wohlwollen unter den Menſchen, daß die Geſellſchaft gar bald unerträglich werden würde, wenn man dieſelbe nicht aufs genaueſte beobachtete. Hobbes, und Andre, die eben dieſen Fußſtapfen folgen, haben ſich auf eine ſeltſame Weiſe viel Mühe gegeben, dieſe Materie zu verwirren, und alle Tugenden von dieſer Gattung zu bloſſen liſtigen Kunſtgriffen machen wollen, die, vor der Einrichtung menſchlicher Vergleiche, ganz und gar nicht verbindlich ſeyn ſollten. Freylich ſetzen Verträge doch wohl Leute voraus, die ſie ſchlieſſen, und Verſprechungen Perſonen, denen ſie gethan werden; und mithin ſetzen beide einige Gemeinſchaft mehr oder weniger zwiſchen denjenigen voraus, welche ſich in dieſe gegenſeitigen Bündniſſe einlaſſen. Verbindet aber ein Vertrag oder Verſprechen nicht eher, als bis die Menſchen unter einander einig worden ſind, daß es binden ſoll? Oder verbinden ſie bloß darum, weil es unſer Nutzen erfodert, daß ſie uns verbinden, oder daß wir ſie erfüllen? Geben wir nicht dem Menſchen, der ſie erfüllt, wenn ſie ſchon ſeinem Vortheil offenbar zuwider ſind, in ſehr hohem Grade unſern Beyfall? Und verurtheilen wir nicht denjenigen, als einen Betrüger, der ſie aus dieſer Urſache verletzt? Ein Verſprechen iſt eine freywillige, durch Worte, oder durch Handlungen die eben ſo viel bedeuten, geſchehende Erklärung von unſerm Vorſatze, etwas zum Beſten eines Andern, oder zu ſeinen Dienſten zu thun. Iſt das Verſprechen gethan: ſo hat die Perſon, die es thut, nach aller Menſchen Geſtändniſſe, die Verbindlichkeit, es zu halten;

Treue in Haltung der Verſprechungen, Verträge u. ſ. w.

und derjenige, dem es gethan worden, kann die Erfüllung davon, als ein Recht, ſodern. Dieſer Begriff von **Verbindlichkeit** iſt eine einfache Idee, und iſt von eben der Beſchaffenheit, von der unſre übrigen moraliſchen Begriffe ſind, die ſich zwar durch Exempel beſchreiben, aber nicht erklären laſſen. Ob wir einen Begriff von einer Verbindlichkeit haben, der von dem Nutzen, welcher die Erfüllung derſelben begleiten kann, es mag nun ein allgemeiner oder Privat-Nutzen ſeyn, völlig unterſchieden iſt; das muß man dem Gewiſſen eines Jeglichen anheim ſtellen. Und ob das bloſſe Gefühl von dieſer Verbindlichkeit, ohne ſeine Umſtände und Folgen betrachtet, nicht ein hinlänglicher Antrieb oder Bewegungsgrund ſey, unſer Verſprechen zu halten, ohne daß wir erſt unſre Zuflucht zu irgend einer eigennützigen Grundneigung unſrer Natur nehmen dürfen; dieſerwegen muß man ſich gleichfalls auf das Gewiſſen jedes rechtſchafnen Mannes berufen. **Billigkeit im Handel und getreue Haltung der Verträge** erfodern, daß wir die Unwiſſenheit, Begierde oder Unfähigkeit Andrer, (dieſe Unfähigkeit mag nun herrühren, aus welcher Urſache ſie will,) nicht zu unſerm Vortheile mißbrauchen; — daß wir deutlich und offenherzig verfahren, wenn wir Verträge ſchlieſſen; richtig und getreu ſeyn, unſern Antheil daran zu erfüllen. Und wenn die andre Partey ihre Zuſagen verletzt, muß man Hülfe bey den Geſetzen, oder bey denen ſuchen, denen die Vollziehung derſelben anvertrauet iſt. Kurz, die **Handels-Tugenden** und Pflichten erfodern, daß wir Andre nicht allein an ihren Rechten nicht antaſten, ſondern ſie auch dabey ſchützen; — daß wir ehrlich und unparteyiſch ſeyn, wenn wir ein Eigenthum abtreten, wechſeln, oder vertauſchen, es geſchehe nun in Gütern oder in Dienſten; und unverbrüchlich treu über unſerm Worte und

unſern

unſerm Zuſagen halten, ſo lange ſie nicht ſtrafbare Dinge betreffen, und ſo lange ſie uns nicht mit Gewalt abgedrungen worden ſind. — Allein hierbey wird uns die vorgeſetzte Kürze dieſes Werks nicht erlauben, länger ſtehn zu bleiben.

Siebentes Capitel.

Geſellſchaftliche Pflichten gegen den Staat.

Wir kommen endlich zur letzten und höchſten Claſſe von Pflichten gegen die Geſellſchaft, welche aus der Erfüllung der edelſten und heldenmüthigſten Neigungen entſtehen, und auf unſre ausgebreitetſten Verknüpfungen gegründet ſind.

Verknüpfungen mit dem Staate.

Die Grundneigung des Menſchen zur Geſellſchaft iſt von einer ſo unbegränzten Natur, daß ſie ſich in keinen Bezirk von einer Familie, von Freunden, oder von einer Nachbarſchaft einſchränken läßt; ſie verbreitet ſich in weitläuftigere Syſteme, und zieht die Menſchen in größre Bündniſſe, Gemeinſchaften und Staaten. — Bloß in dieſen erreichen die höhern Kräfte unſers Weſens das höchſte Wachsthum und die größte Vollkommenheit, deren ſie fähig ſind. Dieſe Grundneigungen finden in dem einſiedleriſchen Stande der Natur ſchwerlich Gegenſtände, die ihnen Genüge thäten. Hier kann der Grundtrieb zur Geſchäfftigkeit aufs höchſte nicht höher ſteigen, als zu der natürlichen

Liebe gegen unſre Kinder und Kindeskinder. Hier erſchöpfen perſönliche oder Familien-Bedürfniſſe die Sorgfalt und Arbeit eines Menſchen gänzlich, und laſſen ihm keine Zeit, oder, wenn dieſes auch wäre, ſo geben ſie ihm doch keine Gelegenheit, zu Abſichten und Neigungen von ausgebreiteterm Umfange. In der Einſamkeit ſind alle Menſchen auf einerley Art bloß beſchäfftiget, für das thieriſche Leben zu ſorgen. Und ſo gar bey ihrer äuſſerſten Arbeit und Bemühung finden ſie doch, weil ſie einzeln für ſich ſind, und von dem Fleiſſe Andrer keine Hülfe erwarten dürfen, nur einen kümmerlichen Vorrath zu ihren Bedürfniſſen, und eine ſchwache, unzuverläſſige Sicherheit vor den Gefahren, die ſie von wilden Thieren, von unfreundlichem Wetter und Himmel, von den Fehlern oder gewaltthätigen Leidenſchaften ihrer Nebenmenſchen, von dem Vorzuge den ſie ſich ſelbſt vor ihren Nachbarn geben, und von allen den kleinen Ausſchweifungen der Selbſtliebe zu beſorgen haben. In der Geſellſchaft hingegen verkürzen die mannichfaltigen gegenſeitigen Dienſte, ſo die Menſchen einander leiſten, die Arbeiten eines Jeglichen; und die verbundne Kraft und Vernunft einzelner Glieder gewährt dem ganzen Körper Sicherheit und Schutz. Unter den Menſchen findet ſich nicht allein eine groſſe Mannichfaltigkeit der Genies, ſondern auch eine Ordnung unter denſelben. Einige Menſchen ſind dazu geſchaffen, Andre anzuführen und zu beherrſchen, Entwürfe zur Glückſeligkeit einzelner Perſonen, und zur Regierung ganzer Geſellſchaften zu erdenken, die Sorge für das Beſte eines gemeinen Weſens zu übernehmen, Geſetze und Künſte zu erfinden, und über die Beobachtung und Ausführung derſelben zu wachen, und mit einem Worte, das menſchliche Leben feiner und geſitteter zu machen. Andre, die nicht ſo große Talente beſitzen,

können

können dagegen eben ſo rechtſchaffne Herzen, einen wahrhaftig patriotiſchen Geiſt, Liebe zur Freyheit, Haß gegen Beſtechung und Tyranney, einen edelmüthigen Eifer für die Geſetze, für Ordnung und öffentliche Verfaſſungen, und eine ausgebreitete Menſchenliebe beſitzen. Und wieder Andre, die keine von dieſen Gaben des Herzens oder des Verſtandes haben, können vortrefflich angeführt werden, Künſte, Handwerke und körperliche Arbeiten zu treiben. Die erſtern von dieſen Grundtrieben finden in der Einſamkeit nichts zu thun: indem die Gedanken und Sorgen eines Menſchen alsdann alle zuſammen entweder bloß ihn ſelbſt betreffen, oder ſich doch nicht weiter erſtrecken, als auf eine Familie; und in dieſen kleinen Cirkel iſt alle Pflicht und Tugend des einſiedleriſchen Sterblichen eingeſchloſſen. Die Geſellſchaft hingegen bietet jeglichem Genie Gegenſtände und Beſchäfftigungen dar, die ihm angemeſſen ſind; und zwar die edelſten Zwecke und Beſchäfftigungen den edelſten Genies, und den erhabenſten Geiſtern in der menſchlichen Einrichtung, beſonders aber derjenigen feurigſten und göttlichſten Leidenſchaft, welche Gott ſelbſt in unſrer Bruſt angezündet hat, ich meyne die Neigung, Gutes zu ſtiften, und unſrer Natur Ehre zu machen; eine Neigung, die hier ſo wohl Beſchäfftigung, als auch die köſtlichſte Befriedigung finden kann. In der Geſellſchaft hat ein Menſch nicht allein mehr Zeit, ſondern auch bequemere Gelegenheiten, ſeine Talente mit weit größrer Vollkommenheit und Nutzen anzuwenden; zumal da es ihm an dem verbundnen guten Rathe und Beyſtande ſeiner Nebenmenſchen, die nunmehr genauer mit einander vereiniget ſind, und ein gemeinſchaftliches Verhältniß gegen eben daſſelbe moraliſche Syſtem oder eben denſelben Staat zu beobachten haben, gar nicht fehlen kann. Mithin iſt dieſes

ein Gegenſtand, der ſeinen ausgebreitetſten geſellſchaftlichen Neigungen angemeſſen iſt: und wenn er demſelben dient; ſo findet er, für die Anwendung und Verbeſſerung ſeiner höchſten geiſtigen und moraliſchen Kräfte, Beſchäfftigung genug. Folglich ruht die Geſellſchaft, oder der Staat einer bürgerlichen Regierungsform, auf dieſen zwey Hauptpfeilern, „daß wir in ihm Sicherheit vor denjenigen „Uebeln finden, welche in der Einſamkeit unvermeidlich „ſind, — und diejenigen Güter erlangen, von denen wir „in dem Stande, da die Menſchen einzig und allein von „ihrer perſönlichen Klugheit und Fleiſſe abhängen, einige „ganz und gar nicht, und andre nicht ſo füglich erlangen „können.„

Aus dieſen wenigen Umſtänden erhellt, daß der Menſch ein **geſelliges** Weſen, und zu einem **geſelligen** Zuſtande gemacht ſey; und daß die Geſellſchaft, weil ſie den höhern Grundtrieben und Beſtimmungen ſeiner Natur angemeſſen iſt, nothwendig ſein **natürlicher Zuſtand** ſeyn müſſe.

Pflichten gegen den Staat.

Die Pflichten, ſo dieſem Zuſtande gemäß ſind, und aus dieſen Grundtrieben und Beſtimmungen, mit andern Worten, aus unſern geſellſchaftlichen Neigungen und geſellſchaftlichen Verknüpfungen, oder aus unſrer Verwandtſchaft mit dem Syſtem eines Staats flieſſen, beſtehen in Liebe zum Vaterlande, in Unterwerfung und Gehorſam gegen die Geſetze, in patriotiſcher Geſinnung, in Liebe zur Freyheit, in der Aufopferung unſers Lebens und Vermögens zum Beſten des Staats, und dergleichen.

Die Liebe zum Vaterlande iſt eine von den edelſten Leidenſchaften, die das menſchliche Herz erhitzen und beleben können. Sie begreift alle die eingeſchränkten uud beſondern Neigungen zu unſern Aeltern, Kindern, Freunden, Nachbarn, Mitbürgern, und Landsleuten unter ſich. Sie ſoll die mehr eingeſchränkten und parteyiſchen Wirkungen derſelben regieren, ſie in ihre eigentlichen und natürlichen Gränzen bringen, und verhüten, daß dieſelben derjenigen geheiligten und vornehmſten Achtung, die wir dem groſſen Staate, dazu wir gehören, überhaupt ſchuldig ſind, niemals Eintrag thun. Wären wir einſiedleriſche Geſchöpfe, von den übrigen Menſchen abgeſondert, und hätten keine Fähigkeit, ein allgemeines Intereſſe zu begreifen, oder keine Neigungen, die uns antrieben, daſſelbe zu wünſchen und darnach zu ſtreben; ſo würde auch weder unſre Pflicht erfodern, uns darum zu bekümmern, noch würde es ſtrafbar ſeyn, daß wir dieſes verabſäumten. Da wir aber Theile des Staatsſyſtems ausmachen, und nicht allein Fähigkeiten haben, groſſe Abſichten zu deſſen Beſten zu zu befördern, ſondern auch durch die ſtärkſten Neigungen mit demſelben verknüpfet ſind, und angefeuert werden, einen Antheil von den Sorgen für daſſelbe auf uns zu nehmen; ſo haben wir die heiligſte Verbindlichkeit auf uns, die Sicherheit und Wohlfahrt deſſelben, beſonders zu den Zeiten der allgemeinen Gefahr, mit dem größten Eifer zu befördern. Dieſe Liebe zum Vaterlande enthält keinesweges eine Ergebenheit gegen einen gewiſſen beſondern Boden, Erdſtrich oder Platz, wo wir vielleicht ehemals geboren worden, obſchon dieſe natürlichen Vorſtellungen gar oftmals mit den moraliſchen verbunden werden, und, den äuſſerlichen Zeichen oder Sinnbildern gleich, dieſelben

Liebe zum Vaterlande.

beſtimmen und feſtſetzen helfen; ſondern ſie enthält eine Neigung zu dem moraliſchen Syſtem, oder zu der Gemeinſchaft, welche von einerley Geſetzen und Obrigkeiten regieret wird, und deren unterſchiedliche Theile auf mannichfaltige Art unter einander verknüpfet, und alle auf dem Grunde des gemeinſchaftlichen Nutzens vereiniget ſind. Vielleicht kann zwar nicht ein jedes Glied von der Gemeinſchaft einen ſo weitläuftigen Gegenſtand mit ſeinen Gedanken umfaſſen, zumal wenn ſich dieſe Gemeinſchaft durch groſſe Provinzen und weitläuftige Ländereyen erſtreckt; wenigſtens kann ſich ein einzelnes Glied immer die Vorſtellung machen, als gäbe es keine Republik, das iſt, als wären alle mit einander dem Eigenſinne und unumſchränkten Willen eines einzigen Menſchen unterworfen. Aber der Vorzug, den die Allermeiſten dem Lande geben, darinnen ſie geboren ſind; der Kummer, und die Sehnſucht nach demſelben, die ſie ausbrechen laſſen, wenn ſie von demſelben lange entfernet geweſen ſind; die Arbeiten, ſo ſie unternehmen, und die Beſchwerlichkeiten, ſo ſie erdulden, daſſelbe zu retten oder zu erhalten; und die ganz auſſerordentliche Zuneigung, die ſie gegen ihre Landsleute heegen, beweiſen augenſcheinlich, daß die Leidenſchaft natürlich ſey, und ſich allemal unfehlbar zeigen werde, ſo bald ſie von fremden Feſſeln gehörig befreyet iſt, und auf ihren eigentlichen Zweck gelenkt wird. Wo ſie in ihrer angebohrnen Stärke und in ihrem natürlichen Umfange herrſcht, da verſchlingt ſie alle ungeziemende und eigennützige Abſichten; ſie beſiegt die Liebe zur Ruhe, zur Macht, zum Vergnügen und zum Reichthume; ja ſo gar, wenn die liebenswürdigen Parteylichkeiten der Freundſchaft, der Dankbarkeit, der Privat-Neigung, oder der Sorge für eine Familie, mit ihr in Streit kommen,

wird

wird ſie uns lehren, alles aufzuopfern, um die Rechte unſers Vaterlandes muthig zu behaupten, und die Ehre und Glückſeligkeit deſſelben zu befördern, oder zu vertheidigen.

Unterwerfung und Gehorſam gegen die Geſetze ꝛc.

Unterwerfung und Gehorſam gegen die Geſetze und Verfaſſungen der Geſellſchaft, zu der wir gehören, ſind Pflichten gegen den Staat, die zu dem Weſen und der Sicherheit deſſelben nothwendig ſind, und ohne die derſelbe binnen kurzer Zeit in einen Schauplatz der Frechheit und Anarchie ausarten muß. Die Wohlfahrt, ja ſo gar die Natur der bürgerlichen Geſellſchaft erfodert, daß eine Ordnung verſchiedner Stände, oder eine Verſchiedenheit des Ranges und andrer Vorzüge darinnen obwalte; — daß gewiſſe Menſchen, oder gewiſſe Stände unter den Menſchen ernannt werden, welche die Aufſicht über die Angelegenheiten, die die allgemeine Sicherheit und Glückſeligkeit betreffen, führen und dieſelben handhaben; — daß ein Jeglicher ſein beſondres Geſchäffte oder Amt habe, welches ihm angewieſen iſt; — daß einer unter dem Andern ſtehe, damit keiner von ihnen dem Andern hinderlich ſeyn könne; — und endlich, daß gewiſſe Regeln, oder gemeinſchaftliche Maaßſtäbe des Verhaltens, ausgemacht werden, nach denen ein Jeglicher die ihm eigenthümliche Pflicht, zu regieren, oder ſich regieren zu laſſen, erfüllen muß, und alle zuſammen das Ihrige beytragen können, die Ordnung des ganzen Staatskörpers zu ſchützen, und deſſelben Glückſeligkeit zu befördern. Dieſe Regeln des Verhaltens ſind die Geſetze des gemeinen Weſens; und dieſe verſchiednen Stände ſind die unterſchiedlichen Beamten oder obrigkeitlichen Perſonen, die von

der Republik ernannt werden, die Geſetze bekannt zu machen, und die Aufſicht über die Beobachtung derſelben zu führen, oder über ihre Voll iehung zu wachen. Vermöge dieſer Einrichtung der Dinge, iſt es die Pflicht jeglicher einzelnen Perſon, den verordneten Geſetzen zu gehorchen, ſich den Vollſtreckern derſelben mit aller gebührenden Ehrerbietung und Treue nach eines Jeglichen beſonderm Range und Stande, als den Erhaltern des allgemeinen Friedens und Beſchützern der allgemeinen Freyheit, zu unterwerfen; ſeinen eignen Rang zu behaupten, und die Pflichten ſeines Amtes mit Eifer, Treue, und unbeſtochen, zu erfüllen. Die Oberherrſchaft der **höhern** Stände, oder die Gewalt welche ihnen der Staat anvertrauet hat, berechtigt ſie, zumal wenn ſie ihre Gewalt wohl anwenden, zu dem Gehorſam und der Unterthänigkeit der **niedrigern**, und zu einer verhältnißmäſſigen Ehrerbietung und Ehrfurcht aller übrigen. Die Unterwerfung der niedrigern Stände fodert Schutz, Vertheidigung und Sicherheit von den höhern. Und die Geſetze, welche höher, als alle zuſammen ſind, verlangen den Gehorſam und die Unterwürfigkeit aller zuſammen; weil ſie die letzte Zuflucht ſind, und auſſer ihnen weiter kein Urtheilsſpruch, keine Appellation Statt findet. — Auſſer dieſen natürlichen und feſtgeſetzten Ordnungen in der Geſellſchaft giebt es noch andre **zufällige** und **erdachte**: der **Reiche** und der **Dürftige**, der **Vornehme** und der **Gemeine**, der **Scharfſinnige** und **Kluge**, und die ſo es weniger ſind. Die **Reichen** ſollen den **Dürftigen** das Nothwendige darreichen, und die **Dürftigen** dafür den **Reichen** die Früchte ihrer Arbeiten erſtatten. Die **Vornehmen** ſollen die **Geringern** und ihre **Untergebnen** ſchützen und ihnen wohlthun; und dieſe wiederum den **Groſſen** mit ihrer vereinigten Stärke

und

und Beyſtande zu Gefallen ſeyn. Die Klugen ſollen die Fähigkeiten ihres Geiſtes zum Beſten der Fleiſſigen verbeſſern; und die Fleiſſigen die Geſchicklichkeiten ihrer Kräfte zu dem Vortheile der Klugen darleihen.

Grund der patriotiſchen Geſinnung, Liebe zur Freyheit u. ſ. w.

Patriotiſche Geſinnung, heldenmüthiger Eifer, Liebe zur Freyheit und die übrigen Pflichten gegen den Staat gereichen vor allen Andern denjenigen zum Ruhme, welche ſie zur Bewunderung und Verehrung der Menſchen ausüben; weil ſie ſo wohl die Frucht der edelſten Herzen, als auch die Quelle der größten Wohlthaten für die Geſellſchaft ſind. Indeſſen, ſo erhaben ſie auch ſind, ſo findet doch der Gebrauch derſelben nirgends Statt, als in freyen Regierungsformen; und nur da haben ſie ihren gehörigen Erfolg. Denn nur da hat ein wahrhaftiges Publicum die Oberherrſchaft; und nur da wird das allgemeine Beſte zur höchſten Richtſchnur der bürgerlichen Verfaſſung gemacht. Da der Zweck der Geſellſchaft der gemeinſchaftliche Nutzen, und die Wohlfahrt des in die Geſellſchaft aufgenommenen Volkes iſt; ſo muß dieſer Zweck nothwendiger Weiſe das höchſte Geſetz, oder der gemeinſchaftliche Maaßſtab ſeyn, nach welchem die beſondern Regeln der Handlungen für die unterſchiedlichen Glieder der Geſellſchaft gegen einander einzurichten und abzumeſſen ſind. Aber ein gemeinſchaftlicher Nutzen kann kein andrer ſeyn, als derjenige, welcher die Frucht der geſunden Vernunft, oder der gemeinſchaftlichen Empfindungen aller Glieder iſt. Privat-Leute, oder ein beſondrer Stand von Menſchen, haben ihr Intereſſe oder ihre Empfindungen für ſich, die ihnen eigen ſind, und dar-

über ſie gar füglich ein gutes Urtheil fällen können; aber dieſes Intereſſe und dieſe Empfindungen können von dem Intereſſe und den Empfindungen des ganzen übrigen Theils der Geſellſchaft unterſchieden, ja wohl oftermals demſelben gar entgegen ſeyn; und alſo können ſie kein Recht haben, Geſetze zu machen, die ſich mit dieſem Intereſſe und dieſen Empfindungen nicht vertragen, oder denſelben entgegengeſetzt ſind, und noch viel weniger, ihren Mitbürgern dieſe Geſetze aufzulegen. Mithin muß eine Geſellſchaft, eine Regierungsform, oder eine wirkliche Republik, die dieſes Namens in der That würdig, und nicht etwan eine Rotte von Straſſenräubern, ein Schwarm geſetzloſer Wilden, oder eine Bande von Sklaven unter der Geiſſel eines unumſchränkten Herrn iſt, ſo beſchaffen ſeyn, daß ſie aus freygebornen Leuten beſteht, die ſich ſelbſt Geſetze wählen, und mit einander darüber einig werden; oder, (da es ſich oftmals zuträgt, daß ſie unmöglich alle zuſammenkommen, und als ein vereinigter Körper verfahren können,) die doch eine hinlängliche Anzahl von Vertretern ihrer gemeinſchaftlichen Stelle und Stimme, oder Repräſentanten, das iſt, eine Anzahl von Männern ernennen, welche ihre gemeinſchaftlichen Empfindungen und ihr gemeinſchaftliches Intereſſe vollkommen kennen und verſtehen, und daſſelbe aufs billigſte vorſtellen, damit Geſetze zu dem Verhalten des ganzen Körpers, die dieſen gemeinſchaftlichen Empfindungen und dem gemeinſchaftlichen Intereſſe am beſten gemäß ſind, und deren Bebachtung ein jegliches Mitglied zu verantworten hat, errichtet, und nach der Mehrheit der Stimmen beſchloſſen werden mögen.

Eine

Pflichten eines jeglichen Bürgers gegen den Staat.

Eine Geſellſchaft, die auf ſolche Weiſe nach der geſunden Vernunft verfaſſet, und nach dem Plane eines gemeinſchaftlichen Nutzens eingerichtet iſt, wird ſo gleich ein Gegenſtand der allgemeinen Achtung, der allgemeinen Ehrfurcht, des allgemeinen Gehorſams; eine allgemeine und unverbrüchliche Verpflichtung, die ſich weder durch Beſtechungen verführen, noch durch Schrecken erſchüttern laſſen muß; kurz, ein Gegenſtand aller der ausgebreiteten und wichtigen Pflichten, die aus einer ſo glorreichen Bundesgenoſſenſchaft flieſſen. Ueber ein ſolches System zu wachen, alles zu thun, was man mit ſeiner Vernunft, mit ſeiner Geſchicklichkeit, mit ſeinen Kräften, und mit jeglicher andern Fähigkeit, ſie mag natürlich oder erworben ſeyn, beytragen kann, um das Beſte deſſelben zu befördern; jeglichem Eingriffe in die Rechte und Freyheiten deſſelben, er mag nun durch heimliche Beſtechung oder durch offenbare Gewaltthätigkeit verſuchet werden, zu widerſtehn, und denſelben mit ſeinen äuſſerſten Kräften zu zernichten; und endlich ſeine Ruhe, ſeine Schätze, ſeine Gewalt, ja ſo gar das Leben ſelbſt, und was dem Menſchen noch theurer iſt, ſeine Familie und Freunde aufzuopfern, um daſſelbe zu vertheidigen oder zu retten, das iſt die Pflicht, die Ehre, der Nutzen, und die Glückſeligkeit eines jeglichen Bürgers. Das wird ihn ehrwürdig und beliebt machen, ſo lange er lebt; man wird ihn bedauren und verehren, wenn er in einer ſo glorreichen Sache fällt, und ſeinen Namen mit unſterblichem Ruhme dem Andenken der ſpäteſten Nachkommenſchaft empfehlen.

Pflichten des Volkes.

Da das **Volk** die Quelle der Macht und Autorität iſt; da bey ihm der urſprüng-

liche Siz der Majeſtät wohnt; da daſſelbe der Urheber der Geſetze, und der Beförderer der Beamten iſt, welche über die Vollziehung derſelben wachen: ſo iſt daſſelbe berechtigt, ſo bald es inne wird, daß die Macht, ſo es ſeinen Vormündern anvertrauet hat, von ihnen gemißbraucht, daß ſeine Majeſtät durch Tyranney oder durch Anmaaſſung eines unrechtmäſſigen Verwalters derſelben verletzet, daß ſeine Autorität verunehret wird, der Gewaltthätigkeit Vorſchub zu thun, oder Beſtechungen zu bedecken, daß die Geſetze durch unvorhergeſehene oder unvermeidliche Zufälle ſchädlich, oder durch die Untreue und Beſtechung derjenigen, die über ihre Beobachtung halten ſollten, unkräftig gemacht werden; alsdann, ſage ich, iſt das Volk berechtiget, und wozu es berechtiget iſt, das iſt auch ſeine Pflicht, ſeinen Vormündern dieſe anvertraute Macht wieder abzunehmen, und ſie zur Rechenſchaft zu fodern; der unrechtmäſſigen Anmaaſſung der Oberherrſchaft ſich zu widerſetzen, und die Tyranney auszurotten; ſeine befleckte Majeſtät und verunehrte Autorität wieder herzuſtellen; dieſe Geſetze für unkräftig zu erklären, ſie zu ändern, oder gar aufzuheben, und die treuloſen und beſtochnen Beamten zu beſtrafen. Und zwar iſt dieſes nicht nur die Pflicht des geſammten Körpers; ſondern ein jegliches Glied deſſelben ſoll, nach ſeinem perſönlichen Range, nach ſeiner Macht, und nach ſeinem Anſehen, in der Gemeinſchaft das Seinige beytragen, dieſe glorreichen Abſichten zu befördern und zu unterſtützen.

Vierter

Vierter Abſchnitt.

Pflicht gegen Gott.

Verknüpfungen mit Gott.

Unter allen den Verhältniſſen, darinnen die menſchliche Seele ſteht, iſt dasjenige das höchſte und vollkommenſte, welches ſich zwiſchen dem Schöpfer und ſeinen Geſchöpfen, zwiſchen dem höchſten Geſetzgeber und ſeinen Unterthanen findet. Dieſes Verhältniß fließt aus der Natur eines Geſchöpfes überhaupt, und aus der Verfaſſung des menſchlichen Herzens insbeſondre, deſſen edelſte Kräfte und Neigungen auf einen allgemeinen Geiſt abzielen, und ohne eine ſolche erhabne Richtung unvollkommen und unfruchtbar ſeyn würden. Wie ungereimt muß alſo nicht ein Lehrgebäude der Sittenlehre ſeyn, darinnen von keiner Gottheit die Frage iſt; und wie troſtlos, wie ſehr von ſeiner feſteſten Stütze entblöſſet!

Daſeyn Gottes.

Es läßt ſich aus keiner wahren Geſchichte oder Erfahrung von dem ſtufenweiſen Wachsthume des Verſtandes darthun, daß jemals irgend ein Menſch durch eine förmlich abgeleitete Schlußfolge ſeiner Beurtheilungskräfte ſich ſelbſt von dem Daſeyn eines Gottes überzeuget hätte. Ob ein ſolcher Glaube bloß ein angeborner natürlicher Begriff der Seele, oder ob er vom Vater auf den Sohn, und von einem Menſchen auf den andern, vermittelſt einer allgemeinen Sage, fortgepflanzt, oder uns, vermöge eines unveränderlichen Geſetzes unſrer Natur, bey der Betrachtung des erhabnen

Anblicks

Anblicks und der herrlichen Ordnung des Weltgebäudes eingegeben ſey, wollen wir nicht auszumachen begehren. Was der Erfahrung am meiſten gemäß zu ſeyn ſcheint, iſt dieſes, daß ein Gefühl von ſeiner Schönheit und der Gröſſe des Weltgebäudes, und die bewundernswürdige Schicklichkeit eines Dinges zu einem andern in dem weitläuftigen Vorrathe deſſelben, das Herz nothwendig und unausbleiblich auf eine Empfindung von Abſicht, oder von einer beſtimmenden Urſache die der Urquell von allem iſt, durch eine eben ſo einfache, als natürliche, Progreſſion leitet, als diejenige iſt, durch welche ein ſchönes Gemälde, oder ein wohleingerichtetes Gebäude in uns den Begriff von einem vortrefflichen Künſtler erregt. Denn es ſcheint im höchſten Grade gewiß zu ſeyn, wo wir ein Beſtreben, oder eine Mitwirkung verſchiedner Dinge zu einem gewiſſen Zwecke, oder die eine gemeinſchaftliche Folge hervorbringen, wahrnehmen, daß wir dabey auch, nach einem nothwendigen Geſetze der Verbindung, eine Abſicht, eine beſtimmende Kraft oder Urſache denken. Es iſt nichts daran gelegen, ob dieſe Gegenſtände natürlich oder künſtlich ſind; genug dieſer Gedanke iſt unausbleiblich, und die Verknüpfung zwiſchen der Wirkung und ihrer eigentlichen Urſache dringt ſich der Seele von ſelbſt auf. Es erfodert auch gar keine ſcharfſinnige Unterſuchung, oder eine mühſam überdachte Folge von Vernunftſchlüſſen, dieſe Verknüpfung wahrzunehmen, oder ſie zu beweiſen. Wir werden beſonders von der Wahrheit derſelben in der Sache, von der wir hier reden, durch eine Art von unmittelbarer Erkenntniß überzeuget; und wir ſcheinen den Grundſatz, den wir in den Schulen lernen, „daß keine unendliche Reihe von „Urſachen und Wirkungen, die einander hervorbringen, und

„und von einander hervorgebracht werden, möglich ſey,„ keiner groſſen Achtung zu würdigen. Aber wir empfinden auch keinen groſſen Zuwachs von Einſicht und Ueberzeugung, nachdem wir denſelben gelernt haben. Wir ſind uns unſers Daſeyns, unſers Denkens, Empfindens, und unſrer Leidenſchaften bewußt, und zugleich überzeugt, daß dieſes alles nicht von uns ſelbſt herrühre; daher erkennen wir ſo gleich einen ſchaffenden Geiſt, ein urſprünglich verſtändiges Weſen, von dem wir dieſe kleinen Theile von Denkungs- und Thätigkeits-Kraft entlehnet haben. Und indem wir nicht allein zärtliche Neigungen in uns ſelbſt fühlen, und an Andern entdecken, ſondern auch um uns her eine ſo groſſe Anzahl und Mannichfaltigkeit von Geſchöpfen erblicken, die mit ſolchen Naturen begabet ſind, welche ſich aufs genaueſte zu ihren unterſchiedlichen Beſtimmungen und Einrichtungen ſchicken, die einander wechſelsweiſe zu ſtatten kommen, und die alle zuſammen durch eine gemeinſchaftliche Ordnung der Dinge erhalten werden, und ihre verſchiedentlichen Grade vom Antheile an der Glückſeligkeit haben, wie es die Fähigkeiten eines jeglichen leiden; ſo werden wir natürlicher und nothwendiger Weiſe zu dem Vater eines ſo zahlreichen Geſchlechts, dem Urquell dieſer weit verbreiteten Glückſeligkeit, hinauf geleitet. Da wir uns dieſes Weſen als ein ſolches denken, das vor Allem, über Alles, und gröſſer denn Alles iſt; ſo ſchreiben wir ihm natürlicher Weiſe, und ohne weitläuftige Vernunftſchlüſſe, jede Art von Vollkommenheit, Weisheit, Macht und Güte ohne Gränzen zu, und empfinden, daß es durch alle Zeiten daſeyn, und allen Raum erfüllen müſſe.

Sein Verhältniß gegen die menſchliche Seele.

Wir legen ihm die glorreichen Beynamen unſers Schöpfers, Erhalters, Wohlthäters, des höchſten Beherrſchers und Geſetzgebers der geſammten Geſellſchaft vernünftig denkender Geiſter bey. — Nicht allein die Unvollkommenheiten und Bedürfniſſe unſers Weſens und Zuſtandes, ſondern auch einige von den edelſten Naturtrieben und Neigungen unſrer Herzen, verknüpfen uns mit dieſem groſſen und allgemeinen Geiſte. Das Herz findet in ſeinem Fortgange von Gegenſtande zu Gegenſtande, von einem Charakter und Anblicke der Schönheit zu dem andern, in jeglichem einige Flecken oder Mängel, und erſchöpft ſie gar bald, oder wird ſeines Gegenſtandes überdrüſſig, und darüber mißvergnügt; es ſieht unter den Menſchen keinen Charakter von ſo erhabner Vortrefflichkeit, der dem höchſten Grade von Hochachtung, den es zu zeigen fähig iſt, angemeſſen wäre; keinen Gegenſtand in dem Bezirke menſchlicher Dinge, der der Stärke ſeiner Liebe vollkommen Genüge thäte. Es kann auch in dieſem, ſich weit verbreitenden, Fortgange nirgends ſtillſtehn, oder nach ſeinem höchſten Schwunge ausruhn, bis es zu einem Weſen von unumſchränkter Hoheit und Würde gelangt, bey dem es ſeine erhabenſten Kräfte beſchäfftigen, ohne daſſelbe jemals zu erſchöpfen, und ſeiner ſtärkſten und zärtlichſten Liebe Ausbruch genug geben kann, ohne darinnen jemals geſättigt oder ſein überdrüſſig zu werden. Demnach entſpricht die Natur dieſes Weſens der Natur des Menſchen; und ſeine Denkungs- und moraliſchen Kräfte können ihren völligen Zweck nicht anders erreichen, als wenn er ein ſolches Weſen annimmt, und in einer wirklichen Sympathie und Gemeinſchaft mit demſelben ſteht. Der angeborne Hang unſers Herzens, alles zu verehren, was in der Natur

groß

groß und wunderbar iſt, findet den würdigſten Gegenſtand ſeiner Anbetung in dem, der Himmel und Erde ausgeſpannt hat, und der alle Dinge erhält und regiert. Die Bewunderung der Schönheit, die Liebe zur Ordnung, und die innerliche Zufriedenheit, die wir bey einem guten Herzen empfinden, müſſen ihren höchſten Gipfel erreichen, und die vollkommene Stärke und Freude ihrer Thätigkeiten erlangen, ſo bald ſie ſich in dem vereinigen, der die Summe und Quelle aller Vollkommenheit iſt.

Immoralität der Ruchloſigkeit.

Wären wir in der Erfüllung der Pflichten, die aus unſern Verhältniſſen gegen das menſchliche Geſchlecht flieſſen, auch noch ſo pünctlich; ſo fällt uns doch bey der geringſten Einſicht in die Sittenlehre in die Augen, daß es eine ganz auſſerordentliche Verderbniß der Vernunft und Bosheit des Herzens verrathen würde, wenn wir es an der Erfüllung derer Pflichten gänzlich fehlen laſſen wollten, die aus unſerm Verhältniſſe gegen den Allmächtigen entſpringen. Verlangen unvollkommne Grade von Verdienſten unſre Ehrfurcht, und beweiſt der Mangel an dieſer Ehrfurcht eine Unempfindlichkeit gegen Verdienſte, oder welches noch ſchlimmer iſt, einen Abſcheu vor denſelben; was für eine elende Geſinnung, und was für ein unedler Charakter muß es nicht ſeyn, wenn man zu einem Weſen von der allererhabenſten Würde keine Neigung hat, und noch vielmehr, wenn man demſelben ſo gar abgeneigt iſt! Die Geſellſchaft, oder beſondre Mitglieder derſelben, zu lieben, und doch kein Gefühl von unſrer Verknüpfung mit dem Oberhaupte derſelben, keine Zuneigung zu unſerm gemeinſchaftlichen Vater und Wohlthäter zu heegen; uns um den Beyfall oder das Mißfallen unſrer Nebenmenſchen zu bekümmern,

und doch nichts von dieſer Beſorgniß gegen den zu empfinden, der unſre Handlungen mit untrüglicher Weisheit und Gerechtigkeit ſieht und abwägt, und dieſelben eben ſo wohl unendlich belohnen, als beſtrafen kann, das verräth eben ſo viel Unſinn, als Parteylichkeit des Herzens. Demnach iſt auſſer allem Zweifel ſo viel gewiß, daß wir dem groſſen Schöpfer unſer Aller gewiſſe Achtungsbezeigungen ſchuldig ſind, indem bey ihm alle liebens- und anbetungswürdigen Eigenſchaften zuſammenkommen, uns Ehrerbietung und Unterwerfung einzuflöſſen.

Richtige Vorſtellungen von Gott.

Da wir bereits angemerkt haben, daß unſre Neigungen aus den Vorſtellungen herrühren, die wir uns von den Gegenſtänden derſelben machen, und daß ſie insgemein denſelben vollkommen gleichförmig ſind; ſo muß es von der größten Wichtigkeit, und, aller Wahrſcheinlichkeit nach, eine der vornehmſten Pflichten ſeyn, die wir dem Urheber unſers Weſens ſchuldig ſind, „daß wir uns von ſeinem Charak„ter und ſeiner Regierung Begriffe machen, die die we„nigſte Unvollkommenheit haben, da wir doch einmal ganz „vollkommene nicht bilden können.„ Denn ſolche Begriffe werden, wenn wir ſie uns tief eingeprägt haben, unſern Gottesdienſt vernünftig, und unſre Neigungen geläuterter machen. Sind unſre Vorſtellungen niedrig und verworren; ſo wird unſer Gottesdienſt abergläubiſch, und unſer Gemüth niedriggeſinnt ſeyn. Schreiben wir demnach der Gottheit diejenige falſche Majeſtät zu, welche in der ungünſtigen und mürriſchen Ausübung eines bloſſen Willens, oder einer bloſſen Macht beſteht; oder meynen wir, ſie habe ein Wohlgefallen an den Fußfällen einer knechtiſchen Furcht, oder eines eben ſo knechtiſchen Lobes: ſo

wird ſie von uns mit einer armſeligen Schmeicheley und einer Verſchwendung von Complimenten angebetet werden. Ferner, wenn wir ſie als ein finſtres und unverſöhnliches Weſen betrachten, das an der Rache ſein Wohlgefallen hat; ſo werden wir ſie mit prächtigen Gaben, Opfern, oder allem dem zu verehren ſuchen, was wir nur für dienlich halten können, ſie zu beſänftigen und zu erweichen. Glauben wir aber, daß die vollkommenſte Güte den Charakter des höchſten Weſens ausmache, und daß es diejenigen am meiſten liebe, die ihm am ähnlichſten ſind: ſo wird die Verehrung, die wir ihm leiſten, vernünftig und erhaben ſeyn; und ſeine Anbeter werden ihm dadurch zu gefallen ſuchen, daß ſie die Güte, ſo ſie anbeten, nachahmen *).

 Alsdann

*) Der Leſer verwahre ſich hier vor dem Deismus, der durch heimliche Tücke die Grund-Lehre des Chriſtenthums von der Verſöhnung der Sünde durch Chriſtum verdächtig und verhaßt zu machen ſucht. Es iſt eine bloſſe Sophiſterey, nach welcher man die Sache von einer unbeqvemen Seite verſtümmelt und mit fremden Zuſätzen verſtellet, wenn man Gott die Freyheit des Willens nicht zugeſtehn will; da ſie doch nichts anders als die höchſte Selbſtthätigkeit iſt, die dem vollkommenſten Geiſte zukommen muß; oder, wenn man ihm eine Regierung andichtet, die ſich nicht nach der Aufführung der Geſchöpfe richtet, welcher zu folge er denen das Gute giebt, die es von ihm auf rechte und anſtändige Art ſuchen, und darum bitten, und ihm die ſchuldige Ehre erzeigen; oder, wenn man ſich die höchſte Majeſtät vorſtellt, ohne den Willen über die Rechte der höchſten Majeſtät zu halten, gleich als ob Gott Irrthum und Wahrheit, Gutes und Böſes gleichgültig ſeyn könnte, wenn ſein Verſtand und Wille vollkommen iſt; oder, als ob die Rache etwas Gott unanſtändiges wäre, weil ſie ihm eigen iſt, und Rächen und Strafen nur dem zukommen kann, der Geſetze geben und gebieten kann: daher man bey Rachgier etwas ſchlimmes gedenket, weil dem Menſchen kein Recht ſich zu rächen zukommen kann, ſo wenig als ihm die andern Vorrechte der höchſten und

ewigen

Alsdann iſt der Grund aller wahren Religion, ein vernünftiger Glaube. Und von einem vernünftigen Glauben ſcheinen folgende Artikel wohl die vornehmſten zu ſeyn: daß wir glauben, „daß ein unendlicher, über alles vollkommenſter „Geiſt da iſt, der kein Intereſſe hat, das dem Intereſſe „ſeiner Geſchöpfe entgegengeſetzt, oder von demſelben unterſchieden wäre, — daß er alle Geſchöpfe und Dinge „überſchaut und regiert, — daß ſich ſeine Güte auf alle „ſeine Geſchöpfe erſtreckt, und zwar wohl in verſchiednen „Graden, nach eines jeglichen beſondrer Natur, jedoch „ohne Parteylichkeit oder Neid, — daß er alles, was er „thut, zum Beſten, oder zur Beförderung der Vollkommenheit und Glückſeligkeit des Ganzen thut, — insbeſondre, daß er die Angelegenheiten der Menſchen lenkt „und regiert, — über ihre Handlungen die Aufſicht „führt, — die Guten von den Böſen unterſcheidet, — „an den Letztern ſein Mißfallen, und in dieſer Welt Mitleiden mit ihnen hat, — und in der künftigen die Erſtern belohnen, die Andern hingegen beſtrafen wird, nachdem es eines Jeden Thaten werth ſind, — daß er, mit „einem Worte, zu jeder Zeit mit der Ausführung eines „Entwurfs zur Tugend und Glückſeligkeit, durch eine un-

Vernünftiger Glaube.

„be-

ewigen Majeſtät, die man nicht durch Sophiſterey etwas finſters nennen, oder die Begriffe von der Güte weiter ausdehnen muß, als wohin ihr Beweis reichet. Mit den Opfern treibt der Verfaſſer auch Sophiſterey. Kein Menſch iſt vor ſich aufs Opfern gefallen, ſondern das Opfern der Heyden iſt ein verändert und verunſtaltetes Ueberbleibſel aus der uralten den älteſten Menſchen-Geſchlechtern geoffenbarten Religion. Gott zeigte in einem Bilde dadurch ein Geheimniß, welches zu ſeiner Zeit durch den Mittlertod Jeſu Chriſti ins Werk geſetzt worden. Ueb.

„begränzte Dauer beſchäfftiget iſt, — und ſeine Schö„pfung, durch ihre nach und nach abgeänderten Auftritte „und Perioden, zu höhern Graden von Vollkommenheit „und Seligkeit leitet.„ Dieſes iſt der wahre Deiſmus, das glorreiche Syſtem des göttlichen Glaubens; ein Syſtem, das in allen Werken Gottes ſichtbar iſt, und durch ſeine ganze Regierung ausgeführt wird. *)

Moralität des wahren Deiſmus.

Dieſer wohlgegründete und tief empfundne Glaube iſt ſehr nahe mit einem **wahren moraliſchen Geſchmacke** verknüpfet, und beweiſt eine mächtige Kraft an dem Gemüthe und den Sitten des Deiſten. Wer Güte an Andern bewundert, und ein Wohlgefallen an der Ausübung derſelben findet; der muß ſich einer herrſchenden Ordnung im Innern, einer Rechtſchaffenheit und Güte des Herzens bewußt ſeyn, die ihn fähig macht, günſtige Gedanken von den Menſchen zu heegen, und aus einer unparteyiſchen, obgleich nur mittelmäßigen, Betrachtung der Dinge zu urtheilen, daß **gute Ordnung und gute Abſicht** in dem ganzen Weltgebäude herrſchen: und, wenn gute Abſicht und gute Ordnung da ſind, dann muß auch ein **anordnender**, ein **denkender Geiſt** daſeyn, der kein Feind, kein Tyrann, ſondern ein **Freund**, ein **Wohlthäter**, ein **gütiger** Ober=

*) Aber da dieſes nicht der gewöhnliche Deiſmus vieler von den Engländern iſt; ſo darf der junge Leſer ſich ja nicht eine ſo reizende Vorſtellung von den heimlichen Feinden der Offenbarung machen, die den Namen Deiſten führen. Uebrigens wird auch hier das Wort Glaube nicht im theologiſchen Verſtande genommen, ſondern nur von denjenigen Wahrheiten, die wir aus dem Licht der Natur erkennen, und welche vor wahr zu halten wir auch in unſerm Gewiſſen eine Verbindlichkeit fühlen. Ueb.

Immoralität der Atheiſterey.

Oberherr ſeiner Geſchöpfe iſt. — Einem böſen Menſchen hingegen, der nichts Gutartiges oder Edelmüthiges im Innern zu betrachten findet, der keine rechtſchaffnen Abſichten, keine Ehrlichkeit des Herzens hat, iſt Jedermann, und jegliches Ding, verdächtig. Und weil er die Natur nicht anders, als durch die Nebel eines eigennützigen und ſtrafbaren Herzens ſieht; ſo iſt er entweder abgeneigt, eine herrſchende Ordnung zu glauben: oder, wenn er die unüberwindlichen angebornen Begriffe von einem regierenden Geiſte nicht erſticken kann; ſo iſt er doch ſehr geneigt, die Schönheit der Natur zu verdunkeln, und dem höchſten Beherrſcher derſelben Abgunſt, oder doch wenigſtens Blindheit und Ohnmacht beyzumeſſen. Er verkehrt das Weltgebäude in eine verlaſſene und ſchreckliche Wüſte, und eignet ſeinen eignen Charakter der Gottheit zu; indem er ihr die ſich allein vorbehaltne Hoheit, die ungebundne und rachgierige Geſinnung zuſchreibt, welche er an ſich ſelbſt liebt oder bewundert. Da eine ſolche Gemüthsbeſchaffenheit natürlicher Weiſe zur Atheiſterey, oder zu einem Aberglauben, der eben ſo ſündlich iſt, verleitet; ſo muß der Hang zur Atheiſterey, oder zu dem Aberglauben, der daraus folgt, in wie fern dieſe Gemüthsbeſchaffenheit von dem unglückſeligen Geſchöpfe, bey dem ſie herrſcht, ſelbſt herrührt, niederträchtig oder unmoraliſch ſeyn. Ferner, wenn es wahr iſt, daß der Glaube, oder das Gefühl von einer Gottheit, der Seele natürlich iſt, und die Gewißheit ihres Daſeyns aus ihren Werken ſo überzeugend hervorſtralt, daß ſie auch dem unachtſamſten Beobachter mit Ueberzeugung einleuchtet; ſo muß es ein verächtliches Gemüth, und eine unedle Beſchaffenheit des Herzens anzeigen, wenn Jemand dieſes Gefühl zu untergraben oder

ausʒurotten ſucht, oder wenn er es an der gehörigen Achtſamkeit auf dieſe Gewißheit fehlen läßt, und, welches aus beiden Umſtänden folgt, eine ſelbſtverſchuldete Unwiſſenheit, oder einen erdichteten Unglauben an eine Gottheit heeget. Auf den Fall einer unüberwindlichen Unwiſſenheit, oder einer ſehr üblen Erziehung, kann man zwar nicht unmittelbar wider den Charakter eines Menſchen ſchlieſſen. So bald aber unregelmäſſige Leidenſchaften und böſe Gewohnheiten die Beurtheilungskraft verkehrt machen, und den Menſchen dadurch, daß ſie ſeine Beurtheilungskraft blenden, zur Atheiſterey bringen; alsdann wird die Sache offenbar ſtraffällig.

Zuſammenhang des wahren Deiſmus mit der Tugend.

Jedoch die Caſuiſten mögen dieſes beſtimmen, wie ſie wollen; genug, ein wahrer Glaube an den göttlichen Charakter und die göttliche Regierung iſt insgemein die Folge eines tugendhaften Zuſtandes des Herzens. Wer wahrhaftig gut iſt, und ſich gewöhnet hat, es zu ſeyn; der empfindet die Liebe zur Ordnung, zur Schönheit und Güte, im höchſten Grade, und kann alſo gegen jene Ausflüſſe derſelben, die aus allen Werken Gottes hervorſtrömen, nicht gleichgültig bleiben, noch ſich enthalten, ihre höchſte Quelle, und ihr erhabenſtes Urbild zu lieben. Er kann nichts anders denken, als daß derjenige, welcher ſo viel Schönheit und Güte über alle ſeine Werke ausgegoſſen hat, ſelbſt ſein Wohlgefallen an Schönheit und Güte haben; und daß das, woran er ſein Wohlgefallen hat, ſo wohl liebenswürdig, als auch glücklich ſeyn müſſe. Es giebt zwar manche Menſchen, und es iſt zu bedauren, daß es dergleichen giebt, die, vermöge des unglücklichen Einfluſſes einer übel verſtandnen Erziehung, finſtre und un-

freundliche Gedanken von einer Gottheit und ihrer Regierung angenommen haben, ob ſie gleich ſelbſt übrigens von tugendhafter Gemüthsart ſind. Deſſen unerachtet aber, muß man geſtehn, daß dergleichen Meynungen meiſtentheils ſehr üble Wirkungen in dem Gemüthe nach ſich ziehen; und wenn ſie dieſes ja nicht thun, ſo rührt es davon her, weil die unverdorbnen Neigungen eines ehrlichen Herzens in ihrer Wirkſamkeit mächtiger ſind, als die ſpeculativiſchen Meynungen eines übel unterrichteten Verſtandes.

Pflichten der Dankbarkeit, u. ſ. w.

Hingegen, wo einmal richtige Begriffe von der Gottheit und ihrer Vorſehung herrſchen, wenn ſie als die unerſchöpfliche Quelle der Erkenntniß, der Liebe, und der Freude, als ein Weſen betrachtet wird, das nach dem vereinigten Charakter eines Vaters und Regenten verfährt, das ſeinen Geſchöpfen eine gränzenloſe Mannichfaltigkeit von Fähigkeiten zutheilt, und ſie mit allem verſorgt, was zu ihrer vollkommenſten Befriedigung und Glückſeligkeit erfodert wird; was für Ehrerbietung und Dankbegierde müſſen nicht ſolche Begriffe, wenn ſie feſt geglaubt werden, in dem Gemüthe entzünden? Wie natürlich und angenehm muß es nicht einem Menſchen ſeyn, deſſen Herz der Empfindung der Wahrheit, und alles deſſen, was ſchön, groß und wundervoll in der Natur iſt, offen ſteht, denjenigen zu denken und anzubeten, welcher der Schönſte, der Größte, und Wunderbarſte iſt; in welchem Weisheit, Macht und Güte lebendig, weſentlich, urſprünglich wohnen, und mit vollkommner Uebereinſtimmung handeln? Was für Hoheit finden wir nicht hier, der ausgebreitetſten Fähigkeit Genüge zu thun; was für Schönheit, die brünſtigſte Liebe zu entflammen; welch eine Menge von

Wun=

Wundern in einer ſolchen Fülle von Vollkommenheit, den menſchlichen Geiſt in Erſtaunen zu ſetzen, und ihn, eine unnnterbrochne Dauer hindurch, zu vergnügen!

Andre Reizungen.

Wenn die Gottheit, als unſer höchſter Beſchützer und Wohlthäter, als der Vater der Barmherzigkeit betrachtet wird, der ſeine Geſchöpfe, und beſonders alle gute Menſchen mit unendlicher Zärtlichkeit liebt, ja, der auch an der unvollkommenſten Rechtſchaffenheit ſein Wohlgefallen hat; was für Gelaſſenheit, was für Zuverſicht, was für ein edelmüthiges Vertrauen, was für Hoffnung auf Gott und ſeine allweiſe Vorſehung muß nicht in einer Seele entſtehn, die mit ſolchen liebenswürdigen Vorſtellungen von ihm erfüllet iſt? Jene Uebungen der Frömmigkeit insgeſammt, und hauptſächlich eine Ehrerbietung und Liebe im höchſten Grade, werden auf Gott, als ihren natürlichen, ihren höchſten, und zwar ihren einzigen angemeßnen Gegenſtand gerichtet: Und obgleich die unermeßlichen Wohlthaten, die wir ihm zu danken haben, in uns lebendigere Empfindungen von der göttlichen Güte erregen können, als eine allgemeine und abſtracte Betrachtung derſelben; ſo ſind doch die Neigungen der Dankbarkeit und Liebe an ſich ſelbſt von der großmüthigſten und uneigennützigſten Art, und keinesweges die Folge des Eigennutzes, oder unſrer Abſichten auf Belohnung *). Ein vollkommener Charakter, bey welchem wir allemal unendliche Güte vorausſetzen, die von einer untrüglichen Weisheit geleitet, und durch eine allmächtige Gewalt unterſtützet wird, iſt der eigentliche Gegenſtand einer vollkommenen Liebe: Und obgleich

*) Man ſehe Butlers Rede von der Liebe zu Gott.

obgleich dieſer Charakter gegen uns in dem Verhältniſſe eines Wohlthäters ſteht; ſo iſt doch die Seele von dieſer Vollkommenheit ſo tief gerührt, daß ſie ſich in einer ſolchen ſchnellen Flamme von Schönheit ganz verliert, und gegen jene kleinern Beſtralungen derſelben auf ſich ſelbſt gleichſam unempfindlich wird. Wenn man alſo von einer gewinnſüchtigen, oder ſolchen Liebe zu Gott redet, deren vornehmſte Eigenſchaft Furcht iſt; ſo iſt dieſes eben ſo gottlos, als ungereimt. Lieben wir den liebenswürdigſten Gegenſtand in der Welt nicht um ſein ſelbſt willen; ſo kann keine Hoffnung zum Guten, oder keine Furcht vor dem Uebel jemals unſre Hochachtung gewinnen, oder unſre Liebe feſſeln. Dieſe Neigungen ſind zu edel, als daß ſie erkaufet oder bezahlet, oder wie eine Art von Gewinn erhandelt werden könnten; Würde oder Verdienſte ſind ihr Gegenſtand, und ihre Belohnung iſt etwas Aehnliches von eben der Art. Wer ſich ſolchen Gedanken von der Gottheit, und ſolchen Neigungen zu derſelben überläßt; der muß in der Liebe zur Tugend, in einer Begierde das allervollkommenſte Vorbild derſelben nachzuahmen, und in einer freudigen Sicherheit, daß alle ſeine groſſen Sorgen, die Sorge ſeiner Freunde und der ganzen Welt, unter der Obwaltung einer untrüglichen Weisheit und unbegränzten Güte ſchlechterdings geſichert ſeyn müſſen, gar ſehr beſtärket werden. In ſeiner Vorſorge und Vorſehung allein, findet der rechtſchaffne Mann, der um die Glückſeligkeit Aller ängſtlich bekümmert iſt, vollkommne Ruhe und Zufriedenheit; eine Zufriedenheit, die weder durch perſönliche Uebel unterbrochen, noch durch Privat-Unglück verbittert werden kann.

Reue, u. ſ. w.

Wenn wir die unbefleckte Reinigkeit und uneingeſchränkte Vollkommenheit des göttli-

göttlichen Weſens erwägen, und überdieß der Unvollkommenheit und den mannichfaltigen Flecken des unſrigen nachdenken; ſo müſſen wir in die tiefſte Demuth und Unterwerfung der Seele vor dem hinſinken, der ſo wunderbar groß und heilig iſt; oder müſſen doch überzeuget werden, daß wir hierein ſinken ſollten. Wenn wir uns ferner erinnern, was wir für geringe und kraftloſe Empfindungen von der göttlichen Gegenwart und Majeſtät, was für eine Unempfindlichkeit wir gegen ſeine väterliche und gränzenloſe Güte, ja, was für einen Undank wir gegen dieſelbe bewieſen haben, wie weit wir unter der Vollkommenheit, die ſein Geſetz verlangt, und unter der Würde unſrer Natur ſtehen, wie ſehr wir den eigennützigen, und wie wenig den menſchenfreundlichen Neigungen nachgehangen haben; ſo müſſen wir uns bewußt ſeyn, daß es unſre Pflicht iſt, eine Gemüthsart und ein Verhalten, das unſrer Natur ſo unwürdig, und unſern Verbindlichkeiten gegen den Urheber derſelben ſo wenig gemäß war, zu bereuen, uns zu entſchlieſſen und zu beſtreben, daß wir aufs künftige weiſer und beſſer handeln. Weil die Verknüpfung unſrer Verderbniß und Thorheit, mit innerlichen Vorwürfen und vielen äuſſerlichen Widerwärtigkeiten, von der Gottheit ſelbſt angeordnet worden; ſo iſt ſie eine natürliche Ankündigung ſeines gegenwärtigen Mißfallens an uns; und ein Hang, in eben dieſer Lebensart fortzufahren, den man vermöge der Geſetze der Gewohnheit annimmt, giebt uns gerechte Urſache, zu beſorgen, daß wir ſeinem fernern Mißfallen unterworfen ſeyn werden; weil dieſer Hang unſerm Laſter und unſrer Thorheit eine Dauerhaftigkeit giebt, und ein Vorbote von unſrer Halsſtarrigkeit in derſelben iſt.

Nichts

Hoffnung der Vergebung.

Nichts deſto weniger aber kann der aufrichtig Bußfertige aus dem Charakter, den die Werke Gottes von ihm an den Tag legen, aus jenem häufigen Aufſchube der Strafe, oder der Linderung derſelben, welche die Uebelthäter nicht ſelten erfahren, und aus dem barmherzigen Verfahren bey ſeiner Regierung in vielen andern Fällen, gute Hoffnung ſchöpfen, daß ſein Vater und Richter mit ihm nicht nach der Strenge verfahren, und ihm Unbilligkeit beweiſen, ſondern ihm mit Güte und Gnade begegnen werde; wenn er ſich ehrlich und aufrichtig beſtrebt, ſeine ehemaligen Gewohnheiten nach und nach abzulegen, die vorigen Laſter zu bändigen, und aufs künftige in einer gröſſern Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Willen zu leben. Blieben ja noch einige Zweifel oder Beſorgniſſe übrig, in wie weit es wohl mit der Gerechtigkeit und Billigkeit der göttlichen Regierung beſtehn könne, daß ſie ſeine Uebelthaten ungeſtraft hingehn lieſſe: ſo kann er doch nicht glauben, daß es ſeiner väterlichen Gnade und Weisheit zuwider ſeyn würde, wenn ſie ein Mittel erfinden könnte, den bußfertigen Uebelthäter zu retten, durch welches die Majeſtät ſeines Regiments mit ſeiner Barmherzigkeit vereiniget und verſöhnet würde. Kann die Vernunft gleich von ſich ſelbſt kein ſolches Mittel anzeigen; ſo giebt ſie doch wenigſtens einigen Grund, uns darauf Rechnung zu machen. Aber obſchon die natürliche Religion in einer ſo wichtigen Sache kein gröſzres Licht und keine beßre Sicherheit gewähren kann; ſo wird ſie doch den demüthigen Deiſten lehren, mit groſſer Unterwürfigkeit auf eine weitere Erklärung von dem Willen des höchſten Beherrſchers zu warten, die er ſelbſt zu ertheilen beliebt; mit Aufrichtigkeit und Unparteylichkeit alles zu unterſuchen, was ihm von der Gewißheit und Zuverläſſigkeit einer göttlichen

lichen Offenbarung vorgeſagt werden wird, dieſe Gewißheit mag nun natürlich oder übernatürlich ſeyn; dieſe mit Ehrfurcht und Freuden anzunehmen, ſo bald die Gewißheit deutlich und überzeugend iſt: Und wo endlich dieſelbe einige neue Verhältniſſe oder Verknüpfungen entdeckt; ſo wird die natürliche Religion ihren aufrichtigen Verehrer bewegen, ſich die Verbindlichkeiten, welche aus dieſen Verhältniſſen und Verknüpfungen erwachſen, treulich gefallen zu laſſen, und die Pflichten, ſo daraus flieſſen, zu erfüllen. Dieſes iſt unſer beſſerer Deiſmus, Gottesfurcht, die Fülle der Moralität *).

Anbetung, Lob, Dank.

Wir müſſen ferner anmerken, daß alle die Neigungen, von denen wir behaupteten, daß ſie auf die Gottheit, als ihren unmittelbaren und erhabenſten Gegenſtand abzielten, lebendige Kräfte der Seele ſind, und folglich ihre Wirkung erſt recht in der Thätigkeit beweiſen, und wie alle übrigen Kräfte derſelben, durch dieſe Beweiſung ſelbſt deſto größre Stärke und Wirkſamkeit gewinnen. Daher iſt es ſo wohl unſre Pflicht, als auch unſer größter Nutzen, daß wir oftmals, und zu geſetzten Zeiten, und durch anſtändige und feyerliche Handlungen das groſſe Urbild unſers Daſeyns, den Urheber aller Schönheit und alles Guten verehren und anbeten; daß wir unſre Ehrfurcht und Liebe, durch eine ehrerbietige und andächtige Erwägung ſeiner Vollkommenheiten, an den Tag legen, und unſre Dankbarkeit dadurch be-

*) Der Lehrer wird hier nicht vergeſſen, dem jungen Schüler wenigſtens einen kurzen Entwurf der, durch die offenbarte Religion, erweiterten Pflichten vorzulegen.

beweiſen, daß wir ſeine Güte erheben, und ſeine Wohlthaten dankbarlich erkennen. Jmgleichen iſt unſre Pflicht, daß wir durch ſchickliche Uebungen der Reue und Demüthigung unſre Undankbarkeit und Thorheit geſtehen, unſre Zuverſicht auf Gott, und unſer Vertrauen auf ſeine Güte zu erkennen geben, und ihn, zu dem Ende, um ſeinen Segen und gnädigen Beyſtand anflehen, daß er den Schwachheiten unſrer Natur ſeine Hülfe gewähren, und die Verderbniſſe derſelben heilen wolle; und endlich, daß wir unſre Ueberzeugung von ſeiner Obermacht, und unſre Treue in ſeinem Reiche dadurch bezeugen, daß wir uns verpflichten ſeinen Willen zu thun, und unſer Schickſal ſeiner göttlichen Fügung überlaſſen. Dieſe Pflichten binden aber nicht darum, weil die Gottheit derſelben nöthig hat, oder ihr aus der Beobachtung derſelben etwan ein Vortheil zuwächſt; ſondern, weil ſie offenbar anſtändig und moraliſch, den Verhältniſſen, in denen ſie gegen uns, als unſer Schöpfer, Wohlthäter, Geſetzgeber und Richter ſteht, gemäß ſind; weil ſie unſern Zuſtand und unſre Verbindlichkeiten an den Tag legen, und unſerm Gemüthe zur Beſſerung gereichen, indem ſie uns vernünftiger, geſelliger, Gott ähnlicher, und folglich glücklicher machen.

Aeuſſerlicher Gottesdienſt.

Bisher haben wir die innerliche Gottesfurcht, oder die Anbetung des Herzens, welche im Geiſte und in der Wahrheit geſchieht, betrachtet; wir wollen den Abſchnitt mit einer kurzen Betrachtung des äuſſerlichen beſchlieſſen. Der äuſſerliche Gottesdienſt fließt aus eben den Gründen, woraus der innerliche fließt, und iſt von eben ſo genauer Verbindlichkeit. Er iſt entweder Privat- oder öffentlicher Gottesdienſt. Eine Andacht, die bloß innerlich,

lich, oder bloß geiſtig iſt, iſt wohl für den groſſen Haufen der Menſchen eine zu geiſtige und zu abſtracte Beſchäftigung. Die Thätigkeiten ihrer Seelen, zumal ſolche, als bey den erhabenſten, unkörperlichen Gegenſtänden erfodert werden, müſſen einen Beyſtand von ihren äuſſerlichen Empfindungswerkzeugen, oder, vermittelſt einiger Beyhülfe, von der Einbildungskraft bekommen; auſſerdem werden ſie gar bald durch ſinnliche Eindrucke zerſtreuet, oder ermüden, wenn ſie zu lange anhalten. Ideen ſind ſolche ſchwankende Dinge, daß ſie gefeſſelt werden müſſen, und ſo ſubtil, daß man ſie durch ſinnliche Zeichen und Bilder ausdrücken, und gleichſam abmalen muß; auſſerdem können wir weder darauf Acht haben, noch von ihnen ſonderlich gerührt werden. **Alſo** ſind **mündliche Verehrung, Anbetung, Lob, Dank und Bekenntniß**, vortreffliche Hülfsmittel zur **innerlichen** Andacht; ſie feſſeln unſre Aufmerkſamkeit, halten unſre Gedanken zuſammen, und beleben dieſelben, prägen uns die Empfindung von der ehrwürdigen Gegenwart, darinnen wir uns befinden, tiefer ein, und haben, vermöge einer natürlichen und mechaniſchen Art vom Einfluß, die Wirkung, daß ſie die andächtigen Empfindungen und Geſinnungen erhöhen, welche wir unterhalten ſollen, und dieſelben auf ſolche Art zu einer förmlichen und deutlichen Handlung machen.

Oeffentlicher Gottesdienſt.

Dieſes iſt noch in einem höhern Grade von dem **öffentlichen** Gottesdienſte wahr, wo die Gegenwart unſrer Nebenmenſchen, und das mächtig reizende Beyſpiel der **geſelligen** Neigungen zuſammenkommen, die Flamme der Andacht zu entzünden, und mit größrer Hitze und Kraft auszubreiten. Daraus können wir den Schluß ziehn: Da **Gott der Urheber**

heber und das Oberhaupt des geſelligen Syſtems iſt; da er uns zu einem geſelligen Zuſtande gemacht hat; da wir bey dem Einen den beſten Schutz vor den Uebeln des Leibes finden, und in dem andern die größten Freuden deſſelben genieſſen; und da unſre Natur, vermittelſt aller beider, ihre höchſte Vortrefflichkeit und Vollkommenheit erlangt; und über dieß alles, da es allgemeine Segnungen und Verbrechen giebt, daran wir Alle in gewiſſem Grade Theil haben, und allgemeine Bedürfniſſe und Gefahren, denen ein Jeglicher bloßgeſtellt iſt: ſo fällt es in die Augen, daß die mannichfaltigen und feyerlichen Beſchäfftigungen des öffentlichen Gottesdienſtes, Pflichten von unumgänglicher moraliſcher Verbindlichkeit ſind; daß ſie zu den feſteſten Banden der Geſellſchaft gehören; und daß ſie die ſtärkſten Stützen der Regierung, und die herrlichſte Zierde von beiden ſind.

Anfangs-

Anfangsgründe der Sittenlehre.

Drittes Buch.

Erſter Abſchnitt.

Von der praktiſchen Sittenlehre, oder der Bildung des Herzens.

Größe und Wichtigkeit der Sache.

Wir haben nunmehr die verſchiedentlichen Pflichten, die wir **uns ſelbſt**, der **Geſellſchaft** und **Gott** ſchuldig ſind, nach einander umſtändlich durchgegangen. Da wir die erſte Claſſe der Pflichten abhandelten, berührten wir kürzlich die Art und Weiſe, wie wir die verſchiednen Güter, nach denen wir, uns zu beſtreben, von der Natur veranlaſſet werden, erlangen könnten; und es blieb uns nichts übrig, als die Methode zu betrachten, wie die **moraliſchen** Güter des Herzens zu erlangen wären: welches wir ſeiner beſondern Wichtigkeit wegen einem eignen Abſchnitte vorbehielten. Dieſer Abſchnitt wird demnach, ſo weit es die Kürze dieſes Werks verſtattet, eine kürzliche Erzählung der Mittel enthalten, wie wir uns **tugendhafte Fertigkeiten** erwerben, und **laſterhafte** ausrotten ſollen;

eine Sache, die ſo wohl von der äuſſerſten Schwierigkeit als Wichtigkeit in der Sittenlehre, und deſſen unerachtet von den moraliſchen Schriftſtellern gemeiniglich am wenigſten in Betrachtung gezogen worden iſt. Dieſes wird ganz ſchicklich auf eine umſtändliche Abhandlung von der Pflicht folgen können, indem es uns auf Mittel oder Wege leiten wird, die zu der Ausübung derſelben höchſt nöthig und nützlich ſind.

Sinnliche Begriffe und ſinnlicher Geſchmack.

In dem erſten Theile unſrer Anfangsgründe forſchten wir der Ordnung nach, in welcher die Leidenſchaften in den verſchiednen Perioden des menſchlichen Lebens zum Ausbruche kommen. Dieſe Ordnung iſt nicht zufällig, ſie rührt nicht aus dem Eigenſinne der Menſchen, oder aus dem Einfluſſe der Gewohnheit und Erziehung her; ſondern ſie fließt aus der urſprünglichen Verfaſſung und den Geſetzen unſrer Natur; unter welche auch dieſes gehört, „daß „ſinnliche Gegenſtände die erſten und ſtärkſten Eindrücke „auf das Herz machen.„ Wenn dieſe, vermittelſt unſrer äuſſerlichen Empfindungswerkzeuge, in die Seele gebracht worden; ſo werden ſie nunmehr Gegenſtände ihrer Aufmerkſamkeit, über die ſie nachdenkt, ſo bald die äuſſerlichen Gegenſtände nicht mehr gegenwärtig ſind, oder mit andern Worten, ſo bald die Eindrücke auf die äuſſerlichen Empfindungswerkzeuge aufhören. Dieſe Gegenſtände des Nachdenkens der Seele werden Begriffe, Vorſtellungen oder Bilder genannt. Gegen dieſelben ſind wir, vermöge eines andern Geſetzes unſrer Natur, nicht ganz gleichgültig; ſondern es entſtehen in uns entſprechende (oder harmonirende) Regungen des Verlangens oder der Verabſcheuung, der Liebe oder des Haſſes, nachdem

die Gegenſtände, deren Bilder oder Abdrücke ſie ſind, einen angenehmen oder unangenehmen Eindruck auf unſre Empfindungswerkzeuge machen. Diejenigen **Begriffe** und **Neigungen**, welche wir in der **erſten** Periode des Lebens empfinden, rechnen wir zu dem **Körper**, oder zum **Sinnlichen**; und den **Geſchmack**, der zu denſelben gebildet wird, nennen wir einen **ſinnlichen**, oder bloß **natürlichen Geſchmack**; und die Gegenſtände, ſo ihm entſprechen, heiſſen wir gemeiniglich **gut** oder **angenehm**.

Begriffe von der Schönheit, und ein guter Geſchmack.

Da aber die Seele in ihrem Laufe immer weiter geht; ſo breiten ſich ihre Einſichten aus, und ſie bekömmt eine neue und gehäuftere Claſſe von Begriffen, darinnen ſie Einförmigkeit, Mannichfaltigkeit, Aehnlichkeit, Uebereinſtimmung der Theile, Beziehung auf einen Zweck, Neuheit, Gröſſe bemerkt. Dieſe machen ein weitläuftiges Gefolge und eine Verſchiedenheit von Malereyen aus, welche die Seele in Abweſenheit der Gegenſtände, die dieſelben zuerſt in ſie brachten, in tauſenderley Geſtalten zuſammenſetzt, von einander theilt und nach ihrem Gefallen abändert. Nunmehr veranlaſſen dieſe vielfacheren **Malereyen** eine neue Reihe von **Begierden** und **Neigungen**, welche vollkommen ſo lebhaft und reizend ſind, als alle, deren wir bisher gedacht haben. Dieſe ſämmtliche Claſſe von **Empfindungen** oder **Eindrücken** bezieht ſich auf die **Einbildungskraft**, und bildet einen erhabnern Geſchmack, als der **ſinnliche** iſt, der einen unmittelbaren und mächtigen Einfluß auf die **feinern** Leidenſchaften unſrer Natur hat, und gemeiniglich ein **guter** oder **feiner Geſchmack** genannt wird.

Die Gegenſtände, ſo mit dieſem Geſchmacke übereinſtimmen, pflegen wir ſchön, harmoniſch, groß und wunderbar zu nennen, oder überhaupt mit dem Namen **Schönheit** zu belegen.

Moraliſche Begriffe, und ein moraliſcher Geſchmack.

Da die Seele unterdeſſen immer weiter fortgeht, und ihre Summe von Begriffen immer mehr vergröſſert; ſo erhebt ſie ſich von dieſen zu einer höhern Gattung von Gegenſtänden, nämlich zu der Ordnung und den wechſelsweiſen Verhältniſſen der Geiſter gegen einander, ihren gegenſeitigen Neigungen, Charakteren, Handlungen und mancherley Geſtalten. In dieſen entdeckt ſie eine Schönheit, eine Gröſſe, einen Anſtand, die viel reizender und einnehmender ſind, als bey irgend einem Gegenſtande aus den oben erwähnten Gattungen. Wenn dieſe Gegenſtände, oder die Bilder von denſelben, ſich dem Verſtande nach einander vorſtellen; ſo erwecken ſie, vermöge eines nothwendigen Geſetzes unſrer Natur, eine andre und edlere Claſſe von Neigungen: als Bewunderung, Hochachtung, Liebe, Verehrung, Dankbarkeit, Menſchenliebe und andre von gleichem Geſchlechte. Dieſe Claſſe von Vollkommenheiten, und denſelben entſprechenden Neigungen rechnen wir, ihrer Gegenſtände (der **Sitten**) wegen, zu einem **moraliſchen** Gefühle, und nennen den **Geſchmack** oder die Denkungsart, welche ſie erregen, **moraliſch**; und die Gegenſtände, ſo dieſem Geſchmacke oder dieſer Denkungsart gemäß ſind, belegen wir überhaupt mit dem Namen **moraliſcher Schönheit**, um dieſelbe von der andern zu unterſcheiden, welche natürlich heißt.

Dieſe

Dieſe verſchiednen Reihen von Begriffen oder Bildern ſind die Materialien, mit denen ſich die Seele beſchäfftigt, die ſie auf tauſenderley verſchiedne Arten miſcht, ſtellt und abändert. Sie empfindet einen mächtigen Hang, diejenigen Begriffe zu verknüpfen und zu verbinden, unter welchen ſie eine Aehnlichkeit, oder eine Schicklichkeit, einander zu erzeugen, bemerkt; es mag dieſelbe nun urſprünglich und natürlich, oder auch nur gebräuchlich und künſtlich ſeyn. Auf dieſe Weiſe iſt ſie geneigt, die Begriffe von natürlicher und moraliſcher Schönheit mit einander zu verbinden; indem beide aus einerley Quellen flieſſen, als Abſicht, Harmonie der Theile, oder Beziehung auf einen Zweck, und ſich auf die Seele, als den gemeinſchaftlichen Urſprung beider, beziehen. Ein wohlgebildetes Geſicht, oder ein angenehmes Betragen erregt natürlicher Weiſe Begriffe von moraliſcher Schönheit; vielerley äuſſerliche Zeichen, als Kronen, Biſchofsſtäbe, Ehrenſäulen, entzünden, vermöge der Gewalt der Gewohnheit, nicht ſelten moraliſche Empfindungen, als Majeſtät, Frömmigkeit, Heldenmuth. Wenn gewiſſe Reihen oder Miſchungen von Begriffen einmal, es ſey geſchehen wenn es wolle, bey einerley Gegenſtänden zugleich da geweſen ſind; ſo wird die Seele nachher jederzeit einen Hang haben, dieſelben zu vereinigen, ſo gar, wenn ſie nicht mehr zugleich da ſind. Weil wir manchmal geſehen haben, daß eine gute Gemüthsart mit einem guten Aeuſſerlichen verknüpfet, Tugend mit Höflichkeit, Verdienſte mit Ruhme begleitet waren; ſo ſind wir deßwegen ausnehmend geneigt, uns einzubilden, als ob dieſe Eigenſchaften niemals getrennt ſeyn könnten. Wenn gewiſſe Begriffe, oder Reihen von Begriffen, durch gewiſſe

Quellen der Verbindung der Begriffe.

Gegenſtände, oder bey gewiſſen Gelegenheiten, unmittelbar und augenblicklich erzeuget worden ſind, welche Gegenſtände oder Gelegenheiten nachmals Anlaß zu einer verſchiednen, und vielleicht völlig entgegengeſetzten, Reihe von Begriffen oder Eindrücken gegeben haben, und eben die Gegenſtände kommen uns wieder vor; ſo bringen ſie die erſtre Reihe mit ſich, da unterdeſſen die letztre, weil ſie, der Zeit nach, ſpäter war, gänzlich vergeſſen ſeyn wird. Daher wird ſich der Säufer oder der Lüderliche, ſo bald er ſeine Flaſche und ſeine Geſellſchaft, oder ſeine Bulerinn ſieht, an allen den luſtigen Begriffen von einer angenehmen Brüderſchaft, Freundſchaft, einem ehrbaren Vergnügen, von gegebner und genoßner Luſt ergötzen, welche dieſe Gegenſtände zuerſt bey ihm erregten; aber zugleich wird er, aus einem unglücklichen Selbſtbetruge, die Kopfſchmerzen, die Herzensangſt, die Ueberfüllung, und die übrigen kränkenden Eindrücke, welche ſeine unmäſſige Freude begleiteten, ob es gleich nur ohnlängſt geſchah, nicht zu Herzen nehmen.

Geſetze der Verbindung der Begriffe.

Jedoch die Urſachen, warum zween oder mehrere Begriffe von der Seele zuerſt verknüpfet werden, mögen nun entweder Aehnlichkeit, Coexiſtenz, Cauſalität, oder irgend eine andre Schicklichkeit, oder ſonſt ein Verhältniß ſeyn; ſo iſt es ein ausgemachtes Geſetz unſrer Natur: „Wenn zween „oder mehrere Begriffe oftmals mit einander in Geſell„ſchaft gerathen ſind; ſo ſchlieſſen ſie eine ſo feſte Vereini„gung, daß es nachher jederzeit ſehr ſchwer hält, ſie zu „trennen.„ Daher kann der Liebhaber den Begriff der Verdienſte nicht von ſeiner Geliebten; der Hofmann, den Begriff der Würde nicht von ſeinem Titel oder Ordens-

densbande; der Geizhals den Begriff der Glückſeligkeit nicht von ſeinen Geldſäcken trennen. Hierinnen iſt das Verfahren der Seele nicht ſelten eben ſo beſchaffen, wie bey ihren abſtractern Wirkungen. Wenn ſie einmal von der Wahrheit eines geometriſchen Satzes überzeuget worden iſt; ſo kann ſie die Verknüpfung der Ausdrücke des Satzes feſt beybehalten, und die Gleichheit der Winkel eines Dreyecks von zwo rechten Seiten vorausſetzen: ob ſie gleich auf die hinzukommenden Begriffe, welche ihr dieſe Verknüpfung deutlich machten, itzt nicht denkt, oder dieſelben wohl gar vergeſſen hat. Auf gleiche Weiſe hat zwar vielleicht der Nutzen, den der Reichthum oder die Macht, wenn ſie wohl angewendet wurden, zum Privat-Vergnügen oder zur allgemeinen Glückſeligkeit hatten, ihren zärtlichen Verehrern den erſten Begriff von ihrem Werthe beygebracht; jedoch nachdem ihr Herz einmal dieſe Verknüpfung feſtgeſetzt hat, vergißt es gar oftmals den unmittelbaren Zweck, nämlich den weiſen oder edelmüthigen Gebrauch, und geräth ſtufenweiſe auf die Thorheit, Reichthum und Macht um ihrer ſelbſt willen zu verehren: weil es ſich einbildet, daß dieſelben einen innerlichen Werth haben, man mag ſie gebrauchen, wie man will, und ſie anwenden oder nicht. Auf dieſe und andre ähnliche Arten werden die ſtärkſten Verbindungen von Begriffen erzeuget; und die verſchiednen Reihen der oben gedachten Begriffe ohne Ordnung und Unterſchied, oftmals ohne eine natürliche Verwandtſchaft oder ein Verhältniß, durch bloſſen Zufall, Beyſpiel, Geſellſchaft, Sympathie, Erziehung, und manchmal aus Eigenſinn unter einander geworfen. Demnach wird jegliche Art von natürlichem Guten mit moraliſcher Schönheit vereiniget; ja es werden die widrigſten Begriffe in der Natur dergeſtalt zu-

ſammen gekettet werden, daß ſie ſich in dem Herzen des Beobachters ſchwerlich wieder trennen laſſen, als zum Exempel, Klugheit mit Argliſt, Ehrliebe mit Ungerechtigkeit, Religion mit Grauſamkeit, Beſtechung oder Aufruhr mit Patriotiſmus. — Dieſe Verbindungen von Verdienſt oder Glückſeligkeit mit einer von den oben erwähnten verſchiednen Claſſen der Gegenſtände oder Bilder, ſind das, was unſern Geſchmack, oder unſern zuſammengeſetzten Begriff von Gutem ausmacht. Vermöge eines andern Geſetzes unſrer Natur, „folgen „unſre Neigungen dieſem Geſchmacke, und werden von „demſelben regieret. Und dieſen Neigungen iſt unſer „Charakter und Verhalten ähnlich und angemeſſen, „von deſſen Beſchaffenheit unſre Glückſeligkeit vornehmlich „abhängt.„

Die Haupt-Leidenſchaften richten ſich nach dem Geſchmacke.

Da alſo alle unſre Haupt-Leidenſchaften von der Richtung abhängen, die unſer Geſchmack nimmt; und da dieſer mit unſern Haupt-Verbindungen von Begriffen jederzeit in einerley Ton geſtimmt iſt: ſo iſt es der Mühe werth, daß wir ein wenig genauer unterſuchen, wie dieſe entſtehen; damit wir die geheimen Quellen entdecken, woraus unſre Leidenſchaften ihre vornehmſte Stärke, ihren mannichfaltigen Urſprung und Verfall ſchöpfen. Denn dieſes wird uns den wahren Schlüſſel zur Regierung derſelben geben, und uns auf die rechte Methode leiten, die böſen Leidenſchaften abzuſchaffen, und die guten zu erhöhen.

Wichtigkeit und Nutzen der Einbildungskraft.

Schon eine ſehr mittelmäſſige Einſicht in die menſchliche Natur belehrt uns, daß keine Art von Gegenſtänden einen ſo mäch-

tigen Eindruck auf uns macht, als diejenigen, welche unmittelbar unſern Sinnen eingedrückt, oder mit Nachdruck unſrer **Einbildungskraft** eingeprägt werden. Von dem, was bloß **geiſtig** iſt, als abſtracte oder ſcientifiſche Wahrheiten, ſubtile Verhältniſſe und Unterſchiede der Dinge, entdecken wir nur matte Spuren in unſrer Seele. Und wenn es auch gleich das **Gedächtniß**, die **Beurtheilungskraft** beſchäfftigt und ſchärft; ſo erweckt es doch ſchwerlich die **thätigen** Kräfte, die **Leidenſchaften**, welche die vornehmſten Quellen der Bewegung ſind, aus ihrer Unthätigkeit. Stünde hingegen die Seele auf der andern Seite völlig unter der Regierung der **Sinnen**, und wäre ſie weiter keines Eindrucks fähig, als von Gegenſtänden, die uns gegenwärtig ſind, und auf einige von unſern äuſſerlichen Empfindungswerkzeugen wirken; alsdann würden wir uns gerade in dem Zuſtande der thieriſchen Schöpfung befinden, und einzig und allein durch **Inſtinct** oder **Begierde** regieret werden, und keine Kraft haben, den Eindrücken, die auf uns geſchähen, ſie möchten ſeyn welche ſie wollten, zu widerſtehn. Daher hat uns die Natur mit einem **mittlern Vermögen** verſehen, das unſerm **vermiſchten** Zuſtande unvergleichlich angemeſſen iſt, und das theils zu den **Sinnen**, theils zu der **Vernunft** gehört, weil es ſehr feſt mit **jenen** verbunden, und das gemeinſchaftliche Behältniß iſt, darinnen alle die Ideen, welche von dieſer Seite herkommen, aufbehalten werden, und das doch zugleich **dieſen** gar groſſen Nutzen und Dienſt leiſtet, indem es ſeinen Vorſtellungen einen Körper, einen Zuſammenhang und eine Schönheit giebt. Dieſes **mittlere** Vermögen heißt die **Einbildungskraft**, eine von den geſchäfftigſten und fruchtbarſten Kräften der Seele. In dieſer gemeinſchaftlichen Schatzkammer werden auch alle

die moraliſchen Bilder oder Geſtalten aufgehoben, welche aus unſern moraliſchen Empfindungs-Fähigkeiten herrühren, und bekommen hier oftmals neue Geſtalten, indem ſie mit den Bildern ſinnlicher oder natürlicher Dinge vermiſchet werden, und mit denſelben in Gährung gerathen. Vermittelſt dieſer Vereinigung von Schildereyen, wird die natürliche Schönheit durch moraliſche Eigenſchaften und Vollkommenheiten erhöhet und verbeſſert; und die moraliſchen Eigenſchaften durch natürliche Schönheit auf einmal an den Tag gebracht, und ins Licht geſetzt. Die ſinnliche Schönheit, oder das ſinnliche Gute, wird von ſeinen Schlacken geläutert, indem es an dem moraliſchen Theil hat; und die moraliſche Schönheit, oder das moraliſche Gute, bekömmt ſein Gepräge, ſein ſichtbares Kennzeichen und ſeine Gangbarkeit von dem ſinnlichen. — Jedoch damit wir dieſen gegenſeitigen Einfluß beurtheilen lernen; ſo wird es nicht undienlich ſeyn, wenn wir einige Beyſpiele von dem Verfahren der Einbildungskraft, oder von der Wirkſamkeit der verbindenden Grundkraft, angeben.

Ihre Kraft, in verſchiednen Fällen, die ſinnlichen Vergnügungen zu erhöhen.

Da wir vor allen andern zuförderſt an ſinnliche Eindrücke und ſinnliche Vergnügungen gewöhnet werden; ſo bekommen wir frühzeitig einen ſinnlichen Geſchmack, oder eine Liebe zum Vergnügen, in der niedrigern Bedeutung dieſes Worts. Damit aber doch dieſer Geſchmack ſeine gehörige Richtung bekomme; ſo entlehnt die Seele, je mehr ſie nach und nach den höhern Empfindungen von Schönheit und Gutem geöffnet wird, aus ihnen eine edlere Reihe von Bildern, als richtigen Geſchmack, Großmuth, geſellige Neigung, Freundſchaft,

ſchaft, gute Geſellſchaft, und dergleichen: und indem ſie die alten Beſtrebungen mit dieſen neuen Zierrathen ausſchmückt; ſo ertheilt ſie ihnen einen Zuwachs von Würde und Glanze. Hierdurch werden die Begierden nach einer guten Tafel, die Liebe zur Kleiderpracht, zur Intrigue und zum Vergnügen, ungemein weit über ihre natürliche Gränze ausgedehnt; weil ſie einen doppelten Sporn von der Stärke der natürlichen Begierden, und von der hierzu gekommenen Macht derjenigen Leidenſchaften bekommen, welche auf die moraliſche Claſſe abzielen. — Wenn die Seele gegen diejenigen Gegenſtände oder Erſcheinungen empfindlicher wird, an denen ſie Schönheit, Einförmigkeit, Gröſſe und Harmonie bemerkt, als ſchöne Kleider, zierliches Hausgeräthe, Gold- und Silber-Geſchirr, Gemälde, Gärten, Häuſer, Equipage, Schönheit der Thiere, und beſonders Reizungen des andern Geſchlechts; ſo wird das Herz von der Natur zu dieſen Gegenſtänden geleitet, oder durch die Gewohnheit, durch die Meynung und das Beyſpiel Andrer gelehret, gewiſſe Begriffe von einem moraliſchen Charakter, von Würde, von Wohlanſtändigkeit, von Freygebigkeit, Zärtlichkeit, und geſchäfftigem, oder geſellſchaftlichem Vergnügen damit zu vereinbaren. Die Folge dieſer Verbindung von Begriffen iſt, daß die Gegenſtände, mit denen wir dieſe vereinbaren, in unſern Augen einen gröſſern Werth bekommen; und daß wir ihnen mit einer verhältnißmäſſigen Begierde nachſtreben. Der Genuß derſelben iſt oftmals mit Vergnügen begleitet; und ſchon ihr bloſſer Beſitz verſchafft uns nicht ſelten eine gewiſſe Ehrerbietung bey unſern Nebenmenſchen, denen ſie mangeln. Dieſe Ehrerbietung wird bey vielen dem

Die Regungen der Schönheit, der Harmonie u. ſ. w. zu erhöhen.

Vergnü-

Vergnügen des Genuſſes ſelbſt gleich geachtet. Daher trägt es ſich zu, daß der Begriff von Glückſeligkeit mit dem bloſſen Beſitze verknüpfet wird; nach welchem wir deßwegen mit der größten Begierde ſtreben, ohne dabey im geringſten auf den edelmüthigen Gebrauch, oder auf den rühmlichen Genuß zu ſehn. Auf ſolche Weiſe bleibt die Leidenſchaft bey den Mitteln ſtehn, und geht nicht bis zum Zwecke; das iſt, ſie verliert ihren natürlichen Gegenſtand aus dem Geſichte, und wird dadurch wild und ausſchweifend.

Den Werth der äuſſerlichen Zeichen oder Sinnbilder zu vergröſſern.

Mit einem Worte, jeglicher Gegenſtand, oder jegliche äuſſerliche Benennung, ein Commandoſtab, ein Ordensband, ein Credenztiſch, eine Krone, ein Titel kann zu einem moraliſchen Kennzeichen, oder zu einem Sinnbilde von Verdienſte, von Macht oder Ehre werden; nachdem die Beſitzer oder Verehrer derſelben gefunden, oder geglaubt haben, daß ſie damit verbunden wären. Allein durch den oben gedachten Betrug wird man die Verdienſte oder das Verhalten, welche zu dieſen Kennzeichen eines Vorzugs berechtigen, oder doch berechtigen ſollten, vergeſſen und vernachläſſigen, und die Zeichen ſelbſt zärtlich lieben, oder als etwas ſuchen, das jegliche Vollkommenheit in ſich faßt. Werden nun dieſe erlanget, es geſchehe auf was für Art und Weiſe es wolle; ſo wird man im voraus glauben, daß alle damit verbundnen Umſtände, welche Natur, Gebrauch, oder Zufälle mit ihnen vereiniget haben, ihnen nothwendig folgen müßten. Auf ſolche Art werden moraliſche Zwecke, mit denen der unglückliche Verehrer ſeinen Leidenſchaften und Abſichten einen Anſtrich zu geben weis, nach ſeinen Gedanken

ken die unerlaubteſten Mittel, als Entehrung ſein ſelbſt, Schmeicheley, Betrug, Verrätherey, und alle Arten von Betrügerey, ſie mögen nun offenbarer oder verkleideter ſeyn, rechtfertigen.

Den Werth des Reichthums, der Macht u. ſ. w. zu erhöhen.

Wenn die Menſchen einmal in das geſchäfftige Leben verwickelt ſind, und finden, daß Reichthum und Macht, die man gemeiniglich Intereſſe nennt, der allgemeine Zugang zu jeder Art von Vergnügen ſind; ſo werden ſie geneigt, den Gegenſtänden ihres Beſtrebens vielerley reizende moraliſche Geſtalten zu geben, um ihre Leidenſchaft zu rechtfertigen, und die Maaßregeln, ſo ſie nehmen dieſelben zu befriedigen, zu beſchönigen, als Unabhängigkeit von den Laſtern oder Leidenſchaften Andrer, Verſorgung und Sicherheit für ſich ſelbſt und für ſeine Freunde, kluge Haushaltung, oder wohlangewendete Mildthätigkeit, geſellige Vertraulichkeit, Obermacht über ihre Feinde welche alle für verworfne Leute geachtet werden, ehrlicher Dienſt, und viele andre zufällige Eigenſchaften des Verdienſtes. Was für Kunſtgriffe, ja was für Niederträchtigkeiten können dergleichen unverſchämte Verfolger ihres Nutzens wohl noch für tadelhaft halten, wenn ſie ſich nur dadurch das Vermögen zu ſolchem Vortheil und Vergnügen verſchaffen? — Es ſind auch diejenigen, denen die luſtige Welt ſo gern mit dem Titel aufgeräumter Leute ſchmeichelt, in ihrer Einbildungskraft, an nicht weniger moraliſchen Bildern ſinnreich, mit denen ſie ihre groben Begierden zu adeln, oder wenn ſie dieſes ja nicht bewerkſtelligen können, doch wenigſtens zu beſchönigen niemals ermangeln. Daher ſind die Bewunderung des Witzes, der ſchönen

Geſinnungen und Verdienſte, Freundſchaft, Liebe, großmüthige Sympathie, gegenſeitige Vertraulichkeit, gewährtes oder genoßnes Vergnügen, die gewöhnlichen Ingredienzien, womit ſie ihre Galanterien und angenehmen Zeitvertreibe würzen; und vermittelſt deren ſie ſich ſelbſt überreden, und Andre zu überreden ſuchen, daß ihre Liebesverſtändniſſe der vereinigte Erfolg der Vernunſt und Tugend ſeyn.

Ihr Einfluß auf alle Leidenſchaften.

Dieſe Verbindungen von Begriffen, welche die Einbildungskraft auf mancherley Weiſe zuſammenſetzt und gegen einander aufſtellt, bilden die vornehmſten Privat-Leidenſchaften, welche das Leben der allermeiſten Menſchen beherrſchen, als die Liebe zur Geſchäfftigkeit, oder zum Vergnügen, zu Macht, Reichthum und Ehre; ſie haben einen Einfluß in die vertheidigenden Leidenſchaften, und gereichen den gemeinnützigen zum Vortheile; ſie erregen Freude oder Betrübniß, nachdem ſie befriediget werden. Demnach ſind dieſe Verbindungen der Begriffe von Gutem oder Böſem, von Schönheit und Häßlichkeit, und die Leidenſchaften, ſo dadurch erreget werden, die groſſen Hauptgewichte des Lebens und der Sitten, und die reichen Quellen unſers Glücks oder Elendes. Mithin fällt es in die Augen, daß die ganze moraliſche Bildung darauf beruhn müſſe, daß man den Haupt-Leidenſchaften eine gehörige Richtung gebe, und ſie nach dem Werthe der geſuchten Gegenſtände oder Güter gebührend mäſſige, ſie mögen ſich nun zeigen, unter was für einem Namen ſie wollen.

Damit

Moraliſche Bildung, durch Verbeſſerung unſers Geſchmacks und unſrer Einbildungskraft.

Damit wir ihnen nun dieſe gehörige Richtung, und dieſes gebührende Maaß geben können; ſo erhellt aus den bisherigen Sätzen, daß diejenigen Verbindungen von Begriffen, von welchen die Leidenſchaften abhängen, gehörig eingeſchränkt werden müſſen; das heißt ſo viel: Weil eine übermäſſige Begierde nach Reichthum, Vergnügen, oder Macht aus einer Verbindung von Begriffen, oder aus einer Meynung entſpringt, daß ſich bey dem Genuſſe oder Beſitze derſelben mehr Schönheit und Gutes, es ſey nun natürlich oder moraliſch, befinde, als wirklich irgend einem unter ihnen zukömmt: Alſo müſſen wir, wenn wir ſolche Leidenſchaften in ihr gebührendes Maaß einſchränken wollen, den Anfang damit machen, daß wir die Meynung ſelbſt verbeſſern, oder die falſche Verbindung von Begriffen auflöſen; oder mit andern Worten, wir müſſen das zuſammengeſetzte Phantom von Glückſeligkeit oder Gutem, das wir ſo zärtlich verehrten, aus einander nehmen, die Begriffe, ſo keine natürliche Verwandtſchaft haben, von einander trennen, und den urſprünglichen Begriff von Reichthum, Macht oder Vergnügen, von den fremden Miſchungen, die demſelben einverleibet werden, die den Werth deſſelben zu hoch ſetzen, oder ihm ſeine vornehmſte Macht zur Bezauberung und Verführung des Herzens ertheilen, abſondern. Man erwäge zum Exempel, was für eine armſelige und unbeträchtliche Sache der Reichthum iſt, wenn er von dem wirklichen Gebrauche, oder von den Begriffen einer Fähigkeit in dem Beſitzer, Gutes zu thun, von Freyheit, Großmuth, Verſorgung für eine Familie oder für Freunde, und geſelligen Mittheilung mit Andern getrennt wird.

Nach dieſem Maaßſtabe ſetze man ſeinen wahren Werth feſt; man achte die üble Anwendung, oder den unmitleidigen und unmittheilenden Genuß deſſelben für niedrig und ſchändlich, und ſchreibe dem bloſſen Beſitze davon nichts verdienſtliches oder ſchätzbares zu, das nicht von dem großmüthigen Gebrauche deſſelben entlehnet werde.

Durch Selbſtverläugnung und innerliche Bekämpfung.

Reizt uns diejenige zuſammengeſetzte Geſtalt von Gutem, welche Vergnügen genannt wird: ſo zergliedere man ſie in die Theile, daraus ſie zuſammengeſetzt iſt (Principia conſtituentia), oder löſe die Annehmlichkeiten auf, die dieſelbe aus dem Herzen und der Einbildungskraft ſchöpſt, um den geringen Theil von der natürlichen Gefälligkeit gegen ſich ſelbſt zu erhöhen; man beſtimme das getrennte und vergleichungsweiſe Gewicht einer jeglichen aufs genaueſte, und ziehe daſſelbe von jenem groſſen Antheile ab, ſo wird das Ueberbleibſel von dem zuſammengehäuften Vergnügen in ein armſeliges, unſchmackhaftes, vergängliches Ding verſchwinden. Je mehr die hohe Meynung von dem geſuchten Guten nachläßt; deſto mehr muß die Bewunderung deſſelben vermindert werden: und ſo verliert die Leidenſchaft nach und nach ihre Stärke. Ein kräftiges Mittel, dergleichen hohe Meynung zu verringern, und folglich die darauf gegründete Fertigkeit zu ſchwächen, iſt, wenn man kleinere Verſuche von Selbſtverläugnung macht, oder ſich, bis zu einem gewiſſen Grade, des Beſtrebens nach dem für uns angenehmſten Gegenſtande, oder des Genuſſes deſſelben enthält: Und damit dieſes deſto leichter bewerkſtelliget werden könne; ſo muß man die Gelegenheiten, die Geſellſchaft, die Oerter und die übrigen Umſtände meiden, welche

welche jenes entflammten, und dieſen angenehm machten. Damit auch eine Art von Gegengewicht in die Waagſchaale komme; ſo laſſe man höhere, oder gar verſchiedne Vergnügungen ihre Kraft verſuchen; man laſſe andre Leidenſchaften wider jene arbeiten; man begebe ſich an verſchiedne Oerter; man verſuche andre Ergötzlichkeiten; man halte Geſellſchaft mit Perſonen von unterſchiedner, oder beßrer Denkungsart, ſo wohl in natürlichen als moraliſchen Materien.

Durch eine vernünftige und der Natur gemäſſe Erziehung.

Da auf unſre erſten Auftritte im Leben, wenn ſie mit Anſtande geſchehen, ungemein viel ankömmt; ſo gewöhne man die jugendliche Phantaſie, welche ohnedieß ſehr geneigt iſt, blumenreich und ſchimmernd zu werden, beyzeiten, durch Unterricht, Beyſpiel und verſtändliche moraliſche Uebungen, ja durch Blicke, Geberden und jegliche andre Art von Bezeugung eines gerechten Beyfalls oder Tadels, die Begriffe von Verdienſt, Ehre und Glückſeligkeit, niemals mit Geburt, Kleiderpracht, Range, Schönheit, Vermögen, Macht, Anſehen bey unſern Mitbürgern, und dergleichen äuſſerlichen Dingen, ſondern allemal mit moraliſchen und wahrhaftig tugendhaften Eigenſchaften, und mit denjenigen Vergnügungen zu verbinden, welche aus einer ordentlichen Regierung der Affecten, beſonders der geſelligen und uneigennützigen Neigungen quellen. Solche erhöhete Geſtalten von Schönheit und Gutem biete man der Einbildungskraft oftermals dar, und preiſe ſie ihr durch rührende Gemälde und Beyſpiele eifrig an; man ſchärfe ſie ihr durch die Obergewalt des Gewiſſens ein, und beweiſe aus der Vernunft, daß ſie die ſicherſten

Mittel zum Vergnügen, und die einzigen unabhängigen, unverlierbaren und dauerhaften Güter ſind. Dieſes wird das beſte Gegengewicht wider die niedrigen Leidenſchaften, und der feſteſte Grund und Schutz für die Tugend ſeyn.

Durch richtiges Nachdenken über die menſchliche Natur.

Zu der Bildung eines **richtigen Geſchmacks**, oder reiner und ausgebreiteter Vorſtellungen von Glückſeligkeit, hat es einen überaus groſſen Nutzen, wenn man die **menſchliche Natur** wohl ſtudirt und verſtehn lernt; wenn man erwägt, was für ein vielfaches Syſtem ſie iſt, insbeſondre, wenn man ſeinem Herzen jene **ſtufenweiſe Folge** von **Sinnen, Fähigkeiten und Kräften, zum Genuſſe der Vergnügungen**, deren wir oben Erwähnung gethan haben, und die **Subordination der Güter** tief einprägt, die daraus fließt, die ſich die Natur zum Ziele geſetzt hat, und die die Erfahrung der Menſchen ſelbſt beſtätigt. Denn wenn ſie ernſtlich nachdenken, und nicht unter der unmittelbaren Herrſchaft eines mächtigen Vorurtheils, oder einer gewaltſamen Leidenſchaft ſtehen; ziehen ſie nicht die Vergnügungen der **Geſchäffte des Nachdenkens**, der **Geſellſchaft**, und die meiſten **moraliſchen Uebungen und Freuden**, als **Freundſchaft, natürliche Zuneigung zu den Unſrigen** und dergleichen, allen Befriedigungen der **Sinnen** vor, ſie mögen ſeyn welche ſie wollen? Wo die verſchiednen Gattungen von Vergnügen **in eine zuſammengeſetzte Geſtalt** vermiſchet ſind; da ſondre man ſie aufs genaueſte von einander, und rechne ein jegliches zu ſeiner eigentlichen Fähigkeit, oder zu dem ihm eignen **Sinne**, und unterſuche jedes insbeſondre, was es Eigenthümliches, was es mit Andern gemein hat, und was daran fremd und zufällig iſt.

Man

Man prüfe Reichthum, Hoheit, Pracht, Liebe, Ehre, und dergleichen nach dieſem Probierſteine; ſo wird man ihren eigentlichen Gehalt ausfindig machen. — Ferner erwäge man, ob das Herz nicht ruhig ſeyn, und ſich ſelbſt in hohem Grade genieſſen könne, wenn es uns gleich faſt ganz an der gemächlichen Lebensart, oder an dem Ueberfluſſe, welchen Manche beſitzen, oder an der Laſt von Reichthum und Macht fehlt, darnach Andre ſo begierig trachten, und darunter ſie ſeufzen? Man erwäge, wie ſchwer die Erlangung, wie unzuverläſſig der Beſitz, und wie vielfach die Kränkungen bey dem Genuſſe des zu hoch angewachſnen Reichthums und der beneideten Hoheit ſind, darüber die ermüdeten Beſitzer ſo häufig klagen: als die Verwickelung der Geſchäffte; die Laſt der Geſellſchaft; die Nothwendigkeit, Vielen eine Achtung zu bezeigen, die ſie nur für Wenige heegen; die Bemühungen, zu behalten was ſie haben; die Sorgen es zu verlieren, und die Begierden es zu vermehren; und die übrigen Beunruhigungen, welche dieſe jämmerliche Knechtſchaft und prächtige Sklaverey begleiten; dieſe und ähnliche Umſtände, ſage ich, erwäge man fleiſſig. Sie haben einen vortrefflichen Nutzen, die groſſe Meynung von ſolchen Gütern zu unterdrücken, oder doch zu verringeen; und dadurch wird ſich die daran verknüpfte Leidenſchaft oder Claſſe von Leidenſchaften nach und nach verlieren.

Durch Vergleichung der Wichtigkeit und Geringſchätzigkeit verſchiedner Güter.

Man gebe auf den eigenthümlichen Hang ſeiner eignen Natur und ſeines Charakters Achtung, ob man am meiſten geneigt ſey, ſinnliche, geiſtige, oder moraliſche Verbindungen von Begriffen zu bilden,

Durch Beobachtung unſers eignen Hanges und Charakters, u. ſ. w.

bilden, und an ſinnlichen, geiſtigen oder moraliſchen Gegenſtänden Geſchmack zu finden. Auf das, was die Oberhand hat, wende man die vornehmſte Aufmerkſamkeit; man lenke es auf die gehörigen Gegenſtände; man verbeßre es durch angemeßne Uebungen, und verwahre es durch eine ſchickliche Zurückhaltung vor den entgegengeſetzten Abweichungen. Auf ſolche Art kann der ſinnliche Hang durch den geiſtigen erhöhet, und ein Geſchmack an der Schönheit der ſchönen Künſte gebildet, und beide zuſammen können brauchbar gemacht werden, Geſinnungen zu erwecken und einzuprägen, welche höchſt moraliſch und patriotiſch ſind. Dieſe innerliche Beſchauung muß ſich bis auf die Stärke und Schwachheiten unſrer Natur, auf unſern Zuſtand, unſre Verknüpfungen, unſre Gewohnheiten, unſer Vermögen, unſre Beſchäfftigungen, unſre Bekanntſchaft, und die übrigen Umſtände unſers Lebens erſtrecken; hieraus wird jeder Menſch den Werth und Unwerth ſeiner eignen Neigungen und ſeines eignen Charakters, und die beſten Regeln zu deren Verbeſſerung und Vollkommenheit aufs genaueſte beſtimmen können. Und damit man dieſes mit deſto grӧſſerm Nutzen thun könne; ſo gebe man beſonders auf die Zeiten, oder kritiſchen Augenblicke Achtung, wenn das Herz am meiſten zu einer Veränderung geneigt iſt, und beßre ſich durch muthige Entſchlüſſe, Verſprechungen, oder was nur ſonſt das Herz reizen kann, bey der Tugend zu verharren. Kurz, man ſehe nur fleißig ſein eignes Verhalten durch, und gebe ſorgfältig auf die Urſachen der Verderbniß oder Verbeſſerung deſſelben Acht.

Durch fleißige moraliſche Uebungen.

Den moraliſchen Geſchmack zu reinigen, und die tugendhafte Gemüthsart zu befeſtigen, wird es ungemein viel Nutzen ſchaf-

ſchaffen, wenn man das Herz zu der fleiſſigen Uebung moraliſcher Geſinnungen und Entſchlieſſungen, durch Leſung guter Geſchichten, guter Gedichte, (vornehmlich aus der maleriſchen und dramatiſchen Claſſe,) durch Erlernung der ſchönen Künſte, durch Umgang mit Leuten, die wegen ihres guten Verſtandes und wegen ihrer Tugend vor Andern hervorragen, hauptſächlich aber durch fleiſſige und wiederholte Handlungen der Menſchenliebe, des Mitleidens, der Freundſchaft, der Höflichkeit und der Gaſtfreyheit angewöhnt. Dieſe Uebung gewährt Geſundheit und Stärke. Wer am fleiſſigſten Ueberlegungen anſtellt, der wird der Weiſeſte und genießt die Vergnügungen der Weisheit am meiſten. Wer am öfterſten durch Gegenſtände des Mitleidens in der Dichtkunſt, in der Geſchichte, oder im gemeinen Leben gerührt wird; deſſen Seele wird dem Mitleiden, und ſeinen ſüſſen Schmerzen und Pflichten am meiſten offen ſtehn. So auch, wer die Dienſte der Zärtlichkeit und Mildthätigkeit am fleiſſigſten leiſtet, der wird dadurch diejenige Gemüthsbeſchaffenheit bilden, aus welcher alle ſeine Anſprüche auf perſönliche Verdienſte, ſeine jetzige und ſeine künftige Glückſeligkeit herflieſſen müſſen.

Durch ein anſtändiges Amt.

Ein nützliches und anſtändiges Amt im Leben wird tauſenderley Gelegenheiten von dieſer Art darbieten, und ein Gefühl von Tugend und guten Neigungen ungemein befeſtigen, welche eben ſo wohl, als unſre Verſtandeskräfte, durch eine gehörige Anführung genährt werden müſſen. Denn ein ſolches Amt erweitert unſre Erfahrung, macht uns die Aufmerkſamkeit und Vorſicht zur Gewohnheit, oder zwingt uns doch vermöge der Nothwendigkeit oder des Nutzens,

über die Leidenſchaften zu wachen, und die äuſſerlichen Wohlanſtändigkeiten und Zeichen der Tugend zu erlernen; wodurch nach und nach eine gute Gewohnheit erzeuget wird, und ſich endlich die Liebe zur Tugend und Rechtſchaffenheit um ihrer ſelbſt willen einſchmeichelt.

Durch Betrachtung der Menſchen und Sitten aus einem guten Geſichtspuncte.

Zur Ausübung der Menſchenliebe iſt es ein groſſer Antrieb, wenn man die menſchliche Natur in einem günſtigen Lichte betrachtet; wenn man die Charaktere und Umſtände der Menſchen von ihrer ſchönſten Seite anſieht; wenn man ihren Handlungen die beſte Deutung giebt, die ſie leiden, und ſie lieber für die Wirkung parteyiſcher und betrogner, als böſer, Neigungen, oder aufs allerſchlimmſte, für die Ausſchweifungen einer verzeihlichen Selbſtliebe, ſelten oder niemals für die Wirkung bloſſer Bosheit anſieht.

Durch Nachdenken und gottesfürchtige Uebungen.

Hauptſächlich aber muß man fleiſſig auf die Natur und die Folgen der Tugend und des Laſters Achtung geben, weil ihre Folgen das Geſetz unſrer Natur, und der Wille des Himmels ſind; auf die Geſtalt, in welcher ſie unſerm höchſten Urheber und Geſetzgeber erſcheinen, und auf die Aufnahme, ſo ſie bey ihm finden werden. Den Uebungen der Gottesfurcht, als Anbetung und Lob der göttlichen Herrlichkeit, Anflehung um ſeine Hülfe und Vertrauen auf dieſelbe, Bekenntniß, Dankſagung und Gottgelaſſenheit müſſen wir Raum geben, uns dieſelben zur Gewohnheit machen, und ſie fleiſſig, nicht nur als eine Arzney für unſer Herz, ſondern auch als eine beſſernde Vollkommenheit deſſelben, erfüllen.

Damit

Damit wir den Beſchluß machen; ſo wird es zur Ausrottung übler Angewöhnungen, und zur Einpflanzung guter, eine unvergleichliche Kraft haben, wenn wir das menſchliche Leben fleißig, als die groſſe Pflanzſchule unſers künftigen und unſterblichen Daſeyns, als den Stand der Prüfung betrachten, darinnen wir zu einem göttlichen Leben erzogen werden ſollen; wenn wir niemals vergeſſen, daß unſre Tugenden oder Laſter eben ſo unſterblich, als wir ſelbſt, ſeyn werden, und ihren Einfluß eben ſo wohl auf unſre künftige Glückſeligkeit haben, als auf die gegenwärtige, — und daß mithin jegliche Gemüthsbeſchaffenheit und Handlung, als ſo etwas, zu betrachten iſt, das über die itzige Dauer hinaus noch Folgen auf eine unſterbliche Dauer hat. Eine zur Gewohnheit gewordne Aufmerkſamkeit auf dieſen weitläuftigen und wichtigen Zuſammenhang, wird unſern Geſinnungen und Handlungen eine geräumigen Umfang und eine groſſe Würde ertheilen, und uns eine edle Erhebung über die Vergnügungen und Widerwärtigkeiten des Lebens, und den edlen Ehrgeiz einflöſſen, unſre Tugend eben ſo unſterblich zu machen, als unſer Weſen iſt.

Durch richtige Erwägung des menſchlichen Lebens, und deſſen Zuſammenhanges mit einem künftigen.

Zweyter Abſchnitt.

Bewegungsgründe zur Tugend aus der perſönlichen Glückſeligkeit.

Bewegungsgründe aus der perſönlichen Glückſeligkeit.

Unſre Verbindlichkeiten zur Ausübung der Tugend, die aus der Verfaſſung unſrer Natur flieſſen, durch welche wir geleitet werden, einer gewiſſen Ordnung und Haushaltung der Neigungen, und einer gewiſſen Reihe von Handlungen, die damit übereinſtimmt, unſern Beyfall zu geben, haben wir bereits betrachtet *). — Aber es giebt noch auſſerdem unterſchiedliche andre Bewegungsgründe, die die Tugend ſtärken und ſchützen, ob ſie gleich ſelbſt nicht aus einer moraliſchen Claſſe ſind. Dieſe ſind ihr Erfolg in Anſehung der perſönlichen Glückſeligkeit, und der gegentheilige Erfolg des Laſters. „Die perſönliche Glückſeligkeit „entſpringt entweder aus dem Gemüthszuſtande eines „Menſchen ſelbſt, oder aus dem Zuſtande und der Be„ſchaffenheit äuſſerlicher Urſachen in Anſehung ſeiner.„

Glückſeligkeit der Tugend im Innern.

Wir wollen zuförderſt den „Nutzen der „Tugend zur Glückſeligkeit in Abſicht auf „den Gemüthszuſtand eines Menſchen ſelbſt„ unterſuchen. — Dieſes iſt eine Sache von der äuſſerſten Wichtigkeit in der Sittenlehre: Denn wo fern wir uns nicht ſelbſt

*) Man ſehe des Erſten Buchs Erſten und Zweyten Abſchnitt ꝛc.

ſelbſt überzeugen, oder Andern darthun können, daß wir bey der Erfüllung unſrer Pflicht, und Beobachtung unſrer moraliſchen Verbindlichkeiten, auf die größte Zufriedenheit unſers eignen Herzens, oder auf unſern höchſten Vortheil im Ganzen ſehen; ſo werden ſehr ſtarke und oftmals unüberwindliche Vorurtheile wider die Ausübung der Tugend in uns entſtehn; zumal wenn ſich etwan ein Schein von Streite zwiſchen unſrer Pflicht und unſrer Zufriedenheit oder unſerm Nutzen hervorthun ſollte. Für Weſen, die eine ſolche Begierde nach Glückſeligkeit, und einen ſolchen Abſcheu vor dem Elende haben, als wir, und die nicht ſelten ſo wunderlich mitten unter ſtreitende Leidenſchaften und Vortheile gezogen werden, iſt es unumgänglich nothwendig, daß ihnen die Tugend nicht allein in einer rühmlichen, ſondern auch in einer gefälligen und wohlthätigen Geſtalt erſcheine. Und um unſre Wahl vor uns ſelbſt ſo wohl, als vor Andern, zu rechtfertigen, müſſen wir uns ſelbſt fähig fühlen, und im Stande ſeyn, in dem Angeſichte der ganzen Welt zu behaupten, daß ihre Wege liebliche Wege, und alle ihre Steige Friede ſind. Dieſes wird aufs unſtreitigſte an den Tag legen, daß wir nicht allein dasjenige billigen, was wir thun, ſondern auch einen zureichenden Grund davon angeben können.

Einfluß des Laſters in den Gemüthszuſtand.

Es ſetze ſich ein Menſch zu einer Stunde der Gelaſſenheit, wann er von Geſchäfften frey iſt, und von keiner Leidenſchaft beunruhiget wird, wie ſich denn ſolche ruhige Stunden zuweilen ereignen, nieder, und überlege bey ſich ſelbſt ernſtlich, was für einen Zuſtand, oder was für eine Beſchaffenheit des Gemüths er wohl am liebſten zu empfinden und zu unterhal-

terhalten wünſchte, um zufrieden zu ſeyn, und ſich ſelbſt zu genieſſen. Würde er zu dem Ende wohl gern in einer beſtändigen Zerſtreuung und Verwirrung der Gedanken leben, würde er wohl in dem Gebrauche ſeiner Vernunft beunruhiget ſeyn, würde er es wohl gern haben wollen, wenn mancherley und oftmals einander widerſtreitende Phantomen von Gutem vor ſeiner Einbildungskraft umherſchwärmten, die ihn wechſelsweiſe verfolgten und verwirrten, die ihm bald mit täuſchenden Hoffnungen ſchmeichelten, und ihn bald mit ängſtlichen Sorgen marterten; würde er wohl gern dieſe Minute billigen wollen, was er in der nächſten verwerfen wird? Würde er wohl gern ein heftiges und ſchmerzliches Gefühl von jeglicher kleinen Beleidigung, plötzliche Bekümmerniſſe bey jeglichem drohenden Uebel, unaufhörliche und unerſättliche Begierden nach Macht, Reichthum, Ehre, Vergnügen, einen unverſöhnlichen Widerwillen gegen alle Mitwerber und Nebenbuler, übermüthige und tyranniſche Geſinnungen gegen alle Geringere, ſchmeichleriſche und zu gleicher Zeit neidiſche Geſinnungen gegen alle Höhere, nebſt dem finſtern Argwohne und Verdachte auf jeden Sterblichen haben wollen? Würde er wohl wünſchen, weder ſelbſt zu lieben, noch von Jemandem geliebt zu werden, keinen Freund zu haben, dem er ſich vertrauen, oder mit dem er ſich von ſeinen Gedanken oder Anſchlägen unterhalten; keinen Liebling, dem er ſeine Zärtlichkeit ſchenken, oder vor dem er ſein Herz ausſchütten könnte; mit einem Worte, ſich keines Verdienſtes um die Menſchen, keiner Hochachtung von irgend einem Lebendigen, keiner guten Geſinnung gegen ſeinen Schöpfer, keiner Bemühung, um ſeines Beyfalls oder der Hoffnung auf denſelben bewußt zu ſeyn; ſondern, ſtatt alles deſſen, Alles zu haſſen, und zu wiſſen, daß er von Allen gehaßt;

alles zu verachten, und zu wiſſen, daß er von Allen verachtet werde: von den Guten, weil er ihnen ſo unähnlich, und von den Böſen, weil er ihnen ſo gar ſehr ähnlich iſt; kurz, ſeine Bruſt zum Wohnſitze des Hochmuths und der Begierden, des Trotzes und der Rachgier, der tiefen Schwermuth, der unerröthenden Bosheit und aller der andern Furien zu machen, die nur jemals Menſchen beſeſſen und gemartert haben? — Würde wohl unſer ruhiger Forſcher nach Glückſeligkeit nach einem ſolchen Zuſtande, und nach einer ſolchen Gemüthsbeſchaffenheit, als nach dem wahrſcheinlichſten Mittel trachten, dadurch er ſich den Beſitz ſeiner gewünſchten Ruhe, und den Genuß ſein ſelbſt verſchaffen könnte?

Einfluß der Tugend auf den Gemüthszuſtand.

Oder würde er nicht lieber einen heitern und ruhigen Zufluß von Gedanken genieſſen wollen, eine aufgeklärte und geſetzte Vernunft, eine Beurtheilungskraft, die durch kein Vorurtheil eingenommen, und durch keine Leidenſchaft verwirret würde, eine nüchterne und wohlregierte Einbildungskraft, welche die Bilder der Dinge nach der Wahrheit, und nicht mit betrüglichen und unnatürlichen Reizungen vermiſcht darſtellte, und alſo den Leidenſchaften keinen unſchicklichen oder gefährlichen Zunder darböte, ſondern das Herz frey ließe, um zu wählen oder zu verwerfen, wie es einem vernünftigen Weſen zukömmt; eine ſanfte und ſtille Gemüthsbeſchaffenheit, die nicht leicht durch Hoffnung oder Furcht geſtört würde, die weder zum Argwohne, noch zur Rachgier geneigt, die die Menſchen und Dinge im ſchönſten Lichte zu betrachten, und lieber dem Eigenſinne Andrer mit guter Art nachzugeben, als ſich ihnen mit Hartnäckigkeit zu widerſetzen fähig wäre? Würde er nicht

lieber

lieber eine ſolche Mäſſigung und Enthaltſamkeit des Herzens genieſſen wollen, das weder ehrgeizig nach Macht, in äußerliche Ehrenbezeigungen verliebt, nach Reichthum lüſtern, noch dem Vergnügen ſklaviſch ergeben wäre; ein Herz, das mithin weder durch Glück aufgebläht, noch durch Unglück niedergeſchlagen würde; einen ſolchen beſcheidnen und edlen Sinn, der die Macht ohne Stolz zu behaupten, Ehrenbezeigungen ohne Hochmuth zu genieſſen, Reichthum ohne Verſchwendung oder übertriebne Sparſamkeit zu gebrauchen wüßte, der ſich mehr erfreute, wenn er Andern ein Vergnügen verſchaffte, als wenn es Andre ihm verſchafften; eine ſolche Standhaftigkeit und Gleichmüthigkeit, die den Menſchen über die Unglücksfälle erhübe oder dieſelben in Wohlthaten verwandelte; eine ſolche Rechtſchaffenheit und Gröſſe des Herzens, welche niemals den Laſtern ſchmeichelte, noch über die Thorheiten der Menge frohlockte, welche ſich mit gleichem Muthe wider Knechtſchaft und Tyranney auflehnte, und ſich weder in niederträchtige Anſchläge einließe, noch Andere darzu verleitete? Würde er endlich nicht lieber eine ſolche Gütigkeit und Wohlthätigkeit des Herzens erwählen, das an allen Freuden Andrer gern Theil nähme, und ſich keiner von ihren Bekümmerniſſen anzunehmen weigerte; das gegen alle Menſchen wohl geſinnt, das ſich bewußt wäre, Jedermanns Hochachtung zu verdienen, und von den Beſten geliebet zu werden; ein Herz, das ſein Vergnügen daran fände, wenn es ohne einiges Gepränge Gutes thun kann, und ſich doch damit nicht brüſtete, das ſich freute, ſeinen Schöpfer zu lieben und von ihm geliebt zu werden, das jederzeit als vor deſſen Augen handelte, das ſich ſeiner Vorſehung überlieſſe, und ſich bey ſeinem Beyfalle glücklich ſchätzte? — Auf welche unter dieſen beiden Arten von Gemüthsbeſchaffenheit

fenheit würde wohl ſeine Wahl fallen, wenn er zufrieden, vergnügt und glücklich ſeyn wollte? — Nun aber iſt die erſte Gemüthsbeſchaffenheit **Laſter**, und die letztre **Tugend**. Wo jenes herrſcht, da herrſcht **Elend**; und die Allermeiſten müſſen geſtehn, daß es da herrſche. Wo dieſe regiert, da regiert **Glückſeligkeit**; und das Bekenntniß der Menſchen beweiſt es, daß ſie da regiere. Die **Vollkommenheit** beider Gemüthsbeſchaffenheiten iſt **vollkommenes Elend**, oder **vollkommene Glückſeligkeit. Mithin** iſt jegliche **Annäherung** zu **einem von den beiden höchſten Puncten**, eine **Annäherung zum Elende**, oder zur **Glückſeligkeit**; das heißt ſo viel: **Jeglicher Grad von Laſter oder Tugend** bringt einen **verhältnißmäſſigen Grad von Elend** oder **Glückſeligkeit mit ſich**.

Einwurf aus einer eingebildeten Vereinigung zwiſchen Tugend und Laſter.

Indeſſen ſind viele der Meynung, und es ſcheint, als ob ſie durch ihr Verfahren dieſe Meynung behaupteten, daß ſie die beiden Extremen vermiſchen oder vereinbaren, und die **Tugend** auf eine geſchickte Art mit dem **Laſter** verſöhnen können; wodurch ſie dann eine richtige Mittelſtraße von Glückſeligkeit leichter zu finden, durch das Leben gemächlicher zu wandeln, und mehr Hülfsmittel in der gegenwärtigen verworrenen Scene zu erlangen meynen. **Ehrlichkeit** (geſtehen ſie) „iſt, überhaupt „betrachtet, die beſte **Staatsklugheit**; aber ſie iſt oft zu „plump und zu närriſch, wenigſtens allemal gar zu ängſt„lich: Wenn man ſie alſo in kritiſchen und wohlgewählten „Conjuncturen mäſſigt, und mit ein wenig Verſchlagenheit „würzt; ſo wird dieſes ſie, wie ſie meynen, für Andre deſto „ſchmackhafter, und für uns ſelbſt deſto nützlicher machen.

„Men-

„Menſchenliebe iſt eine gute Sache an ihrem Orte, und „wenn ſie einen Menſchen nichts koſtet: aber die Liebe „fängt bey ſich ſelbſt an; und darauf muß man bey der „Sorge für Andre immer mit ſehn, und ſich auf die Haupt„vorfallenheiten gefaßt halten. Ueberdieß, warum ſoll „man ſich um Andrer willen unnöthigen Kummer machen? „Wir haben mit unſrer eignen Glückſeligkeit ohnedieß ge„nug zu thun: und wenn wir nicht eher glücklich ſeyn ſol„len, als bis es Andre auch ſind; ſo iſt es ein bloſſer uto„piſcher Traum, dieſes jemals zu hoffen. Man wird „wohl nicht gern Böſes um ſein ſelbſt willen thun: aber „wenn es die Noth erfodert, ſo muß das geringere Gute „dem gröſſern, das iſt, unſerm eignen perſönlichen „Nutzen, nachſtehn; denn daran iſt uns, vermöge des er„ſten Grundgeſetzes unſrer Natur, am meiſten gelegen. „Bey einem ſolchen Verhalten werden wir die wenigſte „Urſache haben, uns ſelbſt Vorwürfe zu machen; wir wer„den bey uns ſelbſt am ruhigſten, und wider die Unglücks„fälle und Angriffe Andrer am beſten geſichert ſeyn.„

Beſchaffenheit und Zuſtand der Scheinehrlichkeit oder Betrügerey.

Dieß iſt die Sprache einer groſſen Partenlichkeit des Verſtandes ſo wohl, als des Herzens. — Weil ſie aber eine der ſtärkſten Schutzwehren iſt, darinnen ſich Eigennutz und Betrügerey zu verſchanzen pflegen; ſo wird es wohl der Mühe werth ſeyn, wenn wir dieſelbe niederreiſſen, um ihrer vortrefflichen Gegnerinn den Weg zum völligen Triumphe zu bahnen. Daß die Menſchen ihren eignen Nutzen durch eine unbeſonnene, zu weit getriebne Sorge für das Beſte Andrer verabſäumen, oder ſich ſelbſt Schaden thun können, — daß Ehrlichkeit bisweilen in einen plumpen Trotz, oder in eine mürriſche Gewiſſenhaf-

tigkeit ausarten könne, — daß wichtige Fälle die Aufopferung eines kleinen gemeinnützigen Gutes, gegen ein grössres Privat=Gut erfodern könne, — daß es Thorheit seyn würde, sich selbst unglücklich zu machen, weil Andre nicht so glücklich sind, als man wünschte; dieß wollen wir nicht in Abrede seyn. Allein hat man nicht die gerechteste Ursache, zu argwohnen, daß die unehrliche, oder die scheinehrliche und kleingesinnte Beschaffenheit des Gemüths, deren Sache hier vertheidiget wird, gerade das Widerspiel von der Gemüthsbeschaffenheit, welche wahre Zufriedenheit und wirklichen Genuß unser selbst erzeugt, und von dem Charakter sey, der zu Ansehen, Sicherheit und Glücke berechtigt? Der Mann, welcher zweifelt und bey sich ansteht, ob er nicht in manchen Fällen den Betrüger spielen möchte, kann in keinem Verstande ehrlich genannt werden. Und wahrhaftig, er kann sich selbst wegen eines Verhaltens nicht Beyfall geben, das er, vermöge eines unverbrüchlichen Gesetzes seiner Natur, zu verdammen genöthigt ist: und kann er sich selbst wegen seines Verhaltens keinen Beyfall geben; so ist er ja einer der süssesten Empfindungen des menschlichen Herzens beraubet. Jedoch gesetzt, er könnte die unedle That oder Gesinnung unter dem glänzenden Namen irgend einer Tugend, oder wenigstens unter der Larve einer nöthigen Sorge für sich selbst verbergen, (wie es oftermals geschieht, wenn man dem ehrwürdigen Urtheile des Gewissens, welches allemal unfehlbar ist so lange es in seiner Wirkung ungestört bleibt, ausweichen will;) so muß er sich dennoch bewußt seyn, daß er die Prüfung unparteyischerer Richter, als er selbst ist, nicht aushalten könne, und muß daher in beständiger Furcht stehn, verrathen zu werden, und folglich dem allgemeinen Tadel, mit allen seinen demüthigenden Begleitern ausgesetzt

geſeʒt zu ſeyn. Dieſe Furcht muß um ſo viel gröſſer werden, wenn er bey ſeiner Betrügerey Gehülfen oder Werkzeuge gebraucht hat, die er gemeiniglich brauchen muß, um ſeinem natürlichen Unvermögen und Mangel abzuhelfen. Dennoch iſt er unſicher, unterwürfig und abhängig, und noch dazu der ſchlechteſten Gattung von Menſchen unterwürfig, die man bey weiter nichts faſſen kann, als bey ihren Laſtern, und die ſich, gleich ungezähmten wilden Thieren, oftmals gegen ihre eigne Herren kehren. Ein ſolcher unſichrer, unterwürfiger, abhängiger Zuſtand muß nothwendiger Weiſe ein Stand des Argwohns, der Knechtſchaft und Furcht ſeyn, welche nichts weniger als Heiterkeit und Genuß unſer ſelbſt bey ſich führen, ſondern vielmehr die Quellen der Unruhe und des Elendes ſind. Ueberdieſes ſind die unaufhörliche Zweifelhaftigkeit zwiſchen einander beſtreitenden Grundſäʒen, die Gewalt die man einem angebornen Gefühle von Ehrlichkeit thut, der Widerwille gegen die erſten Schritte einer noch jungen und über ſich ſelbſt erröthenden Betrügerey, die hiʒigen und froſtigen Anfälle abwechſelnder Tugend und Laſters, die Ungewißheit und Unentſchloſſenheit eines Herzens das zwiſchen ſtreitenden Leidenſchaften hin und her wankt; dieß ſind, ſage ich, die erſten mühſel'gen Ausbrüche jener ſchrecklichen Krankheit, welche in der Folge alles Gutartige und Edle fruchtlos macht, und bey dem Laſterhaften eine tauſendfältige Angſt erregt, die dem Patienten unerträglich, und Andern ganz unbegreiflich iſt. Ob ein ſolches widerſprechendes Verhalten, da man zwiſchen Tugend und Laſter getheilt iſt, den Abſichten auf Vortheile, die man ſich dabey zum Ziele ſeʒt, beförderlich ſey, wird im Folgenden unterſuchet werden.

Was

Beſchaffenheit und Zuſtand des rechtſchaffenen, gutgeſinnten Menſchen.

Was den andern Theil des Einwurfs betrifft, ſo erwäge man, daß ein Menſch von erweitertem menſchenfreundlichen Herzen, der für Andre denkt, empfindet und handelt, nicht der Hälfte von den Beunruhigungen einer eigennützigen, nur in ſich ſelbſt eingeſchränkten, Seele unterworfen iſt; — daß er tauſenderley Erleichterungen in ſeinen Widerwärtigkeiten findet, daran es Andern fehlt; — und daß er eine glückliche Gelegenheit hat, ſeine Freuden zu verdoppeln. Seine Begierden ſind mäßig, und ſeine Bedürfniſſe in Vergleichung gegen Andrer ihre geringe; weil ihnen ihr Maaß von der Natur, welche Gränzen hat, nicht von der Phantaſie oder Leidenſchaft, welche keine Schranken kennt, beſtimmet wird. Er iſt vorſichtig, ohne mißtrauiſch oder mißgünſtig zu ſeyn; ſorgfältig, aber nicht ängſtlich; geſchäfftig, aber ohne Verwirrung. Er ſchmeckt Vergnügen, ohne ſich dadurch zerſtreuen zu laſſen; er erträgt Schmerzen, ohne Kleinmüthigkeit oder Unzufriedenheit; er wird zur Macht erhoben, ohne ſchwindlicht zu werden; er empfindet wenig von den Beſchwerlichkeiten der Mitbulerſchaft um einerley Vortheil, und keine von den quälenden Sorgen des Neides.

Erleichterungen, die er bey den Uebeln findet, welche ihm begegnen.

Die vornehmſten Linderungen ſeiner Widerwärtigkeiten beſtehen darinnen: — daß, obwohl manche darunter die Folge ſeiner Unvorſichtigkeit oder Schwachheit geweſen ſeyn könnten, doch wenige derſelben durch ein Gefühl eines Verbrechens, und keine davon durch ein Bewußtſeyn vorſätzlicher Bosheit, welches ganz gewiß ihr ſchärfſter Stachel iſt, empfindlicher gemacht werden; — daß er ſie mit den Beſten unter den Menſchen gemein hat; —

daß ſie ihn ſelten oder niemals ganz unverſehens überfallen, ſondern daß er vielmehr mit einem Bewußtſeyn von ſeiner eignen Redlichkeit und Tugend, mit einem Glauben und Vertrauen auf die Vorſehung, und einer ſtandhaften Ergebung in die vollkommnen Verordnungen derſelben, als mit einer Wache umgeben iſt; — daß ſie als Mittel zur Beſſerung oder als Materialien angewendet werden, ſeinen Tugenden Beſchäfftigung und Dauer zu geben; — und damit wir nicht mehrere namhaft machen, ſo werden ihm dieſe Widerwärtigkeiten durch das allgemeine Mitleiden der Weiſen und Rechtſchaffnen gar merklich erleichtert, und oftermals gar verſüſſet.

Seine Freuden. Seine Freuden ſind zahlreicher, oder, wo nicht zahlreicher, doch gröſſer, als die Freuden böſer Menſchen: Denn er genießt ſeinen Theil an den Freuden Andrer, die auf ihn zurückfallen; und jeglicher Zuwachs von allgemeiner oder beſondrer Glückſeligkeit, iſt ein wirklicher Zuſatz zu ſeiner eignen. Es iſt wohl wahr, ſein freundſchaftliches Mitleiden mit Andern wird ihn manchen Bekümmerniſſen bloßſtellen, die der verhärtete Böſewicht nicht empfindet; aber wenn er denſelben Raum giebt, ſo bezahlt er damit gleichſam eine Art von angenehmer Schuld. Es iſt ein Kummer, dem er gern nachhängt; eine Art von ſüſſer Bangigkeit, die das Herz ſanft erweicht, und ſich in eine Freude verliert, die für uns ſelbſt ein belohnender Beyfall iſt. Wenn es auch dem wohlgeſinnten Manne an Mitteln fehlen ſollte, ſeine menſchenfreundlichen Abſichten auszuführen, oder der Erfolg ſeiner Bemühungen nicht glücklich wäre; ſo iſt er ſich doch, wie wir oben *) angemerkt haben, immer ſeiner guten Geſinnung bewußt,

*) Man ſehe im Zweyten Buche den Zweyten Abſchnitt.

bewußt, und dieſes Bewußtſeyn iſt ein viel ſüſſeres Vergnügen, als die größten Triumphe eines beglückten Laſters. Geht es den Ehrſüchtigen, Geldgeizigen und Wollüſtlingen nicht nach ihrem Wunſche, ſo fallen ihre Leidenſchaften auf ſie ſelbſt mit einer Wut zurück, die ihrer hohen Meynung von dem Werthe deſſen, wornach ſie trachten, und der Hoffnung, die ſie ſich zu einem glücklichen Erfolge machten, gemäß iſt; und indeſſen haben ſie nichts im Innern, das ihrem Unglücke die Waage halten könnte, es müßte ſich denn ein dienlicher Vorrath von Stolze bey ihnen finden, welcher nichts deſto weniger oftmals bloſſe Zufälle in demüthigende Beleidigungen verwandelt, und ihren Gram bis zur Wut und Raſerey erhöht. Dagegen iſt die ſanfte, demüthige und menſchenfreundliche Gemüthsart ſich ſelbſt eine unmittelbare Belohnung; ſie iſt innerlich mit ſich ſelbſt vergnügt, und verherrlicht nicht nur in hohem Grade das Vergnügen über glücklichen Erfolg, ſondern ſie erleichtert auch auf eine unvergleichliche Art alle Bekümmerniſſe über den Abgang deſſelben, und vernichtet ſie auf gewiſſe Weiſe.

Aus verdienter Hochachtung und Sympathie.

Weil ſich der rechtſchaffne Mann bewußt iſt, daß er alle Menſchen liebt und ihnen Gutes wünſcht; ſo muß er überzeuget ſeyn, daß er Jedermanns Hochachtung und Wohlwollen verdient: und dieſe vorausgeſetzte Erwiederung geſelliger Empfindungen wird, durch das Weſen unſrer Natur ſelbſt, zu einer Quelle von ſehr groſſen und erheiternden Freuden. Durch dieſe Sympathie von Neigungen und Vortheilen, fühlt er ſich ſelbſt mit dem menſchlichen Geſchlechte aufs genaueſte vereiniget: und da er für ſein ganzes Geſchlecht durchaus voller Gefühl iſt;

ſo empfindet ſein Herz jegliche Berührung, die auf irgend einen Theil geſchieht, und erwiedert dieſelbe dergeſtalt, daß er, wie es ein berühmter Weltweiſer *) ſehr ſinnreich ausdrückt, Zufriedenheit und Vergnügen aus dem angenehmen und glücklichen Zuſtande derer, die um ihn ſind, aus den Nachrichten und Erzählungen von ſolcher Glückſeligkeit, ja aus den Geſichtszügen, Geberden, Stimmen und Tönen, ſo gar von den niedrigern Geſchöpfen ſammelt, die mit unſerm Geſchlechte nicht verwandt ſind, und bey denen er die Merkmaale der Freude und des Vergnügens nur auf irgend eine Art unterſcheiden kann.

Sie ſtreiten niemals wider andre Freuden.

Dieſe großmüthigen Neigungen verſtopfen auch keine einzige andre natürliche Quelle von Freude, oder tödten ſein Gefühl von irgend einer unſchuldigen Gemüthsergötzung; vielmehr erhalten ſie die unterſchiedlichen Sinnen und Empfindungskräfte frey und ungeſtört, ſo daß dieſelben weder durch Uebermaaß zu ſehr angeſpannt, noch durch Mißbrauch verderbet werden; welches einem Jeden in die Augen fällt, der den zerſtreuten, fühlloſen Zuſtand der Leute von Vergnügen, Ehrgeiz oder Eigennutz betrachtet, und denſelben mit dem heitern und ſanften Zuſtande eines Herzens vergleicht, welches Frieden in ſich ſelbſt hat, und gegen alle Menſchen freundſchaftlich geſinnt iſt, welches von keiner heftigen Regung beunruhiget wird, und jeder gutartigen und reizenden Freude offen ſteht. Bey wem täglich jene ewigen und erhabenſten Schönheiten, Mäſſigkeit und Tugend wohnen; der kann gegen die Reizungen der Geſell-

*) Man ſehe Shaftesbury Betr. über die Tugend, im zweyten Buche.

Geſellſchaft, der Freundſchaft, gegen die Lockungen tugendhafter Liebe, gegen die Vergnügungen am Leſen, oder gegen irgend eine Schönheit von einer geringern Claſſe, gegen die Ausbrüche einer unſchuldigen Fröhlichkeit, oder was ſonſt der Seele ein Vergnügen gewährt, oder ihr einen Geſchmack am Leben macht, nicht unempfindlich ſeyn. Indem er ſich ſelbſt genießt; ſteht er in der beſten Verfaſſung, alles Andre auch zu genieſſen. Alles iſt rein und wohlgeordnet in einem ſolchen Herzen; und jedes Vergnügen, das ſich darein ergießt, hat ſeinen eigenthümlichen Geſchmack; nicht ein einzelner Tropfen geht verloren. Denn die Tugend reinigt es von allen Hefen: und indem ſie etwas von ihrem Eignen den gewöhnlichſten Ergötzlichkeiten beymiſcht; ſo läutert ſie dieſelben zu erhöhtern Freuden.

Elende Folgen der Ausſchweifung in den Privat-Leidenſchaften.

Es würde leicht ſeyn, wenn man die verſchiednen Claſſen der oben *) gedachten Neigungen durchgehn wollte, zu zeigen, daß das Herz bloß dadurch zu einer wahren Ruhe und Zufriedenheit gelangt, wenn wir das Maaß beobachten, das daſelbſt beſtimmet worden iſt. Wenn die Furcht dieſes Maaß überſchreitet; ſo verſinkt ſie in Schwermuth und Kleinmüthigkeit. Wenn der Zorn über die gehörigen Gränzen geht; ſo gährt er zur Wut und Rachgier, oder verliert ſich in einen mürriſchen nagenden Verdruß, welcher jedes Gute verbittert, und uns äuſſerſt empfindlich gegen jegliches Uebel macht. Die Privat-Leidenſchaften, beſonders die Liebe zur Ehre, deren Antriebe deſto edelmüthiger ſind, je weiter ſich ihre Folgen aus-

*) Man ſehe des Erſten Buchs Erſten und Zweyten Abſchnitt.

ausbreiten, ſind Werkzeuge zum Privat-Vergnügen: ſind ſie aber nicht unſern Bedürfniſſen, oder dem Werthe ihrer unterſchiedlichen Gegenſtände, oder dem Gleichgewichte andrer Leidenſchaften angemeſſen, welche eben ſo nothwendig, und noch liebenswürdiger ſind; ſo werden ſie zu Werkzeugen eines ungemeinen Verdruſſes und Elendes. Denn weil ſie alsdann des Gegengewichtes beraubet ſind, welches ſie in die gehörige Gränze einſchränkte; ſo werden ſie ſtürmiſch, thöricht und rachgierig; eine Quelle zu beſtändiger Unruhe und Quaal, die bald in eine wilde wahnſinnige Freude ausſchweift, bald in eine tiefe milzſüchtige Traurigkeit verfällt. Die Einſtimmigkeit zwiſchen Vernunft und Leidenſchaft wird alsdann vernichtet; alles iſt Diſſonanz und Verwirrung im Innern. Das Herz iſt aus ſeiner Faſſung gebracht, und empfindet eine Todesangſt, die der Heftigkeit der herrſchenden Leidenſchaft gemäß iſt.

In den gemeinnützigen Leidenſchaften.

Faſt eben derſelbe, oder wohl gar ein noch ſchlimmrer Fall iſt es, wenn einige von den beſondern ſanften Neigungen aus ihrer natürlichen Ordnung und aus ihrem Verhältniſſe gerathen ſind; wie ſich auf den Fall eines weibiſchen Mitleidens, einer übertriebnen Liebe, einer übelverſtandnen Zärtlichkeit der Aeltern, oder irgend einer Leidenſchaft der Partheylichkeit ereignet, wo die gehörige Achtung gegen die Geſellſchaft aus den Augen geſetzt wird. Je geſelliger und uneigennütziger die Leidenſchaft iſt, in deſto wildere Ausſchweifungen bricht ſie aus, und eine deſto ſchrecklichere Verwüſtung richtet ſie ſo wohl innerlich als äuſſerlich an. Dieſes fällt nur gar zu ſehr bey denen Fällen in die Augen, wo ein falſcher Schein von Religion, Ehre,

Eifer,

Eifer, oder Parteygeiſte, den natürlichen Enthuſiaſmus des Herzens eingenommen, und zum Unſinn aufgeſchwellt hat. Es zerreißt alle natürlichen und bürgerlichen Banden, untertritt die geheiligteſten und feyerlichſten Verbindlichkeiten, übertäubt jegliche andre Neigung, es mag eine gemeinnützige oder Privat-Neigung seyn, und verwandelt die ſanfteſten Gemüthsarten in die wildeſten und unmenſchlichſten. Eine ſolche übermäſſige Leidenſchaft iſt gleich dem ungeheuren Auswuchſe eines natürlichen Gliedes, das nicht allein den übrigen die Nahrung entzieht, ſondern auch die Ertödtung des ganzen Körpers droht, und zu gleicher Zeit unerträgliche Pein und Angſt verurſacht. Kurz, alle natürlichen Neigungen werden, gleich den Lebensgeiſtern oder den Säften eines ſtarken Körpers, wenn ſie von ihrem eigentlichen Laufe zurückgehalten werden, wütend oder melancholiſch, und bahnen ſich gemeiniglich durch einen heftigen Ausbruch, der eben ſo ſchädlich für den Patienten, als für die iſt, ſo mit ihm in Verknüpfung ſtehen, ihren Weg mit Gewalt.

Glückſeligkeit wohl regierter Leidenſchaften.

Dagegen iſt derjenige, welcher die Neigungen im Gleichgewichte erhält, ruhig und heiter in ſeinen Bewegungen; ſanft, und dennoch von Herzen zärtlich, einförmig und ſich ſelbſt gleich; er iſt keinem unangenehmen Streite der verſchiednen Vortheile und Leidenſchaften unterworfen; er giebt jederzeit den freundſchaftlichſten und menſchlichſten Neigungen, und niemals Eingebungen oder Handlungen der Rache Raum, auſſer in wichtigern Fällen, wenn die Sicherheit des Privat-Beſten, oder die Wohlfahrt des allgemeinen Syſtems, oder das groſſe Intereſſe des menſchlichen Geſchlechts nothwendig einen edlen Unwillen erfodern:

auch ſo gar alsdann beobachtet er noch eine gehörige Mäſſigung im Zorne; und endlich mißt er überhaupt jegliche Leidenſchaft nach dem Werthe des Gegenſtandes, dem er geneigt iſt, oder nach der Wichtigkeit des Zwecks ab, nach dem er ſtrebt.

Der Innhalt dieſes Beweiſes wird zuſammen genommen.

Damit wir dieſen Theil des Beweiſes zuſammen nehmen; ſo hat der Ehrliche und Rechtſchaffne in jeder Betrachtung den Vorzug im höchſten Grade vor dem betrügeriſchen und eigennützigen Böſewichte. Die Vergnügungen, welche dieſer genießt, entſpringen vornehmlich aus äuſſerlichen Vortheilen und Befriedigungen; ſie ſind geringfügig und flüchtig; ſie werden durch langweilige Zwiſchenräume von Ueberdruß, und häufig wiederholte Gewiſſensvorwürfe und Furcht unterbrochen; ſie hängen von günſtigen Zufällen und Umſtänden ab, und ſind dem Eigenſinne andrer Menſchen unterworfen. Der Rechtſchaffne aber iſt bey ſich ſelbſt vergnügt; das vornehmſte Eigenthum, das er beſitzt, liegt in ihm ſelbſt, und alſo auſſer dem Bezirke des Eigenſinns der Menſchen oder des Glücks; ſeine Freuden ſind köſtlich und dauerhaft; mit keinen innerlichen Vorwürfen, die ſie erſticken könnten, ſondern allemal mit Ideen von Würde und eignem Beyfalle begleitet, und laſſen ſich zu jeder Zeit und an jeglichem Orte genieſſen *). Die Vergnügungen des Laſters ſind ſtürmiſch und unnatürlich; ſie entſpringen gemeiniglich aus der Befriedigung ſolcher Leidenſchaften, die ſchon an ſich ſelbſt unerträglich ſind, und endigen ſich in quälenden Be-

trachtun-

*) Man ſehe das neuerliche ſinnreiche Geſpräch über die Glückſeligkeit von J. H.

trachtungen; ſie werden oft durch den Widerſtand gereizt, allemal durch den Genuß entflammet, und doch immer durch öftre Wiederholung geſättigt. Die Vergnügungen der Tugend ſind ſanft und natürlich; ſie quellen aus der Erfüllung zärtlicher Neigungen, oder aus den angenehmen Betrachtungen, die daher entſtehen; ſie ſind nicht allein angenehm in der Hoffnung, ſondern auch bey der gegenwärtigen Empfindung; ſie ſättigen niemals, oder verlieren in uns niemals ihren Geſchmack; ja vielmehr wird die Verehrung der Tugend mit jeglichem Tage ſtärker; und es wird nicht allein das Verlangen, ſondern auch der Genuß durch jede neue Befriedigung erhöhet, und durch Sympathie und Mittheilung, worinnen ſie den meiſten übrigen unähnlich iſt, wird ſie nicht vermindert, ſondern vergröſſert. Mit einem Worte, nach den Vergnügungen der Tugend kann man auch ohne Beſtechung ſtreben, und ſie ſo wohl beym niedrigſten, als bey dem erhabenſten Glücke beſitzen; ſie können die ſtrengſte Unterſuchung aushalten, verändern ſich niemals mit den Umſtänden, und veralten auch nicht mit der Zeit. Weder die Gewalt kann ſie uns rauben, noch der Betrug uns um ſie bringen; und, um dieß alles zu krönen, ſo verringern ſie nicht nur kein andres Vergnügen, ſondern erhöhen vielmehr den Werth eines jeglichen.

Wirkungen der Tugend im Aeuſſerlichen.

Jedoch die glückſeligen Folgen der Tugend zeigen ſich nicht allein an den innerlichen Freuden, die ſie einem Menſchen verſchafft, ſondern auch „in der günſtigen Verfaſſung äuſſer„licher Urſachen in Abſicht auf ihn, zu welcher ſie das Ih„rige beyträgt.„

Am Leibe. Da uns die **Tugend** den vernünftigen Genuß unſer ſelbſt, und die Herrſchaft über unſre Leidenſchaften gewährt; ſo muß die Folge davon Ruhe des Herzens, und ein lautrer natürlicher Zufluß der Lebensgeiſter ſeyn, welcher mehr, als ſonſt irgend etwas, zu Geſundheit und langem Leben beyträgt. Heftige Leidenſchaften, und die Ausſchweifungen welche ſie veranlaſſen, ſchwächen die Maſchine ſtufenweiſe, und reiſſen ſie darnieder. Aber der ſtille ſanfte Zuſtand eines gemäſſigten Herzens, und die heilſamen Uebungen zu denen die Tugend ihre getreuen Verehrer reizt, erhalten die natürlichen Verrichtungen in völliger Munterkeit und Eintracht, und erquicken die Geiſter, welche die vornehmſten Werkzeuge der Thätigkeit ſind. Ja, wir können, welches vielleicht gar zu ſinnreich ſcheinen wird, hinzuſetzen, daß die Tugend nicht nur das geſunde Temperament, und die ſchönſte Geſichtsfarbe der Seele ſey, ſondern auch auf eben dieſe Weiſe bisweilen einen ihr verwandten Glanz von Schönheit über den Leib ausgieſſe, die Mine und Stellung aufheitre, und ſie in eine gewiſſe Freyheit, Fröhlichkeit und Würde, jene natürlichen Stralen des innern Werthes, verbreite, welche der Affe der Tugend, die Höflichkeit, zwar nachahmen, aber niemals erreichen kann. — Mit einem Worte, die Mäſſigkeit, welche man bisweilen die Mutter, und zu andern Zeiten die Säugamme der Tugenden genannt hat, wird von einem ſinnreichen Schriftſteller *) ſehr ſchön beſchrieben, als diejenige Tugend ohne Stolz, oder das Vermögen ohne Neid, welches dem Leibe Freyheit von Schmerzen, und dem Geiſte Ruhe gewährt; die beſte Schutzwehr der Jugend, und Stütze des Alters; die Schutz-

*) Man ſehe Temples vermiſchte Schriften, I. Theil, Tr. 6.

Schutzgöttinn der Geſundheit, und das allgemeine Heilungsmittel des Lebens, welches den Verſtand aufklärt, die Nerven ſtärkt, die Augen erheitert, und das Herz erquickt.

An unſerm Glücke, Vermögen u. ſ. w.

Es können es manche für ſeltſam halten, wenn wir behaupten, daß die Tugend, auch in dem gegenwärtigen Zuſtande der Dinge, keine Feindinn von dem Glücke eines Menſchen ſey. — Wenn wir aber unter Glücke einen mäſſigen oder zureichenden Antheil von Reichthum, Macht, oder Anſehen, und nicht übermäſſige Grade derſelben verſtehen; was ſollte den Tugendhaften hindern, denſelben zu erlangen? Freylich kann er nicht kriechen oder ſchmeicheln, aber er kann eben ſo wohl höflich und verbindlich ſeyn, als der Betrüger; und ſeine Höflichkeit iſt ganz gewiß einnehmender, weil ſie einen männlichern Anſtand und Reiz an ſich hat, als die niedrige Schmeicheley des Andern; er kann nicht hintergehn, oder einen Andern untergraben, aber er kann vorſichtig, ſorgfältig, wachſam auf die Gelegenheiten, und eben ſo eifrig ſeyn, als der Schelm, ſich dieſelben zu Nutze zu machen; er verſchmäht es, ſich zum Unterhändler bey den Leidenſchaften der Menſchen, oder zum Werkzeuge ihrer Laſter zu erniedrigen, aber er kann einen eben ſo geſunden Verſtand, und eben ſo groſſe Fähigkeiten haben, ihr wirkliches Beſtes zu befördern, als der vollkommenſte Hofſklave; und überdieß iſt er auch gegen die, ſo ihn brauchen, treuer und ehrlicher. In dem gemeinen Laufe der Geſchäffte begegnen ihm eben die glücklichen Zufälle, die der Betrüger hat, ſein Glück in der Welt zu machen und empor zu kommen. Er kann eben ſo viel Gaben, eben ſo viel Fleiß, eben ſo viel Sorgfalt

auf

auf die Geſchäffte haben; und in andern Betrachtungen hat er in gar hohem Grade den Vorzug vor ihm. Die Leute haben lieber mit ihm zu thun; ſie können ihm mehr trauen; ſie wiſſen, daß er ſie weder hintergehn, noch bevortheilen wird, und können ſich beſſer auf ſein Wort verlaſſen, als auf den Eid oder die nachdrücklichſten Verſicherungen Andrer. Dagegen iſt dasjenige, was man **Verſchlagenheit** zu nennen pflegt, welche die **Frucht** der **Unwiſſenheit**, und die beſtändige **Geſellſchafterinn** der **Betrügerey** iſt, nicht allein ein niederträchtiges, ſondern ſo gar auch ein kurzſichtiges Talent, und ein gar wichtiges Hinderniß in der Laufbahn der Geſchäffte. Sie kann zwar wohl augenblickliche und kleine Gewinnſte verſchaffen; aber ſie iſt mit fürchterlichen Demüthigungen vergeſellſchaftet, welche dieſe Gewinnſte mehr als überwiegen: ſo wohl, weil ſie den Credit eines Menſchen ſturzt, ſo bald ſie entdecket wird, als auch, weil ſie diejenige Gröſſe der Seele verdrängt, welche ſich nicht nur auf den entfernteſten, ſondern auch auf den nächſten Vortheil erſtreckt, und eben ſo wohl für den dauerhafteſten, als für den flüchtigſten Gewinnſt beſorget iſt. Hieraus iſt leicht zu erſehen, wie viel bey eines Mannes Credit und gutem Namen, und folglich bey ſeinem Glücke, auf ſeine Ehrlichkeit und Tugend ankomme. Der wirklich redliche Mann braucht keinen Charakter zu erdichten, keine Larve zu tragen; ſeine Anſchläge ſind durchſichtig, und Ein Theil ſeiner Rede und ſeines Verhaltens ſtimmt aufs genaueſte mit einem andern überein. Da er keine verächtlichen Abſichten zu befördern, keine niederträchtigen Leidenſchaften zu befriedigen hat, ſondern Jedermann Gutes gönnt, und alles Gute thut, das er nur thun kann; ſo iſt er durch Unſchuld und Tugend gewapnet, und ringsum gedeckt: Und ob er gleich nicht

vor

vor Unglücksfällen geſichert iſt; ſo werden ihm doch ſein Charakter und die Freunde, die ſeine Verdienſte ihm erworben haben, oftmals alles wieder vergüten. Hingegen iſt die Argliſt, wie es Jemand ſehr wohl ausdrückt, eine Art von Verkleidung, durch die ſich ein Menſch an einem Orte verbirgt, und an einem andern verräth. Ueberdieſes ſind Falſchheit und Argliſt veränderliche unbeſtändige Dinge, und die Quelle von einem Betragen, das ſo wohl unentſchloſſen, als widerſprechend iſt. Sie müſſen oftermals ändern, und immer neue Hülfsmittel erdenken, ſo wie ſich die Umſtände verändern; und Eine gebrechliche Maasregel muß allemal einer andern nachhinken, um ihr auszuhelfen und den Rücken zu halten; und alſo muß ein unerſchöpflicher Vorrath von Argliſt daſeyn, wenn man den Betrüger aus irgend einer Abſicht ſpielen, und auf eine Zeitlang einen nachgeäfften Charakter behaupten will. So bald er einmal verrathen wird; iſt ſein Credit auf ewig verſchwunden: und er müßte denn ein groſſer Meiſter in der Verſtellung ſeyn; ſonſt wird ihn ſein kunſtreiches Verhalten allemal dem Argwohne bloß ſtellen, welcher jederzeit ſcharfſichtig iſt. Selbſt der rechtſchaffne Mann iſt wider die Anfälle der Verläumdung nicht geſichert; aber er iſt wider ihren Stachel gewaffnet. Kann er die Läſterung nicht zum Schweigen bringen; ſo wird er ſie dadurch widerlegen, daß er beharrlich fortfährt, tugendhaft zu ſeyn und Gutes zu thun. Mit der Zeit wird die allmächtige Wahrheit die Oberhand behalten; und er kann ſich ſo wohl Ehrfurcht von den parteyiſchen Richtern der Verdienſte erzwingen, als auch einen freudigen Zoll von den aufrichtigen erwerben. Aber ſollte auch die Wolke, darein Bosheit oder Neid ſeine Tugend gehüllt haben, in ſeinem Leben niemals gänzlich zerſtreuet werden; ſo wird doch der,

welcher

welcher den Neid und alle mißgünſtige Leidenſchaften beſänftigen kann, der Tod, jeden zurückgebliebnen Groll völlig verjagen, und ſeinen Charakter in alle ſeinem ächten und unbefleckten Glanze darſtellen. Denn das Bette der Tugend iſt ein Bette der Ehren; und wer darinnen ſtirbt, kann weder von den Rechtſchaffnen unbeweint, noch von den Böſewichtern unverehrt ſterben.

An unſerm Frieden und unſrer Sicherheit.

In Anſehung der Sicherheit und des Friedens mit ſeinen Nachbarn könnte man vielleicht meynen, daß ein Mann von einer ruhigen, gern verzeihenden Gemüthsart, und von einer überflieſſenden Gutherzigkeit und Leutſeligkeit dem Unrechte und den Beleidigungen eines jeden hochmüthigen oder mürriſchen Sterblichen, der die Macht, oder den Willen hat, Schaden zu thun, gar zu ſehr bloß geſtellt ſey. Freylich, wenn wir annehmen, daß dieſe Sanftmüthigkeit der Natur mit Feigheit oder Kleinmüthigkeit vergeſellſchaftet ſey; ſo möchte ſich dieſes oftermals zutragen: in der That aber, iſt der Gerechte kühn, wie ein Löwe, und iſt um deſto kühner, je ſtiller er iſt. Eine ſolche Perſon wird ſchwerlich den Menſchen zum Gegenſtande ihres Gelächters dienen. Der Bösartige wird ſich ſcheuen, ihn zu reizen; und der Gutartige wird ſich nicht einfallen laſſen, es zu thun. Ueberdieſes iſt wahre Tugend, welche durch Vernunft geleitet, und mit guter Art und ohne Gepränge ausgeübt wird, etwas höchſt Einſchmeichelndes und Gebietriſches: kann ſie die Bosheit und Empfindlichkeit nicht auf einmal entwaffnen; ſo wird ſie ſelbige nach und nach ermüden, und zuletzt völlig überwinden. Wie manche haben durch Gunſtbezeigungen und klügliches Nachgeben über einen Feind geſiegt,

ſiegt, der durch den heftigſten Widerſtand nur deſto mehr zu einer zehnfachen Raſerey entflammet worden wäre! Kurz, unter allen Vorzügen, die Jedermann gefallen können, erlangt wohl die Rechtſchaffenheit das allgemeinſte Lob. Und obgleich die Vorurtheile oder Leidenſchaften der Menſchen in ihr bisweilen die Verkleidung der heimlichen Schwachheit ſuchen, oder ſie mit unannehmlichen Geſichtszügen verunſtalten, ſo darf doch nur die Larve fallen, und die liebenswürdige Geſtalt erſcheinen, wie ſie iſt; ſo werden die, welche am meiſten wider ſie eingenommen waren, ſie verehren; die nicht Eingenommnen werden ſie bewundern und lieben, und alles wird ſich ſcheuen, oder wenigſtens ſchämen, etwas ſo Unſchuldiges und Gott ähnliches zu ſchmähen, oder zu beleidigen.

An unſrer Familie.

Schlüßlich kann der rechtſchaffne Mann wohl einige Feinde haben; aber er wird noch mehr Freunde beſitzen: Und da er ſo manche Proben von Privat-Freundſchaft oder gemeinnützigen Tugend gegeben hat; ſo kann es ihm ſchwerlich an einem Gönner, ihn zu ſchützen, oder an einem Heiligthume fehlen, worein man ihn retten, oder wenn er todt iſt, ſeine Kinder aufnehmen und ſchützen werde. Und ob er ihnen gleich übrigens wenig hinterlieſſe; ſo vermacht er ihnen doch das ſchönſte, und gemeiniglich am wenigſten beneidete Erbtheil eines guten Namens, welches, gleich dem guten Saamen, der in das Feld der Zukunft geſäet worden, nicht ſelten unverhoffte Freunde erwecken, und eine geſegnete Erndte unerwarteter Liebeswerke eintragen wird. Sollte aber ja der Reiz von des Vaters Tugend einem verkehrten und neidiſchen Menſchenalter beleidigend ſeyn, ſo daß er auch über die freundloſen Waiſen Verfolgung

zöge; ſo iſt Einer im Himmel, der ihnen mehr, als Vater, ſeyn, und ihres Vaters Tugenden an ihnen durch gehäuften Segen belohnen wird. Die Gedanken, daß er ſie in ſo guten Händen zurück läßt, tröſten den redlichen Vater, und erheitern ihm ſelbſt die Schrecken des Todes; indem er verſichert iſt, daß ſich der allmächtige Freund, der ihm ſelbſt einen ſolchen Ueberfluß von Wohlthaten zugetheilt hat, niemals als einen unfreundlichen Vormund, oder als einen treuloſen Verſorger ſeiner vaterloſen Kinder beweiſen werde. — Dieſes leitet uns auf die Betrachtung eines erhabnen Bewegungsgrundes und edlen Werkzeuges zur Tugend, daraus ſie ihre feſteſte Stütze ſchöpft, und darinnen ſie ihre höchſte Vollkommenheit und ihren edelſten Glanz erlangt.

Dritter Abſchnitt.

Bewegungsgründe zur Tugend aus dem Daſeyn und der Vorſehung Gottes.

Zweyerley äuſſerliche Bewegungsgründe zur Tugend.

Auſſer dem wichtigen Bewegungsgrunde zur Tugend, deſſen wir im letztern Abſchnitte gedacht haben, giebt es noch zweyerley groſſe Bewegungsgründe dazu, die mit dem menſchlichen Leben aufs genaueſte verknüpfet ſind, und aus der Verfaſſung der menſchlichen Seele ſelbſt flieſſen. Der erſte iſt das Daſeyn und die Vorſehung Gottes; der zweyte iſt die Unſterblichkeit der Seele, nebſt zukünftigen Belohnungen und Strafen.

Es erhellt aus dem Vierten Abſchnitte des Zweyten Buchs, daß der Menſch, vermöge der Verfaſſung ſeiner Natur, beſtimmet iſt, ein gottesfürchtiges Geſchöpf zu ſeyn. Er iſt mit der Gottheit aufs genauſte verknüpfet, und hängt nothwendig von derſelben ab. Aus dieſer Verknüpfung und nothwendigen Abhängigkeit, entſtehen mancherley Verbindlichkeiten und Pflichten, ohne deren Erfüllung einige ſeiner erhabenſten Kräfte und Neigungen unvollſtändig und fruchtlos ſeyn würden. Iſt er nun auch ein unſterbliches Geſchöpf, und hat ſein gegenwärtiges Verhalten einen Einfluß auf ſeine künftige Glückſeligkeit, ſo wohl in einem andern Zuſtande, als in dem gegenwärtigen; ſo iſt offenbar, daß wir dieſes Geſchöpf nur zum Theil in Betrachtung ziehen, wenn wir dieſe wichtige Eigenſchaft ſeiner Natur weglaſſen, und eine unvollſtändige Schätzung des menſchlichen Lebens machen; wenn wir denjenigen Theil ſeiner Fortdauer, der ſich bis in die Ewigkeit erſtreckt, aus der Rechnung ſtreichen, oder doch überſehen. — Demnach wollen wir die Bewegungsgründe, ſo aus der erſtern Verknüpfung flieſſen, in dieſem Abſchnitte, und diejenigen, ſo aus der letztern entſpringen, im folgenden betrachten.

Wichtigkeit derſelben.

Aus dem oben gedachten Abſchnitte *) erhellte ſehr deutlich, daß „es ein Haupttheil der moraliſchen Tugend, und die Fülle der „höchſten Beſtimmung unſrer Natur ſey, bey unſrer „Gemüths-

Gottesfurcht.

*) Man ſehe den Vierten Abſchnitt des Zweyten Buchs.

„Gemüthsart und unſerm Betragen auf die Gottheit zu „ſehn, ihren Charakter zu verehren und zu lieben, „ihre Güte anzubeten, auf ihre Vorſehung unſer „Vertrauen zu ſetzen, und uns derſelben zu überlaſſen, „ihren Beyfall zu ſuchen, und nach einer wirkſamen Ue„berzeugung von ihrer Oberherrſchaft zu handeln.„

Sie iſt eine Stütze der Tugend.

Nun aber iſt die Gottesfurcht nicht nur ein weſentlicher Theil der Tugend, ſondern auch eine groſſe Stütze und Einſchärfung, dieſelbe zu beobachten. Wenn man ein Weſen von ſolcher, allen menſchlichen Verſtand überſteigenden, Würde und Vollkommenheit als Gott betrachtet und bewundert; ſo muß dieſes natürlicher und nothwendiger Weiſe das Herz eröffnen und erweitern, es muß ſeinen Kräften Freyheit und weitern Umfang, und ſeinen Abſichten Gröſſe und Hoheit ertheilen. Denn, wie ein vortrefflicher Gottesgelehrter *) anmerkt, „ſo befördert die Gröſſe eines Ge„genſtandes, und die Vortrefflichkeit der Beſchäfftigung „irgend eines thätigen Weſens mit einem Gegenſtan„de, der unſern Verſtand überſteigt, die Erweiterung „und Verbeſſerung ſeiner Fähigkeiten gar ſehr.„ Kleine Gegenſtände, ſchlechte Geſellſchaft, nichtswürdige Sorgen, und niederträchtige Geſchäffte ſchränken das Herz zu ſehr ein, verkleinern ſeine Ausſichten, und geben ihm eine kriechende Mine und Geſtalt. Wenn es ſich aber über ſterbliche Sorgen, und über ſterbliche Bemühungen in die Gegenden der Gottheit aufſchwingt, und Umgang mit den Größten und Beſten unter den Weſen pflegt; ſo breitet es ſich in einen geräumigern Bezirk aus, nimmt einen höhern Schwung

*) Siehe Whichcots Reden, Zweyten Theil, Sechſte Rede.

Schwung in Vernunft und Güte, und wird in Minen und Sitten Gott ähnlicher. Die Tugend iſt, wenn man ſo ſagen darf, ſo wohl die Wirkung, als Urſache eines erweiterten Herzens. Sie erfodert, daß man frey denke, und edel handle. Was kann aber zu der Freyheit des Denkens und zu der Würde der Handlung mehr beytragen, als wenn wir uns einen würdigen Begriff von Gott machen, ſeine Vollkommenheit, welcher nichts gleich iſt, verehren und anbeten, dieſe Vollkommenheit nachahmen und in unſrer Natur nachbilden, unſre Verwandtſchaft mit ihm beſtändig vor Augen haben, und uns erinnern, daß wir das Bild und der Wiederſchein ſeiner Herrlichkeit unter der übrigen Schöpfung ſind? Solche Empfindungen und Uebungen müſſen und werden uns dahin bringen, alle Handlungen, die niedrig, unanſtändig, oder unſrer Natur unwürdig ſind, zu verſchmähen; und die Verwandtſchaft, in der wir mit Gott ſtehen, wird den Geiſt mit dem Lichte der Weisheit beſtralen, und ihn mit der Freyheit und Herrſchaft der Tugend adeln.

Sie wacht über die Tugend, und ſchärft ſie ein.

Der Einfluß und die Wirkſamkeit der Religion kann in einem andern Lichte betrachtet werden. Wir wiſſen alle, daß die Gegenwart eines Freundes, eines Nachbarn, oder einer Anzahl von Zuſchauern, zumal eine vornehme Verſammlung von ihnen, gemeiniglich ein mächtiger Zaum für das Verhalten eines Menſchen iſt, der noch nicht alle Empfindung von Ehre und Schande verloren hat; und daß ſie gar viel beyträgt, gewiſſe unregelmäſſige Ausbrüche der Leidenſchaft zurückzuhalten. Eben ſo können wir uns vorſtellen, daß die Ehrfurcht vor einem höhern Geiſte, von dem wir annehmen, daß er um unſer

geheimes Verhalten weis, und mit völliger Macht bewaffnet iſt, daſſelbe zu belohnen oder zu beſtrafen, uns in denjenigen Handlungen, darüber uns Andre nicht zur Rechenſchaft ziehn oder ſtrafen können, einen Zwang anlegen werde. Gehen wir nun noch weiter, und nehmen an, daß unſre innerſten Gedanken und dunkelſten Anſchläge ſo wohl, als unſre geheimſten Handlungen der Kenntniß des höchſten und allgemeinen Geiſtes, der ſo wohl der Zuſchauer als Richter der menſchlichen Handlungen iſt, bloß und entdeckt ſind; ſo fällt es in die Sinnen, daß der Glaube von einer ſo erhabnen Gegenwart und ſo ehrwürdigen Aufſicht einen Zaum und ein Gewicht, die der Stärke dieſes Glaubens angemeſſen ſind, bey ſich führen, und ein zufälliger neuer Bewegungsgrund zu der Beobachtung vieler Pflichten ſeyn müſſe, die ohne denſelben nicht würden erfüllet worden ſeyn. — Da nun unſre Empfindung von Ehre oder Schande deſto gröſſer iſt, je höher wir diejenigen ſchätzen, welche uns eines von beiden wiederfahren laſſen; werden wir wohl zweifeln, ob uns der Beyfall oder Tadel deſſen, von dem wir glauben, daß er ſo wohl der Richter, als ſelbſt das Vorbild aller Vollkommenheit ſey, rühren könne? Und wenn wir hieran nicht zweifeln; können wir wohl in Abrede ſeyn, daß dieſe Rührung auf jegliches Herz, welches dieſelbe fühlt, nicht nur als ein Antrieb wirken werde, ſeinen Beyfall zu verdienen, ſondern auch als eine Wache, ſeinen Tadel zu vermeiden? Wir können uns zwar wohl manche Fälle vorſtellen, in welchen der tugendhafte Mann durch die Gewalt der Vorurtheile zu ſeinem Nachtheil, und wegen des falſchen Lichtes darinnen ſeine Handlungen geſehen werden, in die Verſuchung gerathen könnte, die gute Sache, durch die er ſich in die Gefahr ſetzt getadelt oder lächerlich zu werden, fahren zu

laſſen:

Allein kann er ſich von den Meynungen der Menſchen nur kühnlich auf den Herzenskündiger berufen; ſo iſt nichts gewiſſer, als daß ihn das Bewußtſeyn eines ſo erhabnen Beyfalls in ſeinem Laufe aufrecht erhalten, und folglich ſeiner Tugend zu einer Stütze dienen, und ihn zu rechter Zeit lehren könne, die Läſterungen, ja ſo gar die äuſſerſten Bemühungen der Bosheit und des Neides zu verachten.

Vornehmlich in den gröſten Prüfungen.

Jedoch ein rechtſchaffner Mann kann auch der Gewalt oder Ungerechtigkeit zum Opfer werden; ſein Leben kann eine beſtändige Reihe von Unglücksfällen ſeyn, und manchen darunter kann ihn ſeine Tugend bloß geſtellt haben; die Verfaſſung und der Zuſtand ſeines Körpers, und ſonderbare Beängſtigungen ſeines Herzens können ihn unfähig machen, die natürlichen Früchte der Tugend entweder gar nicht, oder doch wenigſtens nicht mit beſonderm Vergnügen zu genieſſen. Wie tröſtlich, ja wie ſtärkend muß es nicht in einem ſolchen Falle für ſeine Rechtſchaffenheit, und was für ein Gegengift muß es ihm nicht wider jenen Verdruß und Widerwillen ſeyn, welche das Herz in ſolchen Umſtänden der Prüfung gar leicht überfallen, wenn er glaubt, daß unendliche Weisheit und Güte die Welt regiert; — daß jeder Zufall unter ihrer Anordnung ſteht, und alſo die Urſache oder die Folge von einem gröſſern Gute für ihn, oder für das Ganze iſt; — daß die Unglücksfälle, die ihn treffen, von dem Himmel nur beſtimmet ſind, ſeine Thorheiten zu züchtigen, ſeine Tugenden zu erhöhen oder zu ſichern, und folglich ſeine Glückſeligkeit zu vergröſſern? Wenn er von dieſen Empfindungen völlig durchdrungen iſt; ſo müſſen und werden ihm dieſelben gleich einem Zaubermittel dienen, ſeine Sorgen zu erheitern, und ſeine Treue und Ergebung in die göttliche Vorſicht zu befeſtigen.

Mit einem Worte, die Verfaſſung der äuſſerlichen Urſachen ſey für den redlichen Mann auch noch ſo ungünſtig, ſo iſt er ſich doch bewußt, daß der allmächtige Herrſcher ſein Vater, Beſchützer und Freund iſt; und kann alſo ſicher ſeyn, daß ihn derſelbe entweder mitten unter ſeinen Trübſalen erhalten und ſchützen, oder dieſelben zu ſeinem größten Vortheile lenken und regieren werde.

Uebungen der Gottſeligkeit erhöhen die Tugend.

Man kann ferner bemerken: „wenn man „in einer angewöhnten Ueberzeugung von der „Gottheit und ihrer groſſen Regiments-„Verwaltung lebt; ſo wird man dadurch „mit Weisheit, Ordnung und Schönheit in den er„habenſten Gegenſtänden bekannt, und erlangt zugleich die „entzückenden Betrachtungen und wohlthätigen Empfin„dungen, die dieſe erregen, indem ſie, aus jeglicher Scene „der Natur und Vorſehung her, ihn umſtralen.„ Wie ſehr müſſen nicht ſolche Ausſichten zur Verbeſſerung des Herzens dienen, da ſie daſſelbe erweitern, und über jene elenden Vortheile und Streitigkeiten erheben, welche den groſſen Haufen der Menſchen beunruhigen, und gegen einander in den Harniſch jagen! Was für einen fröhlichen und ſeligen Einfluß muß nicht die Bewunderung und Liebe der göttlichen Güte auf das Gemüth haben, wenn man erwägt, daß ſie durch einen unendlichen Raum, über unendliche Geſchlechter von Geſchöpfen verbreitet iſt, und ſich von Ewigkeit zu Ewigkeit erſtreckt! Was für eine Redlichkeit, Leutſeligkeit, Wohlthätigkeit des Herzens, und was für eine Hoheit und Anmuth in den Sitten muß ſie nicht einflöſſen? Mit was für einer einnehmenden und gebietenden Gewalt müſſen nicht endlich die Wohlthaten Gottes unſre Dankbarkeit, ſein Beyſpiel unſre Nacheiferung, ſeine Weis-

heit,

heit, Macht und Güte unſer Vertrauen und unſre Hoffnung, ſein Beyfall unſre Ehrbegierde, uns deſſelben würdig zu machen, entzünden? Und wie ſehr muß nicht ſeine Gegenwart, wenn wir ſie feſt glauben oder vielmehr mächtig empfinden, dieſen und alle andre Grundtriebe zur Tugend beleben und ſtärken?

Vierter Abſchnitt.

Bewegungsgrund zur Tugend, aus der Unſterblichkeit der Seele, u. ſ. w.

Metaphyſiſche Gründe für die Unſterblichkeit der Seele.

Der andre Bewegungsgrund, deſſen wir gedacht haben, war die Unſterblichkeit der Seele, nebſt zukünftigen Belohnungen und Strafen. Die metaphyſiſchen Beweiſe von der Unſterblichkeit der Seele werden gemeiniglich aus ihrem einfachen, unzuſammengeſetzten, und untheilbaren Weſen hergeleitet; woraus man ſchließt, daß ſie nicht verweſen, oder durch eine Auflöſung oder Trennung ihrer Theile vernichtet werden könne, — oder daher, daß ſie einen Urſprung der Bewegung in ſich ſelbſt hat; woraus man die Folgerung zieht, daß ihre Bewegung niemals aufhören und ſich verlieren könne, — endlich aus den verſchiednen Eigenſchaften der Materie und der Geiſter, der Trägheit und Unthätigkeit jener, und der unermeßlichen Thätigkeit dieſer, ihrem erſtaunlichen Fluge der Gedanken und Einbildungskraft, ihrer Scharfſinnigkeit, ihres Gedächtniſſes, ihrer Vorherſehung auf die Zukunft; woraus man den Schluß macht, daß ein Weſen von ſo göttlicher Natur nicht ver-

nichtet werden könne. Da aber dieſe metaphyſiſchen Beweiſe auf ſchweren Vernunftgründen beruhen, die die Natur, Eigenſchaften und Unterſchiede zwiſchen Körper und Geiſt betreffen, mit denen wir nicht ſo gar genau bekannt ſind; ſo fällt es einem gemeinen Verſtande nicht ſo leicht, ſie zu begreifen, und ſie ſind ſelten ſo überzeugend, ſelbſt für diejenigen, deren Verſtand weiter reicht, daß ſie nicht manchen Zweifel hinter ſich laſſen ſollten. Daher iſt es vielleicht nicht einmal ſo gar ſicher, den Beweis eines ſo wichtigen Artikels auf dasjenige zu gründen, was viele nur Spitzfindigkeiten der Schulgelehrſamkeit nennen könnten. Diejenigen Beweiſe, welche aus der Analogie, aus der moraliſchen Verfaſſung und den Phänomenis des menſchlichen Geiſtes, aus den moraliſchen Eigenſchaften Gottes, und dem gegenwärtigen Laufe der Dinge hergenommen, und deßwegen moraliſche Gründe genannt werden, ſind die deutlichſten, und thun uns gemeiniglich am beſten Genüge. Wir wollen nur einen oder zween von den übrigen ausleſen.

Moraliſcher Beweis aus der Analogie.

Wenn wir der Natur und Beſtimmung eines Weſens nachforſchen; ſo bilden wir das ſicherſte Urtheil aus ſeinen thätigen Kräften, aus dem Ziele und den Gränzen derſelben, verglichen mit ſeinem Zuſtande, oder mit dem Felde, worinnen ſie gebraucht werden. Schreitet dieſes Weſen durch verſchiedne Abänderungen ſeines Zuſtandes, oder Felder der Thätigkeit, und wir finden bey ihm eine auf einander folgende Reihe von Kräften, die den verſchiednen Perioden ſeines ſtufenweiſen Fortganges angemeſſen ſind; ſo ſchlieſſen wir, daß daſſelbe zu dieſen auf einander folgenden Abänderungen ſeines Zuſtandes geſchaffen war, und

ſagen,

ſagen, ſeine Natur ſey zu einem ſtufenweiſen Wachsthume beſtimmet. Bemerken wir auſſer der unmittelbaren Claſſe von Kräften, die es in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande zur Geſchäfftigkeit tüchtig machen, noch eine andre Claſſe von ſolchen, die offenbar überflüſſig ſind, wenn es auf jene eingeſchränkt war, und die auf etwas andres oder höheres abzielen; ſo ſchlieſſen wir natürlicher Weiſe, daß es nicht gemacht iſt, in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande zu bleiben, ſondern daß es zu demjenigen fortſchreiten ſoll, dem dieſe überflüſſigen Kräfte angemeſſen ſind. Auf dieſe Weiſe urtheilen wir, daß das Inſect, welches Flügel, die ſich bilden oder ſchon gebildet ſind, und alle zum Fliegen dienliche Anlage hat, nicht beſtimmet ſey, beſtändig auf der Erde zu kriechen, oder in dem trägen Zuſtande zu bleiben, da es ſich an eine Mauer hängt; ſondern daß es gemacht ſey, ſeinen Flug zu geſetzter Zeit in die Luft zu nehmen. Ohne dieſe weitere Beſtimmung würde der bewundernswürdige Mechaniſmus an den Flügeln und der übrigen Zurüſtung vergeblich und widerſinnig ſeyn. Eben dieſe Art von Vernunftſchlüſſe läßt ſich auf den Menſchen anwenden, wenn er noch im Mutterleibe bloß eine Art von pflanzenartigem Leben hat. Schon hier iſt er mit einer ſchönen Anlage von Empfindungswerkzeugen, Augen, Ohren, und andern zarten Sinnen verſehen, die in ihrer gegenwärtigen Einſchränkung zwar genährt, aber auf gewiſſe Art erſt entfaltet werden, und in derſelben noch keinen ihnen eignen Gebrauch haben *). Man nehme einen verſtändigen Zuſchauer an, der niemals die geringſte Verknüpfung mit dem Menſchen, noch die mindeſte Bekannt-

*) Vid. LVDOV. VIV. *de Rel. Chriſt.* Lib. II. *de vita vteri,* &c.

ſchaft mit menſchlichen Angelegenheiten gehabt hätte, und dieſer ſähe die ſeltſame Erſcheinung, ein Geſchöpf, das auf ſolche Art gebildet, und in Umſtände geſetzt wäre, die ſich allem Anſehen nach nicht zu einem ſo mannichfaltigen Triebwerke ſchickten; müßte er nicht über den Nutzen ſeines zuſammengeſetzten Baues in auſſerordentliche Zweifel gerathen, und einen ſolchen Ueberfluß von Kunſt und bewunderns würdiger Arbeit an dem Gegenſtande für verloren ſchätzen; oder wird er ſchon im voraus urtheilen, daß ein Geſchöpf, welches mit ſo mannichfaltigen, obgleich noch unentwickelten, Fähigkeiten verſehen iſt, zu einer geräumigern Sphäre von Thätigkeit beſtimmet ſey, in welcher dieſe verborgnen Fähigkeiten hinreichende Beſchäfftigung bekommen werden? Die groſſe Mannichfaltigkeit, und doch ſchöne Symmetrie und Verhältniß der unterſchiedlichen Theile und Werkzeuge, mit denen das Geſchöpf verſehen iſt, ihr geſchickter Zuſammenhang mit dem vortrefflichen Behältniſſe ihres Lebens und ihrer Nahrung, und die Abhängigkeit von demſelben, wird ihn wohl nimmermehr auf den Schluß kommen laſſen, daß das Ganze eine Geburt des Zufalls, oder die übel gerathene Bemühung eines ungeſchickten Künſtlers ſeyn könne; wenigſtens würde er wohl noch eine Zeit lang nachdenken, ehe er einen ſolchen harten Ausſpruch thäte. Nehmen wir aber an, indem er ſich in dieſem Stande der Ungewißheit befände, ſähe er das zarte Kind, wie es nach wenigen auf einander folgenden Bemühungen ſeine Feſſeln von ſich wirft, aus ſeinem kleinen finſtern Gefängniſſe hervorbricht, und ſich in den hellen Tag hinaus windet, ſo dann ſeine verſchloßnen und ſchlummernden Kräfte entfaltet, in der Luft athmet, das Licht begierig anſchaut, Farben, Tönen und der ganzen ſchönen Mannichfaltigkeit der Natur Eingang verſtattet; ſo gleich klären ſich ſeine Zweifel auf,

die

die eigentliche Schicklichkeit und Herrlichkeit des Meiſterſtücks zeigt ſich ihm in vollem Glanze, und das ganze Geheimniß des erſten Zeitraums wird durch die Eröffnung dieſer neuen Scene aufgelöſt. Ob nun wohl das Weſen in dieſem zweyten Zeitraume hauptſächlich eine Art von thieriſchem Leben, das iſt, ein Leben der Sinne und Begierden führt; ſo gewinnt es doch durch mancherley Verſuche und Beobachtungen eine Erfahrung, und wird durch die ſtufenweiſe Auswickelung der verſchiednen Fähigkeiten ſeiner Einbildungskraft nach und nach zu einem erhabnern Leben reif, zur Uebung der Künſte der Erfindung und Nachahmung, und derjenigen, bey welchen mehr Stärke oder Geſchicklichkeit erfodert werden, als Schärfe oder Größe der Beurtheilungskraft. In dem folgenden vernünftigen oder verſtändigen Zeitraume beſteigt ſein Verſtand, der ſich vormals in einem niedrigern Bezirke zeigte, eine höhere Sphäre, forſcht der Natur der Dinge nach, urtheilt von ihren Verhältniſſen, bildet Entwürfe, zieht Folgerungen aus dem Vergangnen, und ermißt ſo wohl aus dem Gegenwärtigen als Vergangnen künftige Begebenheiten. Durch dieſe Veränderung ſeines Zuſtandes, und damit übereinſtimmende Cultur wächſt er mit der Zeit zu einem moraliſchen, zu einem geſelligen, und zu einem dem Staate nützlichen Weſen auf. Dieß iſt der letzte Zeitraum, darein wir ihn in dieſer ſeiner ſterblichen Laufbahn gelangen ſehen. Jeder ſolcher Zeitraum führt zu einem nächſten auf ihn folgenden; jegliches Lebensalter iſt ein Feld zur Uebung und Beförderung des folgenden höhern: das Leben der ungebornen Frucht zu dem Leben des Kindes, das Leben des Kindes zu dem Leben des Knaben, und alle niedrigern zu dem höchſten und be-

ſten *). Aber iſt wohl dieſes die letzte Periode von dem Fortgange der Natur? Iſt dieſes der ganze Umfang von ihrem Knoten, wo ſie das Drama auflöſet, und den Schauſpieler in ewige Vergeſſenheit ſinken läßt? Oder iſt er vielmehr augenſcheinlich mit überflüſſigen Kräften verſehen, welche keinen vollkommenen Gebrauch und Zweck, ſelbſt nicht in dem letzten Auftritte haben, und zu der Reife oder Vollkommenheit, deren ſie fähig ſind, nicht gedeihen, und die alſo auf eine erhabnere Scene abzielen, wo er einen andern und wichtigern Charakter behaupten ſoll, als er bisher noch behauptet hat? Wenn dergleichen wirklich da ſind, können wir nicht aus der Aehnlichkeit, oder auf eben die Art, wie zuvor, im voraus ſchlieſſen, daß er zu dieſer nachherigen Rolle beſtimmet ſey, und auf einer erhabnern und feyerlichern Bühne auftreten werde, wo ſeine höhern Kräfte ihre angemeßne Handlung haben, und die Natur derſelben ihre Fülle erreichen ſoll?

Kräfte in dem Menſchen die auf ein künftiges Leben abzielen.

Geiſtige Kräfte.

Wenn wir auf die Neubegierde, oder den erſtaunlichen Durſt nach Wiſſenſchaft Achtung geben, der der Seele in jeglicher Periode ihres fortlaufenden Wachsthums natürlich iſt, und erwägen zugleich den unendlichen Cirkel von Geſchäfften und Sorgen, und die mannichfaltigen harten Arbeiten, daran der groſſe Haufe von Menſchen, wie an Ketten, geſchmiedet, iſt; ſo iſt offenbar, daß es unmöglich ſey, die Befriedigung einer Begierde, die ſo unerſättlich, und zugleich ſo edel iſt, als dieſe, in dem gegenwärtigen Zuſtande zu erwarten. Unſre

*) Man ſehe Butlers Analogie, im Erſten Theile.

Unſre Sinnen, die gewöhnlichen Werkzeuge, dadurch die Erkenntniß in die Seele gebracht wird, ſind allemal unvollkommen, und oftmals betrüglich; nur Wenige beſitzen die Vortheile, ihnen aufzuhelfen, oder ſie zu verbeſſern; die Schwierigkeiten, die Wahrheit unter den mannichfaltigen und widerſprechenden Meynungen, das Intereſſe und die Leidenſchaften der Menſchen ausfindig zu machen, ſind mancherley; und die Bedürfniſſe des Menſchen, oder derer, mit welchen er verknüpfet iſt, zahlreich und dringend; daher man von den meiſten Menſchen gar wohl ſagen kann, daß ihre geiſtigen Empfindungswerkzeuge eben ſo ſehr verſchloſſen, und ihrer eigentlichen Nahrung und Brauchbarkeit in dem kleinen Cirkel, auf den ſie eingeſchränkt werden, eben ſo ſehr beraubet ſind, als die leiblichen Empfindungswerkzeuge im Mutterleibe. Ja, ſo gar an denjenigen, welche bey einem erhabnen Genie, alle Hülfe der Kunſt, alle Muße, und die vortrefflichſte Erziehung genoſſen haben, wie eingeſchränkt ſind doch ihre Ausſichten von dieſer unbegränzten Scene von Dingen, auf der kleinen Anhöhe, darauf ſie ſtehen? Und wie begierig greifen ſie nicht nach neuen Entdeckungen, ohne daß ihr Ehrgeiz jemals Befriedigung oder Schranken fände?

Moraliſche Kräfte.

Wollte man aber ſagen, der Menſch ſey zum Handeln, und nicht zum Vernünfteln, oder zu unnützen Forſchungen nach Wiſſenſchaft gemacht; ſo fragen wir, zu was für einer Art von Handlungen? Etwan bloß zu körperlichen Uebungen, oder zu moraliſchen, dem Staate dienlichen, und gottesdienſtlichen Uebungen? Dieſer aller iſt er fähig; aber wegen der unvermeidlichen Umſtände bey ſeinem Looſe iſt er an jene gefeſſelt, und hat ſchwerlich Zeit genug,

genug, an dieſe zu denken: oder wenn er auch Zeit hat; ſo fehlt es ihm an den ſchicklichen Werkzeugen, dieſelben in Ausübung zu bringen. Die Liebe zur Tugend, zu unſern Freunden und unſerm Vaterlande, die groß-müthige Sympathie mit dem Menſchen, und der heldenmüthige Eifer Gutes zu thun, welche groſſen und gutgeſinnten Seelen insgeſammt ſo natürlich ſind, und von denen man auch bey den Geringſten einige Spuren findet, ſind ſelten mit verhältnißmäſſigen Mitteln oder Gelegenheiten verbunden, ſich zu zeigen: dergeſtalt, daß die moraliſche Triebfeder, die edlen Kräfte und Antriebe der Seele, ſelbſt unter den glücklichſten Umſtänden, ſchwerlich einen eigentlichen Zweck finden können; ſondern bey Einigen ſehr niedergedrückt, und bey den Allermeiſten durch die zahlreichen Verhinderungen eines dürftigen, kränklichen oder beſchwerdevollen Lebens, faſt gänzlich zurückgehalten werden. Sollten wohl ſolche mächtige Kräfte, ſolche Gott ähnliche Neigungen, in die menſchliche Bruſt gepflanzt ſeyn, um in dem engen Raume unſers itzigen Daſeyns, wie in der Gebärmutter, entfaltet, und niemals weder in einem vollkommnern Leben ans Licht gebracht zu werden, noch ſich jemals in die geräumige Laufbahn der Unſterblichkeit auszubreiten?

Unbefriedigte Begierden nach Daſeyn und Glückſeligkeit, u. ſ. w.

Man erwäge zugleich, daß kein Beſitz, keine Freude in dem Bezirke ſterblicher Dinge den Wünſchen des Geiſtes gleichmäßig, oder ſeinen Fähigkeiten angemeſſen iſt. Der vornehmſte Stand hat ſeine Demüthigungen, und die beſten Glücksumſtände, laſſen viel Wünſche hinter ſich zurück: und wenn ſie am höchſten erfüllet werden; ſo geht das Herz doch ohne Ende immer weiter, und

ſtrebt

ſtrebt nach neuen. Zu dem allem ſetze man die mächtige Begierde nach Unſterblichkeit, das geheime Schrecken vor dem Nichtſeyn, und den ſchnellen unablä߬lichen Puls der Seele, der nach Vollkommenheit ſchlägt, nebſt der Unwahrſcheinlichkeit oder Unmöglichkeit, ſie hier zu erlangen; und ſo dann urtheile man, ob dieſer ſorgfältig ausgearbeitete Bau, dieſer prächtige Vorrath von innerlichen Kräften und Empfindungswerkzeugen, nicht offenbar auf eine Zukunft, und auf eine angekündigte Ewigkeit für den Menſchen abzielt? Giebt die Natur den kleinern und geringern Beweiſen von ihrer Meiſterhand die letzten vollendenden Pinſelſtriche, und bringt ſie jegliches andre Geſchöpf zu der Reife und Vollkommenheit ſeines Weſens; warum ſollte ſie ihr herrlichſtes Werk unvollendet laſſen? Bringt ſie das vegetativiſche und animaliſche Leben an dem Menſchen zu ſeiner völligen Stärke und höchſten Beſtimmung; warum ſollte ſie geſchehn laſſen, daß ſein geiſtiges, ſein moraliſches, ſein göttliches Leben verwelkte und auf ewig vernichtet würde? Würden wohl ſolche unzeitige Geburten in der moraliſchen Welt zu der vollkommnen Weisheit und Güte ſtimmen, welche die natürliche erhält und ſchmückt?

Alſo iſt der Menſch unſterblich.

Wir müſſen alſo aus dieſen Umſtänden ſchlieſſen, daß der itzige Zuſtand, auch in ſeiner Vollkommenheit, nur gleichſam die Gebärmutter von dem Daſeyn des Menſchen ſey, daran die edelſten Grundtriebe ſeiner Natur auf gewiſſe Weiſe gefeſſelt, oder von derjenigen Sphäre der Thätigkeit, die ihnen Genüge thäte, entfernet, und alſo zu einem künftigen und unbegränzten Zuſtande beſtimmet ſind, wo ſie ſich frey

machen,

machen, und ihre völlige Kraft beweiſen ſollen. Der vollkommenſte Sterbliche, in dieſem niedrigen und finſtern Zimmer der Natur, iſt doch nur die Anlage von dem, was er ſeyn **wird**, wenn er ſeinen ätheriſchen Schwung nimmt, und Unſterblichkeit anzieht. Ohne eine Beziehung auf dieſen Zuſtand wäre der Menſch nur eine unzeitige Frucht, ein roher unvollendeter Embryo, eine Mißgeburt in der Natur. Nimmt man aber einmal dieſes an, ſo behauptet er immer ſeinen Rang, als das Meiſterſtück der Schöpfung; ſeine verborgnen Kräfte ſind alleſammt der Harmonie und dem fortgehenden Wachsthume der Natur gemäß; ſeine edlen Wünſche nach einer andern Geburt, und die Schmerzen bey ſeiner Auflöſung, ſind ſeine Geburtsarbeiten, ſind die Schmerzen von ſeiner Entbindung zum Lichte, zur Freyheit und Vollkommenheit; und der Tod iſt ſeine Losſprechung aus dem Gefängniſſe, ſeine Trennung von den Mitgefangnen, und Einführung in die Verſammlung jener heldenmüthigen Geiſter, die vor ihm dahin gegangen ſind, zu ihrem groſſen und ewigen Urheber. Weil die Feſſeln ſeines ſterblichen Zuſtandes nun abgefallen, und ſeine Gefängnißmauern niedergeriſſen ſind; ſo wird er auf allen Seiten dem Zugange der Wahrheit und Tugend, und ihrer ſchönen Begleiterinn, der Glückſeligkeit, frey und offen ſtehn: jegliche Triebfeder des Lebens und Verſtandes wird ſich mit einer göttlichen Spannungskraft in die freye Himmelsluft ausdehnen. Alsdann wird er das Weltgebäude, und deſſen glorreichen Urheber, nicht mehr durch ein finſtres Gitter, oder durch grobe Sehröhre, mit zweifelhaftem Blicke ſehn, noch die Gedanken von deſſelben Herrlichkeit durch die engen Oeffnungen ſinnlicher Empfindungswerkzeuge empfangen, ſondern wird ganz Auge, ganz

Ohr,

Ohr, ganz himmliſches und göttliches Gefühl ſeyn *). — Indeſſen gebe man doch auf einen Theil der Aehnlichkeit Achtung: Wie wir nämlich im Mutterleibe unſre urſprüngliche Verfaſſung, Geſtalt, und die nothwendigen Beſtandtheile unſers Weſens bekommen, die wir mit uns ans Licht bringen, und die einen gar wichtigen Einfluß auf die nach einander folgenden Perioden unſers Lebens haben; ſo wird unſer Zuſtand und unſre Verfaſſung im künftigen Leben auf das Verhalten ankommen, das wir in dem itzigen beobachtet, und auf den Charakter, den wir hier ausgebildet haben. Wir ſind itzt im Kleinen oder in Miniatur, was wir nach dieſem in vollkommner oder Lebens-Gröſſe ſeyn ſollen. Der erſte rohe Grundriß, oder die Auſſen-Linien der Vernunft und Tugend, werden itzt entworfen, um nachher zu der Natur und Schönheit der Engel erweitert zu werden.

Unſterblichkeit iſt ein Schutz und Antrieb der Tugend.

Dieſes muß, wenn man es gehörig beobachtet, nicht allein ein Schutz, ſondern auch ein unvergleichlicher Antrieb zur Tugend ſeyn. Denn wer dem Lichte der Erkenntniß treulich und eifrig folgt, und nach höhern Vollkommenheiten an Tugend ſchmachtet; der wird in dieſer Bemühung ungemein belebet und aufgemuntert werden, wenn er vollkommen überzeuget iſt, daß ſich die Scene nicht mit dieſem Leben beſchließt, — daß ſein Kampf, der aus der Schwachheit der Natur und der Stärke der Gewohnheit entſteht, in Triumphe verwandelt werden wird, — daß ſein Lauf auf dem Pfade der Weisheit und Güte ſo wohl geſchwinder, als ebner werden, — und jene edelmü-

thigen

*) S. die Rel. der Nat. §. 9.

thigen Begierden, in denen er für den Himmel, das iſt, für die Vollkommenheit und Unſterblichkeit der Tugend glüht, ihren angemeßnen Gegenſtand und ihre völlige Beſchäfftigung in einer Sphäre finden werden, welche verhältnißmäſſig erweitert, unverweslich und unſterblich iſt. Was für eine unausſprechliche Kränkung muß es nicht hingegen auf der andern Seite für den rechtſchaffenen Mann ſeyn, wenn er die völlige Vernichtung des Lichts und der Tugend befürchten ſoll; ohne welche Leben, ja die Unſterblichkeit ſelbſt nicht eines einzigen Wunſches werth ſeyn würden?

Beweis aus der ungleichen Eintheilung der zeitlichen Güter.

Manche Schriftſteller nehmen ihre Beweiſe von der Unſterblichkeit der Seele, und von einem künftigen Stande der Belohnungen und Strafen, von der ungleichen Austheilung dieſer Dinge hier her. Man kann nicht in Abrede ſeyn, daß gottloſe Menſchen oftmals der äuſſerlichen Strafe, die ihren Verbrechen zukömmt, entgehen, und die innerliche nicht in dem Maaſſe empfinden, wie es ihre Verſchuldungen zu erfodern ſcheinen; welches theils aus der Fühlloſigkeit, die ſie ſich durch laſterhafte Gewohnheiten zugezogen haben, und theils aus der Zerſtreuung herrührt, vermöge deren ihre Seelen durch Vergnügen oder Geſchäffte auſſer ſich geſetzt werden, — und bisweilen erndten die Rechtſchaffnen, wegen der mancherley unvorhergeſehenen und unvermeidlichen Unglücksfälle, darein ſie verwickelt werden, bey weitem nicht alle natürlichen und ächten Früchte ihrer Tugend ein. Nimmt man nun eine allweiſe und gütige Vorſehung an; ſo wäre dieſes unſtreitig ein Beweis, und zwar ein ſehr ſtarker Beweis für einen künftigen Zuſtand, worinnen dieſe Ungleichheiten gehoben werden ſollen: jedoch wenn wir keine vorwaltende

gute

gute Ordnung in der itzigen Scene der Dinge annehmen; ſo ſchwächen wir den Beweis von der göttlichen Regierung, und die ſichre Vermuthung einer beſſern Ordnung in irgend einer zukünftigen Periode derſelben.

Der Glaube an die Unſterblichkeit, iſt eine groſſe Stütze in den Prüfungen.

Aus dem zweyten Abſchnitte dieſes Buchs erhellte, daß die Tugend gegenwärtige Belohnungen, und das Laſter gegenwärtige Strafen habe, die mit ihnen verknüpfet ſind; und zwar ſolche Belohnungen und Strafen, die die Tugend in den meiſten Vorfällen, welche ſich etwan ereignen, weit erwählungswürdiger machen, als das Laſter. Jedoch kann es ſich bey der unendlichen Mannichfaltigkeit der menſchlichen Glücksfälle manchmal zutragen, daß die unabläßliche Ausübung der Tugend einen Menſchen um gewiſſe beträchtliche Vortheile für ihn ſelbſt, für ſeine Familie oder Freunde bringen wird, die er durch ein zu rechter Zeit angebrachtes Bubenſtück gewinnen könnte; zum Exempel dadurch, daß er ſeinen Nebenmenſchen bevortheilte, wider Gewiſſen ſeine Stimme gäbe, ſein Vaterland verkaufte, oder irgend ein andres Verbrechen begienge, wobey die Sicherheit vor der Entdeckung die Verſuchung ſchwerer machen würde. Oder es kann ſich zutragen, daß eine feſte Anhänglichkeit an ſeiner Ehre, an ſeiner Religion, an der Sache der Freyheit und Tugend ihn, oder ſeine Familie, der Gefahr, alles zu verlieren, ja der Armuth, der Sklaverey, ſelbſt dem Tode, oder auch Quaalen ausſetzen kann, die noch weit unerträglicher ſind. Was ſoll nun die Tugend eines Menſchen unter ſolchen Umſtänden der Prüfung ſchützen? Was ſoll ihm die Verbindlichkeiten des Gewiſſens gegen die Anreizungen von ſo mancherley Vortheilen, gegen die Furcht vor ſo vielen

und ſo ſchrecklichen Uebeln, und die faſt unüberwindliche Abneigung der menſchlichen Natur vor einer auſſerordentlichen Quaal einſchärfen? Der Kampf iſt deſto gröſſer, wenn die Umſtände bey dem Verbrechen ſo beſchaffen ſind, daß ſie leichtlich mancherley Entſchuldigungen leiden; als der **Nothwendigkeit, der natürlichen Zuneigung, der Liebe zu unſrer Familie oder zu unſern Freunden,** die vielleicht in der Dürftigkeit ſtecken; dieſe werden demſelben ſo gar die Mine der Tugend verleihen. Zu dem allen ſetze man noch, daß man Urſache habe, zu glauben, das Verbrechen werde wenig üble Folgen nach ſich ziehn, — es könne leichtlich verſchwiegen bleiben, — oder es lieſſe ſich als möglich denken, daß es durch ein zukünftiges gutes Verhalten in reichem Maaſſe vergütet werden könne. Man kann gar leicht einſehn, auf was für eine Seite ſich die meiſten Menſchen in einem ſolchen Falle neigen werden, und wie ſehr alsdenn auf der entgegengeſetzten Waagſchaale ein Gleichgewicht aus der Betrachtung eines Gottes, einer **Vorſehung,** und eines **unſterblichen Vergeltungszuſtandes** nöthig ſey, das Herz in dieſen, oder ähnlichen Fällen ſonderbarer Prüfung oder Bedrängniß, feſt und unverderbt zu erhalten.

Und in dem Laufe des gemeinen Lebens. Aber ohne daß wir erſt ſolche beſondre Fälle annehmen; ſo muß der Gedanke von einem regierenden Geiſte, und die Ueberzeugung, daß die Tugend von demſelben nicht allein hier beſeliget, ſondern auch nach dieſem mit Belohnungen, die ihrer Natur gemäß, an ſich ſelbſt groß, und in ihrer Dauer unſterblich ſind, von ihm bekrönet werden wird, ſo wohl eine mächtige Stütze und Anreizung zur Ausübung der Tugend, als auch eine mächtige Schutzwehr gegen

gen das Laſter ſeyn. Die Vorſtellungen von einem allmächtigen Richter, und von einer unparteyiſchen zukünftigen Rechenſchaft, ſind oftmals beunruhigend, unausſprechlich beunruhigend, ſelbſt für die halsſtarrigſten Miſſethäter. Doch wie tröſtlich muß es nicht dem Rechtſchaffenen auf der andern Seite ſeyn, zu denken, daß er ſo wohl vor den Augen ſeines Freundes, als ſeines Richters handelt! Wie rührend iſt es, den itzigen Zuſtand als zuſammenhängend mit einem künftigen, und jede Verbindung, darinnen er ſteht, als eine Schule der Bildung ſeiner Neigungen, jede Prüfung, als eine Uebung irgend einer Tugend, und die tugendhaften Thaten, welche aus beiden entſpringen, ſo zu betrachten, daß ſie zu erhabnern Scenen der Handlung und Freude leiten! Wie entzückend iſt es endlich, den Tod für ſeine Loszählung von den Anfällen der Sterblichkeit, und für einen triumphirenden Eingang in einen Stand der Freyheit, Sicherheit und Vollkommenheit anzuſehn, worinnen Erkenntniß und Weisheit von allen Seiten auf ihn herein ſtralen werden; wo jegliche Fähigkeit ihren eigenthümlichen Gegenſtand, und ſeine Tugend, welche hier oftmals gehemmt oder niedergedrückt ward, in ungeſtörter und ewiger Herrſchaft auf den Thron geſetzt werden ſoll!

Vorzüge des chriſtlichen Lehrgebäudes, und deſſen Zuſammenhang mit der natürlichen Religion oder Moralität.

Wenn man dieſes kurzgefaßte Lehrgebäude der Sittenlehre, und die Bewegungsgründe, welche daſſelbe unterſtützen und einſchärfen, zuſammen überſieht, und beides mit dem chriſtlichen Plane vergleicht; was für Licht und Stärke entlehnen ſie nicht von dieſem! Wie deutlich und vollſtändig ſetzt nicht das Chriſtenthum die Verknüpfungen unſrer Natur,

ſo wohl die körperlichen als die unkörperlichen, und die zukünftigen ſo wohl als die gegenwärtigen, ins Licht! Was für eine ausgebreitete und ſchöne Vorſtellung giebt uns dieſelbe nicht von den Pflichten, die wir Gott, der Geſellſchaft und uns ſelbſt ſchuldig, die auf die einfachſte, verſtändlichſte und leichteſte Art geoffenbart, von aller Parteylichkeit der Secte oder Nation entkleidet, und dem allgemeinen Zuſtande der Menſchen angemeſſen ſind! Mit was für herrlichen und reizenden Beyſpielen erläutert und empfiehlt ſie nicht die Beobachtung dieſer Pflichten; und mit was für mächtigen Verheiſſungen und Drohungen ſchärft ſie uns nicht dieſe Beobachtung ein! Wie nachdrücklich beſchreibt ſie nicht die Verderbniſſe unſrer Natur, die Abweichungen unſers Lebens von der Richtſchnur der Pflicht, und die Urſachen von beiden! Was für einen wundervollen und gütigen Plan der Erlöſung entfaltet ſie uns nicht, durch den dieſen Verderbniſſen abgeholfen, und unſre Natur von ihren Abweichungen zu Höhen der Tugend und Gottesfurcht zurückgeführet wird, welche allen menſchlichen Verſtand überſteigen! Endlich, was für eine ſchöne und volle Ausſicht giebt ſie uns nicht von der göttlichen Regimentsverwaltung, in welcher ſie den itzigen Zuſtand bloß als eine kleine Periode vorſtellt; und zwar als eine Periode des Kampfes und der Prüfung! Wie feyerlich und unbegränzt ſind die Scenen, welche ſie jenſeits derſelben eröffnet: die Auferſtehung der Todten, das allgemeine Weltgericht; die gleichmäſſige Austheilung von Belohnungen und Strafen an die Guten und Böſen; und die vollkommne Erfüllung der göttlichen Weisheit und Güte, in der endlichen Einſetzung der Ordnung, Vollkommenheit und Glückſeligkeit! — Wie herr-

lich,

lich, und wie würdig ſo wohl unſrer Zuneigung als unſrer Bewunderung iſt nicht dasjenige Religionsſyſtem, welches uns ſolche Entdeckungen darbietet und ſolchen Beyſtand an die Hand giebt, und dadurch die unverwelklichen Früchte und Triumphe der Tugend entwickelt, und ihre Vortheile, wider alle Macht der Zeit und des Zufalls, in Sicherheit ſtellt!

Beſchluß.

Kurzgefaßte Wiederholung des ganzen Lehrgebäudes.

Wir haben nunmehr die Verfaſſung und die Verbindungen des Menſchen betrachtet, und die unterſchiedlichen Pflichten, welche aus beiden entſpringen, nach einander vorgetragen. Wir haben einige von den Methoden ausgeforſcht, dadurch ſeine Verfaſſung in einem heitern und geſunden Zuſtande erhalten, oder zu demſelben wiederhergeſtellt werden kann. Wir haben die Endurſachen ſeiner Einrichtung unterſuchet, und die unvergleichliche Harmonie derſelben mit ſeinem Zuſtande entdecket. Und endlich haben wir die vornehmſten Bewegungsgründe angegeben, welche die Beobachtung der Pflichten einſchärfen, die einem Weſen obliegen, das alſo eingerichtet iſt, und ſich in ſolchen Umſtänden befindet.

Schlußfolgerung.

Aus dieſer Ausführung erhellt, daß „der Menſch ein „Geſchöpf ſey, das mit mannichfaltigen Sinnen, Kräf„ten und Leidenſchaften verſehen, mancherley Bedürf„niſſen und Gefahren unterworfen, mit viel natürli-

„chen Verknüpfungen umgeben, und viel bürgerli„che zu ſchlieſſen geſchickt, einer ſolchen Natur, eines ſol„chen Zuſtandes, und ſolcher Verknüpfungen wegen zu „mancherley Pflichten verbunden, und vieler Freuden „bey der Beobachtung derſelben fähig iſt.„ — Ferner erhellt, daß „ſich die Summe dieſer Pflichten auf eine „ſolche Regierung ſeiner Sinnen, Kräfte und Leiden„ſchaften zurückſetzen läßt, die nach ſeinen Bedürfniſſen, „nach ſeinen Gefahren, und nach ſeinen Verknüpfun„gen gehörig abgemeſſen iſt; — daß dieſe Regierung „in der Zeit den größten Beyfall findet, und die reinſten „und dauerhafteſten Vergnügungen in der Ewigkeit „ſchafft; — daß beſonders die Ausübung der gemein„nützigen Neigungen mit Freuden begleitet iſt, welche „die größten an Würde und Dauer ſind: — Und in „der größten Summe von ſolchen Vergnügungen und „Freuden beſteht ſeine höchſte Glückſeligkeit. Wenn „man alſo dieſe lautern Quellen der Freude jederzeit offen „erhält, und in den Fällen, da eine der andern zuwider „iſt, die Freuden aus den niedrigern Gattungen, das „heißt, die Freuden der Sinnen und Begierden, den „höhern, das iſt, den Freuden der Vernunft, der Tu„gend und Gottesfurcht, aufopfert; ſo iſt dieſes keine „wirkliche Selbſtverläugnung, ſondern die wahrhaf„tigſte Weisheit, die richtigſte Schätzung der Glück„ſeligkeit. — Und wenn man die edlern Quellen ver„ſtopft, oder die höhern Gattungen den niedrigern „aufopfert; ſo iſt dieſes nicht Nachſicht gegen uns „ſelbſt, ſondern der Gipfel der Thorheit, und eine fal„ſche Berechnung der Glückſeligkeit.„

Wer

Wer alſo in ſeiner Jugend ſeine geiſtigen Kräfte durch Erforſchung der Wahrheit und nützlichen Erkenntniß verbeſſert, und ſeine moraliſchen und thätigen Kräfte durch die Liebe zur Tugend, zum Dienſte ſeiner Freunde, ſeines Vaterlandes und des menſchlichen Geſchlechts veredelt und ſtärkt; wer zum geſellſchaftlichen Leben durch wahre Ehrliebe beſeelet, und durch eine geheiligte Freundſchaft erhoben, zu dem häuslichen Leben aber durch eine tugendhafte Liebe mit ſanfter Neigung erfüllet wird; wer ſein Herz jeglicher andern gütigen und großmüthigen Neigung öffnet, und wer mit dem allen eine vernünftige männliche Gottesfurcht verbindet, die eben ſo weit vom Aberglauben, als von der Schwärmerey entfernet iſt; derſelbe Menſch genießt die angenehmſte Jugend, und ſammelt das reichſte Capital zu der rühmlichen Handlung, und dem glücklichen Genuſſe der folgenden Perioden des Lebens. Die glücklichſte Jugend.

Wer in dem männlichen Alter die vertheidigenden und Privat-Leidenſchaften in der weiſeſten Einſchränkung erhält; wer die auserleſenſten und tugendhafteſten Verbindungen der Freundſchaft ſchließt; wer nach Ehre, Reichthum und Macht auf dem Wege der Wahrheit und Tugend ſtrebt, und dieſelben, wenn er ſie auf dieſem Wege nicht finden kann, großmüthig verachtet; wer in ſeinem Privat-Charakter und in ſeinen Privat-Verknüpfungen den zärtlichen und männlichen Neigungen die meiſte Beſchäfftigung giebt, und in ſeinem gemeinnützigen Charakter und ſeinen gemeinnützigen Verbindungen ſeinem Vaterlande und dem menſchlichen Geſchlechte auf die rechtſchaffenſte und uneigennützigſte Art dient; wer endlich die Güter des Das glücklichſte männliche Alter.

Lebens mit der größten Mäſſigung genießt, die Uebel deſſelben mit der größten Standhaftigkeit erträgt, und bey dieſen mannichfaltigen Umſtänden der Pflicht und Prüfung eine angewöhnte Ehrfurcht und Liebe gegen Gott behauptet und beweiſt; derſelbe Mann iſt der würdigſte Charakter in dieſem Auftritte des Lebens; er vollendet denſelben mit der höchſten Zufriedenheit und dem beſten Anſtande, und bahnt ſich den Weg zu dem ruhigſten und rühmlichſten hohen Alter.

Das glücklichſte hohe Alter.

Wer ſich in der Abnahme des Lebens am meiſten frey von den Kränkungen erhält, die dieſe Periode mit ſich bringt; wer die billigſten und ſanfteſten Neigungen liebt, ſeine Erfahrung, Weisheit und Autorität auf die väterlichſte und ehrwürdigſte Art gebraucht, unter einem Gefühle von der Aufſicht ſeines Schöpfers, und mit einem Abſehen auf deſſen Beyfall lebt, täglich nach der Unſterblichkeit ſchmachtet, und nach und nach zu derſelben reif wird, und wenn er ſeine Rolle mit Redlichkeit und Uebereinſtimmung bis zu Ende geſpielt hat, mit einem beſcheidnen und liebreichen Triumphe von der Bühne tritt; dieſer iſt der beſte, dieſer iſt der glücklichſte Greis.

Das glücklichſte Leben.

Demnach iſt dasjenige ganze Leben der Jugend, des männlichen und hohen Alters, welches auf dieſe Weiſe angewendet wird, das beſte und das glücklichſte Leben.

Der rechtſchaffne Mann.

„Wer den ſtärkſten urſprünglichen „Hang zu ſolchen Geſinnungen und Gedan„ken hat; der beſitzt die beſte natürliche

„Gemüths=

„Gemüthsart. Wer dieſelben mit der größten Sorgfalt „ausbildet, hat den **tugendhafteſten** Charakter. Wer „denſelben auf die klügſte und übereinſtimmendſte Art „nachzuſtreben ſucht, iſt der **Weiſeſte.** „Und wer bey den größten Fähigkeiten „die beſten Gelegenheiten hat, ihnen nach„zuſtreben, iſt der **Glücklichſte.**„

Der weiſeſte, der glücklichſte Mann.

„Wenn wir unſer Leben nach dieſem Pla„ne einrichten; ſo **folgen** wir **der Na„tur**:„ dieß heißt, „wir **handeln** unſrer „urſprünglichen Verfaſſung gemäß, und **unterwerfen** „uns der **ewigen Ordnung** der Dinge. Und indem „wir auf dieſe Weiſe handeln; (ſo gütig und wohlthätig „hat uns unſer gemeinſchaftlicher Urheber eingerichtet!) ſo „befördern wir in der That unſern höchſten Nutzen, und „ſtellen denſelben in Sicherheit.„ **Demnach** fällt endlich in die Augen, (und wer wollte ſich nicht über eine ſo göttliche Einrichtung freuen?) daß „**Pflicht, Weisheit** und „**Glückſeligkeit** in einander flieſſen und einerley ſind.„

Ein Leben, das der Natur gemäß iſt.

Pflicht, Weisheit und Glückſeligkeit ſind Eins.

Endlich „iſt die **Tugend** die höchſte „Uebung und Verbeſſerung der **Ver„nunft**, die Vollſtändigkeit, die Har„monie, und das richtige Gleichgewicht der **Neigung**, „die Geſundheit, Stärke und Schönheit der **Seele.**„ „Die **Vollkommenheit** der Tugend iſt, die **Ver„nunft** frey handeln zu laſſen; dem richterlichen Aus„ſpruche des **Gewiſſens** mit Freudigkeit zu gehorchen; „den vertheidigenden Leidenſchaften mit **Standhaf„tigkeit**, den Privat-Leidenſchaften mit **Mäſſigung**, „den

Summe und Vollkommenheit der Tugend.

„den gemeinnützigen mit **Gerechtigkeit**, und allen zu„ſammen mit **Klugheit** zu folgen; dieß heißt, nach ei„nem gehörigen Verhältniſſe gegen einander, und damit „ſie alle zu einer gelaßnen ausgebreiteten **Menſchen„liebe** dienen; — **Gott** mit uneigennütziger und ihm „allein geheiligter **Zuneigung** anzubeten und zu lie„ben; und ſich ſeiner **Vorſehung** mit einer **freudigen** „Unterwerfung zu überlaſſen. Jegliche Näherung „zu dieſem Maaßſtabe iſt eine **Näherung** zur **Voll„kommenheit** und **Glückſeligkeit**. Und jegliche Ab„weichung davon, eine **Verirrung** zum **Laſter** und „**Elende**.„

Edle und erfreuliche Folgerung.

Aus dieſer ganzen **Unterſuchung** der **menſchlichen Natur** leuchtet die göttlichſte und erfreulichſte unter allen Wahrheiten mit vollkommener Deutlichkeit und Glanze hervor; „Daß der **Menſch** mit Sinnen und Fähigkeiten zum „Genuſſe der Glückſeligkeit reichlich verſehen; mit Mit„teln, dieſelbe zu erlangen, verſorget iſt; von ſeiner **Na„tur** gelehret, worinnen dieſelbe beſteht; von ſeinen „innerlichen **Leidenſchaften** und ſeinem äuſſerlichen „**Zuſtande** mächtig angetrieben, ſie zu ſuchen; und „durch die weiſe und gütige **Fügung** des Himmels oft„mals zu der **Wohlfahrt** des **Privatſyſtems** gelei„tet, und jederzeit zu dem **Beſten** des **allgemeinen** „brauchbar gemacht wird.„

Zehnte

Zehnte Abtheilung.

Von der

Kaufmannſchaft und Handlung.

Von der
Kaufmannſchaft und Handlung.

Das erſte Capitel.
Von der Natur und dem Urſprung der Handlung, wie ſie der Grund der bürgerlichen Geſellſchaft, und die groſſe Stütze der Künſte und Wiſſenſchaften, der wahre Grund aller Freyheit, die Urſache des Fleiſſes und der Zierlichkeit, und zur Glückſeligkeit eines Volkes weſentlich nothwendig iſt.

Es war eine alte Meynung der Stoiker, die von dem berühmten Fenelon in ſeinem Telemach wieder aufgebracht, und ſehr ſchön vorgetragen worden iſt, daß das ganze menſchliche Geſchlecht, in den Augen ſeines Urhebers und Schöpfers nur eine einzige Republik ausmacht, in welcher alle Nationen, ſie mögen groß, oder klein ſeyn, von ihm als ſo viele Geſchlechter oder Familien angeſehen werden; deren ſich einige in einem beſſern, andre in einem ſchlechtern Zuſtande befinden, nachdem ſie die Mittel, die er ihnen in ihre Gewalt gegeben hat, und die alle zur Glückſeligkeit aller ſeiner Geſchöpfe abzielen, gut oder übel angewendet haben. Seine allweiſe Vorſehung, die alle Dinge

ge zum Beſten lenket, ziehet eben dadurch etwas Gutes aus einem Uebel, und macht den größten Mangel zur Quelle und Urſache des größten Ueberfluſſes.

So, wie die Natur des Menſchen ihm ein ſtarkes Gefühl der Dürftigkeit giebt; ſo verſchaft ſie ihm auch die nöthigen Einſichten, derſelben zu entgehen; und daraus entſtunden die erſten Begriffe des **Handelns.** Denn, da man einſahe, daß eine Familie nicht gar wohl ohne den Beyſtand der andern leben könnte; ſo fieng man ſchon in den erſten Zeiten an, für die gemeinſchaftliche Glückſeligkeit zu ſorgen, indem man einander wechſelsweiſe die Früchte ſeiner Arbeit mittheilte; und dieſes leichte und natürliche Mittel des **Tauſches** machte den Anfang der Handlung. Diejenigen, ſo ſich auf die Wirthſchaft legten, gaben ſich Mühe, nicht allein das zu erzeugen, was zu ihrem eignen Unterhalte nöthig war, ſondern auch das, was ſie in den Stand ſetzen konnte, durch den Tauſch einen Theil der Vieh- und Schaf-Heerden ihrer Nachbarn zu erhalten, welche ſich dem Hirtenleben widmeten: Da dieſe hinwiederum auch dabey ihre Rechnung fanden, indem ſie ſich für das, was ihnen bey ihren Heerden zur Ueberlaſt würde geweſen ſeyn, Korn und Früchte anſchaffen konnten.

Da man es nach und nach immer weiter darinnen brachte, und die Vernunft ſich geſchäftig bewies, täglich was Neues zur Bequemlichkeit des Lebens zu erfinden, ſo fieng auch der Handel an, eine ganz andre Geſtalt zu bekommen. Anſtatt von Haus zu Haus zu gehen, um die nöthigen Sachen einzutauſchen, wurden gemeine Plätze zur Zuſammenkunft ausgemacht, und ſo entſtunden die **Märkte.** Anfänglich vertauſchte man blos **rohe Waa-**

ren: man gab ein Schaf für einen Sack Korn; oder eine gewiſſe Anzahl Vögel für eine Quantität Früchte; und dieſes machte Maas und Gewicht nothwendig. Nachdem die Erfindung des Spinnens und Webens aufgekommen war, brachte man nicht nur rohe, ſondern auch Manufacturwaaren zu Markte; und auf dieſe Art entſtund eine Mannichfaltigkeit im Handeln, und dasjenige wurde nunmehr zur Kunſt, was vorher nur die Nothwendigkeit gelehrt hatte.

Eine von den erſten, und gewißlich eine der wichtigſten Entdeckungen, die in dieſer neuen Kunſt gemacht worden iſt, und die ſehr zeitig gemacht worden zu ſeyn ſcheinet, iſt die Nothwendigkeit eines allgemeinen Maaſes, um den Werth aller Arten von Waaren und Manufacturen zu beſtimmen. Man fand es für unbequem, manche Sachen auf die Märkte zu ſchaffen, und über dieſes war es mit den Märkten eine ſehr ungewiſſe Sache; Diejenigen, welche Waaren zu vertauſchen hatten, konnten nicht allemal Leute finden, die ſolche Waaren hatten, die ſie brauchten; und wenn ſie auch allenfalls da waren, ſo brauchten jene die Sachen nicht, die man ihnen dagegen geben wollte. Um dieſen Schwierigkeiten abzuhelfen, waren die Menſchen genöthiget, etwas zu beſtimmen, das man in gehöriger Proportion als ein Aequivalent für alle Waaren oder Manufacturen anſehen ſollte; und das war der Urſprung des Geldes. Es war gar nicht nöthig, daß es einen innerlichen Werth haben mußte; denn es war ſchon hinlänglich, daß die allgemeine Einſtimmung ihm dieſe Art von Umlauf aus einer Hand in die andre verſchafte, welches durch das Wort Cours ſehr gut ausgedrückt iſt; und wenn es nur dauerhaft, leicht fortzubringen, und unverän-

derlich war, ſo war das ſchon genug. In einigen Orten in der Welt bediente man ſich vor dieſem ledernen Geldes; auf den Küſten von Afrika braucht man die kleinen weiſſen, bunten und glänzenden Muſcheln, die die Einwohner Cowries, und unſre Kinder hier zu Lande, **Mohrenzähne** nennen, immer noch als Geld, und haben einen gewiſſen beſtimmten Werth. Nachdem man mit der Zeit immer weiter in der Kunſt gekommen iſt, ſo kam bey den meiſten Nationen das Silber in Werth, und wurde, was es jetzo noch iſt, das allgemeine Maas aller Sachen.

Auf dieſe Weiſe verſchwanden alle vorerwähnte Schwierigkeiten, und noch viele andre, die man der Kürze halber übergangen hat, gänzlich. Anſtatt Vieh gegen Korn, oder Wein gegen Manufacturarbeit zu bekommen, konnte man beydes für Silber haben. Wenn die Waaren nicht häufig da waren, gab man deſtomehr Silber dafür; kamen ſie aber in Ueberfluß zu Markte, ſo galten ſie deſtoweniger; und daher entſtunden die Ausdrücke von **theuer** und **wohlfeil**. Die Urſache, warum das Silber faſt durchgängig das Maas der Dinge iſt, war, weil es ſchön und veſt iſt, und keinen groſſen Platz einnimmt. Anfangs beſtimmte man den Werth deſſelben durch das Gewicht, hernach wurde dieſes Gewicht, um deſſen Umlauf zu vermehren und zu befördern, durch einen Stempfel oder Zeichen veſtgeſetzt, und daraus wurde das, was wir Geld nennen. Aus dieſem Grunde iſt die Urſache leicht einzuſehen, warum in vielen Ländern die Benennungen des Geldes vom Gewichte hergenommen ſind. So war z. E. bey den **Hebräern** der Seckel ſowohl eine Münze, als ein Gewicht; d. i. wenn das Stück, das man Seckel nennte, einen Stempfel hatte, ſo zeigte derſelbe an, daß das Silber, auf

welches

welches er geprägt war, einen Seckel wog. Eben ſo waren in Engelland das Pfund und die Mark ſowohl ein Gewicht, als eine Summe, weil urſprünglich ein Pfund Geld, ein Pfund an Silber war, und eine Mark war zwey Drittel von einem Pfunde, ſowohl am Gelde als am Gewicht. Seit der Zeit haben ſich die Sachen wirklich geändert: denn ein Pfund Silber macht jetzo drey Pfund an Gelde; deswegen machet aber die Benennung von Pfund und Mark, die noch üblich iſt, keine Verwirrung, weil das Pfund und die Mark an Gelde immer ihr altes Verhältniß behalten, d. i. das letztere iſt immer noch zwey Drittel vom erſtern. In Schottland dauert noch das nämliche Verhältniß, obgleich ihr Geld eine groſſe Verringerung erlitten hat, denn ihr Pfund iſt nicht mehr, als zwanzig Stüber engliſchen Geldes, und ihre Mark iſt zwey Drittel von dieſem Pfunde.

Man muß auch bemerken, daß das Silber nach dem Gewichte gieng, bis die bürgerlichen Geſellſchaften vollkommen eingerichtet waren, das heißt, bis Regierungen eingeführt waren; denn, ohne das Anſehen der bürgerlichen Gewalt, hätte man die Art von Stempfel, der das Silber in Geld verwandelte, gar nicht haben können. Daher wurde das Münzen eines mit von den Vorrechten der oberſten Gewalt, oder das Vorrecht derer, denen es von der oberſten Gewalt war übertragen worden; weil der Stempfel eine Gewähr gab, daß das Stück, auf welches er geprägt worden, von einem gewiſſen Werthe war. Wir ſehen zugleich aus dem Urſprunge der Sache, wie es kam, daß das Münzen, oder vielmehr das Falſchmünzen als eine Art von Staatsverbrechen angeſehen wurde; denn die Anmaſſung einer Gewalt, zu prägen, und dadurch in

der gemeinen Meynung irgend einem Stücke Metall einen gewiſſen Werth beyzulegen, war ein offenbarer unrechtmäßiger Eingriff in diejenige Gewalt, welcher es von Rechts wegen zukam, und mußte alſo unter allen Regierungen billig als ein Staatsverbrechen angeſehen werden.

Es fragt ſich aber ganz natürlich: warum denn Gold, Kupfer und Meßing, welches eine Ausnahme wider die oben gegebne Definition wäre, nicht eben ſowohl für ein allgemeines Maas, als das Silber anzuſehen ſey: da ſie doch auch ausgemünzt, und in einigen Ländern eben die Strafen an denen ſind ausgeübt worden, die ſie nachgemacht haben, als wie bey dem Silber? Hierauf müſſen wir ſo viel antworten, daß, ob ſie zwar nach der gemeinen Sprache, und der ordentlichen Gewohnheit nach, für Geld gehalten werden; ſo iſt doch, und muß auch, genau zu reden, nur Ein feſtgeſetztes Maas ſeyn, und das iſt das Silber. Das Gepräge auf dem Golde beſtimmt blos den Werth, wie viel ſo ein Goldſtück nach dem Silber gelten ſoll; denn Gold iſt an ſich, ſo gut, wie andre Sachen, eine Waare, und der Preiß deſſelben verändert ſich zu verſchiednen Zeiten, und in verſchiednen Ländern, ja er iſt zu verſchiednen Zeiten in einerley Lande verſchieden. Man könnte auch fragen, wie man denn das Silber als das beſtändige Maas des Werthes der Dinge anſehen könnte, da das Silbergeld ſelbſt ſowohl bey dieſer*, als andern Nationen, der Veränderung unterworfen iſt? Die Auflöſung dieſer Schwierigkeit beſteht darinnen, daß man einen Unterſchied mache unter dem Gepräge, und dem innerlichen Werthe, oder vielmehr unter dem Werthe, der einem Stücke durch das Gepräge gegeben worden iſt, und dem Gewichte eines ſolchen ausgemünzten Stückes. In dieſem

Falle

Falle hat der Stempfel eine doppelte Abſicht; erſtlich verſichert er uns, daß das Silberſtück von dem und dem Gewicht und von der und der Feinheit ſey, woran der ganzen Welt gelegen iſt, daß man es anzeige; es zeigt mir aber auch den Werth der Münze an, wie er von der Macht, die der Stempfel anzeigt, iſt veſtgeſetzt worden; und dieſes geht blos die Unterthanen derjenigen Regierung an, unter welcher der Stempfel dem Gelde den Cours verſchaft. In ſoferne demnach der Stempfel das Gewicht und die Feinheit des Silbers anzeigt, inſofern iſt es eine Sache, die jedermann annimmt; und in dieſem Verſtande iſt nur das Silber das allgemeine Maas, welches, wenn man es genau betrachtet, ſelbſt dieſer Einwurf beweiſet. Denn geſetzt, der innerliche Werth einer Unze Silber wäre fünf Schillinge; geſetzt, das Cronenſtück wäge vollkommen eine Unze; geſetzt, die Regierung in einem Lande befände für gut, zu befehlen, daß das Cronenſtück zehen Schillinge gelten ſollte; ſo würde dieſes nur den Preiß des Silbergeldes in ſelbigem Lande verändern, und gar nicht den Werth des Silbers, als eines veſtgeſetzten Maaſes; denn alle fremde Nationen werden den Stempfel nicht anders anſehen, als in wieferne er das Gewicht beſtimmt, und werden für ihre Waaren eben ſo viel Silber bekommen, als ſie vor der Münzerhöhung in ſelbigem Lande erhielten; das heißt, wenn ſie mit den Einwohnern vor der Veränderung für ein Pfund Seide auf 20 Schillinge gehandelt haben, ſo werden ſie alsdenn 40 Schillinge dafür verlangen; oder mit andern Worten, ſie werden für ein Pfund Seide, ſo, wie vor ihrer Münzerhöhung, immer noch 4 Unzen Silber fodern.

Dieſen Umſtand kann man weiter erläutern, wenn man die Gewohnheit in China betrachtet, wo ſie bis dato

noch kein Geld haben, ſondern ſich bey allen ihren Geſchäften mit gewogenem Silber behelfen. Um die Sache zu erleichtern, führt jeder Handelsmann eine Rolle Silber bey ſich in der Taſche, welches ſehr fein iſt, und davon ſchneiden ſie mit einer Scheere, die ſie auch bey ſich führen, ſo viel ab, als zur Bezahlung der Waaren, die ſie nach dem Gewichte kaufen, hinlänglich iſt. Zur Bequemlichkeit, gröſſere Summen auszuzahlen, führen ſie auch eine Rolle Gold bey ſich, welches ſie eben ſo ſchneiden, und die öftere, Uebung hat ſie darinnen ſo geſchickt gemacht, daß ſie faſt allemal auf einen Schnitt ſo viel abſchneiden, als ſie zu bezahlen haben. Aber, ob ſie gleich kein Geld haben, ſo iſt doch die Feinheit des Silbers beſtimmt, und heißt deswegen des Chans Silber, weil es die Feinheit hat, die der Chan oder Kaiſer von China in den Zahlungen bey ſeiner Schatzkammer verlangt. Und dieſes kann auch jeder gleich an dem Schneiden deutlich ſehn; denn, wenn ſie es verringern ſollten, ſo würden es ihre Scheeren nicht ſchneiden; oder wenn dieſes auch angienge, ſo würde ſich das Silber nicht gleich ſchneiden, ſondern es würden ſich Brüche und Lücken daran zeigen, welches ein Beweiß von der Geringhaltigkeit deſſelben ſeyn würde. Sie haben zwar eine Art Kupfermünze von ſehr ſchlechtem Werth, mit einem Loche in der Mitten, um die Bequemlichkeit zu haben, ſie in groſſer Menge anfädeln oder anreihen zu können; aber dieſe ſteigen und fallen in ihrem Werthe faſt alle Wochen, nachdem man ſie mehr oder weniger ſuchet; aber der Werth des Chans Silbers bleibt beſtändig, und iſt das beſtimmte und eingeführte Maas bey ihrem Handel.

Wir haben nun ſo deutlich und ſo kurz, als möglich, gezeigt, welches die drey groſſen Punkte des Handels und

Wandels

Wandels ſind, nämlich: die rohen Waaren, Manufacturen, und das Geld; ferner, wie das letztere ſich ſo bequem brauchen läßt, den Werth oder Preiß der beyden andern zu beſtimmen, und in Ländern, wo Handel und Wandel einen freyen Lauf hat, denen, die ſolches haben, ſtatt beyder dienet. Denn der, der Geld bey ſich hat, kann alles haben; und kann auf jedem Markte alle Güter und Waaren kaufen, die er nur will; weil es der, ſo es bekommt, eben wieder ſo gebrauchen, und ſich das dafür anſchaffen kann, was ihm am beſten anſteht, ſo, daß die Einführung dieſes allgemeinen Maaſes den Handel ſehr zu befördern ſcheint. Jedoch, das iſt nicht der einzige Nutzen des Geldes; es dient auch zur Vergütung der Arbeit, zur Erkaufung Häuſer und Ländereyen, kurz, man kann alles dafür haben. Und daraus entſteht der Begriff des Reichthums, welcher in Beſitz des Geldes, oder deſſen, ſo ſich leicht und mit Gewißheit zu Gelde machen läßt, beſteht.

Weil aber, nach dem gemeinen Begriffe, Gold und Silber mit einer Allgemeinheit und in allen Ländern für die einzige beſtändige und gewiſſe Art von Reichthum gehalten werden; ſo müßten die Einwohner derjenigen Länder, wo ſie die Natur nicht hingelegt hat, beſtändig dürftig und arm bleiben, wenn ſie nicht einige Mittel hätten, dieſe ſchätzbaren Metalle zu erlangen. Dieſes Mittel aber iſt kein anders, als ſo eine Verbindung zwiſchen Nationen, wie wir unter dem Namen der Handlung, bey Leuten, die in einem Lande wohnen, beſchrieben haben; wenn ſie aber ſo ins Groſſe getrieben wird, ſo wird ſie gemeiniglich, oder wenigſtens eigentlich Commercium genannt. Darzu ſind nicht allein rohe Waaren, Manufacturen, und Geld, ſondern auch die Schiffahrt nöthig. Und vermittelſt die-

ſer, haben ſich diejenigen Nationen, die ſich auf dieſe Kunſt gelegt haben, zu allen Zeiten bereichert, und ſind mächtig und glücklich worden, und darzu ſind ſie, ohngeachtet der Schwierigkeiten, die ſie in Abſicht auf das Clima, des Bodens oder der Lage, zu überwinden hatten, gelanget. Denn, ob ſie gleich mit Hülfe einiger Vortheile in allen Stücken oder in verſchiednen leichter und eher hätten empor kommen können; ſo hat doch die Aemſigkeit und der Fleiß ſie öfters in den Stand geſetzt, diejenigen Schwierigkeiten zu überſteigen, die man hätte für unüberwindlich halten ſollen, zu dem vorgeſetzten Zweck zu gelangen, wie der Leſer mit Vergnügen in der folgenden kurzen Geſchichte der Handlung ſehen wird.

Doch, ehe wir dieſes nach dem Lichte, das uns die Erfahrung giebt, unterſuchen, ſo wird es ſehr wohl gethan ſeyn, zu betrachten, wie weit uns die Vernunft in Aufklärung dieſer Sache führen wird. Wir müſſen leichte einſehen, daß nichts ein ſo guter Sporn zum Fleiß ſeyn konnte, als die Erfindung der Handlung. Der mannichfaltige Mangel, welchem der Menſch bey einem einſamen Zuſtande ausgeſetzt iſt, dient mehr ſeinen Muth zu unterdrücken, und niederzuſchlagen, als ihn zum Fleiß zu erwecken; wenn er aber ſieht, daß eine gehörige Sorgfalt, Fleiß und Arbeit ihn in Stand ſetzen, ſich nicht allein die bloſen Nothwendigkeiten, ſondern auch die Bequemlichkeiten des Lebens zu verſchaffen; ſo giebt ihm dieſes Muth, Munterkeit und Feuer, welches er ſonſt durch nichts erhalten konnte. Dieſes ermuntert und belebt zugleich ſeine Einbildungskraft, bringt ihn auf neue Erfindungen, daß er ſchon bekannte Künſte zur höchſten Vollkommenheit treibt, oder neue erfindet; und auf dieſer Seite betrachtet, iſt ſie die groſſe

Quelle der theoretiſchen und praktiſchen Wiſſenſchaften. Die erſtern ſind nur in ſo ferne ſchätzbar, in wie ferne ſie zu den letztern führen, und die letztern würden von wenig oder gar keiner Wichtigkeit ſeyn, wenn nicht die Handlung wäre, welche diejenige Aufmunterung einflößet, darauf alle Künſte, ſo gar diejenigen, die am allerwenigſten damit in Verbindung zu ſtehn ſcheinen, beruhen.

Gleichwie die Nothwendigkeiten der Menſchen ein Gewerbe im Kauffen und Verkauffen veranlaſſeten, ſo führte dieſes bald darauf zuerſt die Höflichkeit, und alsdenn das geſellſchaftliche Leben ein. In den erſten Zeiten war jeder, in ſeiner eignen Familie, Herr und Fürſt: ſein Wille war für die, ſo um ihn waren, ein Geſetz, und er würde vermuthlich nur die Sprache der Macht geführt haben, wenn das Tauſchen mit ſeinen Nachbarn ihn nicht unter ſeines Gleichen gebracht hätte, wo man folglich dieſe Sprache nicht würde haben verſtehen können. Eine richtige Einſicht hiervon brachte die gehörige Einrichtung des Handels und den rechten Kaufmannsgeiſt hervor; und nachdem dieſes die Umſtände der Menſchen ſo weit verbeſſert hatte, daß ſie nicht allein Sachen von Werthe beſaſſen, ſondern auch für die Erhaltung derſelben beſorgt waren, ſo war es ganz natürlich, daß ſie deswegen auf politiſche Verfaſſungen denken muſten. Deſpotiſche Regierungen konnten wohl die Folgen des Glücks, des Zufalls oder des Unglücks ſeyn; aber billige, eingeſchränkte und rechtmäßige Regierungen konnten allein daher entſtehen, daß die Menſchen ein Eigenthum beſaßen, und zugleich das Verlangen hatten, dieſes Eigenthum zu behalten und zu genieſſen.

Dieſer Grundſatz, um der daraus entſpringenden Vortheile willen, unter Geſetzen zu leben, und aller andrer Unterwürſigkeit ſich zu ſchämen, die nicht aus einer wohlanſtändigen und vernünftigen Wahl herrührt, iſt in Wahrheit und im genauen und eigentlichen Verſtande, Freyheit zu nennen, und dieſe kann nicht allein vollkommen wohl mit der Handlung beſtehen, ſondern iſt gewiſſer Maaßen darzu weſentlich nothwendig. Man kann die Menſchen zwingen, daß ſie arbeiten müſſen, ſie mögen wollen oder nicht, und man kann ſie wider ihren Willen auf einer Galere an ein Ruder ſchmieden; aber diejenige Art vcn Arbeit, und von Verſuchen, die die Handlung erfordert, wenn ſie blühen ſoll, läßt ſich durch keine Gewalt erzwingen; und deswegen werden wir auch in dem nächſtfolgenden Capitel ſehen, daß die, der Handlung wegen, berühmteſten Länder, gemeiniglich unter einer republicaniſchen Regierung geſtanden haben; oder, welches auf eines hinaus kommt, die Prinzen ſind genöthiget geweſen, die natürliche Strenge bey ihrer Regierung zu mildern, um ihre Unterthanen aufzumuntern, daß ſie ſich auf das Commerz legten, um die Handlung in ihre Staaten zu ziehen, und ſelbige, wenn man ſie dahin gezogen hätte, auch zu erhalten.

So groß auch dieſe Vortheile ſind, ſo giebt es doch noch andre, welche nach dem Urtheile der Staatsverſtändigen vielleicht alle andre überwiegen, und ſchon an ſich hinlänglich ſcheinen werden, das Commerz mehr als alle andre zu erhaltende Vortheile anzupreiſen. Dieſer ſehr groſſe Nutzen iſt die Macht, und diejenige Art von Macht, welche die vorzüglichſte unter allen iſt, die Macht, oder, wenn man lieber will, das Vermögen der Unabhänglichkeit.

lichkeit. Es iſt eine alte, aber richtige Staatsregel, daß, wer die Uebermacht zur See hat, ſie endlich auch zu Lande bekommen werde; man hat auch kein Beyſpiel, oder wenigſtens über eins nicht, daß eine Seemacht durch einen Landkrieg wäre zu Grunde gerichtet worden, wenn nicht vorher ihre Macht zur See geſchwächt worden, oder mit andern Worten, wenn ſie nicht vorher die Macht zur See verlohren hatte. Daraus erhellet, daß, wenn Freyheit, Beſitz des Eigenthums, eine billige Regierung, ein blühender Zuſtand der Gelehrſamkeit, Vollkommenheit in Künſten und Wiſſenſchaften, öffentliche Pracht, und Ueberfluß der Unterthanen, nebſt der Verfaſſung dieſelbe wider alle Anfälle zu verwahren und zu ſchützen, gewiſſe und ungezweifelte Glückſeligkeiten ſind, ſo ſind es diejenigen, welche das Commerz, und vielleicht nur das Commerz allein, verſchaffen kann. Und daher iſt das, was wir auf dem Titel dieſes Capitels beygebracht haben, nicht ein leeres und in der Einbildung beſtehendes Compliment, an dem Vorzuge von Großbritannien, wie man es, dem erſten Anblick nach, leicht dafür halten könnte, ſondern eine gewiſſe und wichtige Wahrheit, welche, wenn ſie in ein gehöriges Licht geſetzt wird, der Verſtand, wie die meiſten andern Wahrheiten, mit Bereitwilligkeit und Vergnügen annimmt; und jemehr wir dieſelbe überlegen, je länger wir dieſelbe betrachten, und darüber nachdenken, deſto mehr wird es uns vergnügen, daß die Wichtigkeit der Sache nicht übertrieben, ſondern, daß ſie redlich und aufrichtig vorgeſtellt iſt.

Man kann einwenden, und man hat wirklich ſehr oft eingewendet, daß es, bey dieſen groſſen Vortheilen und Glückſeligkeiten, auch viele Unbequemlichkeiten und ſchädli-

che Umſtände gäbe, die mit einem blühenden und ausgebreiteten Commerz verknüpfet wären; dergleichen die Schwelgerey, Verachtung der Tugend, und mit der Zeit eine gänzliche Verderbniß der Sitten. Daß die beſten Dinge verdorben werden können, und daß ſie, wenn ſie einmal verdorben ſind, die allerſchlimmſten werden, iſt etwas, das man nicht läugnen kann, und doch iſt das kein Beweiß, daß die beſten Dinge nicht wünſchenswürdig wären. Müſſiggang und Schwelgerey ſind in der That die Kinder des Ueberfluſſes, ſo wie der Ueberfluß eine Tochter der Handlung iſt; aber es iſt gewiß ſehr unbillig, daß man dem Fleiße und der Handlung, als den rechtſchaffnen und unſchuldigen Aeltern dieſer ſchönen Tochter, diejenigen Fehltritte, die ſie etwa begeht, zur Laſt legen will. Es iſt alſo nicht die Handlung, die jemals einem Staate gefährlich oder nachtheilig wird, ſondern die Fehler in der Regierung verderben und vergifften die daraus entſpringenden Vortheile; und alſo ſollte die Schande auf diejenigen fallen, die ſich dieſer Fehler ſchuldig machen, und gar nicht auf das Commerz, welches niemals daran Schuld ſeyn kann. Als den deutlichſten Beweiß hiervon, laßt uns nur dieſes bedenken, daß, wo Müßiggang und Schwelgerey überhand nehmen, das Commerz bald in Verfall gerathen muß; und daher iſt es nichtig und unbillig, wenn man ſich einbildet, daß das Commerz mit denen in einer Verbindung ſtehe, in deren Geſellſchaft es unmöglich beſtehen kann.

Das

Das zweyte Capitel.

Eine kurzgefaßte Geſchichte der Handlung, von den älteſten Zeiten bis auf die gegenwärtige, worinnen eine deutliche, aber kurze Nachricht enthalten iſt, von dem, was in Abſicht auf diejenigen Nationen am merkwürdigſten iſt, die ſich beſonders darinnen hervorgethan haben, als, von den Arabern, Aegyptern, Phöniciern ꝛc. bis die vornehmſten Seemächte in Europa aufgekommen ſind.

Der kürzeſte, leichtſte und angenehmſte Weg, das wahre Weſen und die wahre Wichtigkeit der Handlung kennen zu lernen, iſt der, daß man ganz kurz die Geſchichte derſelben überſieht, aus der man ſehen wird, daß ſie bey allen Nationen, wo ſie nach und nach mit Eifer getrieben, und zu einem hohen Grad der Vollkommenheit gebracht worden, beſtändig mit denen Wirkungen begleitet geweſen, welche wir ihr in dem vorhergehenden Capitel zugeſchrieben haben. Wenn wir alſo zu denen darinnen vorgetragenen Beweiſen, die von der Vernunft und der Natur der Sachen hergenommen ſind, noch diejenigen Gründe ſetzen, die ſich aus der Erfahrung ergeben, und die in dem Verfolg dieſer Abhandlung vorkommen werden, ſo wird keine Möglichkeit zu zweifeln übrig bleiben; wir müſſen aber von denen, in Anſehung dieſes Punctes, zum Grunde gelegten Wahrheiten ſo vollkommen und deutlich überzeugt ſeyn, als es uns in Anſehung einer Sache von der

der Beſchaffenheit nur möglich iſt; weil wir alle Gründe zur Ueberzeugung vor uns haben, die man nur erwarten oder verlangen kann.

Es iſt eine von den Gelehrten bisher noch unausgemachte Sache, welcher Nation man die Erfindung und den erſten Gebrauch der Handlung zuſchreiben müſſe; einige legen ſie dieſem, andere wieder einem andern Volke aus Gründen bey, welche hier zu unterſuchen zu weitläuftig wäre. Ich muß aber bekennen, daß es mir, nach reifer Ueberlegung, höchſt wahrſcheinlich vorkommt, daß die Einwohner Arabiens die erſten waren, die weite Reiſen gethan haben. Man muß zugeben, daß kein Land ſo glücklich darzu gelegen geweſen, als das, welches ſie bewohnten, indem es eine Halbinſel war, woran auf drey Seiten, drey verſchiedne berühmte Meere, nämlich das arabiſche, indiſche, und perſiſche, ſtieſſen. Es iſt auch gewiß, daß es ſehr frühzeitig bewohnt war; und die erſte Nachricht, die wir von einigem beträchtlichen Handel haben, ſchreibt ſich von den Iſmaeliten her, welche ſich in dem diſſeitigen Theile von Arabien niedergelaſſen hätten. An ſie wurde Joſeph von ſeinen Brüdern verkauft, da ſie mit ihren Cameeln mit Gewürzen, Balſam und Myrrhen hinab nach Aegypten zogen. Es kann einem fremde deuchten, wenn man daraus ſchlüſſen wollte, daß von dieſer Nation ſchon das Commerz (oder der Handel in fremde Länder) getrieben worden, weil daſelbſt der Cameele oder einer Caravane Erwähnung geſchieht, welches wenigſtens einen einheimiſchen Handel anzeigt; man muß auch zugeben, daß Balſam und Myrrhen Waaren geweſen ſind, die ſie in ihrem eigenen Lande hatten: Aber wo hatten ſie denn die Gewürze her? Oder, woher war denn Arabien

dien in alten Zeiten der Gewürze wegen ſo berühmt? Oder, woher kam denn jener Irrthum vieler groſſer Schriftſteller des Alterthums, daß wirklich Gewürze dort wüchſen? Gewißlich daher, weil dieſe Leute damit handelten; und daß ſie unter allen Nationen, die uns bekannt ſind, zuerſt damit gehandelt haben, erhellet eben aus dieſem Exempel. Strabo, und viele andere gute Schriftſteller, verſichern uns, daß ſie in den darauf folgenden Zeiten ſehr groſſe Handelsleute waren; ſie erzählen uns umſtändlich, was ſie für Häfen hatten, was für ungeheure groſſe Niederlagen der koſtbarſten Arten von Kaufmanns-Gütern ſie gehalten hätten; was für erſtaunlichen Reichthum ſie ſich erworben; in welcher auſſerordentlichen Pracht ſie lebten, und auf was für Ausſchweifungen ſie in Anſehung der Bildhauerey, des Bauens und der Statuen verfielen. Alles dieſes beweiſet, daß ſie groſſe Handelsleute geweſen ſind, und es beweiſet auch, daß ſie nach Oſtindien gehandelt haben; dann von dorther konnten ſie allein ihre Gewürze, ihre koſtbaren Gummi, ihre wohlriechenden Hölzer, und ihr Elfenbein bekommen, welches ſie alles, wie ausdrücklich geſagt wird, im gröſten Ueberfluß hatten. Dieſes beweiſet demnach, daß ſie ein ſich weit erſtreckendes und blühendes Commerz hatten; und daß ſie dieſes eher hatten, als irgend eine Nation, ſcheint mir daher klar zu ſeyn, weil ſie damals ſchon mit Specereyen gehandelt haben. Ueberdieſes hat man weniger Schwierigkeit zu gluubtn, daß ſie zuerſt den Weg nach Indien entdeckt haben, als wenn wir dieſe Entdeckung einer andern Nation zuſchreiben wollten; denn erſtlich lagen ſie am nächſten, und zweytens lagen ſie auch am bequemſten darzu; hierzu könnte man noch drittens ſetzen, daß, da die Lage ihres Landes ihnen ganz natürlicher Weiſe Luſt zur

Schif-

Schiffahrt machte, ſo konnten ſie vermittelſt der Monſoons mit leichter Mühe beſtimmte Reiſen zur See nach Indien hin und wieder zurück thun; und es iſt auch gar nicht unwahrſcheinlich, daß man dieſe Entdeckung anfangs dem Zufalle mag zu danken gehabt haben, und einigen ihrer Schiffe, die von einem ſtarken Winde an die gegenſeitige Küſte ſind getrieben worden, von wannen ſie ſich mögen das Herz gefaßt haben wieder zurück zu kehren, weil ſie bemerkt haben, daß die Winde zu gewiſſen Jahreszeiten, ſich nach einer gewiſſen Regel richteten. Alle dieſe Gründe zuſammengenommen, ſcheinen dieſe Meynung zu beſtärken, daß die Handlung in fremde Länder bey ihnen zuerſt geblühet habe; und was die Folgen davon anbelangt, daß ſie nämlich dadurch reich und glücklich worden ſind, ſo iſt gar kein Zweifel daran.

Wir finden in den Nachrichten des Alterthums, daß keine Nation frühzeitiger berühmt worden, daß ſie alle Künſte zur Vollkommenheit gebracht habe, als die Einwohner Aegyptens; und es iſt auch gewiß, daß keine Kunſt frühzeitiger, mit mehr Eifer, oder mit beſſerm Fortgang daſelbſt getrieben worden iſt, als die Handlung. Es erhellet aus dem vorhergehenden Beyſpiele, daß die reichſten Waaren zu Lande dahin gebracht worden ſind; und es iſt nicht weniger zuverläſſig, daß die koſtbarſten Manufacturen viele Jahrhunderte zuvor, ehe man in andern Ländern daran gedacht hat, daſelbſt erfunden und zur Vollkommenheit gebracht worden ſind. Denn, wie der gelehrte Herr Warburton gar richtig anmerkt, ſo war das Volk zu der Zeit, da Joſeph nach Aegypten kam, nicht allein ſchon mit alle dem, was zur Bequemlichkeit des Lebens gehört, verſehen, ſondern ſie waren auch ihrer Pracht, ihrer Artigkeit, und

ſogar

ſogar ihrer Schwelgerey wegen bekannt; welches beweiſet, daß die Handlung ſchon lange unter ihnen mußte gedauert haben. In Wahrheit, den groſſen Nutzen, den ſie daraus zogen, daß ihr Land längs dem rothen Meere hinlag, und die vielen Vortheile, die ihnen vom Nil zuwuchſen, welchen ſie nur den Strohm, oder den Strohm von Aegypten des Nachdrucks halber nennten, und den ſie ſich auf alle nur erſinnliche Art zu Nutz zu machen wußten, gaben ihnen Gelegenheit ihren inländiſchen Handel nicht nur höher, als in irgend einem andern Lande, zu damaliger Zeit, ja wenn man China ausnimmt, höher zu treiben, als er irgendwo getrieben worden iſt; und einige haben es für keinen geringſchätzigen Beweis angeſehen, die Abſtammung der Chineſer von den Aegyptern damit zu beweiſen, daß ſie völlig eben das Genie, und mit erſtaunlicher Geſchicklichkeit und Mühe ſo viele Durchſchnitte und Canäle geführet haben, daß ihr Land faſt allenthalben ſchiffbar iſt. Dadurch, und durch eine weiſe und wohl eingerichtete Regierung, und durch Beförderung des Eifers zum Fleiße unter dem Volke, iſt es geſchehen, daß die alten Aegypter ſo zahlreich, ſo reich und ſo mächtig worden ſind; und daß ihr Land, der groſſen Städte, der prächtigen Gebäude, und des beſtändigen Ueberfluſſes wegen, die Ehre und das Wunder der alten Welt wurde.

Die Phönicier, ob ſie gleich nur einen ſchmalen Strich Landes an der Küſte von Aſien beſaſſen, und mit ſo mächtigen und kriegeriſchen Nationen umgeben waren, daß ſie nie im Stande waren, ſich auf jener Seite auszubreiten, wurden dadurch berühmt, daß ſie die erſte Seemacht, die in der Geſchichte einiges Aufſehen macht, errichtet haben, und zu deren Emporbringung ſie die klügſten und kräf-

tigſten Mittel anwandten. Zu dem Ende machten ſie ſich nicht nur alle Bayen und Häfen, womit die Natur ihr kleines Gebiete ſehr reichlich verſehen hatte, zu Nutz; ſondern ſie ſetzten ſie auch dergeſtalt in guten Stand, daß ſie ihrer Stärke wegen eben ſo bekannt, als ihrer Bequemlichkeit wegen wichtig waren; und waren ſo aufmerkſam auf alles, was zur Vergrösſerung ihrer Macht etwas beytragen konnte, daß ſie durch ihre Flotten und Armeen eben ſo furchtbar waren, als man ſie wegen der groſſen Vortheile, die ſie aus ihren Commercien zogen, bewunderte. Sie waren auch in den alten Zeiten als die Erfinder der Rechenkunſt und Aſtronomie berühmt, und in dieſer letztern Wiſſenſchaft mußten ſie es ſehr weit gebracht haben, weil ſie zu einer Zeit weite Reiſen zur See zu unternehmen das Herz hatten, da ſich keine Nation (auſſer den Arabern und Aegyptern) weiter, als an ihre eigene Küſte, getraute. Vermittelſt dieſer Künſte wurden Tyrus und Sidon die berühmteſten Handelsplätze in der ganzen Welt, und wurden von allen ihren Nachbarn, ja ſo gar von ſehr weit entlegenen Völkern, als die groſſen Waarenlager der Welt beſucht. Aus der heiligen Schrift ſehen wir, wie vortheilhaft ihre Freundſchaft und ihr Bündniß den zween groſſen Königen von Iſrael, David und Salomo, wurde; und wir ſehen daraus, daß der letztere ſich bey Huram, dem Könige von Tyrus, Baumeiſter und Künſtler ausbat, wie erſtaunlich hoch ſie die Manufacturen aller Art gebracht hatten.

Es iſt ganz gewiß, daß ſich Salomo ihres Beyſtandes bey Ausrüſtung ſeiner Flotten zu Elath und Ezion Geber bedient hat; und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſie ihn darauf gebracht haben, jene Häfen an ſich zu bringen

und ihm die erſten Begriffe von den erſtaunlichen Vorthei- len beygebracht haben, die man aus dem Beſitze derſelben ziehen könnte, und von dem fremden Handel, den er von da aus treiben konnte. Dieſe Häfen lagen ſehr bequem an dem arabiſchen Meerbuſen, und von da ſegelten ſeine Schiffe, die meiſtens mit Phöniciern beſetzt waren, nach Ophir und Tharſis, jene Orte mochten nun gelegen ha- ben, wo ſie wollten. Einige Schriftſteller wollen ſie durch- aus für Mexico und Peru gehalten wiſſen, welches gewiß eine falſche und übertriebene Muthmaſſung iſt; andere glauben, man müſſe Ophir auf der Küſte von Africa, und Tharſis in Spanien ſuchen; die wahrſcheinlichſte Meynung iſt, daß ſie beyde in Oſtindien gelegen haben. Durch dieſe neu errichtete Schiffahrt brachte er Seltenhei- ten in ſein Land, davon man nicht allein zuvor nichts geſe- hen, ſondern auch nicht einmal gehört hatte, und ſo groſſen Reichthum, daß er, wie es die Schrift ſehr gut ausdrückt, gemacht habe, daß das Silber in Jeruſalem ſo viel war, wie Steine, und Cedernholz ſo viel, wie die wilden Feigenbäume in den Gründen. Die Meta- pher iſt ſehr kühn und nachdrücklich; wenn wir aber beden- ken, daß in dieſer Geſchichte erzählt wird, daß die Rück- kunft von einer einzigen Fahrt nach Ophir vier hundert und funfzig Talent Gold eingetragen habe*), welches nach dem engliſchen Troy-Gewicht 51328 Pfunde **) ausmacht, ſo können wir an dem unbeſchreiblichen Gewinnſte, der aus

*) Dieſe Stelle ſteht 1 Kön. 9, 28. und heißt im Ebräi- ſchen vier hundert und zwan- zig Stücken; andere Ueber- ſetzungen haben ebenfalls nur vier hundert und zwanzig, und im Teutſchen ſteht ſtatt Talent, Centner.

**) Ein Pfund Troy-Ge- wicht hat 24 Loth.

dieſem Commerz erwuchs, gar nicht zweifeln. Es iſt auch merkwürdig, daß die Königin von Scheba oder Saba, welches im vorerwähnten Theile Arabiens liegt, über die Nachrichten, die ſich wegen der Pracht dieſes Königs verbreiteten, erſtaunte, und in der Abſicht eine Reiſe an ſeinen Hof that, um ſich ſelbſt zu überzeugen, ob nicht der Ruf die Sache vergröſſert hätte; und aus den Geſchenken, die ſie ihm mit **hundert und zwanzig Talenten Gold, mit vielen Gewürzen, und Edelſteinen machte,** können wir die wahre Urſache ihrer Neugierde einſehen, welche aus einer Einbildung herkam, daß kein Land ſo **reich** ſeyn könnte, **als das ihrige;** und es iſt noch ein ſehr merkwürdiger Umſtand dabey, der das, was wir zu Anfang dieſes Capitels beygebracht haben, gar ſehr zu beſtärken ſcheint; es heißt noch dabey, **es gab auch keine dergleichen Gewürze, wie die, welche die Königin von Scheba dem Könige Salomo gab;** welches anzuzeigen ſcheinet, daß die Araber tiefer in Indien eingedrungen waren, als ſelbſt die Flotten dieſes berühmten Königs, und von dorther andere Gewürze, (vielleicht Muſcatennüſſe und Nelken) gebracht haben, als man nie zuvor geſehen hatte. Durch ſeine Weisheit, und durch ſein anhaltendes Bemühen um die Künſte des Friedens, die alle einander wechſelsweiſe befördern, und alle von dem Rade der Handlung getrieben werden, indem ſie allem Mangel abhilft, und allen Ueberfluß in Kaufmannswaaren verwandelt, dadurch hat dieſer Monarch ſeine Unterthanen in einen Zuſtand verſetzt, der ſie weit über alle ihre Nachbaren erhob; und er machte das Land Iſrael, ſo lange er es beherrſchte, zur Ehre und Bewunderung von ganz Morgenland. Er vergröſſerte ſich ſehr, ohne Kriege zu führen; und ſein Nachfolger, weil er kriegte, verlohr das alles wieder.

wieder. Seine Staatsregel war, man müſſe allen ſeinen Unterthanen etwas zu thun geben, und, indem er dieſes that, ſo beförderte er nicht allein die Ausbreitung ihrer Glückſeligkeit, ſondern erweiterte auch ſeine eigene Macht; aber die folgenden Könige nahmen andere Maasregeln an, und ſo war auch der Erfolg davon anders. Die Handlung in Judäa kam faſt eben ſo plötzlich wieder in Verfall, als ſie gewachſen war, und nach der Zeit verlohren ſie auch diejenigen Häfen am **rothen Meere**, auf denen ihr Handel nach Indien beruhte.

Alsdenn wurde der ganze Handel in der Welt gleichſam das erbliche Eigenthum der **Phönicier** und **Aegypter**. Die letztern zogen den **indiſchen** Handel allein an ſich, und brachten zugleich durch ihr Korn und ihre Manufacturen beſtändig einen ſo ungeheuren Reichthum ins Land, daß die alten **ägyptiſchen Monarchen** alle diejenigen merkwürdigen Werke zu Stande bringen konnten, welche, trotz der Zeit und der barbariſchen Eroberer, noch die Denkmähler ihrer Weisheit und Macht ſind, und es vermuthlich ſo lange ſeyn werden, als die Welt ſtehen wird. Die **Phönicier** zogen von den Aegyptern eine Menge ſolcher koſtbaren rohen und Manufacturwaaren, welche ſie in alle die Länder verführten, die zwiſchen ihnen und dem **mittelländiſchen Meere** lagen; ſie brachten auch aus ſehr entlegenen Ländern einen groſſen Vorrath in ihre eigene Städte; und wir dürfen nur den Propheten **Jeſaias** und **Ezechiel** nachſehen, wenn wir uns überzeugen wollen, daß dieſe auf die Handlung gegründete Regierungen weit berühmter und beſtändiger geweſen ſind, als diejenigen, die auf Gewalt gebauet waren. Dieſes alles finden wir in den weltlichen Geſchichten beſtätiget, und wenn man dieſe mit einan-

der vergleicht, ſo zeigt ſich offenbar, daß der Fleiß der Einwohner dieſes kleinen Landes, über alle Hinderniſſe triumphirte, auf einem unfruchtbaren Boden den größten Ueberfluß und unermeßliche Reichthümer verſchaffte, wo, ohne Fleiß, der größte Mangel müßte geherrſcht haben. Es iſt wahr, das alte **Tyrus** wurde von **Nebucadnezar** zerſtöret; aber es geſchahe nicht eher, als bis es ſchon Jahrhunderte geblühet hatte; und ſo gar damals fiel es mit Ruhm, und alsdenn erſt, da es die Armee des Bezwingers von **Aſien** zu Grunde gerichtet hatte. Aus der Aſche dieſer prächtigen Stadt, brachte der groſſe Muth ihrer Einwohner einen Phönix hervor, der ſeiner Muttet an Schönheit wenig, oder vielleicht gar nichts nachgab. Das neue **Tyrus** lag auf einer Inſel, und ob ſie gleich von gar keinem groſſen Umfange war, ſo wurde ſie doch bald die Beherrſcherin der See, und behielt jene Oberherrſchaft, bis ſie vom **Alexander dem Groſſen**, dem nichts widerſtehen konnte, bezwungen wurde. Der Widerſtand, den ſie machten, wiewohl es nichts half, war dennoch ſehr groß, und gereichte ihren Einwohnern zu groſſer Ehre: So viel muß man eingeſtehen, daß es dem **griechiſchen** Helden ſauerer worden iſt, ſich Meiſter von dieſem einzigen Orte zu machen, als die ganze perſiſche Macht zu überwinden.

Die Abſichten des **macedoniſchen** Prinzen waren, ohne eine Vergleichung zu machen, von gröſſerm Umfang, als ſeine Eroberungen; und wer **Alexanders** Entwurf der Macht betrachtet, und ihn gänzlich überſieht, wird ihn für einen gröſſern Staatsmann als Eroberer halten. Er hatte ſich in ſeinem Verſtande einen Entwurf von einer Univerſal-Monarchie gemacht, welche zu Stande zu bringen wirklich unmöglich war; aber ſchon die Vorſtellung davon

macht

macht ihm weit gröſſere Ehre, als alle ſeine Siege. Er war willens, ſeine Hauptſtadt in Arabien anzulegen, und die Sachen dergeſtalt anzuordnen, daß er die entlegenſten Länder Indiens beherrſchte, und zugleich die Verbindung mit den entfernteſten Ländern in Europa unterhielt. Er wollte ſich der Macht bedienen, um ſich zu vergröſſern; er wußte aber gar wohl, daß allein das Commerz ein Reich erhalten könnte, das keine andern Grenzen haben ſollte, als die, welche die Natur der Welt angewieſen hat. Er wollte Herr von allen ſeyn; er wollte aber auch zugleich ein weiſer und gnädiger Herr ſeyn, und ſein Glück in das Glück ſeines Volks ſetzen, oder vielmehr darein, alle Nationen des Erbbodens zu einem einzigen Volke zu machen. Es war freylich ein ungeheurer, übertriebner und nicht auszuführender Entwurf, und er lebte nicht lange genug, um davon einen ſchwachen Entwurf zu geben; aber das Muſter, das er in ſeiner neuen Stadt Alexandria zurückgelaſſen, zeigt hinlänglich, wie richtig und geläutert ſeine Begriffe waren, und was für ein richtiges Urtheil er ſich von dem gemacht hatte, was durch diejenigen Mittel, auf die er ſich verließ, könnte bewerkſtelliget werden. Jene Stadt, von der man ſagen möchte, er habe ſie mit eigner Hand entworfen, und ſie ſey gleichſam unter ſeiner Aufſicht gebauet worden, wurde in der Folge der Zeit alles, was er erwartete, nämlich: die Zierde Aegyptens, und verſchiedne Jahrhunderte hindurch der Mittelpunct der Handlung.

Da Tyrus in ſeinem höchſten Glanze war, und ihr niemand die Herrſchaft über die See ſtreitig zu machen ſuchte, legte ſie auf der africaniſchen Küſte ihre berühmte Colonie Karthago an. Die Lage dieſer Stadt war,

von allen Seiten betrachtet, man mochte ſie als eine Hauptſtadt, als eine ſtarke Veſtung, oder als einen bequemen Hafen anſehen, ganz unvergleichlich. Sie lag von allen äuſſerſten Gegenden des mittelländiſchen Meeres gleich weit entfernt, hatte ein ſehr ſchönes Land hinter ſich, und befand ſich nicht in der Nachbarſchaft irgend einer Potenz, die im Stande geweſen wäre, ihren Handel, oder das Wachsthum derſelben zu hindern. Es iſt faſt unbeſchreiblich, wie bald ihre Einwohner nicht allein zahlreich und begütert, ſondern auch mächtig und furchtbar wurden. Nach und nach breiteten ſie ſich auf allen Seiten aus, eroberten den beſten Theil von Spanien, und errichteten da ein neues Karthago; die Inſeln Sicilien und Sardinien, oder wenigſtens der beſte Theil derſelben, unterwarfen ſich ihrer Herrſchaft gleichfalls. Dennoch waren ihre Eroberungen, wenn man ſie mit ihrer Schiffahrt vergleicht, von keinem ſonderlichen Umfange. Auf einer Seite erſtreckten ſie ſich gegen Weſten bis an Britannien; und die ſcilliſchen Inſeln, die itzo ſo geringe ſind, waren ihnen ein Indien, zu denen ſie den Weg äuſſerſt geheim zu halten pflegten. Auf der andern Seite entdeckten ſie einen groſſen Theil von der africaniſchen Küſte, und die canariſchen Inſeln; und einige meynen gar, ſie hätten zuerſt den Weg nach America entdeckt. So lange ſie ſich auf den Handel, und die Künſte legten, die darzu gehörten, ſtieg ihre Macht beſtändig höher; aber da der Fleiß der Schwelgerey Platz machte, und der groſſe Ehrgeiz ihre alten Regeln der Sparſamkeit und Arbeitſamkeit verbannte, ſo unterblieben ihre Eroberungen. Die Römer fiengen an, über ihre Seemacht eiferſüchtig zu werden, und es koſtete ihnen zween hartnäckige, ganzer vierzig Jahre lang daurende, Kriege, ſie zu demüthigen. Da ſie endlich zerſtöret ward, ſo waren

ren auch ihre Trümmern noch majeſtätiſch; denn zu Anfang des dritten unglücklichen puniſchen Krieges hatte dieſe Stadt allein ſieben hundert tauſend Einwohner, und hatte noch drey hundert Städte in Africa, die unter ihrer Herrſchaft ſtunden. So groß war das karthaginienſiſche Reich, welches blos durch die Handlung ſo hoch geſtiegen iſt; und hätte ſie ſich mit eben der Standhaftigkeit in ihrem größten Wohlſtande ferner ſo auf dieſelbe befleiſſigen wollen, wie ſie beym erſten Anfange gethan hat, ſo würde ſie ohnfehlbar ihre Freyheit weit länger erhalten haben, als wirklich geſchehen iſt; denn da Sparſamkeit und Fleiß und Treu und Glauben, die Stützen eines handelnden Staates ſind, ſo iſt es nicht allein ganz natürlich, ſondern ganz unvermeidlich, daß er, wenn dieſe einmal erſchüttert ſind, zu Grunde gehen muß. Die Vernunft lehrt uns dieſes, und wir lernen es auch an dem Beyſpiele von Karthago.

Die Ptolomäer, als welche die Nachfolger Alexanders in Aegypten waren, haben in jenes Helden Entwurf ein tiefes Einſehen gehabt, und die Früchte ſeiner weiſen Einrichtung eingeerntet. Ptolomäus Philadelphus, verſchaffte ſeinen Unterthanen, weil er die Handlung empor zu bringen ſuchte, unermeßlichen Reichthum, und er ſelbſt wurde unbeſchreiblich mächtig dadurch. Ein alter Schriftſteller erzählt uns, daß er hundert und zwanzig Kriegs-Schiffe von ungeheurer Gröſſe, und beynahe vier tauſend andre groſſe und kleine Schiffe gehabt habe. Dieſes würde unglaublich ſcheinen, wenn nicht andre Wunder von ihm erzählt würden, welche dieſen ein Licht geben, und ſie beſtätigen. Er erbaute eine neue Stadt an der Küſte des rothen Meeres; er ließ ſichs unermeßliche Summen koſten, um Häfen anzulegen, Keyen zu bauen, auf der Land-

Straſſe in gehöriger Entfernung Wirthshäuſer anzurichten, und einen Canal von einem Meere zum andern graben zu laſſen. Ein Prinz, der die Wichtigkeit der Handlung ſo weit einſahe, daß es ihn veranlaſſete, ſolche Koſten dran zu wenden, wie dieſe waren, der konnte alle Schätze, Armeen, und Flotten haben, die er ſich nur wünſchte. Zu der Zeit zeigte ſich Alexandria in ſeiner Pracht und Herrlichkeit. Sie hatte ihren Urſprung dem Alexander zu danken, aber Ptolomäus, der einen gedoppelten Antheil von dem Geiſte ſeines Herrn bekommen hatte, erhob ſie zu dem Glanze, den auch Jahrhunderte nicht zu verdunkeln im Stande waren. Wir können von dem, was uns von der Einkunft ihrer Zölle, die ſich jährlich nicht viel weniger, als auf ſechs Millionen Thaler belief, ſchon einen Schluß auf ihre Herrlichkeit machen; und wir können dennoch nicht annehmen, daß Ptolomäus, der die Handlung ſo gut verſtand, ſie durch ſeine Zölle oder übertriebne Auflagen hätte hemmen ſollen. Da nun die Einkünfte eines Prinzen von einem einzigen Hafen ſo groß waren, wie groß müſſen nicht die Reichthümer ſeiner Unterthanen geweſen ſeyn?

Was uns aber Alexandria in ſeinem ſchönſten Lichte zeigt, iſt das Anſehen, das es da noch behauptet hat, als Aegypten ſo herunter kam, daß es aus einem Reiche eine Provinz ward. Die Römer ſelbſt erſtaunten über ihr majeſtätiſches Anſehen, und ob ſie ſich gleich bis um ſelbige Zeit wenig um die Handlung bekümmert hatten, ſo ſahen ſie doch die Vortheile eines ſolchen Hafens und Handels-Platzes, wie Alexandria war, gar bald ein; ſie beſtätigten ihre Privilegien, ſie beſchützten ihre Einwohner, ſie gaben ſich alle mögliche Mühe, die Handlung daſelbſt zu erhal-

erhalten, und dieſes geſchah mit ſo gutem Erfolge, daß ſie dieſelbe wirklich länger behielt, als Rom ſelbſt im Stande war, ſich bey ſeiner Macht zu erhalten. Sie hatte zwar eben das Schickſal, welches das Reich hatte, und ward endlich von Conſtantinopel abhängig, da der Erbauer deſſelben ſeine Reſidenz dahin verlegte; und ſein Nachfolger machte auch Mittel ausfindig, einen Theil der Handlung von Alexandria dahin zu ziehn. Dennoch hob dieſe Stadt immer noch das Haupt empor, und ob ſie gleich hernach unter die barbariſche Regierung der Araber gerieth, ſo wurden doch dieſelben nach und nach geſittet; und erlangte auch allmählig ihren alten Glanz wieder. Doch, ob ſie gleich nie wieder zu dem Anſehen gelangte, in dem ſie vorhero ſtand, ſo blieb ſie doch der Mittelpunct des wenigen Handels, der in der Welt noch getrieben ward; welches man von keinem Orte, der in die Gewalt der Muhamedaner gerathen iſt, ſagen kann.

Da das römiſche Reich von Barbarn überſchwemmt wurde, und Künſte und Wiſſenſchaften mit dieſer Macht zugleich fielen, welche dieſelben in Aufnehmen gebracht und beſchützt hatte; ſo gerieth die Handlung zuſehens in Verfall, oder, eigentlicher zu reden, ſie wurde unterdrückt, und verlohr ſich. Denn, zu Zeiten der Verwirrungen, öffentlicher Verwüſtung, wenn der Krieg, der Rieſe, umher zieht, groſſe Städte umkehrt, die edelſten Unternehmungen zu Boden tritt, und ganze Länder verheeret, da iſt es unmöglich, daß die Handlung dabey beſtehen ſollte, oder, es iſt vielmehr höchſt wahrſcheinlich, daß ſie bey der Annäherung ſolcher Gefahr ſchon geflohen ſeyn müſſe. Man ſagt gemeiniglich, daß die Reichthümer die Werkzeuge des Kriegs ſeyn, ich aber glaube vielmehr, daß ſie die

Nahrung deſſelben ſind; wenn demnach der Krieg dieſe verſchlingt, ſo kann die Handlung nicht beſtehn, welches eine ewige Urſache bleibt, warum alle Handlung treibende Nationen Offenſiv-Kriege vermeiden ſollten; denn durch die, welche blos zur Vertheidigung geführt werden, können ſie nie Schaden leiden. Aber bey der Materie zu bleiben; da jener Einbruch verſchiedner Nationen, die römiſche Staats-Verfaſſung aus dem größten Theile von Europa vertrieben hatte, ſo nahm ein ſich von dem Haufen trennendes Volk, entweder aus Noth gezwungen, oder aus Neigung, ſeine Zuflucht auf einige zerſtreute Inſeln, die an der Küſte von Italien lagen, und welche man in Friedenszeiten niemals für tüchtig zu der Bewohnung geachtet hatte. Dieſes geſchahe im ſechſten Jahrhundert, und da ſie ſich zuerſt da niederlieſſen, hatten ſie gewiß keine andre Abſicht, als daſelbſt in einer erträglichen Freyheit zu leben, und ſich, ſo gut ſie könnten, hinzubringen. Weil dieſe Inſeln durch enge Canäle von einander getrennt ſind, und jene Canäle ſo viele Untiefen hatten, daß ſie Fremde unmöglich beſchiffen konnten, ſo befanden ſich dieſe Flüchtlinge ziemlich ſicher, und da ſie ſich, um ihre Umſtände zu verbeſſern, und ihre Sicherheit zu befeſtigen, mit einander verbanden, ſo wurde aus ihnen im achten Jahrhundert eine wohl eingerichtete Regierung, und nahm die Verfaſſung einer Republik an.

So einfältig und ſchlecht auch dieſe Erzählung ſcheinen mag, ſo iſt ſie doch die wahre und richtige Beſchreibung des Urſprungs, Wachsthums, und der Errichtung der berühmten und mächtigen Republik Venedig. Ihr Anfang war in der That klein, und langſam; da aber einmal der Grund gut gelegt war, ſo wuchs ſie ſchnell, und ihre Macht nahm zum Erſtaunen zu. Sie breitete ihr Commerz auf

allen

allen Seiten aus, und weil ſie ſich die barbariſchen Maximen der muhamedaniſchen Monarchien zu Nutz machte, ſo zog ſie den Vortheil des indiſchen Handels an ſich, und man möchte beynahe von ihr ſagen, daß ſie Aegypten zu einer Provinz, und die Saracenen zu ihren Unterthanen gemacht habe. Dadurch ſtieg ihre Handlung unglaublich, und ſie wurde der allgemeine Handelsplatz aller Nationen; ihre Seemacht ſtieg zu einer ungeheuren Höhe, und weil ſie ſich alle günſtige Umſtände zu Nutze machte, ſo trieb ſie ihre Eroberungen nicht allein über das daran liegende feſte Land in Italien, ſondern ſie erſtreckten ſich auch über die Inſeln im Archipelago, ſo, daß ſie zugleich Beherrſcherin der See, vieler ſchönen und fruchtbaren Länder, und eines Theils der groſſen Stadt Conſtantinopel ſelbſt war. Aber Ehrgeitz und die Begierde, über ihre Nachbarn den Meiſter zu ſpielen, wo Leidenſchaften, die im öffentlichen und Privat-Leben, ſowohl für Staaten und Reiche, als für groſſe Männer und Familien gleich ſchädlich ſind, zogen ihr das Uebel zu, welches zuerſt den Verfall der Handlung verurſachte, und den Verfall der Macht nach ſich zog. Alle Geſchichten ſchreiben dieſes zwar dem Bündniſſe von Cambray zu, da ſich alle groſſe Mächte in Europa wider dieſe Republik verbanden; und es fängt ſich wirklich von ſelbigem Zeitpuncte der Verfall ihrer Macht an; aber die venetianiſchen Schriftſteller bemerken ganz richtig, daß, ob dieſes gleich auf das Bündniß erfolgt iſt, dennoch eine andre, ſich weiter erſtreckende, aber auch zugleich eine noch wirkſamere, Urſache dabey geweſen ſey, nämlich dieſe, daß ſie ihr Commerz haben liegen laſſen. Ihre Unterthanen waren nicht mehr ſo ſparſam und ſo reich, und doch zugleich hochmüthiger und verſchwenderiſcher worden. Bey ſolchen Umſtänden war es unmöglich, daß ſich der Staat erhalten

konnte,

konnte, da er ſo hitzig angegriffen wurde; ein Menſch, der an der Auszehrung krank iſt, kann ſich nicht ſo gut wehren, als ein geſunder; und obgleich die Zuſchauer glauben können, daß ihn die Stärke ſeines Gegners zu Boden geworfen habe, ſo muß er ſich doch bewuſt ſeyn, daß es bloß von dem Mangel ſeiner eigenen Kräfte herrührte. So war es auch bey den Venetianern, und ſie haben es ſeit dem, beſtändig mehr ihrer Weisheit, als ihrer Macht, mehr der klugen Verbergung ihrer eignen Schwäche, und daß ſie ſich die Fehler ihrer Feinde zu Nutz gemacht haben, als irgend einer andern Urſache zu danken gehabt, daß ſie ſich in der Verfaſſung, in der ſie itzt noch ſtehen, ſo erhalten haben, und die bey jeder andrer Nation, auſſer ihnen, ſchon lange würde verlohren gegangen ſeyn.

Um eben die Zeit, da Venedig gleichſam aus dem Meere entſprang, wurde noch eine Republik an der Küſte von Italien errichtet. Es konnte wohl, auſſer den felſichten, unfruchtbaren und nahrloſen Küſten von Ligurien, ſchwerlich eine üblere Lage ſeyn, als die kleinen, ſumpfichten, unnützen und ungeſunden Inſeln im adriatiſchen Meere; und doch hat die Handlung, ſo, wie auf der einen Seite das reiche Venedig, eben ſo auf der andern das hochmüthige Genua hervorgebracht. Trotz der ehrgeizigen und kriegeriſchen Nachbarn, trotz eines eingeſchränkten und unfruchtbaren Landes, und welches noch gröſſere Hinderniſſe ſind, trotz der beſtändigen Parteyen, und der daraus erfolgten Staatsveränderungen, hat der Handel von Genua ſie reich und groß gemacht. Ihre Kaufleute handelten in alle Länder, und dadurch, daß ſie die Waaren von dem einen ins andre führten, kamen ſie empor. Ihre Flotten wurden furchtbar, und ſie machte, auſ-

ſer

ſer der nahe gelegenen Inſel Corſica, noch gröſſere und wichtigere Eroberungen. Sie legte eine Colonie zu Caffa an, und war eine Zeit lang im Beſitz der beyden Küſten des ſchwarzen Meeres. Derjenige Wettſtreit, der benachbarten Nationen natürlich iſt, und die Eiferſucht, welche aus der Bewerbung um einerley Braut, nämlich um das Commerz, entſtehet, waren eine Urſache zu beſtändigen Kriegen zwiſchen dieſen auf einander eiferſüchtigen Republiken, welches ſich endlich, nach vielen hartnäckigen und blutigen Schlachten, zum Vortheile Venedigs, endigte, welches durch jenen berühmten Sieg, den ihr Doge Andreas Contarini bey Chiozza erhielt, entſchieden wurde, und von ſelbiger Zeit an hat Genua niemals wider einen Anſpruch auf die Herrſchaft über die See gemacht. Dieſe Streitigkeiten waren beyden nachtheilig; was aber der Genueſer Verderben hauptſächlich beförderte, war ihr Geiz, welcher ſie verleitete, daß ſie die herrlichen Vortheile des Handels, gegen das niederträchtige Mittel, durch Wucher reich zu werden, aus den Händen lieſſen.

Dieſes giebt uns Gelegenheit, einer andern Sache Erwähnung zu thun, die mit dem Commerz in genauer Verbindung ſtehet, und dieſes iſt das Wechſelgeſchäfte. Dieſes, ob es gleich für die Handlung in vielen Fällen nützlich iſt, hat auch einen Einfluß in viele andere Dinge, als in die Staats- und Kriegshandlungen, in das Wegziehen der Familien, oder in das Heimfallen der Erbſchaften auf Ausländer, welche alle die Nothwendigkeit mit ſich führen, Geld aus einem Lande ins andre zu ſchaffen, welches bisweilen ganz unmöglich, in den meiſten Fällen aber mit Schwierigkeiten verknüpft iſt, wenn es durch bloſſes Hin- und Herſchaffen geſchehen ſoll. Die Lombarder, eine von

den vielen Nationen, die ſich, nachdem das römiſche Reich zu Grunde gegangen war, in Italien niedergelaſſen haben, und von denen eines der ſchönſten Länder darinnen den Namen bekommen hat, erfanden ein Mittel, dieſe Schwierigkeit gröſtentheils zu heben; denn ſie merkten, daß es ſehr oft in verſchiedenen Ländern auf beyden Seiten an Gelde fehlte, und deswegen dachten ſie, wenn man ein Mittel ausfindig machen könnte, eine ſolche Correſpondenz einzuführen, wodurch man dem beyderſeitigen Mangel abzuhelfen im Stande wäre, ſo würde dieſes für die Mittelsperſonen ſehr vortheilhaft ſeyn; und dieſes brachte die nunmehr unter dem Nahmen des **Wechſels** bekannte Gewohnheit auf, welche, da ſie von den **Lombardern** erfunden worden, auch geraume Zeit bey ihnen verblieb. Zu dem Ende lieſſen ſie ſich in den meiſten groſſen Städten von **Europa** nieder; und da ſie in genauer Verbindung mit einander ſtunden, ſo trieben ſie dieſes neue Geſchäfte, Geld zu ziehen und zu überſchicken, mit ſehr groſſem Nutzen für ſich ſelbſt; und um dieſes mit deſto gröſſerm Nachdruck zu thun, ſo traten ſie in Geſellſchaften zuſammen, hielten ſich groſſe Häuſer, und hatten ungeheure groſſe **Capitalien**, die man **Banken** nennte, und da ſie (wie es wirklich alle Arten von Kaufleuten zu machen pflegten,) die Gewohnheit hatten, ſich zuſammen zu halten, ſo bekam die Straſſe der Stadt London, wo ſie ſich aufhielten, den Nahmen davon, und, ob ſich gleich die Umſtände lange geändert haben, ſo wird ſie doch noch immer von engliſchen Banquiers bewohnt, und behält noch immer ihren alten Nahmen, und heißt die **Lombarderſtraſſe.**

Wir können an dieſer Erfindung die wunderbaren Wirkungen des Fleiſſes erkennen; denn die **Lombarder,** die

die ein von der See entferntes Land bewohnten, zogen dadurch einen ſehr beträchtlichen Vortheil aus fremdem Handel, und machten Mayland, und andre groſſe Städte, wo ſie ſich aufhielten, volk- und geldreich, weil ſie der Mittelpunct ihrer Wechſelgeſchäfte wurden. Aber die Genueſer fielen auch darauf, und fiengen an, die Sache weiter zu treiben; denn ſie zogen und verſchickten nicht allein Geld, ſondern verliehen auch welches, und da dadurch ihre Vortheile immer gröſſer wurden, ſo fiengen ſie an, ihren auswärtigen Handel gering zu achten; oder vielmehr, da ihre Capitalien, wenn ſie auch noch ſo groß waren, zum doppelten Verlag des Commerzes und des Wechſels zugleich nicht zureichten, ſo machte das erſtere dem letztern, welches das ſicherſte, wo nicht gar das einträglichſte iſt, Platz, und durch dieſe Veränderung wurden einzelne Privatperſonen unermeßlich reich und groß, da unterdeſſen der Staat ſchwach und arm wurde; auf dieſe Art kam die Republik Genua ſehr herunter, und war nach und nach genöthiget, faſt alle ihre Einkünfte an ihre eigene St. Georgen Bank zu verpfänden, welche unter einer langen Reihe auswärtiger Kriege, und innerlicher Unruhen noch unverletzt und in gutem Stande geblieben war, bis bey der Einnahme ſelbiger Stadt durch die Oeſterreicher, da die St. Georgen Bank mit der Republik gleiches Schickſal hatte; und ob eines von ihnen ſeinen vorigen Glanz wieder erlangen wird, iſt ein Problem, deſſen Auflöſung man der Zeit überlaſſen muß.

Aber nun müſſen wir unſere Augen auf einen andern Theil der Welt richten. In den mittlern Zeiten des teutſchen Reichs, d. i. um die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts, wurde unter vielen andern See-Städten, oder wenigſtens

nigſtens ſolchen, die nicht weit von der See ablagen, ein Bündniß errichtet. Dieſes Bündniß hatte einzig und allein das Commerz zur Abſicht, welches ſie dadurch zu befördern und auszubreiten ſuchten, indem ſie eine groſſe Menge Leute hineinzogen, und aus ihren verſchiednen Abſichten und ihrer verſchiedenen Kenntniß Vortheil zu ziehn ſich bemühten. Obgleich die Städte Teutſchlands den oberſten Rang in dem teutſchen hanſeatiſchen Bunde behaupteten, ſo nahmen ſie doch auch viele andere Städte, ſowohl in Frankreich, als in Engelland, und in den Niederlanden, in den Bund auf, welches jedoch alles ohne Verletzung des Anſehens und ohne Nachtheil der Rechte der Oberherren geſchahe, unter denen ſie ſtunden. Dieſes Bündniß hatte ſeine Geſetze, Verordnungen und ſeine Gerichte, welche mit eben der Achtung beobachtet wurden, als die Seegeſetze der Rhodier, welche man für die geſchickteſten Seefahrer in den alten Zeiten hielt, und nach deren Verordnungen ſich die Griechen und Römer richteten. Der hanſeatiſche Bund ſtieg in kurzer Zeit durch die unermeßlichen Reichthümer, die er an ſich brachte, zu einer ſo groſſen Macht und zu einem ſolchen Anſehen, daß ihm ſogar Prinzen aus bloſer Achtung und Bewunderung mit aufrichtiger Ehrerbietung begegneten. Sonderlich hatten die nordiſchen Prinzen immer ihren Credit nöthig, und borgten bey ihnen beträchtliche Summen. Die Großmeiſter des teutſchen Ordens, die damals die Regenten von Liefland waren, erklärten ſich zu Beſchützern der Rechte und Freyheiten des hanſeatiſchen Bundes. Es gieng nicht allein alles nach Wunſch, ſondern beſſer noch, als man wünſchte; und Teutſchland, welches ſich über ihr Glück vergnügte, ſahe ſie eben ſo an, wie ein geſchickter Gärtner gewiſſe rare Gewächſe betrachtet, wenn er ſie gleich nicht

ſelber gepflanzt und gezogen hat. Die Könige von Frankreich und Engelland geſtatteten dem teutſchen Bunde ebenfalls verſchiedene Freyheiten; ſie ſprachen ihre Schiffe, im Fall eines Schiffbruchs, von allen und jeden Anforderungen der Admiralität oder Privatperſonen gänzlich frey; ſie befohlen, daß man ihre Schiffahrt zu keiner Zeit ſtöhren ſollte; und dieſes galt ſo gar zu der Zeit, wenn Frankreich mit dem Kayſer oder den nordiſchen Prinzen in Krieg verwickelt war. Kurz, während jener unglücklichen Kriege, die man **Kreutzzüge** nennte, zog man hauptſächlich die **Hanſeeſtädte** zu Rathe, und ſie leiſteten den von den **Ungläubigen** unterdrückten **Chriſten** allezeit mit Geld und Schiffen mächtigen Beyſtand. Es iſt erſtaunlich, wie dieſe Städte, die ſo weit von einander entlegen, und verſchiedenen Herren zugehörten, die bisweilen im offenbaren Krieg verwickelt, und allezeit wegen ihrer Rechte eiferſüchtig waren; es iſt, ſage ich, recht erſtaunlich, wie dieſe Städte im Stande waren, ſich mit einander zu vereinigen, und in einer ſo genauen Verbindung zu leben. Aber, da dieſes Bündniß ſie ſehr reich und mächtig gemacht hatte, ſo kann es ganz und gar nicht befremden, daß ſie eines Theils trotzig und hochmüthig wurden, ſich nicht allein unterſtunden, mit ſouverainen Herren, wie mit ihres Gleichen, zu tractiren, ſondern ſie auch, und zwar mehr als einmal mit glücklichem Erfolg, zu bekriegen. Andern Theils wird es noch weniger befremden, daß eine dergleichen Aufführung verſchiedene Prinzen mehr als gewöhnlich aufmerkſam auf die Gefahr gemacht habe, welche ein ſolches Bündniß nach ſich ziehen könnte, nebſt den Vortheilen, die ihren reſpectiven Staaten ganz natürlich zuflieſſen würden, wenn ſie die, wenigſtens zum Theil andern überlaſſene, Handlung, gänzlich wieder an ſich brächten, und dieſes waren, mit wenig

Worten, die Urſachen von dem allmähligen Verfall des hanſeatiſchen Bundes, welcher jedoch, bis auf den heutigen Tag noch nicht gänzlich getrennet iſt. Denn die Städte Lübeck, Hamburg und Bremen haben immer noch deutliche Kennzeichen von jenem Glanz und Anſehen, womit dieſes Bündniß vormals prangte.

Nun müſſen wir unſere Augen auf Portugal und Spanien richten, wo ſich in einer Zeit von etwa funfzig Jahren, ein Haufen Begebenheiten ereignet haben, die nach und nach auf ſolche Entdeckungen führen, die die ganze Geſtalt der Geſchäfte in der handelnden Welt verändert, und den letztern Zeiten dasjenige bekannt gemacht haben, was einige tauſend Jahre hindurch den Menſchen ein Geheimniß geblieben war, ich meyne eine vollkommene und deutliche Vorſtellung von der aus Erde und Waſſer beſtehenden Kugel, die ſie bewohnen. Das Königreich Portugal war klein, aber wohl angebauet, ſehr volkreich, und mit vielen guten Häfen geſegnet, welche ihnen jedoch alle wenig würden genützt haben, wenn ſie nicht eine Reihe weiſer Prinzen gehabt hätten, welche, anſtatt ſich mit ihren Nachbarn in Krieg zu verwickeln, um ihren Ehrgeiz zu befriedigen, ſich bemühet, die Glückſeligkeit und den Wohlſtand ihrer Unterthanen zu vermehren, und dadurch ihre eigne Macht zu vergröſſern, welches ſie auf eine angenehmere und glücklichere Art, nämlich durch Beſchützung der Künſte und Wiſſenſchaften, Aufmunterung des Fleiſſes, und Begünſtigung der Handlung bewerkſtelligten; dieſes, nebſt der bequemen Lage ihres Landes, veranlaſſete zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts, einige muntere Köpfe, Entdeckungen zu verſuchen, und dieſe, von einem heroiſchen jungen Prinzen unterſtützt, trieben ihre Bemühung

hung ſo glücklich fort, daß nach und nach die Küſte von Africa bis an das Vorgebürge der guten Hofnung unterſuchet ward, dem ſie auch dieſen Namen beygelegt. Die Abſicht, die ſie hatten, war, einen neuen Weg nach Oſtindien zu finden, welchen Vasquez de Gama auch glücklich entdeckte, und in kurzer Zeit wurde Portugal aus einer der geringſten zu einer der reichſten Mächte in Europa, eroberte ungeheure groſſe Länder in Aſien und Africa, und ſtellte eine Seemacht auf, die alles übertraf, was man ſeit vielen Jahrhunderten geſehen hatte.

Mittlerweile aber, da man dieſes that, und dabey dem langſamen Wege der Erfahrung nachgieng, wo eine kleine Entdeckung Gelegenheit zu einer andern gab; ſo gerieth Chriſtoph Columbus, ein Genueſer von groſſem Verſtande, obgleich von beynahe gänzlich unbekanner Herkunft, der von Jugend auf beym Seeweſen erzogen worden, und dasjenige, woraus andre nur ein Handwerk machten, ſorgfältig ſtudiret hatte, auf den erſtaunenswürdigen Einfall, der Erfahrung entgegen zu handeln, und mit weſtlichem Lauf nach Indien zu ſegeln. Er machte dieſes Project den Portugieſen bekannt, die es aber, als einen lächerlichen Einfall, anſahen, und verwarfen. Er trug es hernach auch andern Staaten an, hatte aber gleiches Schickſal; und endlich hatte er die Entdeckung der neuen Welt dem groſſen Geiſte einer Heldin, nämlich der berühmten Iſabella, Königin von Caſtilien, zu danken, welche faſt auf ihre eigene Koſten, und mit ſchlechter Unterſtützung von ihrem Gemahl, der doch Ferdinand der Weiſe hieß, den auf Unternehmung begierigen Columbus mit dem elenden Geſchwader verſah, mit welchem er auf einmal, trotz alle der Schwierigkeiten, die ihm der

Neid ſeiner Officiere, und die Widerſetzlichkeit ſeines aufrühriſchen Schiffvolks in den Weg legten, ſeinen Zweck erreichte, und ein neues Indien entdeckte *), ob er gleich wirklich nur die Entdeckung des alten zur Abſicht hatte. Dieſes edle Bemühen ſeines unvergleichlichen Verſtandes wurde auch nicht wieder vernichtet; denn nach ſeinem Tode ſchlug Ferdinandus Magellanus, ein Portugieſe, dem Kayſer Carl dem V. die Entdeckung eines Weges nach den Gewürzinſeln durch die Südſee vor, welches Columbus eigentlich ſuchte; und obgleich Magellanus nicht ſo lange lebte, daß er wieder nach Hauſe hätte kommen können, ſo kam doch die Entdeckung mit einer einzigen Fahrt zu Stande. Es iſt faſt unbegreiflich, wie viele und groſſe Vortheile Europa durch dieſe Entdeckungen zugewachſen ſind; jedoch iſt ſo viel gewiß, daß die Portugieſen dieſelben gar ſchlecht, die Spanier aber noch viel ſchlechter angewendet haben; indem die erſtern aus den Bewohnern Sklaven gemacht, und die letztern ſie gar ausgerottet haben; da dieſes ein abſcheulicher Undank gegen die göttliche Vorſehung für eine ſo groſſe Glückſeligkeit war, ſo hätte man leicht vorausſehen können, daß es ihrem eigenen Intereſſe höchſt nachtheilig ſeyn würde, und die Erfahrung hat es ausgewieſen, daß dies geſchehen iſt, indem man ſo gar ſchöne Länder entvölkert, und ſie dadurch zu Wüſteneyen gemacht hat; und obgleich bey ihrer erſten Entdeckung unzähliche Schätze davon zurückgebracht worden ſind, die man in den ſpaniſchen Münzen vermünzte, ſo ſind doch, weil man dieſer falſchen Staatsregel durchaus folgen wollte, die ſpaniſchen Inſeln in Weſtindien ſo ſehr herunter gekommen, daß ſichs kaum der Koſten verlohnt, ſie beſetzt zu halten.

*) S. des Lehrmeiſters I. Theil, S. 575.

halten. Die Folgen, die ganz natürlich aus der Entdeckung eines Weges nach dem Vorgebürge der guten Hofnung, und eines vierten Theils der Erde, gegen Weſten zu, waren, wie bereits erwähnet worden, die Urſache zu einer gänzlichen Veränderung in der Verfaſſung Europens, und erweckten nicht allein in Portugal und Spanien, ſondern auch in den meiſten übrigen Nationen, ein Verlangen, dieſe entlegenen Länder zu beſuchen, Colonien dahin zu ſetzen, Manufacturen anzulegen, Waaren dahin zu bringen, und von dort zu holen, neue Manufacturen zu errichten, dieſelbe in Aufnahme zu bringen und ſie zu beſchützen. Dadurch nun, welches der Leſer nothwendig einſehen muß, zogen nicht nur einzelne Nationen ausnehmende Vortheile an ſich; ſondern es war für Europa überhaupt ein dauerhafter und unbeſchreiblicher Nutzen. Denn die Potentaten deſſelben machten ſich furchtbar, ja ſogar in jenen entlegenen Theilen der Welt ſchrecklich, wo man vorher ſchwerlich von ihnen hatte reden hören. Doch iſt auch ſo viel richtig, daß man dieſes nicht ſo weit getrieben hat, als es hätte geſchehen können; denn, obgleich jede Nation gar füglich ihren Antheil hätte haben können, und ob man es gleich unwiderſprechlich beweiſen könnte, daß das Beſte des Ganzen reichlich zum Beſten eines jeglichen Staats würde beygetragen haben, deſſen Unterthanen ſich auf dieſen Handel eingelaſſen hätten; ſo haben ſie doch, anſtatt einen ſo natürlichen und billigen Weg einzuſchlagen, einen ganz andern genommen, und haben dadurch, daß ſie einander verläumdet, bekriegt und hingerichtet haben, diejenige Ehrerbietung, jene erſtaunlich groſſe Ehrerbietung, welche die Aſier, Africaner und Americaner anfangs gegen die Europäer hatten, um ein groſſes vermindert. Jedoch wir haben noch immer ſehr groſſe Länder in jenen

Welttheilen; es haben ſichs auch weder die tapferſten, noch die klügſten jener Nationen noch einfallen laſſen, es zu verſuchen, die Vortheile des Commerzes mit uns zu theilen, oder Repreſſalien gegen die Europäer zu brauchen; ob wir gleich dieſes alles den Fügungen der allweiſen Vorſehung zu danken haben, und unſrer eignen Unvorſichtigkeit ohnerachtet, dennoch erhalten zu werden ſcheinen.

Die Seemacht der Portugieſen bekam dadurch einen tödtlichen Stoß, daß ſie unter die ſpaniſche Gewalt kamen, und obgleich die menſchliche Politik würde geſagt haben, daß dieſes ganz allein die Letztern in Stand müßte geſetzt haben, das Commerz bloß an ſich zu ziehen, und die allgemeine Herrſchaft über die See zu erhalten; ſo wurde doch das Beſtreben nach einem Endzweck, der dem Beſten der Menſchen ſo offenbar nachtheilig geweſen ſeyn würde, gar bald auch ihr eigenes Verderben. Denn die Spanier, durch den grenzenloſen Ehrgeiz ihrer Regenten, die gern Herren von Europa werden wollten, verleitet, nöthigten durch ihren angebohrnen Stolz andere Nationen, daß ſie, um ſich ſelbſt zu vertheidigen, in kurzer Zeit die Schiffahrt weiter brachten, als ſonſt würde geſchehen ſeyn. Denn die Engländer und Holländer, die bisher ganz blind gegen die Vortheile ihrer Lage zu ſeyn ſchienen, öfneten nunmehro über die angethanen Beleidigungen die Augen, und nach und nach gab ihnen die Rachbegierde dasjenige ein, auf welches ſie der Eifer für das gemeine Beſte vermuthlich niemals gebracht hätte. Kurz, die Mühe, die ſich Spanien gab, die Schätze, die aus dieſen Entdeckungen floſſen, für ſich alleine zu behalten, und die gefährlichen, abſcheulichen und verderblichen Abſichten, worzu es den unermeßlichen Reichthum anwendete, der ihm davon zufloß,

brach-

brachten ihren Wünſchen ganz zuwider laufende Wirkungen hervor, und machten ſeine Feinde reich, groß, mächtig und glücklich, ſo wie ſein Commerz abnahm, ſeine Seemacht herunter und in Verfall kam, weil man ſie ungeſchickt anlegte, ſchlecht gebrauchte, und zum Unrecht anwendete.

Daher kam es, daß die Einwohner der ſieben vereinigten Provinzen, welche die Tyranney der Spanier arm gemacht, und ihre Grauſamkeiten zur Raſerey getrieben hatten, erſt frey, hernach mächtig, und nach und nach reich wurden. Ihr ausgeſtandnes Ungemach lehrte ſie die Nothwendigkeit, eine gemäſſigte und billige Regierung einzuführen; die Gelindigkeit dieſer Regierung, und der Segen, den ſie den Unterthanen verſchafte, vermehrte ihre Anzahl und beſtärkte ſie in ihrer Hofnung. Die Folgen wurden gar bald ſichtbar, und in kurzer Zeit erſtaunten ſowohl Freunde als Feinde darüber; jedes Fiſcherdorf wurde zu einer Handelsſtadt; aus ihren kleinen Flecken wurden groſſe und prächtige Städte; ihre im Lande gelegenen Orte waren mit Arbeitern angefüllet, und in weniger, als einem halben Jahrhunderte, wurden die bedrängten Staaten von Holland groß und mächtig; ja, ohngeachtet der Gefahr und Koſten, die ein Krieg mit ſich brachte, der beſtändig wider eine überlegne Macht geführt wurde, wurden dennoch dieſe mit Feinden umgebenen und von Auflagen gedrückten Leute, die ſelbſt in Perſon Kriegsdienſte thun mußten, und tauſend andern Ungemächlichkeiten ausgeſetzt waren, ſo mächtig, daß es nicht allein den Spaniern alle Hofnung benahm, ſie jemals wieder unter ihre Bothmäſſigkeit zu bringen, ſondern es brachte ſie ſo weit, daß ſie ihre Freundſchaft wünſchten, und endlich zwangen ſie dieſelben gar, ſie zu ſuchen.

Dieſes war, wenigſtens ſo weit uns die alten und neuern Geſchichten Nachrichten geben, die ſchnelleſte und ſtärkſte Wirkung der Handlung, die die Welt jemals geſehen hat. Denn es iſt ausgemacht, daß die Republik der vereinigten Provinzen ihre Freyheit, ihre Macht und ihren Reichthum nur allein dem Fleis und der Handlung zu danken habe. Der größte Theil des Landes iſt nichts weniger als fruchtbar, und was davon fruchtbar iſt, das bringt nicht ſo viel hervor, daß der zehnte Theil der Einwohner den zehnten Theil des Jahres davon leben könnte; das Clima iſt mehr erträglich, als geſund, und ſeine Häfen ſind wenigſtens größtentheils, mehr deswegen vortheilhaft, weil es ſehr ſchwer iſt, in dieſelben einzulaufen, als daß ſie ſonſt von irgend einer andern Seite her einige Bequemlichkeiten hätten. Im Lande ſelbſt haben ſie wenig oder gar keine Waaren; an Bauholz und Schiffsvorrath fehlt es ihnen gänzlich; ihr Land kann ſich nicht einmal einer Kohlengrube rühmen; und doch haben dieſe Provinzen, denen die Natur ſo wenig gegeben hat, vermöge ihres ausgebreiteten Handels, alles in Ueberfluß. Ihre Vorrathshäuſer ſind voll Korn, auch ſogar wenn die Ernte in Kornländern ausbleibet; es iſt keine Waare, ſie ſey ſo groß, oder ſo ſelten und ſchwer zu bekommen, als ſie nur wolle, die man nicht in ihren Niederlagen haben könnte. Die Schiffahrt der Holländer iſt unbeſchreiblich groß; und wenn man den Haufen Schiffsvorrath ſieht, womit ihre Höfe und Häfen angefüllet ſind, ſo ſetzt es diejenigen in Erſtaunen, welche die Wirkſamkeit jener Urſache nicht kennen, die dieſen Ueberfluß hervorbringet. Vornehmlich aber iſt der volkreiche Zuſtand dieſes Landes das größte Wunder. Daß Leute ſich nach einem Canaan begeben, und ſich wünſchen ſollten, in einem Lande, wo Milch und Honig fließt, zu leben, das

iſt nichts ſeltſames; daß ſie aber aus freyer Wahl die Natur zwingen ſollten, Palläſte hervorzubringen, Gärten anlegen, Canäle graben, Wälder pflanzen, und alle Theile der Welt an Früchten und Blumen plündern ſollten, um in einer todten Ebene, oder auf einer unfruchtbaren Heyde, unter lauter Nebeln und ſtehenden Seen ein künſtliches Paradies hervorzubringen, dieſes würde zu einer ſo kritiſchen Zeit, als dieſe iſt, für eine Fabel gehalten werden, wenn uns das Land nicht ſo nahe läge, daß es die Wahrheit davon auſſer allen Zweifel ſetzte. Doch hat dieſer allgemeine Ueberfluß bis noch vor kurzen keine üble Folgen in Abſicht auf den ſittlichen Zuſtand dieſes Volks gehabt; ſie waren beſcheiden und demüthig in ihrem Bezeigen, mäſſig in ihrer Art zu leben und in ihrem Aufwande, mehr nett und zierlich, als koſtbar und verſchwenderiſch in ihren Gebäuden, indem ſich ihre Gröſſe und Pracht in ihren öffentlichen Gebäuden, und in allem, was den Staat angieng, ſehen ließ. Es waren auch ihre Regenten nicht ſtolz, ſondern verachteten den Pomp, und begnügten ſich (wie Alexander der Groſſe vom Antipater ſagte) damit, daß ſie ihren Purpur inwendig trugen; das heißt, ſie übten eine ſehr groſſe Macht aus, ohne äuſſerliche Zeichen des Anſehens blicken zu laſſen, und erhielten ſich dadurch glücklich in ihrem Anſehen, indem ſie alles vermieden, was ihnen Neid erwecken konnte. Wenn dieſes vor kurzen einige Veränderung gelitten hat, und wenn Schwelgerey, Stolz, Ehrgeiz, Eitelkeit und Beſtechung ſich nach und nach auch in dieſe Provinzen eingeſchlichen haben, ſo haben ſie auch ihre Strafen, und verhoffentlich auch die Mittel dawider zugleich mit ſich geführt. Dem ſey aber, wie ihm wolle, ſo giebt doch der Verfall eines Staats keinen Beweis wider die Wirkſamkeit jener Urſachen ab, die ihn hervorgebracht

bracht und gehoben haben. Fleis und Sparſamkeit machten Holland zu dem, was es iſt, und Fleis und Sparſamkeit werden dergleichen Wirkungen an allen Orten hervorbringen.

So haben wir denn, ſo kurz als möglich, die allgemeine Geſchichte dieſer Materie, aus den erſten Nachrichten der Zeit, bis auf die gegenwärtige, entworfen; wir haben die Erfahrung mit der Speculation verbunden, und die daraus gezogenen Beweisgründe mit ſolchen Begebenheiten verknüpft, die aus den beſten Geſchichten geſammlet ſind. Und da wir alſo die Wichtigkeit der Handlung, überhaupt betrachtet, ſo deutlich bewieſen haben, daß gar niemand daran zweifeln kann, auch gezeigt, daß ſie in allen Ländern und zu allen Zeiten einerley Wirkungen habe; ſo wollen wir nunmehr fortfahren, und zunächſt den Urſprung, Wachsthum, und gegenwärtigen Zuſtand derſelben in Britannien, und denen dazu gehörigen Ländern derſelben unterſuchen, und zeigen, daß es derſelben nicht weniger, als andere Nationen zu danken habe; und daß, wenn ſie nicht noch gröſſere Vortheile aus derſelben ziehen, als alle andere Nationen, es nur ihre eigene Schuld ſey. Man muß geſtehen, daß die Materie ſchwer iſt, aber wir wollen es durch unſern Fleis zwingen; und ob ſie gleich ihrer Natur nach verwickelt genug iſt, ſo wollen wir uns doch bemühen, ſie durch unſre Art des Vortrags deutlich zu machen, indem wir völlig verſichert ſind, daß nichts des Leſers Aufmerkſamkeit, und unſere Mühe mehr verdienen könne.

Das

Das dritte Capitel.

Von der, in Abſicht auf die Handlung, bequemen Lage und andern natürlichen Vorzügen Englands; und von dem Urſprung, Wachsthum, Verfall, und Wiederaufkommen der Handlung in England, unter der Regierung der Königin Eliſabeth.

Die erſten Einwohner dieſer Inſel ſind ganz gewiß durch die Betrachtung der vielen Bequemlichkeiten, woran dieſes Land einen Ueberfluß hatte, herüber gelockt worden; denn, wenn man die Vergleichung machen darf, ſo iſt jedes Land eine Art von Capital, welches die Natur ihren Kindern giebt, und man kann ſagen, daß ſie mehr oder weniger gütig iſt, nachdem dieſes mit mehr oder weniger Mühe genützet werden kann. Es iſt wahr, einige Schriftſteller von einer lebhaften Einbildungskraft haben ſich ein Vergnügen draus gemacht, dieſe Sache in einem ganz andern Lichte vorzuſtellen, und ſich ſehr lange bey dem Mangel und den Bedürfniſſen derjenigen Dinge aufzuhalten, welche die Natur den Engländern verſagt hat. Sie haben bemerkt, daß das Gras dort von ſelbſt, aber nicht das Korn, wachſe; daß man dort das Obſt alles auf Schleen, Kreuzbeere und Hagebutten einſchränken könne; daß ihre Pferde und Viehzucht, bis man erſt welche aus fremden Ländern dahin gebracht hat, in ſehr ſchlechtem Zuſtande geweſen. Wenn man aber dieſes recht genau betrachtet, ſo wird man finden, daß man gar ſchlechte Urſache

ſache habe, mit der Einrichtung der Vorſehung zu ſtreiten; und ein wenig Nachdenken wird uns auf die Entdeckung bringen, daß die Sachen urſprünglich wirklich in dem nämlichen Zuſtand müſſen geweſen ſeyn, in welchem ſie ſich nach der Erzählung des erſten göttlichen Geſchichtſchreibers der erſten Zeiten befunden haben ſollen; das heißt, die Aeltern des menſchlichen Geſchlechts wurden in dem beſten Clima geſchaffen, und dahin geſetzt, und bewohnten das fruchtbarſte und angenehmſte unter allen Ländern; von wannen ſie ſich, nachdem ſie ſich vermehrten, und die zu ihrer Glückſeligkeit dienlichen Künſte und Wiſſenſchaften erfunden worden, immer weiter und weiter ausbreiteten, ſich die natürlichen Vortheile der Länder, wo ſie ſich niederließen, zu Nutz machten, und dasjenige, was ſie anfangs gar nicht entbehren konnten, mit ſich dahin brachten, ja, nach und nach alles, was ſie zu ihrem Wohlſtande für dienlich und nöthig hielten, dahin ſchaften.

Ein Paradies, oder ein Land, das alles nöthige, nützliche oder angenehme von Natur hervorbringt, war dem menſchlichen Geſchlechte bey dem erſten Zuſtande nicht allein dienlich, ſondern für daſſelbe ganz unumgänglich nothwendig; da ſich aber der Menſch, nach dem gerechten Rathſchluſſe des Himmels, ſein Brod im Schweiſſe ſeines Angeſichtes erwerben ſollte, ſo mußte man alsdenn ſowohl Erfindung und Vorſichtigkeit, Wirthſchaft und Klugheit, als auch Mühe und Arbeit anwenden, um ein jedes Land bewohnbar und bequem zu machen. Dieſes, ſieht man, war der göttliche Wille; dieſes wurde die Pflicht des Menſchen; und aus dieſer Einrichtung ſieht man deutlich, daß die Zerſtreuung unſers Geſchlechts auf dem ganzen Erdboden von der Vorſehung iſt gelenkt worden, welches die menſch=

menſchlichen Fähigkeiten geſchickt gemacht hat, daß ſie ſich, ſie ſeyn wo ſie wollen, die Mittel zu einem vergnügten Leben verſchaffen könnten. Wenn alſo die, ſo auf dem veſten Lande wohnten, den Entſchluß faßten, auf Inſeln überzugehen und dieſelben in Beſitz zu nehmen, ſo konnten ſie ſich nicht einbilden, und es geſchah auch nicht, daß ſie die Ebenen ſchon angebauet, und die Berge mit Obſtbäumen beſetzt, antreffen würden; weil eine dergleichen Hofnung unbeſonnen und unvernünftig geweſen ſeyn würde; ſie hätten eben ſowohl Ströhme von Milch und Seen von Honig da ſuchen können.

Aber auf einige Dinge konnten ſie ſich mit gutem Grunde Hofnung machen, und dieſe fanden ſie auch. Nämlich ein Land, wo vieles von ſelbſt, und noch darzu in groſſem Ueberfluß wächſt. Ein Land mit Holz bewachſen, welches, wenn es gefället wird, Häuſer zur Wohnung, Werkzeuge von allerley Art, und Fahrzeuge zur Ueberfahrt abgiebt; das eine Menge ſchöner Häfen auf allen Seiten der Inſeln hat, welches nicht allein eine der gröſten Glückſeligkeiten, ſondern auch ein beſonderer Ruhm für ſo ein Land iſt. Ein leidliches Clima, welches, nachdem ſie den Boden verbeſſerten, auch gemäſſigt und angenehm wurde; ein, obgleich an ſich nicht gar zu vortreflich, zu allen Nutzungen des menſchlichen Lebens bequemes, doch von Natur fruchtbares Erdreich, indem es ſich an einigen Orten in weite und reiche Ebenen ausbreitet, und an andern wieder von hohen und ſchattichten Gebürgen eingeſchloſſen wird, und allenthalben entweder von groſſen ſchiffreichen Flüſſen, oder kleinen, aber doch nützlichen, Bächen durchſtröhmet wird. Kurz, ein Land, das durchaus zur Aufnahme vernünftiger Geſchöpfe geſchickt und fähig war, durch ihre Aufmerkſamkei

und Fleis darzu gemacht zu werden, was man wirklich daraus gemacht hat, nämlich zu einem der ſchönſten, beſten und fruchtbarſten Länder in Europa; das heißt, zu einem vorzüglichen und vortreflichen Stücke des ſchönſten Theils der Welt. Das iſt keine geſchmückte Beſchreibung, die von dem Stoffe einer erhitzten Einbildungskraft durch den Pinſel der Phantaſie entworfen worden, ſondern es iſt eine gelaſſene und deutliche Vorſtellung, wobey man ſich der Feder der Unparteylichkeit, die von dem Lichte der Erfahrung geführt worden, bedienet hat, und die ohne Kunſt und Zierrath dasjenige ausdrückt, was Vernunft und Wahrheit ſagen.

Daraus können wir ſehen, daß der fremde Handel bey den Einwohnern dieſer Inſel ein Werk der Zeit müſſe geweſen ſeyn; denn die Menſchen denken erſt auf das Nothwendige, alsdenn auf die Bequemlichkeiten, und endlich erſt auf das Ueberflüſſige. Diejenigen, die zuerſt vom veſten Lande herüber gekommen ſind, mochten beſſere Begriffe von Sachen haben; da man aber annehmen muß, daß ſie entweder Furcht oder Mangel herüber getrieben hat, ſo iſt leicht zu begreifen, daß die nachfolgenden Geſchlechter eine Zeit lang in ihren Begriffen von den Bequemlichkeiten des Lebens weit unter ihre Vorfahren müſſen herunter gekommen, und weil ſich ihre Sitten nach ihren Umſtänden gerichtet haben, eine ganz andere Art Leute müſſen geworden ſeyn. Aber die auf dem gegenüber liegenden veſten Lande befindlichen Einwohner, welche ſahen, daß dieſe Inſel bewohnt war, und ſich ſchon der Schiffe zu bedienen wußten, es mochte nun ſo ſchlecht ſeyn, als es wollte, dieſe kamen herüber, und vertauſchten ihre Waaren gegen die rohen Waaren der Britten, bis ſie vielleicht nach und nach

den

den Letztern gewieſen haben, wie ſie jene leichten ledernen und weidenen Boote verbeſſern ſollten, deren ſie ſich auf ihren eigenen Flüſſen bedienten, und womit ſie an ihren Küſten hinſchlichen, bis ſie ſich endlich ſelbſt hinüber nach Gallien gewagt, und ſich mit ihren Nachbaren in eine Art von Umgang eingelaſſen haben. Alles dieſes läßt ſich ſo leicht aus den Geſetzen der Natur herleiten, daß wir ſo viel blos aus dem Lichte der Vernunft würden errathen haben, wenn wir auch des Cäſars Commentarien nicht hätten, um uns zu Führern zu dienen, und dasjenige, was man durch vernünftige Vermuthung würde haben herausbringen können, durch das Anſehen der Geſchichte zu beſtätigen.

Eben in dieſem Zuſtande befanden ſich die Sachen, da die Römer Britannien angriffen; und es iſt kein Zweifel, daß es den brittiſchen Vorfahren, nachdem ſie unter die Gewalt eines Reichs gekommen, und ſich zu einer Zeit darunter befunden haben, da es, in Abſicht der Künſte und Wiſſenſchaften, in dem allerblühendſten Zuſtande war, zu groſſen Vortheilen gereicht habe; und ob ſie gleich aus Liebe zu ihrer politiſchen Freyheit, welche, ſo lange ſie in den Schranken der Vernunft bleibt, die natürlichſte und löblichſte unter allen Neigungen iſt, einen langen und tapfern, und in gewiſſem Verſtande einen edlen und rühmlichen Widerſtand thaten; ſo nahmen ſie doch nach und nach die Sitten und Gewohnheiten ihrer Ueberwinder an, und lieſſen ſichs endlich gefallen, lieber glücklich, als frey zu ſeyn. Mit der Gelehrſamkeit und Artigkeit führten die Römer auch die fremde Handlung ein; und, nach ihrer Staatsklugheit, machten ſie groſſe Landſtraſſen durch die Inſel, legten an ſchicklichen Orten Colonien an, und errichteten an Orten, die ihnen bequem ſchienen, ſtehende Läger, die eine Art

von Veſtungen waren; ſie waren auch nicht weniger für Kauf- oder Handelsplätze zur Bequemlichkeit der Handelnden beſorgt, und wie viel ſie derſelben gefunden, iſt ungewiß; daß ſie aber derſelben viele hinterlaſſen, iſt auſſer Zweifel. Darunter iſt auch **London**, welches ſeines, über alle Urkunden hinausgehenden, Alterthums wegen eben ſo ehrwürdig, als es ſeines jetzigen weitläuftigen Handels wegen berühmt iſt. Eine Stadt, die eine beſonders glückliche Lage hat, die der Glanz und die Ehre dieſer ganzen Inſel iſt, davon ihre Kaufleute den Ruhm bis an die äuſſerſten Enden der Welt verbreitet haben, da man ſich unterdeſſen vergeblich mit der Aufſuchung ihres Urſprunges beſchäftiget, und alle Bemühungen der arbeitſamſten Unterſucher der Alterthümer völlig unzulänglich ſind.

Da die **Römer Britannien** wider ihren Willen verlaſſen, und die Britten eben ſo ungerne den **Sachſen** Platz machen mußten, ſo überſchwemmte eine neue Fluth von Barbarey dieſe Inſel; faſt alle Verbeſſerungen ihrer höflichen Ueberwinder wurden wieder vernichtet, und alles mußte durch Einführung gleichſam eines neuen Volks wieder von neuem angefangen werden. Darüber verfloß nothwendig eine geraume Zeit, und ehe ſie wieder in einen erträglichen Zuſtand kamen, ſahen ſich die **Sachſen** ſelbſt wieder von neuen Schwärmen **Barbaren** in groſſe Noth geſetzt. Es ſind aber doch noch deutliche Spuren davon übrig, daß ihnen der fremde Handel ſchon bekannt war, daß ſie Luſt darzu hatten; und daß, wenn es ihre Umſtände erlaubt hätten, ſie ſich gewiß darauf eingelaſſen, und ihn zu einer groſſen Vollkommenheit gebracht haben würden. Wir haben zuverläſſige Zeugniſſe, daß **Alfred, der Groſſe**, Entwürfe zu wichtigen Entdeckungen gegen Norden gemacht

habe,

habe, ſo wie er auch wirklich ſehr kluge und geſchickte Leute nach dem Morgenland abgeſchickt hat; und die Seltenheiten, die ſie mit zurückgebracht haben, ſind viele Jahrhunderte in dem Schatz der Kirche zu Salisbury aufbewahret worden. Ich will auch weder ſeiner, noch Edgars Flotten gedenken; ob ich gleich verſichert bin, daß die Begriffe, die die Neuern davon hegen, viel geringer ſind, als ihre Gründe verſtatten. Aber es mögen ihre Schiffe ſo geringe geweſen ſeyn, als ſie wollen, ſo hatten ſie doch Schiffe, und zwar in groſſer Menge; und daß ſie dieſe gehabt, und Leute darzu gehalten haben ſollten, ohne Handlung zu treiben, wird, meines Erachtens, der Leſer eben ſo wenig glauben, als ich ſelbſt; was es aber für eine Art von Handlung geweſen, oder wie ſie getrieben worden, iſt eine Frage, die hier nicht auszumachen iſt.

Was die Dänen betrift, ſo waren dieſe nicht lange Britanniens Gebieter; da ſie es aber durch eine Seemacht worden ſind, und ihre Landsleute ſich nicht allein auf der gegenüber liegenden Küſte von Frankreich, ſondern auch in andern Ländern Europens veſtgeſetzt hatten; ſo iſt billig zu glauben, daß ſie mit ihnen von hier aus ein Einverſtändniß unterhalten haben, und daß, wenn ihre Regierung länger gedauert hätte, dieſes noch beſſer würde eingerichtet worden ſeyn, und viele Vortheile nach ſich gezogen haben. Sie bekamen aber bald mit ihren Brüdern andre Sachen zu thun; denn die Normänner, Leute von einerley Geſchlechte mit ihnen, die aber in einem andern Lande eine beſſere Einrichtung unter ſich hatten, vertrieben ſie hier, und errichteten, theils unter dem Scheine des Rechten, theils mit Gewalt, diejenige Monarchie, die, wiewohl nicht ohne mancherley Veränderungen und Zufälle, noch bis auf den heutigen Tag

 beſtehet,

beſtehet, und deren Dauer, nebſt jenen Veränderungen, hat England die glückliche Verfaſſung zu danken, in der es ſich befindet: jene allgemeine Verbeſſerung, die dieſem Lande zur Zierde gereicht; jenen einheimiſchen Handel, der ſo eine Menge Menſchen ernähret, weil man ihren Fleis reichlich belohnet; und jene weitläuftige fremde Handlung, die ſowohl die Quelle ſeines Reichthums, als die Stütze ſeiner Freyheit iſt.

Man kann nicht verlangen, daß wir in einer Abhandlung, wie dieſe iſt, uns vornehmen ſollten, den Wachsthum der Handlung durch alle Regierungen zu beſchreiben; daß wir zeigen ſollten, wie man ſie aufgemuntert, und geſchützt, oder wie man ſie abgeſchreckt habe, oder ihr hinderlich geweſen ſey; welcher Gelegenheiten man ſich glücklich bedient, oder, welche günſtige Umſtände man aus den Händen habe gehen laſſen; denn darzu gehörte ein groſſes Werk. Es iſt wahr, die Materie iſt wichtig, nützlich, und angenehm; aber auch zugleich viel zu ſonderbar, als daß man ſie nur obenhin abhandeln, und viel zu weitläuftig, als daß man ſie in einen kleinen Raum bringen könnte. Ueberdieſes erfordert es auch unſre Abſicht gar nicht; für uns iſt es, nach dem, was bereits geſagt worden, genug, wenn wir anmerken, daß die Meynung, die man gemeiniglich heget, als wenn die Engländer vor der Regierung der Königinn Eliſabeth wenig, oder gar keine Handlung gehabt hätten, auf ſehr üblen Gründen beruhet; und doch, wenn man das Gegentheil davon behaupten wollte, ſo würde man in einen eben ſo groſſen Fehler verfallen; denn die Mittelſtraſſe iſt auch hier, ſo, wie in den meiſten Fällen die beſte; und deswegen, weil dieſes Werk zum Nutzen junger Leute beſtimmt iſt, ſo liegt äuſſerſt viel daran,

daß

daß man ihnen richtige Begriffe von Dingen beybringe, und verhüte, daß ſie nicht von falſchen und übel gegründeten Meynungen verführt werden: da Unwiſſenheit, oder vielmehr der Mangel der Erkenntniß, ob es gleich Elends genug iſt, doch noch ein geringeres Elend iſt, als eine falſche Erkenntniß; weil ſich ſolche Irrthümer, wenn man ſie frühzeitig einſaugt, nicht ſo leichte wieder verbeſſern laſſen. Wir wollen alſo die Gründe kürzlich und deutlich entwickeln, welche uns zu glauben veranlaſſen, daß dieſe Nation wirklich vor jener berühmten Regierung, der wir ganz und gar nicht willens ſind, etwas von ihrer Ehre zu entziehen, ſchon einen beträchtlichen Handel getrieben habe; wir wollen zunächſt die Schwierigkeiten zeigen, mit welchen die engliſche Handlung in den vorhergehenden Regierungen zu kämpfen hatte; und endlich wollen wir eine kurze Nachricht ertheilen, woher jene Vortheile und glücklichen Umſtände entſtanden, zu denen ſie ſeit der Zeit gelanget iſt.

Es iſt nicht ſchwer aus Geſchichten deutlich zu beweiſen, daß die engliſche Nation zu allen Zeiten eine ſehr wichtige Handlung getrieben habe; und was wir bereits von dieſer Materie geſagt haben, iſt hinlänglich, es von den Zeiten vor der normänniſchen Eroberung zu beweiſen. Man erlaube uns von jenen Zeiten zu erinnern, daß es dieſem Königreiche nicht an Reichthum gefehlt habe; daß der Eroberer ſelbſt, und ſeine zween Söhne, in Betrachtung der Zeit, in der ſie lebten, unſägliche Summen Geldes gezogen; und wenn uns gleich dieſe Summen, dem erſten Anblick nach, geringe vorkommen, ſo geſchieht es blos aus Mangel einer gehörigen Ueberlegung; denn, da damals jeder Schilling mehr, als dreymal ſo viel, Silber hielt, als jetzo, ſo iſt offenbar, daß jede Summe, die ſie erhoben,

dreymal ſo viel war, als ſie zu ſeyn ſcheint. Unter der Regierung Heinrich des IIten war die Schwelgerey, wie uns zuverläßige Geſchichte melden, erſtaunlich hoch geſtiegen, und daraus folgt zugleich, daß man damals in England ausländiſche Waaren in Ueberfluß müſſe gehabt haben. Nun iſt es aber unmöglich, daß man jene Abgaben hätte erheben, oder den Ueberfluß an ausländiſchen Waaren haben können, wofern nicht unſre eigne wären ausgeführt worden. Denn Gold und Silber wuchs damals eben ſo wenig in England, als itzo. Im 28. Jahre Eduard des III., das iſt im Jahr 1354., haben wir eine Nachricht im Exchequer, welche die ein- und ausgegangnen Waaren angiebt, woraus man ſieht, daß der Ueberfluß der engliſchen Handlung 255, 214 Pfund, 13. Schl. 8. d. betrug, welches jetzo, nach unſrer Rechnung, wenn man den Unterſchied des damaligen und jetzigen Geldes in Betrachtung zieht, beynahe 737, 321 Pfund, 16. Schl. 11. d. ausmacht, und doch iſt in ſelbiger Rechnung, weder von Zinn, noch Bley, noch einer andern Stapel-Waare, etwas gedacht, welche die Engländer doch ganz gewiß ausgeführt haben; und doch, wenn man alles überlegt, muß dieſes ſchon ein erſtaunlicher Beweiß von den frühzeitigen Vortheilen ſeyn, die das engliſche Commerz brachte. Dem können wir noch den groſſen Reichthum Londons beyfügen, welchen man aus den Vorſchüſſen ſehen kann, die ſie verſchiednen Regenten thaten, und aus den öfters abgedrungenen Summen, die ſie für die Beſtätigung, Wiederherſtellung, oder Vermehrung ihrer Freyheiten bezahlen mußten, welches von nichts anders, als der Handlung, herkommen konnte; und dieſer Schluß kann auf alle übrige geſchloſſene Geſellſchaften im Königreiche angewendet werden. Die gewöhnlichen Einkünfte von den Zöl-

len auf die Kaufmannswaaren, die das Parlement, nachdem es der Staat erforderte, von Zeit zu Zeit verwilligte, ſind ein neuer Beweiß; und, um in einer ſo deutlichen Sache die Beweiſe nicht zu häufen, ſo wollen wir nur noch die verſchiednen Veränderungen wegen der Handlung, die Privilegien für Zünfte, und die ſchriftlich ertheilten Freyheiten für ganze Geſellſchaften und einzelne Perſonen beyfügen, die unwiderſprechliche Beweiſe ſind, daß die Engländer Handlung hatten, und zwar ſo wichtige Handlung, daß ſie ein Gegenſtand war, den man der öffentlichen Berathſchlagungen würdig achtete.

Aber dem allen ohnerachtet, iſt man leicht einig, daß Englands damalige Handlung ein ganz ander Ding, als ſeine jetzige, geweſen; und unter den vielen Gründen, die man deswegen angeben könnte, wollen wir nur einige der wichtigſten feſtſetzen. Seine meiſten Regenten hatten auswärtige Länder, und dieſe verurſachten ihnen, ſo gar in Friedenszeiten, ſehr ſchwere Koſten, auſſerdem, daß ſie dieſelben öfters in gefährliche, verderbliche und koſtbare Kriege verwickelten. Das Herzogthum **Normandie** verurſachte ſo viel Koſten, daß es König **Johann** gerne für eine Kleinigkeit fahren ließ. In den zehn erſten Jahren König **Heinrich** des VI., ob die Engländer es gleich ruhig beſaſſen, koſtete es der Nation doch jährlich beynahe eilf tauſend Pfund St. und fünf Jahre darnach waren die Koſten beynahe auf vier und dreyßig tauſend Pfund Sterl. des Jahrs geſtiegen. Unter der Regierung König **Eduard** des III. koſteten die Plätze, welche die Engländer in Frankreich hatten, jährlich zwey und vierzig tauſend Pfund; und ein weit mehreres kann man über die Materie in des **Ritter Robert Cottons** Abhandlung hierüber finden. Da

demnach die Erhaltung und Vergröſſerung ihrer auswärtigen Staaten dieſer normanniſchen Regenten der groſſe Gegenſtand ihrer Regierung war, ſo waren ſie nicht ſo gut im Stande, ſich auf die Handlung zu legen, welche gewißlich nicht blühen wird, woferne man ſich nicht Mühe darum giebt. Ein andrer Nachtheil, der aus eben der Quelle floß, war der Mangel einer Seemacht; und ob es einem gleich ſeltſam, und faſt unglaublich vorkommen muß, ſo iſt es dennoch wahr, daß die Britten ſich am allerwenigſten um die Schiffahrt bekümmerten, wenn ſie die Flotten und Transportſchiffe am allernöthigſten brauchten; ſo viel ſie wirklich hatten, wurde dazu angewendet, und dieſes war ein groſſer Schade für die Handlung; ſie mußten ſich aber noch was ſchlimmeres gefallen laſſen, welches darinnen beſtund, daß ſie beſtändig eine Menge Schiffe von ihren Nachbarn miethen mußten; und dieſes nicht allein von den Niederländern, die ihnen nahe lagen, und denjenigen teutſchen Hanſee-Städten, die nicht gar zu weit entlegen waren, ſondern auch von den Venetianern, Genueſern, und kurz von allen Orten her, wo man ſie nur kriegen konnte, und wo die Leute ſo höflich ſeyn, und engliſches Geld annehmen wollten. Noch ein, und zwar das gröſte, Ungemach unter allen war dieſes, daß Englands vornehmſte Handlung verſchiedne Jahrhunderte hindurch von Ausländern iſt getrieben worden; und, aus einem recht ſeltſamen Unſinn, wurden nicht allein Verſicherungen und Privilegien ertheilt, ſondern auch Geſetze und Parlements-Acten gemacht, um dieſes Ungemach zu vergröſſern und zu erhalten. Die Schiffe der Hanſee-Städte brachten ihnen alle Waaren aus Norden, die Niederländer brachten alle Sorten Waaren haufenweiſe; alle italiäniſchen und oſtindiſchen Waaren wurden den Engländern von

den Venetianern zugebracht; anderntheils war bisweilen der Verkauf ihrer Wolle an eine groſſe Stadt in den Niederlanden, bisweilen an eine andre, und zuletzt an Calais gebunden, aber faſt allezeit auſſer dem Königreiche, welches ein weit gröſſerer Schade war, als wenn man die rohe Wolle ausgeführt hätte, und auch dieſes hat man länger, als es hätte ſeyn ſollen, unterſtützt. Die Kaufleute der Hanſee-Städte, oder derer, die den Krahn haben, hohlten bis zur Regierung König Eduard des VI. und der Königin Maria den gröſten Theil engliſcher Kauf- und Manufactur-Waaren ab; und was den Geldwechſel anbelangt, ſo war der ganz in der Lombarder Händen; und es wurden ſo gar, bis zur Königin Eliſabeth Zeit, viele dieſer Uebel nicht abgeſchafft; denn, wie der Ritter Wilhelm Monſon erzählt, iſt das letzte venetianiſche Schiff, das hieher kam, unter ihrer Regierung verlohren gegangen, und in dem Hafen Southampton eingelaufen.

Nach und nach wurden alle dieſe üblen Umſtände entdeckt, man ſahe die groſſe Wichtigkeit der Handlung ein, ſuchte und brauchte die gehörigen Mittel darzu, ertheilte dem Fleiße die nöthigen Belohnungen, und ſchaffte die vornehmſten Mängel der brittiſchen Regierung ab. Jedermann bildet ſich ein, man hätte alle dieſe Vortheile der Regierung der Königin Eliſabeth zu danken; und es iſt wirklich andem, daß viele derſelben unter jener Regierung angefangen, und andre zur Vollkommenheit gebracht worden ſind; doch muß man etwas auf die vorhergehenden Regierungen rechnen, und es blieb auch noch genug für den Nachfolger jener groſſen Königin übrig, zu verbeſſern. So viel iſt richtig, daß die Politik Heinrich des VII. ſeinen Unterthanen ſehr viel Nutzen brachte; dieſer weiſe Prinz

liebte ſein eignes Land und Volk, oder, welches eben die guten Folgen hatte, er ſuchte ſich durch Beförderung ihres Beſten mächtig zu machen. Eben dieſes veranlaßte ihn, den Stolz des Adels zu demüthigen, und ſeine Macht zu untergraben, die Handelsleute aufzumuntern, das gemeine Volk zu ſchützen, und alle Stände, wenigſtens groſſen Theils, von jener Art von Sklaverey zu befreyen, in der ſie ſich befanden. Er war ein Monarch, der keine fremden Abſichten hatte, ſondern ſich nur darinne furchtbar machen wollte, daß er ſeine Macht in dieſer Inſel auf einen feſten Fuß ſetzte. Das iſt der erſte unter den engliſchen Königen ſeit der Eroberung, der ſich in keinen Krieg auf dem feſten Lande eingelaſſen, und dafür fremdes Geld angenommen, daß er ſein eigenes, und ſeine Truppen zu Hauſe behalten hat. Dadurch, und durch einige andre Mittel, die nicht gar zu rühmlich waren, hat dieſer Prinz einen groſſen Schatz geſammlet, und anderthalb Million in dem Schatze der Krone hinterlaſſen; welches eben ſo wenig möglich iſt nachzuthun, als es vorher ohne Beyſpiel war.

Sein Sohn, Heinrich der VIII., verfiel wieder in die alten Fehler, daß er einen groſſen Staat machte, und ſich in Kriege und Unterhandlungen auf dem feſten Lande einließ, wodurch er ſeines Vaters Geld verſchleuderte; und ob er gleich in Wahrheit die Pracht liebte, und die Ehre der engliſchen Nation ſehr hoch trieb, ſo verſetzte er doch ſeine Unterthanen in Armuth, brachte ihr Geld herunter, und wenn er nicht mit dem Pabſte Händel gehabt hätte, ſo würde er, Zeit ſeiner ganzen Regierung, ſeiner Unterthanen Beſtes ſeiner eigenen Eitelkeit aufgeopfert haben. Das einzige Gute, das er noch that, war, daß er die Liebe zu Entdeckungen, die unter ſeinem Vater ſich hervorthat,

auf-

aufmunterte, und der Reformation den Weg öfnete, welches für Englands irdiſches Intereſſe, und für ſeine Handlung inſonderheit, in vielerley Abſichten, vortheilhaft war. Unter der kurzen Regierung des Königs Eduard, hatten einige ſeiner Miniſter, als: der Ritter Wilhelm Cecil, und der Ritter Thomas Smith, ſehr richtige Begriffe von der Handlung, und arbeiteten recht aufrichtig zum Beſten ihres Vaterlandes. Aber alle das Gute, das ſie thaten, wurde gewiſſer Maaſſen in der darauf folgenden Regierung der Königin Maria wieder über den Haufen geworfen, welches jedoch darinnen einen beſondern Dienſt that, daß es auf ewig alle Vorſtellung vertilget hat, Englands Intereſſe weiter mit dem feſten Lande zu verknüpfen, als es ſeine eigne Vertheidigung erforderte, und den Schauplatz des Kriegs entfernt zu halten. So wird öfters das Unglück eines Landes zu einer Zeit zur Urſache ſeines Glücks in einer andern.

Die Regierung der Königin Eliſabeth war groß und ruhmvoll, wir mögen ſie auf einer Seite betrachten, auf welcher wir wollen, mir iſt ſie aber allezeit darum ſo vorgekommen, weil ſie durch Gottes Gnade, durch die Weisheit und Klugheit der Königin und ihrer Miniſter, groß und ruhmvoll worden iſt. Dieſe Nation hat ſich nie in einem ſo verzweifelt böſen Zuſtande befunden, als da ſie zur Regierung gelangte. Die Krone ſtack in Schulden, die Schatzkammer war leer, die Nation in einem, ſchnurſtracks wider ihr Intereſſe laufenden, auswärtigen Krieg verwickelt, die Küſten waren entblößt; kurz, auswärtig war kein Credit, und zu Hauſe keine Eintracht, und keine gewiſſe eingeführte Religion, die Groſſen im Reiche waren in Parteyen getheilt, und das gemeine Volk war verwirrt und nieder-

niedergeſchlagen. Dieſes waren traurige Umſtände! und doch entſtund daraus die Gröſſe jener Regierung, und die Errichtung der engliſchen Handlung. Die Königin ſahe ſich genöthiget, ſehr behutſam zu verfahren, und von allen Seiten her ſich Hülfe zu ſchaffen, dieſelbe getreulich anzuwenden, und die Wohlfahrt ihrer Unterthanen nach äuſſerſtem Vermögen zu befördern, welche nichts, als der patriotiſche Eifer ihrer Regierung in Stand ſetzen konnte, ſo reich zu werden, daß ſie die nothwendigen Ausgaben der Krone beſtreiten konnten. Eben dieſer patriotiſche Eifer machte, daß ihre Rathſchläge zum Beſten des Volks ausfielen, und lehrte ſie eine Mutter ſeyn, damit ſie die Beherrſcherin ihres Volks ſeyn konnte. Sie munterte dieſelben auf, ſich wider die Spanier zu rüſten, damit ſie die See gewohnen lernten, und ſich diejenige Kenntniß in der Schiffahrt erwerben möchten, die ihnen bis auf ſelbige Zeit unbekannt geblieben war. Sie gab viele Geſetze zum gemeinen Beſten, errichtete verſchiedne Geſellſchaften, und ſorgte dafür, daß dieſe Geſellſchaften auch diejenigen Zwecke betrieben, um welcher willen ſie waren errichtet worden; kurz, ſie that, während ihrer ganzen Regierung, alles, was man nur verlangen konnte, um zu Hauſe den Fleiß zu erwecken und aufzumuntern, und ihr Volk in den Stand zu ſetzen, auch auswärts ein gehöriges Anſehen zu bekommen; nicht, um als unruhige Köpfe verwirrte Händel anzuſpinnen, und ſich in alle Zänkereyen zu mengen, ſondern, um es zu einem ämſigen und handelnden Volk, und nach und nach zu einer Seemacht zu machen. Mit einem Worte: ſie verſchaffte ihrem Lande Geld und Credit, half ihm ſeine Waaren und Manufacturen verbeſſern, brachte die Schiffbaukunſt unter ihre Nation, machte ſeine Häfen voll geſchickter Seeleute, bezeugte gegen die engliſche Kaufleute eine gehörige Hochachtung

achtung, brachte Irland ſo weit, daß es Britannien nützlich ward, und ſah es für gut an, daß man Colonien nach Amerika ſchickte; und ſo wurde zu ihren Zeiten der Saame des brittiſchen Reichthums geſäet, obgleich die Ernte erſt in den Zeiten ihrer Nachfolger eingeſammlet wurde, bis endlich die Engländer für Ueberfluß übermüthig wurden, und in einem bürgerlichen Kriege alles wieder aufs Spiel ſetzten, was ſie gewonnen hatten; der nicht allein das Wachsthum ihrer Handlung unterbrach, ſondern auch ihren Nachbarn überaus groſſe Vortheile verſchaffte, welche ſich dieſelben mit eben ſo viel Eifer, als Klugheit zu Nutz zu machen ſuchten. Das iſt eine kurze, und nach meiner beſten Einſicht, eine wahre Geſchichte der engliſchen Handlung, von ihrem erſten Urſprung an, bis zu ihrem vollkommnen Wachsthum; zunächſt wollen wir uns zu zeigen bemühen, wie ſie jetzo beſchaffen iſt, und was für Vortheile die Engländer daraus ziehen.

Das vierte Capitel.

Die natürlichen Vortheile, ausnehmenden Vorzüge, und koſtbaren Waaren Britanniens; nebſt einigen Anmerkungen über die Folgen davon, wieferne ſie nicht allein den Reichthum, ſondern auch die Anzahl der Einwohner deſſelben vermehren.

Um von dem eigentlichen Werth eines Landes zu urtheilen, und ſich einen richtigen Begriff von der wahren Beſchaf-

Beſchaffenheit deſſelben zu machen, muß man erſt die innerlichen und natürlichen Vortheile, und ſodenn die Bequemlichkeiten betrachten, die es in Anſehung ſeiner Sicherheit vor mächtigen Nachbarn, ſeiner Verbindung mit ſeinen natürlichen Bundsgenoſſen, und ſeiner Handlung mit den übrigen bewohnten Theilen der Welt hat. Denn durch eine gehörige Aufmerkſamkeit auf jeden dieſer Puncte, nebſt einer vollkommnen Einſicht in den Zuſammenhang und Verknüpfung derſelben unter einander, werden wir in den Stand geſetzt werden, von dem Werthe eines jeden Landes ein richtiges Urtheil zu fällen; da denn dasjenige auf alle Weiſe das beſte und wichtigſte Land iſt, wo ſie alle mit einander übereinſtimmen, und es kommt darauf an, nachdem es mehr oder weniger Waaren im Lande hat, oder zu auswärtigem Handel mehr oder weniger bequem iſt. Aber wir müſſen genau bemerken, daß, obgleich das erſtere von wahrem Nutzen iſt, dennoch das letztere unendlich mehr Vortheile bringt. Denn es iſt gar wohl möglich, daß Länder an ſich ſehr reich und fruchtbar, als wie **Pohlen, Ungarn,** und **Siebenbürgen**, und doch die Einwohner überhaupt ſehr arm ſeyn können; wie ein Land an ſich ſchlecht und arm ſeyn kann, und doch die Einwohner deſſelben, vermöge ſeiner Lage und ihres Fleiſſes, ſehr reich und in guten Umſtänden ſeyn können; ſo iſt es, z. E. in den Staaten von **Genua**, in der **Schweitz**, und vornehmlich in dem Gebiete der Generalſtaaten der **vereinigten Provinzen.**

Es iſt bey einer jeden Nation eine natürliche Liebe, und wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, eine löbliche Parteylichkeit für ihr eigen Vaterland; und es iſt kein Zweifel, daß die **Britten** zu allen Zeiten ebenfalls etwas

von

von dieſer Neigung gehabt haben; und doch können wir, ohne dieſe, ganz ſicher behaupten, daß es in Abſicht auf die natürlichen Vortheile, (denn was die andern Vorzüge anbelangt, ſo wollen wir dieſelben in unſern folgenden Capiteln unterſuchen) ſehr wenige Länder giebt, die mit gröſſerm Vorzuge geſegnet ſind, als England. Es giebt zwar wärmere und reichere Erdſtriche; aber es giebt ſehr wenige, die ſo gemäſſigt, ſo geſund, und ſo angenehm ſind. In England iſt der Sommer mäſſig heiß, und der Winter, in Anſehung der Kälte, meiſtentheils ſehr erträglich; ſo, daß man da wenigſtens von den Beſchwerlichkeiten frey iſt, die beyde, wo ſie im höchſten Grade ſind, mit ſich führen, und doch alle, oder doch die meiſten von denen Vortheilen genieſſen, deren ſich andre Erdſtriche rühmen. Man hat auf dieſer Inſel faſt alle Arten von Boden, und die Verbeſſerungen, die man ſonderlich in den ganz neuern Zeiten vorgenommen hat, haben viele Früchte, eine Menge zur Arzney dienlicher Gewächſe, und einige der koſtbarſten Waaren aus andern Ländern zu einheimiſchen gemacht. Wie denn z. E. Apricoſen, Pfirſchen und Melonen, ja ſo gar die weſtindiſchen Tannzapfen dort zu einer groſſen Vollkommenheit kommen. Der Safran giebt keinem in Europa etwas nach, und Weid, Röthe, Saflor, Hanf und Flachs kommen da zu vollkommner Reife, obgleich keines davon ein einheimiſches Gewächs des Landes iſt. Unſere Viehweiden kann man mit Recht vortreflich nennen, und der Wieſwachs dieſes Landes ſetzt Ausländer in Verwunderung. Das Land hat reizende Abwechſelungen an groſſen Ebenen, ſchönen Bergen, und fruchtbaren Thälern, und ob es ſich gleich an einigen Orten in kahle Gebürge erhebt, und ſo gar eine Art von Alpengebürge macht, deren felſichter Gang ſich viele Meilen weit erſtrecket, ſo enthalten

halten auch ſogar dieſe, ob ſie gleich von auſſen unfruchtbar ſind, unzählige Schätze in ihrem Buſen, und ergieſſen aus ſich viele vortrefliche ſchiffreiche Flüſſe, die die Bequemlichkeit verſchaffen, die Sachen zu Waſſer fortzubringen, und dadurch den einheimiſchen Handel, und jene glückliche Verbindung aller Theile der Inſel zu erleichtern, wodurch ſich der Segen derſelben gemeinſchaftlich vertheilet, und hiermit die Urſache des allgemeinen Ueberfluſſes wird.

Es iſt alſo kein Wunder, daß ſo ein reizender Anblick eine ſo ſtarke Liebe der Einheimiſchen erweckt, oder ſo viel Annehmlichkeit, daß es Ausländer herüber lockt, oder diejenigen, die zufälliger Weiſe dahin kommen, dort zu bleiben veranlaſſet. Der ſtärkſte Beweiß, um jemand eine günſtige Meynung von einem Lande beyzubringen, iſt die Menge ſeiner Einwohner; und in den zwey letzten Jahrhunderten hat ſich das Volk in **Britannien** ganz erſtaunlich vermehrt. Dieſer Segen dauert noch immer fort, welches nicht allein den lockenden Anblick dieſes Landes, ſondern auch den ausnehmenden Vorzügen ſeiner Staatsverfaſſung zuzuſchreiben iſt, daß man mit Grunde ſagen kann, daß ſie ſeiner Nachbarn ihre, und ſelbſt derer ihre, die ſich am meiſten der Freyheit rühmen, ſo weit übertreffen, daß in der That gar keine Vergleichung mit ihnen Statt findet. In andern Ländern muß man erſt einen gewiſſen Rang haben, oder zu einem gewiſſen Vermögen gelanget ſeyn, ehe man die Annehmlichkeiten der Freyheit genieſſen kann; aber in **Britannien** iſt der Niedrigſte dem Größten völlig gleich, und ſo lange er kein bekanntes Geſetz übertritt, ſo hat er eben die Freyheiten, und hat eben ſo wenig zu fürchten, als er. In allen andern Ländern iſt eine Art von geiſtlicher Gerichtsbarkeit, die den Menſchen allerley Unbequemlichkeiten

keiten verurſachet; in Britannien aber weiß man davon nichts, jeder hat dort die Freyheit Gott nach ſeiner eignen Art zu dienen und niemand darf den andern, wegen einer andern Art des Gottesdienſts, beunruhigen. So groß ſeine Freyheit iſt, ſo ſicher ſind auch ſeine Unterthanen bey ihrem Eigenthum; ein Fremder kann hier ſein Geld anlegen, wie er will, und wenn er durch Fleiß oder Sparſamkeit ſein Vermögen vergröſſert hat, ſo kann er ſein ganzes Leben hindurch damit umgehen, wie es ihm gefällt, und wenn er ſtirbt, kann er es vermachen, wem er will. Bey den meiſten Handwerken geben die Meiſter in den groſſen Städten beträchtliches Lohn, und die Künſtler werden hier ſo ſehr aufgemuntert, als in irgend einem Lande in Europa; kurz, es giebt ſo viele Arten, ſein Brod in dieſer Inſel zu erwerben, und wenn man es erworben, ſo kann man es mit ſo vieler Zufriedenheit und mit ſo vielem Vergnügen genieſſen, daß man ſich gar nicht wundern darf, daß ſo viele Leute aus den engliſchen Factoreyen und Pflanzſtädten wieder zurückkommen, wenn ſie ihre Sachen, warum ſie hingegangen ſind, verrichtet haben, oder, daß ſich alle Jahr ſo viele Ausländer in Menge dorthin begeben, als wirklich geſchieht.

Die Fruchtbarkeit eines Landes nebſt der Menge und dem Fleiſſe ſeiner Einwohner helfen deſſelben Waaren hervorbringen und vermehren, davon einige nicht ohne groſſe Klugheit zu entdecken, andere aber nicht ohne Mühe zu erhalten ſind, und wenige oder gar keine kann man, ohne vorher einige Mühe und Koſten dran zu wenden, ſogleich zu Gelde machen. Dennoch nennet man dieſes mit gutem Grunde Vortheile, die die Natur giebt, weil, wenn auch die Anzahl der Einwohner noch ſo groß wäre, wenn ſie ſich noch ſo viel Mühe gäben, und ihre Geſchicklichkeit noch ſo vor-

züglich groß wäre, ſie doch aus der Erfahrung lernen werden, daß es unmöglich iſt, die Natur zu zwingen, ob es ihnen gleich leicht fallen würde, dieſelbe zu verbeſſern. Hier aber finden wir keine dergleichen Hinderniſſe; die Anzahl engliſcher Waaren lieſſe ſich leicht vermehren, und doch würde es ſehr ſchwer halten, diejenigen genau anzugeben, die die Engländer bereits haben. Jedoch ſind folgende die wichtigſten. Auf ihren Weiden ziehen ſie alle Arten nützlicher Thiere; ihre Schafe gereichen der Inſel zum beſondern Vorzug, weil ihre Wolle eine von den Stapelwaaren iſt. Sie haben vortrefliche Zucht von Rindvieh; denn das in Lincolnſhire und Holderneß iſt eben ſo ſtark und in allen Stücken eben ſo gut, als das dalmatiſche oder ſclavoniſche; dieſes giebt auſſer dem Fleiſche, eine Menge Waaren, als Leder, Talg, Horn ꝛc. Sie haben auch Pferde, und zwar faſt von allerley Art, kleine, ſtarke, und doch brauchbar, die man dem ohnerachtet wohlfeil kaufen, und mit geringen Koſten erhalten kann; ſie haben noch andere, die ſind von den groſſen Zugpferden, die eben ſo ſchätzbar wegen ihrer Dauerhaftigkeit, als wegen ihrer Stärke ſind; und Reitpferde hat ſchwerlich ein Land beſſer aufzuweiſen, und wenige nicht einmal ſo gut. An Wettlaufpferden, die zu Anlegung und Unterhaltung der Stutereyen von groſſer Wichtigkeit ſind, haben ſie ſolche, die in ihrer Art vortreflich, und ſehr hoch im Preiſe geſtiegen ſind; es fehlt auch, ſo viel ich weiß, an keiner einzigen Art andrer nützlicher Thiere. Was die Früchte der Erde anbelangt, ſo haben ſie Getraide von allerley Sorten, da jede in ihrer Art gut und in groſſem Ueberfluſſe zu haben iſt, nämlich Weitzen, Gerſte, Haber, und Rocken, wie auch Bohnen und Erbſen, nebſt andern Arten von Hülſenfrüchten. Oehlgeſäme haben ſie in groſſem Ueberfluſſe, als Rübſen, Leinſamen, Kohlſamen,

Senfkörner, ꝛc, den beſten Safran, Chartendiſteln, Weid, Röthe, ꝛc. für die Färber; Hanf und Flachs, Cyder, Honig, Käſe ꝛc. und Holz von allerley Art. Ferner liefert ihnen das Innere der Erde eine Menge nützlicher Thone, als, Walkererde, Windſorläum, Tobakspfeifenthon, und noch verſchiedene andere Arten für die Töpfer und Walker ꝛc. auch zur Arzney dienende Erden; der nicht zu gedenken, die man zu Dach- und Mauerziegeln, zum Tünchen, zu Fußböden und Oberdecken der Zimmer braucht ꝛc. eine groſſe Menge nützlicher Steine von Feuer- und Kalchſtein ꝛc. bis zum Quaderſtein, Purbaker und Portlandſteinen, und ſogar Alabaſter- und Marmor. Sie haben auch vielerley Mineralien, als Spießglaß, Galmey, Bleyweiß, ꝛc. Kohlengruben, und Seekohlen, ſchwarzen Achat, Cryſtall, Alaun, Kupferwaſſer, Salz, und die meiſten Arten von Metallen, als Zinn, Bley, Eiſen, Kupfer, Silber, und viele andere Sachen.

Zu allen dieſen können wir noch, als eine dieſem Lande eigenthümlich gehörige und einen groſſen Theil ſeines natürlichen Reichthums ausmachende Sache, die Waaren rechnen, die in groſſer Anzahl aus ihren Plantagen gebracht werden, davon aber folgende die vornehmſten ſind, als Zucker, Zuckerſyrup, Ingwer, Tabak, Indigo, Piment, Baumwolle, Cacao, Specereyen, Reis, Teer, Terpentin, Fiſchthran, Fiſchbein, Rauch- oder Pelzwerk, Maſten, Pech, Harz, Farbeholz (Campeche,) Gelbholz, Nußbaum-Polen, Cedernholz ꝛc. Es iſt wahr, daß die meiſten dieſer Dinge entweder ihre Manufacturen, oder ihre Ausfuhre befördern helfen; aber in dieſem Capitel betrachte ich ſie blos als rohe Waaren, und zwar als engliſche rohe Waaren, weil ſie die Früchte von der Arbeit ſei-

ner Nebenunterthanen ſind, ob ſie ſich gleich in der Entfernung befinden; oder man kann ſie auch auf einer andern Seite als ſeine eigenen anſehen, weil es dieſelben, oder wenigſtens einen groſſen Theil derſelben durch Vertauſchung gegen ſeine einheimiſchen Waaren an ſich gebracht hat, und weiter bin ich nicht geſonnen, mich hier drauf einzulaſſen. Von den einheimiſchen und auswärtigen Fiſchereyen will ich in einem beſondern Capitel handeln.

Um von den Vortheilen, die für ein Land aus der Vielheit der Waaren entſpringen, ein gehöriges Urtheil zu fällen; ſo müſſen wir erſtlich ſehen, mit wie viel Arbeit man darzu gelangt, und wie viel dieſes zu Unterhaltung einer unglaublichen Menge Leute von allerley Rang und Stande beytrage. Man ſehe z. E. was für eine ungeheure Menge Menſchen durch den Ackerbau, von dem Eigenthümer oder Beſitzer des Grundſtückes an, bis auf den Knecht, der den Pflug führt, und bis auf die Weibsleute, die in der Ernte Aehren leſen, erhalten werden! Wenn wir unſere Gedanken auf den Safranbau in Eſſex und Norfolk richten, ſo werden wir ſehen, daß er die Einwohner verſchiedener wichtiger Dörfer und einiger Städte ernähret; ein gleiches kann man auch von Flachs und Hanf ſagen, nicht, in wieferne man ſie als verarbeitete, ſondern blos als rohe Waaren betrachtet, denn ſie gehen erſt bey ihrem Bau und ihrer Bearbeitung, durch eine Menge Hände, ehe ſie noch als rohe Waaren zu Markte gebracht werden. Wenn wir den Hopfen auf der Seite betrachten, ſo können wir in unſrer Betrachtung noch viel weiter gehen, welchen zu hacken, zu jäten, zu pflücken, und zu trocknen, eine Menge Hände erfordert werden, und welcher den größten Reichthum verſchiedener und von einander entlegener

eur Gegenden des Königsreichs ausmacht; ſo iſt es z. E. in Hampſhire und Surrey, in Kent und verſchiedenen weſtlichen Grafſchaften. Auch Steine, Kalch, Thon, Kreide, und andere Sachen, die aus der Erde gegraben werden, verſchaffen durch dieſe Beſchäftigung einer Menge Menſchen ihren Unterhalt. Doch dieſe alle machen nur wenige aus, wenn man ſie mit denen vergleicht, die ihr Brod in den Kohlengruben verdienen, und die ſich in den verſchiednen Gegenden dieſer Inſel auf viele tauſend Familien belaufen; und doch ſind derer nicht weniger, die in den Salzvitriol, Alaun und andern dergleichen Werken gebraucht werden. Und vielleicht kommen dieſe, wenn man ſie alle mit einander zuſammen nimmt, denen an Anzahl nicht bey, die ihren Unterhalt von den Mineralien und Metallen haben; denn dieſe ſind ſo beträchtlich, daß ſie ganz beſondere Geſellſchaften von Leuten ausmachen, die deswegen durch beſondere Geſetze regiert werden, verſchiedene Privilegien und Freyheiten genieſſen, und durch viele andere Vortheile für ihre Mühe belohnet werden. So ſtehen die Bergleute in den Zinngruben in den weſtlichen Grafſchaften unter dem Schutze des Oberaufſehers der Zinnbergwerke, welcher, ſo oft es nöthig iſt, die Macht hat eine Verſammlung zu berufen, welche den groſſen Titel, das Parlement der Zinnbergleute, hat, und das Vorrecht beſitzt, Geſetze zu Abſchaffung der Beſchwerden, und zur Beförderung des Beſten dieſer Leute zu geben. Eben das gilt auch von den Bergleuten in Derbyſhire, die ebenfalls groſſe Freyheiten genieſſen, die ſie aus ihren eigenen Gerichten haben. Diejenigen, welche in den Eiſen- und Bleybergwerken in Schottland arbeiten, haben eben auch dergleichen Freyheiten, und machen zuſammen eine ſehr groſſe Geſellſchaft von geſunden, muntern und ſtarken Leu-

ten aus. Daraus können wir ſehen, daß die zur Herbeyſchaffung der Waaren nöthige Arbeit ſchon an ſich ein überaus groſſer Vortheil für ein Land iſt, weil dadurch die Armen was zu thun bekommen, weil ſie eine nothwendige Verbindung zwiſchen einer ſehr groſſen Menge Künſtler verurſachet, und die Anlegung ſehr vieler Dörfer und einiger groſſen Städte veranlaſſet, da ſie zugleich die Eigenthümer der Grundſtücke, aus denen dieſe Vortheile gezogen werden, in Anſehung des Eigenthums reich, und, weil ſie viel dabey zu ſagen haben, ihnen auch ein Anſehen macht.

Aber, ehe wir dieſe Materie verlaſſen, ſo müſſen wir noch einen Umſtand nicht vergeſſen, der ebenfalls unſerer Aufmerkſamkeit würdig iſt, und das iſt der Vortheil, den das Fuhrweſen mit ſich führt, welcher weit beträchtlicher iſt, als die, die wir ſchon angeführt haben. Der Leſer wird leicht einſehen, daß dieſes auf die meiſten, unter dem vorhergehenden Capitel erwähnten Sachen angewendet werden könne; da wir aber ſo kurz gehen wollen, als es die Deutlichkeit erlaubet, ſo wollen wir nur zwey derſelben, und zwar flüchtig, betrachten. Das erſte ſoll das Getraide ſeyn, mit deſſen Handel ſich überhaupt viererley Arten Leute beſchäftigen, nämlich, die Fruchthändler, die Mehlhändler, die Mälzer, und die Fuhrleute. Die erſtern, nämlich die Fruchthändler, reiſen in der ganzen Inſel herum, um mit den Pächtern den beſten Handel zu treffen, der ihnen möglich, und weil ſie in den meiſten Gegenden im Königreiche ihre Correſpondenten haben, ſo nehmen ſie ihre Maasregeln ſo, daß ihnen das Getraide, das ſie kaufen, theils zu Lande, theils zu Waſſer an den Ort hingebracht wird, wo es eingeſchifft werden ſoll. Die Mehlhändler ſind die, die das Mehl aus allen Grafſchaften, die an der Themſe, oder

einem

einem andern ſchiffbaren Fluſſe, der in die Themſe fällt, liegen, auf Barken nach London ſchicken; es halten ſich auch einige um Chicheſter, Arundel, und an den Küſten von Suſſex und Hampſhire auf, die Mehl zur See ſchicken, welche wieder ihre Factore haben, die es ihnen zu Quenhithe und auf andern Märkten verkaufen. Dadurch ſind die Müller in der Gegend von England, die an der Themſe liegt, aus Leuten, die man vorher, als ſchlechte, geringe, und als eine Art Arbeitsleute, angeſehen hat, zu Leuten worden, die Aufſehen machen, und groß Vermögen haben, ſo, daß es an einigen groſſen Flüſſen an der Stadt Mühlen giebt, die jährlich für drey, auch vier hundert Pfund verpachtet werden. Die Malzhändler (oder Mälzer) ſind genau zu reden, Handarbeiter, und gehörten eigentlich nicht hierher; wir betrachten ſie aber auf einer andern Seite, nämlich, als bloſſe Gerſtenaufkäufer, welches eine Waare iſt, darzu es eine Menge Märkte giebt, dergleichen Kingſton, Chertſey, Farnham, Windſor, Wickham, Reading, Wallingford, Abingdon, wo man vor dieſen an einem Markttage fünfhundert Fuder Gerſte auf einmal ſehen konnte; aber, nachdem dieſer Handel gröſſer worden, haben die Märkte abgenommen, welches man der Gewohnheit, nach Proben zu handeln, zuzuſchreiben hat, ſo, daß ein Pachter, anſtatt ſeine Wagen zu ſchicken, nur eine Handvoll von ſeinem Getraide in einem Geldbeutel mit bringt; und da er ſonſt nur auf das handelte, was er zu Markte brachte, ſo ſchließt er jetzt den Handel auf ſeinen ganzen Vorrath, welches eigentlich wider das Geſetz, oder vielmehr wider viele Geſetze läuft, die wider das Anſichziehn des Handels an ſich allein, wider das Aufkaufen, oder den Vorkauf der Märkte, gegeben worden ſind; und ob es gleich ohnfehlbar für einzelne Perſonen ſehr vortheilhaft iſt

ſo iſt es doch für das Publicum ſehr ſchädlich, weil es den Märkten ſehr nachtheilig iſt, den Zuſammenfluß von Menſchen und Pferden aufhebt, den ein Markt ganz natürlicher Weiſe mit ſich bringt, und noch andere üble Folgen nach ſich zieht, die ich hier des Raums wegen nicht erzählen kann. Was die Fuhrleute anbelangt, ſo zeigt ſchon ihr bloſer Name ihre Beſchäftigung an; und deswegen brauchen wir weiter nichts von ihnen zu ſagen, als daß ihre Anzahl groß iſt, und daß das Mittel, ſo ſie zur Erhaltung ihrer Familien anwenden, zugleich für die Geſellſchaft überaus nützlich iſt.

Das andere Beyſpiel, das ich hier anführen will, ſind die Kohlen, und die Fracht iſt in dieſem Stücke in der That etwas Erſtaunliches. Wir wollen uns bemühen, dieſes in ein deutliches Licht zu ſetzen. Man kauft den Chaldron Kohlen gemeiniglich für 2 . 4 Schillinge; aber bis ſie der bekommt, der ſie verbraucht, koſten ſie öfters zehnmal ſo viel, als im Ankaufe, welches blos und allein von der Fracht herkommt. Die Kohlen von Newcaſtle bezahlt man mit dem wenigen, was ſie an die Kay zu ſchaffen koſten, den Chaldron mit 4 = 5 Schillingen; alsdenn werden ſie aus der Niederlage, die man Sleath nennt, in Lichter gebracht; das iſt die erſte Ladung; von den Lichtern werden ſie mit der Hand wieder in Schiffe geworfen, das iſt die zweyte; von den Schiffen werden ſie zu London von Kohlmeſſern wieder in Lichter gebracht, welches die dritte Ladung iſt; von da werden ſie auf Barken nach allen Städten an der Themſe hinaufgebracht, das iſt die vierte; und nach allen Städten, die nicht zunächſt am Fuſſe liegen, werden ſie auf Wagen hingeführt, welches die fünfte Ladung iſt; und in dieſen Städten iſt der gewöhnliche Preis 50

Schil-

Schillinge. Wenn man nun die 5 Schillinge des Ankaufs abzieht, ſo wird man ſehen, daß die Frachtkoſten achtmal ſo hoch kommen, als die Waaren ſelber. Eben ſo iſt es auch in Abſicht auf andre ſchwere Waaren, nur mit einem gewiſſen Verhältniß. Der Käſe, der von Warwickſhire nach London und auf den Markt nach Sturbitch geſchickt wird, beläuft ſich jährlich wenigſtens auf zwanzig tauſend Tonnen; von dem ſo genannten Cheſhire Käſe kommen jährlich dreyſſig tauſend Tonnen nach London; und von Suffolker und Cambridger Butter, funfzig tauſend Fäßgen, jedes zu einem halben Centner. Wir können aus dieſen Umſtänden keine Berechnung ziehen, wie hoch ſich in dieſem Stücke die Fracht belaufen mag, aber wir können uns doch einen Begriff davon machen; wir können daraus ſehen, daß ſich eine Menge Menſchen davon nähren, und es folglich der Geſellſchaft zu ſehr groſſem Vortheile gereicht.

Da durch das Waſſerfahrwerk Bootbauer, Schiffer, Träger und andere Leute erhalten werden; ſo werden zu ihrer Bequemlichkeit eine Menge Dörfer an groſſen Flüſſen angebauet, und nach und nach werden viele derſelben zu ſchönen Städten. Was aber ferner das Landfuhrwerk anbelangt, ſo leben erſt viele Handwerker davon; ferner befördert es eine vortrefliche Zucht von Pferden, die in ſehr groſſem Werthe ſtehen; dieſem hat England auch die ſchönen Landſtraſſen zu danken, die mit groſſen Koſten unterhalten werden, und zu deren Anlegung und Ausbeſſerung man mehr, als ein Tauſend Menſchen braucht; man rechne darzu noch die Wirthshäuſer, die Dörfer, wo dieſe Fuhrleute einkehren, und die Handelsplätze, wo ſie bey langen Reiſen ſtille liegen; als wie von London nach Exeter,

welches etliche 40 teutſche Meilen gegen Südweſt liegt; oder nach Edinburgh, welches beynahe 75 teutſche Meilen weit gerade gegen Norden liegt; oder nach Cheſter, welches an die 40 teutſche Meilen gegen Nordweſt liegt; mehrer zu geſchweigen, als nach Norwich und Yarmouth, nach welchen beyden an die 25 teutſche Meilen gegen Nordoſt iſt. Man bedenke nur, was das ganze Jahr hindurch für eine Menge Kutſchen, Packpferde ꝛc. beſtändig und ordentlich zwiſchen dieſen Orten ab und zugehen; man erwäge, was das Fuhrwerk und Vieh koſtet, den Gebrauch und Abgang des einen, nebſt dem nothwendigen Verluſt, der mit dem andern verbunden iſt, was für eine Menge Leute darzu gehören, wie viel Reiſende, ohne die Güter zu rechnen, mit ihnen gehen, und was dieſe auf der Straſſe aufwenden; man überlege, wie viele Städte in Abnahme gerathen, wenn ſich die Landſtraſſe wegzieht; und wie bald ſie an andern Orten empor kommen, und wie geſchwind ſie blühen, wenn ſie ſich dahin lenket. Ich ſage, man denke nur ein wenig allen dieſen Umſtänden nach, ſo wird man bald einen Begriff von den erſtaunlichen Vortheilen bekommen, die aus dem einheimiſchen Handel dieſer Inſel entſpringen; wiewohl dieſes, genau betrachtet, faſt gar nichts ausmacht, wenn man es gegen die Vortheile hält, die aus Englands fremden Handlung ihnen zuwachſen; und doch unterſtützen und befördern ſie einander wechſelsweiſe.

Das

Das fünfte Capitel.

Von den engliſchen Manufacturen; was für ein Unterſchied in der Verarbeitung der einheimiſchen, der aus den Plantagen, und der ausländiſchen Waaren; es wird die Beſchaffenheit ihrer Manufacturen kürzlich erklärt, und die daraus entſpringenden Vortheile deutlich angezeigt; nebſt einigen beſondern Umſtänden, die weitläuftiger unterſucht werden, damit die Wichtigkeit derſelben deſto beſſer und nachdrücklicher in die Augen fallen möge.

Die Materie von den Manufacturen iſt ſowohl eine der ſchwerſten, die man ſich nur vornehmen kann, als auch eine der angenehmſten, lehrreichſten und wichtigſten, wenn man ſie vollſtändig und gehörig abhandeln könnte, welches, ſo viel mir bekannt iſt, bisher noch niemand unternommen hat. Man könnte eine Nachricht davon füglich die Geſchichte des menſchlichen Fleiſſes nennen; wenn man aber die weitläuftige Gelehrſamkeit, die mannichfaltige Kenntniß, und die auſſerordentliche Geſchicklichkeit erwäget, die zur Aufklärung einer ſo weitläuftigen Materie erfordert würde; ſo kann man dergleichen, am wenigſten in einem Werke, wie dieſes iſt, erwarten, welches kein Lehrgebäude, ſondern nur eine Einleitung zu den Wiſſenſchaften iſt; und worinnen wir blos die erſten Anfangsgrün-

de zum Unterricht und Bildung eines jungen Genies vorzutragen willens ſind, welches allezeit am geſchäftigſten, munterſten und wiſſensbegierigſten iſt.

Es iſt demnach unſere Abſicht, dem Leſer in dieſem Capitel ſo kurz, als möglich, einen hinlänglichen Begriff von der Wichtigkeit, und der Beſchaffenheit der Manufacturen zu geben, und was ſie in Anſehung Großbritanniens für Folgen nach ſich ziehen; damit er ſich eine hinlängliche Vorſtellung von dem Unterſchiede machen könne, der zwiſchen dem Zuſtande eines Volks iſt, das geſchäftig und ämſig iſt, und einem, das entweder, wegen der Fruchtbarkeit des Landes, das es bewohnt, bey ſeiner Faulheit im Ueberfluſſe lebt; oder das ſich deswegen mit wenigem begnügt, damit es bey ſeiner natürlichen oder angewöhnten Unthätigkeit bleiben kann; von beyden fehlt es in Europa nicht an Beyſpielen. Es ſoll ferner den Unterſchied zeigen, der zwiſchen einem Volke iſt, das blos von ſeinen rohen Waaren lebt und damit handelt, und einem, das ſich auf Manufacturen legt, welches zu verſchiedenen malen der Zuſtand des großbritanniſchen Volks war; darzu wir noch den Unterſchied ſetzen können, der ſich zwiſchen einem Volke befindet, das lediglich ſeine eigene rohe Waaren verarbeitet, und einem, das die Verarbeitung beyder gemeinſchaftlich treibt; welches alles praktiſche Fälle ſind, und welche, wenn man ſie gehörig verſteht, ſehr viel zur vollſtändigen Einſicht einer an ſich ziemlich verworrenen Materie beytragen werden, welche aber manchmal dadurch noch verworrener gemacht worden, daß man ſie ungeſchickt abgehandelt hat.

Es iſt eine alte und ſehr richtige Anmerkung, daß zwiſchen den Menſchen und Thierenſchwerlich ein gröſſerer Unterſchied

terſchied, als man zwiſchen den verſchiedenen Gattungen von Menſchen ſelbſt findet. In einigen Ländern, die eine glückliche Lage haben, wo die Nahrungsmittel nicht ſchwer zu erhalten ſind, leben die Einwohner entweder mit dem zufrieden, was ſie auftreiben können; oder ſie verbinden mit ein wenig Ackerbau noch eine gemiſchte Beſchäftigung, die aus Arbeit und Zeitvertreib beſteht, dergleichen das Jagen und Fiſchen iſt; und bringen alſo ihre Lebenszeit, wie es einige ausdrücken, in einem Stande der Natur zu, oder, wie wir es eigentlicher benennen, ſie leben, als Wilde. Einige erniedrigen ſich noch mehr, und bilden ſich was drauf ein, daß ſie dem thieriſchen Weſen noch näher kommen, und ſagen, es wären blos die Laſter, die die Menſchen zur Arbeit und Erfindung trieben; und daß ſie, wenn ſie von beyden nur etwas weniges hätten, recht glücklich leben könnten. Das erſte iſt der Zuſtand der Americaner, welche nur etliche wenige Felder mit Maitz bauen, und ſich das Uebrige, was ſie zur Nothdurft brauchen, entweder aus den Wäldern oder aus ihren Flüſſen und Seen verſchaffen. Das letztere iſt die Lebensart der Hottentotten, die ſich in Häute kleiden, das Fleiſch der Thiere halb roh eſſen, und in Hütten wohnen, die an Reinlichkeit bey weiten Schweinſtällen nicht beykommen. Man bildet ſich gemeiniglich ein, dieſe Leute lebten deswegen ſo, weil ſie es nicht beſſer wüßten; aber das iſt ein Irrthum, ſondern ſie ſind noch ſtolz auf dieſe Lebensart, und glauben ganz gewiß, daß ſie die beſte ſey. Wir werden vollkommen im Stande ſeyn, zu urtheilen, ob ſie es wirklich iſt, oder nicht, wenn wir den Zuſtand betrachten, in welchem ſich Neuengland, Virginien, Penſilvanien, Maryland, und Neuyork jetzo befinden, da ſie im Beſitz der Engländer, und von ihnen verbeſſert worden ſind, wenn man ihn mit dem Zuſtand

eben

eben der Länder vergleicht, in welchem ſie waren, da ſie ſich noch in den Händen ihrer urſprünglichen Beſitzer befanden; und wenn man den Zuſtand der holländiſchen Colonie auf dem Vorgebürge der guten Hofnung, mit dem Zuſtande vorerwähnter Hottentotten in ſelbigem Lande gegen einander hält. Wenn wir dieſes alles gehörig erwägen, ſo werden wir im Stande ſeyn, eine allgemeine Entdeckung derjenigen Vortheile zu machen, welche den Fleiß begleiten, und uns den Nutzen gehörig ſchätzen lehren, der aus den Künſten und Wiſſenſchaften entſpringt, wenn man ſie zur Erhöhung und Verbeſſerung der Geſchenke der Natur anwendet, und dadurch den Zuſtand der Menſchen theils gemächlicher, theils angenehmer macht. Dieſe Vorſtellungen können wir noch kräftiger und richtiger machen, wenn wir über den Zuſtand von England nachdenken, wie es ausſahe, da es wenig oder gar keine Manufacturen hatte, da das Eigenthum der Ländereyen lediglich der Krone, dem Adel und der Cleriſey zugehörte, da die übrigen im Volke bloſſe Vaſallen, aber keine Beſitzer waren; und da ſeine ganze Handlung in der Ausfuhre ſeiner Landeswaaren beſtand, welches noch darzu von Fremden, und meiſtentheils in fremden Schiffen geſchah. Ich ſage, wir können unſern Vorſtellungen mehr Nachdruck geben, wenn wir dieſen, als den wirklichen, Zuſtand ſeiner Vorfahren, mit dem vergleichen, in dem es ſich befindet, da alle Menſchen gleiche Freyheit genieſſen, und da alle, die ihre Zeit und Mühe auf erlaubte Dinge wenden wollen, ihr Leben auf eine unabhängige, angenehme und bequeme Art zubringen können.

Man glaubt, es gereiche den Holländern ſowohl zur Ehre, als zum Vortheil, daß ſie ſo wenig Waaren haben,

die

die in ihrem Lande wachſen; ſo, daß der Ueberfluß, den ſie haben, und die Handlung, die ſie treiben, lediglich Folgen des Fleiſſes ſind; und man hat ganz recht, wenn man ſagt, daß ſie ihre ungeheure Menge Schiffe groſſentheils ſowohl ihrer Einfuhre fremder Waaren, als auch der Ausfuhre derſelben, wenn ſie verarbeitet ſind, zu danken haben. In dieſem allen liegt viel wahres; und die meiſten Schriftſteller, die nur gar zu gerne die Holländer erheben wollen, haben dadurch ſehr viel Beredtſamkeit gezeigt, daß ſie dieſes, ſo viel als möglich, auf der ſchönſten und beſten Seite vorgeſtellet haben. Aber es iſt doch noch eine Seite, auf der ſie es nicht betrachtet haben, und das iſt dieſe. Der Umſtand, daß ſie ſich blos an fremde Waaren halten müſſen, ſetzet ſie einer groſſen Unſicherheit aus; denn, wenn ſie entweder mit gewiſſen Nationen in keinem guten Vernehmen ſtehen, ſo können ihnen auf eine lange Zeit diejenigen Materialien entzogen werden, die ſie am allernothwendigſten brauchen; oder die Sachen können eine andere Geſtalt bekommen, daß jene Nationen aufhören, mit ihren alten Kundleuten zu handeln; oder es kann mit der Zeit dieſen Leuten einfallen, ihre eigene Waaren zu verarbeiten: in allen dieſen Fällen leiden ſie den allergrößten Schaden, ohne einiges Mittel in Händen zu haben, ſolches zu verhindern; da hingegen die Engländer, die ſelbſt einen groſſen Vorrath koſtbarer Waaren haben, und, wenn ſie es ja für nöthig fänden, auch diejenigen vermehren könnten, die nie dergleichen Schwierigkeiten ausgeſetzt wären; ſondern ſie können verſichert ſeyn, daß es ihnen nie an hinlänglichen Materialien zu ihren einheimiſchen Manufacturen mangeln wird; ja, was noch mehr iſt, ſie ſind eben ſo ſicher, daß ſie von auswärts diejenigen Waaren erhalten werden, die zur Beſchäftigung ihrer Arbeitsleute

höchſt

höchſt nöthig ſind, indem ſie ſolche Waaren dagegen geben, die ihre Nachbarn nicht wohl entbehren können, und welche man ihnen, wie ich ſchon geſagt habe, unmöglich entziehen kann. Ob demnach gleich zu gewiſſen Zeiten der Holländer Handlung erſtaunlich blühend ſeyn, und ſich gewaltig ausbreiten kann, ſo können ihnen doch ſolche widrige Glückszufälle begegnen, dergleichen den Engelländern nicht wohl widerfahren können.

Wir haben uns in dem vorhergehenden Capitel bemühet, wenigſtens die vornehmſten Waaren anzugeben, die England liefert, wie auch diejenigen, die von ſeinen eigenen Colonien eingebracht werden; aber es bekommt auſſer dieſen noch eine unbeſchreibliche Menge von auswärtigen Orten. Dem erſten Anblick nach ſollte man glauben, dieſes könnte dem Lande nicht anders, als nachtheilig ſeyn; und ſchwache Köpfe möchten wohl gar ſo ſchlüſſen, daß wenn die Engländer ihre eigene Waare verarbeiteten, und ſie ausführten, ſo brauchten ſie ſich die Mühe nicht zu nehmen, anderer ihre zu verarbeiten; und doch hat dieſes ſo wenig Einſicht, Vernunft oder geſunde Politik für ſich, daß vielmehr nichts für ſie ſo vortheilhaft zu ſeyn ſcheinet, als die Verarbeitung roher Waaren, aus fremden Ländern, und zwar aus dieſem Grunde: Sie erhalten ſie, überhaupt zu reden, entweder gegen ihre eigenen Waaren, die ſich nicht verarbeiten laſſen, als Getraide, Kohlen, Salz ꝛc.; oder gegen ihre eigene Manufacturwaaren, die ſie zu Hauſe übrig haben und nicht verbrauchen können, deren Abſatz für die Nation um ſo viel bloſſer Gewinn, und die Vertauſchung derſelben gegen rohe Waaren, unendlich vortheilhafter iſt, als wenn ſie Gold und Silber dafür nach Hauß brächten; weil, ungeachtet dieſes wirklicher Reichthum,

und die Erlangung deſſelben der Hauptendzweck alles Fleiſſes und aller Handlung iſt, wenn man ihn auf eine ſo kurze Art erhielte, es den Schatz der Nation gar nicht vermehren würde, in Vergleichung deſſen, was ihm dadurch zuwächſt, daß die Engländer rohe Waaren annehmen, dieſe verarbeiten, und dadurch einer groſſen Menge Leuten zu thun geben, wenn hernach ein groſſer Theil dieſer Waaren wiederum ausgeführt, und viele derſelben vielleicht wieder in eben die Länder gebracht werden, aus denen anfangs die rohen Waaren, daraus ſie gemacht ſind, zu ihnen gekommen ſind. Auf dieſe Art ſieht der Leſer deutlich ein, was für ein unbeſchreiblicher Vortheil dem Schatze der Nation, den ſie haben, und dem, der ſie aus ihren Colonien erworben, dadurch zuwachſe, wenn ſie ihn noch überdieſes mit einem Schatze aus fremden Ländern vermehren *).

Aber etliche Beyſpiele werden dieſes viel deutlicher machen, und zugleich den Umſtand, den wir vor uns haben, unendlich beſſer aufklären, als wenn wir noch ſo viele Gründe darüber anführten; wir wollen alſo ein Exempel vor uns nehmen. Die rohe Seide, welche die Engländer aus der **Levante**, aus **Oſtindien** und **Italien** zu ſich bringen, wird gefärbt, geſponnen, gezwirnt, und alsdenn werden breite und ſchmale ſeidne Zeuge, Bänder, Galonen, Franzen, u. d. g. daraus gewirkt, und ſo wird engliſche Waare daraus; Baumwolle, Baumwollengarn, Haar, Kameelhaar, ꝛc. werden alle im Lande verbraucht und verarbeitet, und werden verſchiedne Arten von Waaren vornämlich Cattune

*) Der teutſche Leſer mag hier mit Bekümmerniß an ſein Vaterland denken. T.

tune, ſtarke und dünne Parchete und Mancheſterwaaren daraus gemacht, verlieren ihr voriges Anſehen, und werden, wie die Seide, zu engliſchen Waaren; die Ziegenfelle werden gänzlich verarbeitet, ſie verlieren ſo gar ihren Nahmen, und werden blos und allein in Handſchuhen verkauft. Die Elephantenzähne, woraus man hauptſächlich Kämme und kurze Waaren macht, werden zu Elfenbeinwaaren. Verzinnt Blech wird von Klippern zu allerhand Küchengeſchirr, Laternen, Spreng- oder Gießkannen in den Gärten, Theebüchſen, Caminſchirmen, Sprachröhren, und dergleichen Sachen verarbeitet. Aus ſchwarzen Blech, werden alle Arten von harter Waare, vornämlich aber Getriebe in die Uhren, Uhrfedern, Räder ꝛc. gemacht; geſchnitten Holz, Furniere, und Daubenholz wird zu Tiſcher- ausgelegter- und Böttgerarbeit zu Gefäſſen verarbeitet. Den Hanf verarbeiten die Seiler zu allerley Strick- und Tauwerk, und Schiffsgeräthe. Aus ſchwediſchem Eiſen und Kupfer macht man unzählich viel Meſſerſchmidt- Rothgieſſer- und Schwerdtfegerarbeit, die man ohnmöglich alle her erzählen kann. Aus Biberhaaren macht man Hüte. Die ſpaniſche Wolle wird mit engliſcher vermiſcht, und man macht feine breite Tücher und Droguette daraus, die man deswegen ſpaniſche Tücher und Droguette nennet. Alle Farbewaaren werden an gehörigen Orten zu Färbung aller Arten von Waaren, die es nöthig haben, gebraucht, um ſie zum Handeln geſchickt zu machen. Das Oel verbraucht man gemeiniglich in den engliſchen Wollmanufacturen, was übrig bleibt, nimmt man alsdenn zu Seife. Den Schwefel und Salpeter braucht man ebenfalls zu dem gefährlichen Handwerke des Pulvermachens.

Dieſes ſind, wie ich ſchon vorher erinnert habe, von ſo vielen Beyſpielen, nur etliche wenige, die aber zu meinem Zwecke hinreichend ſind; weil ſie die Wahrheit deſſen, was ich vorgetragen habe, vollkommen und ungezweifelt beweiſen, und zugleich als vortrefliche Erfahrungen zu Beſtätigung des Satzes dienen, daß die Engländer ſich dadurch mehr bereichern, daß ſie rohe Waaren ins Land bringen, als wenn ſie ihre Zahlungen in Gold- oder Silberklumpen bekämen. Sie können auch zum Beweiſe dienen, was für groſſe Vortheile ſie daraus ziehen, daß ſie eine ſolche Menge verſchiedner koſtbarer rohen Waaren in ihrem eigenen Lande haben, die ihnen nicht allein eine Menge Manufacturarbeiten liefern, ſondern auch durch den Tauſch noch mehrere Materialien aus allen Theilen der Welt verſchaffen. Doch, bey alle dem, werde ich meine Abſicht nur ſehr ſchlecht erreichen, woferne ich nicht meinem Leſer begreiflich machen kann, von was für ſchlechtem Werthe rohe Waaren, bey alle dem, was die Arbeit und das Fuhrweſen dabey gewinnt, ſind, wenn man ſie mit Manufacturwaaren vergleichet. Dieſes zeigt den Vorzug der Kunſt über die Natur, oder vielmehr, wie erſtaunlich hoch die letztere durch die erſtere getrieben werden könne. Wir wollen ſuchen, auch dieſes einiger Maaſſen durch Erfahrungen deutlich zu machen. Es iſt ſchwerlich etwas ſo geringſchätziges in der Welt, dem nicht der Fleiß unter der Aufſicht der Kunſt einen Werth geben könnte. Was iſt ſo verächtlich in der Natur, als der Gaſſenkoth in den Straſſen? und gleichwohl iſt dieſer, unter dem Nahmen Spaniſh, ein nothwendiges Stück zum Ziegelmachen; und auf dieſe Art kömmt der Koth, den der Gaſſenkehrer, als etwas Garſtiges, wegſchaffet, als eine Zierrath an eben den Ort wieder hin, und legt in ein Paar Jahren den Grund zu einem

Pallaſte, in einer Straſſe, woraus er mit Verachtung weggekehrt worden. Was achtet man weniger, oder was verachtet man mehr, als alte Lumpen, nur die elenden Leute nicht, die man zu Sammlung derſelben braucht? Und doch verdienen auch die durch dieſe Beſchäftigung, ob ſie gleich noch ſchlecht zu ſeyn ſcheinet, ihr Brod damit. Dieſe Lumpen werden, wenn ſie geſammlet, geleſen, und zuſammengepackt ſind, in Niederlagen aufbehalten, die einen beträchtlichen Zins geben; von da bringt man ſie entweder zu Waſſer oder zu Lande mit groſſen Koſten, zu verſchiednen Endzwecken, weg; ſie dienen aber alle zu irgend etwas. Ein Theil wird wirklich zu einer Art von Düngung gebraucht, aus einem Theile macht man braunes, und aus dem andern weißes Papier, ſo daß eines Frauenzimmers klares Hemd, wie ein artiger Schriftſteller auf eine witzige Art anmerket, wenn es abgetragen iſt, vielleicht in Geſtalt eines Liebesbriefgens, ihr wieder in die Hände kommen kann. Vormals, d. i. kurz vor der Revolution, galt die Tonne *) weiße Lumpen ungefähr 3 Pfund Sterl. ſeitdem aber iſt die Tonne auf 10 Pfund geſtiegen; und, nach einer mäßigen Berechnung, werden wenigſtens jährlich, was nur die Leichenzettel ausweiſen, 3000 Tonnen geſammlet; wenn nun dieſe zu Papier verarbeitet werden, ſo macht das eine erſtaunliche Summe Geld aus; und gleichwohl könnte man in gewiſſem Verſtande ſagen, daß ſie aus nichts entſtünde. Daß man die Hörner vom Rindviehe zu was brauchen kann, weiß jedermann; daß man ſie aber zu Waaren brauchen könne, und daß ſie wirklich zu verſchiednen

*) Tonne iſt bey den Schiffern eine halbe Laſt, oder 2000 Pfund.

ſchiednen als die Hauptſache gebraucht werden, das wiſſen viele nicht. Dieſe Hörner läßt man erſt zween oder drey Monate trocknen; alsdenn ſchneidet man ſie in Stücken von gehöriger Länge; hernach werden ſie mit einer Zange ſo lange über ein gelindes Holzfeuer gehalten, bis ſie ſich biegen laſſen; dann ſchneidet man ſie nach der Länge auf, da ſie alsdenn einer mit einer Zange in jeder Hand aufbieget, und ſie ſo ausdehnet, bis ſie faſt flach werden, hernach werden ſie zwiſchen zwo heiße mit Fett beſtrichne eiſerne Platten gelegt, und in ein Loch in die Erde geworfen, worauf ein hölzerner Keil geſetzt wird, darauf wird ſo lange mit einem Schlegel geſchlagen, bis das Horn, durch die Preſſung der eiſernen Platten, und nachdem es eine geraume Zeit darzwiſchen gelegen hat, völlig glatt und breit wird. Nach dieſem werden die Kanten beſchnitten, und die Horntafeln werden an die Kamm- und Brillenmacher, oder an Leute die Schnupftobakdoſen, Fecherſtäbe u. d. g. machen, verkauft. Was die Laternſcheiben von Horn anbetrift, ſo brauchen ſie eine viel längere Arbeit. Diejenigen, die ſich mit der erſten Art Arbeit beſchäftigen, heißt man Hornbereiter, und deren waren vor funfzig Jahren in London über zwanzig, und befanden ſich alle in guten Umſtänden. So gar die Spåne davon werden ſäckeweis, zu allerley Gebrauch, für ein gewiſſes Geld verkauft. Wenn die Brillenmacher ihre Ringe herausgeſchnitten haben, ſo verkaufen ſie die runden Scheibchen in der Mitte an die Dreßler, die ſie auf die Kehrwiſche nageln. Die Spitzen der Hörner braucht man zu einem Haufen Sachen, als zu Meſſerſchalen, zu Krücken auf die Stöcke, zu Dintenfäſſern; und was nicht taugt, daß man Tafeln draus machen kann, das braucht man zu Pulverhörnern, Trinkbechern, Hirtenhörnern, Hörnern zum Schuhanziehen, und auſſerdem

macht man auch Löffel und Buttermeſſer, u. d. g. daraus, und ſo gar die Kuppen brauchen die Bogenmacher, und machen davon die Viſiere auf ihre Bogen. Auf dieſe Art ſehen wir, daß die verächtlichſten Dinge in der Natur in den Händen fleißiger Leute, nicht nur nicht unnütz ſind, ſondern auch auf eine mannichfaltige Art von ihnen genützt werden; und wie das, was wir zu nichts nütze zu ſeyn glauben möchten, ſehr vielen Familien Arbeit und Unterhalt verſchafft. So wichtig ſind, auf der Seite betrachtet, die Manufacturen.

So wie der Werth der rohen Waaren durch die Arbeit, wodurch man ſie erhält, und durch die theure damit verknüpfte Fracht erſtaunlich erhöhet wird, ſo haben die Manufacturen dieſe beyden Vortheile eben ſo wohl, ſonderlich aber den erſtern in unendlich höherm Grade bey ſich. Denn die rohen Waaren beſchäftigen, überhaupt zu reden, in Anſehung der Arbeit damit, nur eine Art von Leuten; da hingegen Manufacturen deren viele beſchäftigen, und dadurch den Nutzen der Arbeiter erſtaunlich hoch treiben. So iſt es, wenn z. E. aus der Wolle Garn geſponnen, und das Garn zur feinſten Art Strümpfe verarbeitet wird, dergleichen zu Aberdeen ſind geſtrickt worden, da man das Paar für drey Guineen (Carolinen) verkauft hat, und die ſo fein waren, daß man ſie durch einen Fingerring ziehen konnte, wodurch der Werth der Zuthaten ſo hoch getrieben wurde, daß er ſich wie eins zu hundert und dreyßig verhielt *). Eben ſo iſt es, wenn der Flachs erſt geſponnen,

*) Dieſes iſt nämlich ſo zu verſtehen, daß ſo ein Paar Strümpfe, darzu die Wolle eigentlich etwa 10 Stüber koſtete, nunmehr 130 mahl ſo viel koſtet, als der Werth der Wolle nach dem Gewichte betrug.

nen, und das Garn zu cammericher Leinwand, oder Spitzen verarbeitet wird, wo er mehr als zweyhundertmal ſo hoch zu ſtehen kommt, als er anfangs gekoſtet hat; ein gleiches könnte man von dem aus dem Eiſen bereiteten Stahl ſagen, wenn Taſchenuhrfedern und andre theure Waaren daraus gemacht worden. Seit einigen Jahren iſt ſo gar das gegoſſene Eiſen in den Ofenplatten, in Vergleichung des, was die Materialien koſten, auf einen ſehr hohen Preiß geſtiegen; und wenn wir bedenken, daß aller dergleichen hoher Preiß gröſstentheils die Belohnung des Fleiſſes iſt, und unzählichen Familien, da jede aus vielen Perſonen beſteht, ihren Unterhalt verſchaft, die dadurch alle, und noch darzu, nach ihren verſchiedenen Ständen, recht wohl verſorgt werden, ſo werden wir einſehen, daß Manufacturen ein vortrefliches Mittel ſind, die Wohlfahrt und Glückſeligkeit eines Volks zu befördern, und aus dieſem Grunde verdienen, daß jede wohl eingerichtete Regierung ſehr genau auf dieſelben ſehe, dieſelben aus allen Kräften befördern helfe, und ihnen allen möglichen Vorſchub thue.

Um aber dieſe Materie auf einmal, und ſo kurz, als möglich, in ein vollkommenes Licht zu ſetzen, ſo wollen wir eine kurze Betrachtung über die Wollmanufacturen, wie ſie bey den Engländern getrieben werden, anſtellen. Erſtlich ſind die Waaren, daraus ſie entſtehen, vornämlich dieſe zwo, nämlich Wolle und Oel. Das letztere wird denſelben hauptſächlich aus fremden Ländern geliefert, aus Spanien und Portugal erhalten ſie nur wenig, den gröſsten Theil aber bekommen ſie aus dem Königreiche Neapel; die erſtere kommt ebenfalls aus verſchiednen Ländern, als: aus Irland, Spanien, der Barbarey, und Türkey, der Hauptartikel aber iſt engliſche Wolle, welche

die Hauptſache bey der ganzen Manufactur ausmacht, und deswegen wollen wir uns hauptſächlich bey dieſer aufhalten, und ihr, ſo weit unſre Einſicht reicht, von dem Rücken der Schafe, bis in des Kaufmanns Waarenlager nachgehen, und wir werden ſehen, daß dieſes von einem ſehr weiten Umfang iſt.

Die Wolle wird entweder von dem Scherer, wenn das Thier noch lebt, oder von dem Fellhändler vom Felle abgenommen, wenn das Thier ſchon todt iſt. Alsdenn wird ſie an den Wollhändler oder Aufkäufer verkauft, welches eine ſehr wichtige Art von Handelsleuten iſt, deren ſich viele in Southwark, und eine Menge in verſchiednen Grafſchaften Englands aufhalten, als in Dorſetſhire, Norfolk, Lincolnſhire, und Leiceſtershire. Bisweilen wird auch Wolle auf groſſe Meſſen oder Märkte gebracht, dergleichen beſonders die Meſſe zu Sturbitch iſt, und bisweilen bekommt ſie der Arbeiter gleich von dem Pachter, oder vom Fellhändler, ohne, daß ſie erſt durch eines Wollhändlers Hände geht. Das erſte, was der Arbeiter damit vornimmt, iſt das Kämmen und Krempeln. Die Kämmer ſind eine beſondre Art Leute, und haben eine eigene Profeſſion; was aber das Krempeln anbelangt, ſo iſt das eine Arbeit, die von ſolchen Leuten verrichtet wird, die von den Tuchmachern darzu gedungen werden. Nach dem Kämmen und Krempeln kommt das Spinnen, und das iſt wiederum ein beſonderes Gewerbe, ſo, daß ſich ganze Grafſchaften damit beſchäftigen, deren Einwohner ſchwerlich jemals rohe Wolle zu ſehen bekommen, und eben ſo ſelten ſolche, die ſchon verarbeitet iſt.

Um dieſes deutlich einzuſehen, ſo müſſen wir dem Leſer ſagen, daß die Weber von Norwich, auſſerdem, daß ſie den meiſten Einwohnern der volkreichen Grafſchaften Norfolk und Suffolk zu thun geben, ihre Wolle zum Spinnen nach Cambridgeſhire, Bedfordſhire und Hertfordſhire ſchicken, die Wolle ſelbſt aber kommt von Lincolnſhire. Anderntheils ſchicken die Weber in Spital-Fields, auſſer den nur erwähnten drey Grafſchaften, einen groſſen Theil ihrer Wolle mit Landfracht auf 40 Meilen weit nach Weſtmoreland, und wenn ſie geſponnen iſt, bekommen ſie ſie auf eben dem Wege wieder zurück. In der Grafſchaft Eſſex werden ſie hauptſächlich mit Wolle von London und Southwark verſehen, und wie ſie in groſſen Städten verarbeitet wird, ſo wird ſie auf den Dörfern geſponnen; und dieſem Gewerbe haben wir auch vermuthlich die groſſe Menge Menſchen zuzuſchreiben, welche, wenn nicht die Vortheile thäten, die aus der Verfertigung der Boye und Perpetuanas entſpringen, ſich ſchwerlich dort aufhalten würden, weil ſie kaum ihren Unterhalt finden würden. Die weſtlichen Gegenden von England machen in dieſem Stücke noch mehr Aufſehen; denn die Ebenen in Dorſetſhire, Wiltſhire, Glouceſterſhire, Somerſetſhire und Hampſhire ſind gewiſſer Maaſſen mit Schafen bedeckt, *) ſo, daß die Leute von Dorcheſter verſichern, daß in einem Bezirk von 6 engliſchen Meilen oder 3 Stunden um ſelbige Stadt, deren allezeit 600000 Stück auf der Weide giengen, und doch erfordern die Manufacturen mehr Wolle, als alle dieſe Schafe geben können, ſo, daß ſie gemeiniglich noch 30000 Säcke aus Irland nehmen, und beynahe auch eben ſo viel geſponnen Garn; ob

*) S. Dyers ſchönes Gedicht von der Wolle.

man gleich ausgerechnet hat, daß in jenen 5 Grafſchaften ſich über einhundert tauſend Familien vom Spinnen ernähren, wobey drey Perſonen auf eine Familie gerechnet werden, ohne einen Weber in jeder, und in vielen zween oder drey mit darzu zu rechnen. In dem mittlern Theile von England, nämlich in den drey Grafſchaften Leiceſter, Northampton und Warwick, iſt die Wolle, nebſt der, die aus Lincolnſhire kommt, darzu hinreichend, was man in London braucht, welches man gemeiniglich wöchentlich auf 500 Säcke rechnet, und die armen Leute in allen dieſen Grafſchaften beſchäftigen ſich mit Spinnen; und doch giebt es, wie wir ſchon erinnert haben, nicht Leute genug, dieſe Wolle alle zu ſpinnen. Vornämlich aber giebt es noch einen wichtigen Theil dieſer Manufacturarbeit in den nördlichen Gegenden, wohin ein Theil der Wolle von Leiceſterſhire gebracht wird, welche man, nebſt der Wolle des öſtlichen Strichs von Yorkſhire, und der von Durham, beſonders aber von den Ufern des Fluſſes Tees, für die feinen Wollen jener Gegenden hält, und der letztgedachten Schafe ſind die allergrößten in dieſem Königreiche. Die gröbern Wollen aus Schottland, Lancaſhire, Weſtmoreland und Cumberland, ſind auch zu gebrauchen, und ob man ſie gleich nicht mit zu feinen Tüchern nimmt, ſo taugen ſie doch zu vielen andern Sachen, die ein anſehnliches gelten, und allezeit ihre gewiſſen Liebhaber finden, und baar Geld bringen. Daraus ſieht man, mit wie vielem Grunde man die Wollenmanufacturen für den groſſen Hauptartikel der Handlung von England hält; und dieſes wird aus der folgenden Nachricht von den beſondern Gattungen von Wollenmanufacturen, und den Orten, wo man ſie hauptſächlich verfertiget, noch deutlicher werden.

Breite melirte Tücher werden in Wiltſhire, Somerſetſhire, Worceſterſhire, Kent, Surry und Devonſhire verfertiget. Ganz weiße Tůcher zum Fårben werden zu Salisbury, Shrewsbury, Worceſter, Cirenceſter, und durch ganz Glouceſterſhire gemacht. Schmale melirte Tůcher, die man gemeiniglich Dozens nennt, macht man zu Leeds, Wakefield, Bradfield, Huthersfield, und in dem weſtlichen Striche von Yorkſhire. Droguette, Duroys ꝛc. verfertiget man in den Grafſchaften Berks, Somerſet und Wilts; Serſchen und dünne Zeuge zu Norwich, Norfolk, Spital-Fields, Briſtol und Darlington. Teppiche, Stuhlkappen, Penniſtons, half Thicks, Duffels ꝛc. ſind Arbeiten von Cumberland, Lancaſhire und Weſtmoreland. Weiße Bettdecken werden in Oxfordſhire und Wales gemacht. Flanelle macht man in Salisbury, Shrewsbury, und an vielen Orten in Wales, davon Wrexham der groſſe Markt iſt. Tammies und viele andre Waaren werden zu Coventry gemacht. Eine groſſe Menge geringerer Waaren zu Mancheſter. Strůmpfe allerley Arten werden in Leiceſterſhire, Derbyſhire, Warwickſhire, Nottinghamſhire und Spital-Fields gewirkt; die beſten geſtrickten Strümpfe kommen aus Glouceſterſhire, Yorkſhire, Worceſterſhire, Somerſetſhire, und Wales; und die allerbeſten von Nordhampton und Aberdeen. Kerſeys oder grobe Tůcher werden zu Bradford, Rochdale, zu Halifax in Yorkſhire, und zu Guilford, und von beſonderer Art in Devonſhire und Somerſetſhire, gemacht. Schaloniſche Raſche macht man in Northamptonſhire, Berkſhire, Somerſetſhire, Wiltſhire, Hampſhire, und dem weſtlichen Striche von Yorkſhire. Fingrums werden

den zu Edinburgh und Stirling verfertigt. Grobe Zeuge zu Masleborough. Beyde von allen Arten zu Colcheſter, Bocking, Braintree, Witham, und Coggeſhall, kurz, durch ganz Eſſex, wie auch zu Mancheſter. Soye wurden vor dieſem ſtark zu Colcheſter gemacht, jetzo aber werden ſie zu Sudbury in Suffolk bereitet. Perpetuanas, oder long Ells, macht man zu Tiverton, und durch ganz Devonſhire, zu Sudbury in Suffolk, und zu Colcheſter in Eſſex. Frieſe werden zu Worceſter, und in Irland verfertiget. Feine geſtrifte Zeuge (Plaids) werden zu Coventry, vornämlich aber in Schottland, gemacht; halbwöllene Zeuge zu Tapeten und zum Drucken, zu Kidderminſter; Matroſenmützen, die man Monmouthkappen nennt, werden zu Bewdley in Worceſterſhire gemacht.

Man würde ein groſſes Buch ſchreiben müſſen, wenn man auch nur die engliſchen Hauptmanufacturen auf dieſe Art durchgehen wollte; wir wollen uns demnach begnügen, eine ganz kurze Nachricht mitzutheilen, worzu ihre Metalle gebraucht werden, ohne die Orte anzugeben, wo dieſe Arbeiten getrieben werden. Aus dem Eiſen werden Canonen und kleines Gewehr, Bomben, und Handgrenaden, Feuerkugeln, Caminplatten, Kochtöpfe, Waſſerröhren, allerley Oefen, eiſerne Platten, Riegel und Retorten gegoſſen. Aus grob geſchmiedten Eiſen werden zu Sheffield und Birmingham alle Arten von ſchneidenden Waaren, als Meſſer, Scheeren, Schwerdtfegerarbeiten, alle Arten kurze Waaren, Schlöſſer, und Inſtrumente gemacht ꝛc. Kleingeſchmiedtes Eiſen verarbeitet man zu Ketten, Pferdegeſchirren, eiſernen Geländern, Gittern und vielerley Sachen ꝛc.

Aus

Aus Kupfer, Meßing, Zinn und Bley, werden ebenfalls unzählige Sachen gegoſſen und ſonſt verfertiget. Beſonders bringt Bley und Zinn England erſtaunliche Summen Geldes ein; weil eine groſſe Quantität derſelben faſt in alle Theile der Welt, nicht allein roh, ſondern auch ſchon verarbeitet verführt wird. Dieſes iſt ein beſtändiger Schatz für die Nation, und ſie darf auch nicht beſorgen, daß dieſe Quelle des Reichthums jemals werde erſchöpft werden.

Die Glasmanufacturen ſind in England auch ſehr hoch getrieben. Man hat da nicht nur alle Arten von Glas; ſondern es werden auch alle nur mögliche Gefäſſe daraus verfertiget.

Um von den erſtaunlichen Vortheilen überzeugt zu werden, die aus jeder Art von Manufacturen entſpringen, ſo dürfen wir nur eine Reiſe in eine von den Grafſchaften thun, wo ſie blühen, und uns da umſehen; ſo werden wir gewahr werden, daß die Städte, ob ſie gleich groß ſind, enge, aber wohl gebaut, und volk- und geldreich ſind, und daß alle ein oder eine halbe Stunde ein Dorf liegt; ſo iſt es z. E. in einem Bezirk von 5 Meilen rings um **Exeter** in **Devonſhire**; ſo auch um die Manufacturen treibende Stadt **Norwich** in **Norfolk**, wo das Zeugmacherhandwerk getrieben wird; in **Eſſex**, wo der Boyhandel ſtark geht; in **Wiltſhire** von **Warminſter** bis **Malmsbury**, in den Grafſchaften **Glouceſter** und **Worceſter**, wo vornämlich das weiße Tuchmachen getrieben wird. Damit wir uns aber nicht vorſtellen, wie man aus vieler Leuten Reden glauben möchte, daß ſie ſich einbilden, als ob allein die Wollmanufacturen dergleichen Wunder hervorbringen; ſo wollen wir einmal die Grafſchaften

Warwick und Stafford, beſonders aber die Gegend um die Stadt Birmingham betrachten, wo die harten Waaren und Meſſerſchmidtarbeiten ſtark gehen. Oder wir wollen den Zuſtand von Yorkſhire und Lancaſhire, und wie es um Mancheſter, Sheffield, Leeds ꝛc. herum ausſieht, unterſuchen, wo eine Menge von Manufacturen unter einander, als in Cattun, Eiſenwaaren, ſchmalen Tüchern, Kerſeys, u. d. g. zugleich getrieben werden; ſo werden wir gleich ſehen, daß der Fleiß, es ſey worinnen es wolle, überall einerley Wirkungen hervorbringt; und daß, wenn die Menſchen nur geſchäftig und ſorgſam ſind, daran liegt nicht viel, ſie mögen nun ein Gewerbe treiben, welches ſie wollen, es ihnen an einer anſtändigen Belohnung für ihre Arbeit, an einer beſtändigen Beſchäftigung, und an einem reichlichen Unterhalt niemals fehle; und daß, welches an ſich auch von groſſer Wichtigkeit iſt, der Geiſt des Fleiſſes ganz gewiß allgemein werden könne. Beyſpiele regieren alle Stände, und gute Gewohnheiten ſind, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, eben ſo wohl anſteckend, als die böſen. Man laſſe nur ein oder ein Paar Städte durch eine Manufactur empor kommen, ſo wird man ſehen, daß ſie ſich in 50 Jahren im ganzen Lande ausbreitet.

Wir wollen nur ein einzelnes Beyſpiel anführen, und es genauer erwägen, welches bey manchen Gemüthern mehr Eindruck macht, als alle andre weitläuftige Betrachtungen. Man nehme die Stadt Halifax, welcher Ort in Anſehung ſeiner Lage ganz und gar nichts Vorzügliches hat, und das Land rings herum iſt beyweiten kein Paradies. Der Ort könnte zwar auf ſein Alterthum groß thun; denn aus alten Nachrichten ſehen wir, daß ohngefähr vor dreyhun-

dert

dert Jahren ſchon 30 Häuſer drinnen geweſen ſind, und die Anzahl der Einwohner belief ſich nicht gar auf 200. Die Anzahl der Einwohner im ganzen Kirchſpiel, welches, beyläufig zu erinnern, ſehr groß iſt, und einen Bezirk von 3 teutſchen Meilen in ſich begreift, wurde damals auf 700 Seelen gerechnet; aber ſeit der Einführung der Wollenmanufacturen iſt das Vicariat zu Halifax, welches auch jetzo noch nichts anders iſt, das allerbeträchtlichſte in der ganzen Inſel, und vielleicht würde man auch auswärtig ſchwerlich ſeines gleichen finden. Man weiß wirklich nicht, wie man den Ort nennen ſoll, ob man ihm den Nahmen eines Dorfs, eines Flecken, einer kleinen oder einer groſſen Stadt geben ſoll; denn die Häuſer liegen überall und faſt über das ganze Kirchſpiel zerſtreut herum, und doch ſcheint jedes blos für ſich zu beſtehen, denn jedes hat ſeinen Tuchrahmenplatz mit Tuch, Raſch, oder Kerſey darinnen; alle Mannsperſonen beſchäftigen ſich entweder mit ihren Weberſtühlen, auf ihren Feldern, oder an ihren Farbekipen. Keine Weibsperſon iſt müſſig, auch nicht einmal die Mädgen und Knaben; denn ſie haben alle mit Krempeln, Spinnen und Spulen zu thun. Man hat ausgerechnet, daß vor einiger Zeit, alle Jahre wenigſtens, hundert tauſend Stücken Raſch hier verfertiget worden. Was die Anzahl der Einwohner anbelangt, ſo ſind in dieſem Kirchſpiele ſechzig tauſend Communicanten, zu deren Bequemlichkeit ſechzehn geräumige Capellen, und ohngefähr funfzehn Verſammlungshäuſer angelegt ſind. So groß ſind die Wirkungen jenes Fleiſſes, der durch die Handlung unterſtützet wird; ſo groß iſt der Unterſchied zwiſchen den jetzigen und vorigen Zeiten; ſo groß iſt die Veränderung, die durch den Eifer verurſachet worden iſt, den wir uns vorgenommen haben zu loben!

Jedoch

Jedoch iſt Halifax, wie ich ſchon erinnert habe, nur ein einzelnes Beyſpiel, und es wäre ein leichtes, dem Leſer wenigſtens noch zehn andre Orte zu weiſen, wo er eben das finden ſollte. Wir wollen ſehen, wie viele wir in einem Athem hernennen können; da iſt Mancheſter, Warington, Macclesfield, Leeds, Wakfield, Sheffield, Bermingham, Froome, Taunton, und Tiverton, davon verſchiedne das Stadtrecht nicht haben; ſondern die wichtigſte obrigkeitliche Perſon iſt ein Conſtable, und gleichwohl können dieſelben in Anſehung der Anzahl der Einwohner mit der Stadt York um den Vorzug ſtreiten, und man kann zugleich ſagen, daß ſie täglich noch zunehmen; da ich im Gegentheil beſorge, daß jene Stadt vielmehr in Abnahme geräth. Dieſes iſt mehr als hinreichend, einen jungen Menſchen von der Richtigkeit alles deſſen, was wir von dieſer angenehmen und weitläuftigen Materie vorgetragen haben, zu überzeugen, ihm ſeine Vorurtheile zu benehmen, und dadurch ſeinem Gedächtniſſe eine gehörige Hochachtung für die Handlung einzuprägen, wenn man ihn überzeugt, daß ſie das einzige kräftige Mittel iſt, den Müſſiggang, den Mangel, und die unruhigen Köpfe zu verbannen; denn, wenn die Leute arbeiten, ſo können ſie niemals Mangel leiden; und wenn ſie einige Geſchicklichkeit und einigen Verſtand beſitzen, ſo müſſen ſie ſich ein eigenes Haußweſen erwerben; nun iſt aber das Eigenthum die Mutter der Ruhe, und nur ſolche Leute murren, machen Meutereyen, und Aufruhr, die nichts zu leben haben; hingegen diejenigen, die etwas beſitzen, wiſſen, daß es ihr eigener Vortheil iſt, wenn ſie ſich ruhig verhalten.

Das

Das ſechſte Capitel.

Von den engliſchen Fiſchereyen ſowohl von New-foundland (oder Terre-neuve) als auch an den öſtlichen und weſtlichen Küſten von England und Schottland; nebſt einigen Anzeigen derjenigen Theile, die verlohren gegangen ſind, und was für Verbeſſerungen man in denen vornehmen könnte, die England noch beſitzet.

Die Vortheile, welche eine Fiſcherey, die von groſſen Umfange, und wohl eingerichtet iſt, mit ſich führet, ſind nicht allein mannichfaltig und groß, ſondern ſind auch zugleich ſehr bekannt und fallen in die Augen. Wir können die See als ein Bergwerk betrachten, woraus man die Fiſche mit ſehr wenig Koſten holen kann; und ſelbſt dieſer Aufwand iſt vortheilhaft, weil er verſchiedene Manufacturen befördert, und lediglich dem engliſchen Volke zu Gute kommt. Wenn die Fiſche gefangen ſind, ſo ſind ſie eine ſehr koſtbare Waare; denn entweder werden ſie zum Theil bey denſelben zu Hauſe verzehrt, und erhalten ihnen dadurch ein anſehnliches Geld; oder ſie werden ausgeführt, und in dieſem Falle ſind ſie eine Art von verborgenem Schatze; denn es wird eine Sache, die ihnen nichts, als die Arbeit koſtet, entweder für Geld verkauft, oder für ausländiſche Waaren gegeben, die man auſſerdem für baar Geld kaufen müßte. Es iſt zwar wahr, die Holländer haben es in dieſem Stücke viel weiter gebracht, als jene;

wiewohl ich auch glaube, daß man mit gutem Grunde an der Wahrheit einiger ihrer erſchrecklich groſſen Rechnungen zweifeln kann, welche verſchiedne Engländer hierüber bekannt gemacht haben; ohngeachtet der Penſionarius Johann von Witt für gut befunden hat, ſie mit in ſein berühmtes Werk zu ſetzen, und wenn man die Abſicht erwäget, ſo kann man ihn deswegen nicht tadeln, daß er ihnen einen Platz darinnen gegönnet, geſetzt auch, er habe ſie nicht für wahr gehalten, welches meines Erachtens aus der Art, mit welcher er davon redet, mehr als zu wahrſcheinlich iſt. Seine Abſicht war, ſeine Landsleute aufzumuntern, ſich die Fiſchereyen angelegen ſeyn zu laſſen; und um deswillen muß man ſich nicht wundern, daß er ihnen gerne alle mögliche Vortheile einräumen wollte.

Aber die Holländer mögen auch hierinnen für Vortheile über uns haben, was für welche ſie wollen, ſo folgt doch ganz und gar nicht daraus, daß die Engländer entweder ihre Fiſchereyen gänzlich vernachläſſiget haben, oder daß ihre Vortheile daraus geringe ſind. Es ſind zwar einige Schriftſteller, die durch oberwähnte ſeltſame Erzählungen verführt worden, gröblich in dieſen Irrthum verfallen, und haben ſie nicht allein als ſehr nachläſſig und ſaumſelig, ſondern ſogar als Leute vorgeſtellt, die bey einer ſo äuſſerſt wichtigen Sache im höchſten Grade unverſtändig und gleichgültig wären. Nach ihrer Meynung ſitzen ſie immer noch, und haben die Hände im Schooß, ohngeachtet ſie mit ſichtlichen Augen ſehen, daß die Holländer durch die Fiſcherey in ihren Gewäſſern gröſſere Vortheile ziehen, als die Spanier aus ihrem Weſtindien. Im Gegentheil giebt es einige, die in den Nachrichten, die ſie uns von den ſchottländiſchen Fiſchereyen ertheilen, ſich ſo aus-

drücken, daß man bald gar glauben ſollte, daß die Engländer in dieſem Stücke den Holländern, anſtatt daß ſie dieſelben übertreffen ſollten, weit überlegen wären, welches jedoch ganz gewiß eben ſo gut falſch iſt, als die vorherige angenommene Meynung, und muß man ſich alſo für beyden hüten. Die Sache verhält ſich eigentlich ſo, und von Witt geſteht es auch wirklich ein; die Noth trieb die Holländer zu ihren Fiſchereyen, und die groſſen Vortheile, die ſie einbrachten, munterten ſie hinlänglich auf, es ſo zu machen, wie ſie es wirklich gemacht haben, nämlich ſolche Mittel zu ergreifen, die ſich für ihre Lage, für ihre Gemüths- und Lebensart ſchickten, und die zugleich höchſt einträglich wären.

Die Mittelſtraſſe iſt hier, wie in den meiſten andern dergleichen Sachen, die beſte; und ohne die Engländer auf eine übertriebene Art herunterzumachen, ohne ihren Fleiß über Verdienſt herauszuſtreichen, wollen wir uns bemühen, die Sache aufrichtig, und der Wahrheit gemäß zu beſtimmen. Der Heringsfang in Schottland iſt gewislich ſehr wichtig, einige haben ihn überhaupt, d. i. ſowohl auf der weſtlichen als öſtlichen Seite, eins ins andere gerechnet, zu ſechzig tauſend Laſten angenommen; aber ich beſorge es liegt ein Irrthum darinnen, weil ich, nach meiner eigenen Kenntniß in der vorhabenden Sache, guten Grund zu glauben habe, daß es die Holländer ſelbſt für ein recht glückliches Jahr halten, wenn ſie im Stande ſind, ſechzig tauſend Laſten zu machen. Es iſt demnach gar wohl möglich, daß der Irrthum daher entſtanden iſt, daß jemand ſo neugierig war, und die Sache unterſuchte, der die Kunſtwörter nicht verſtund, und vermuthlich fälſchlich Tonnen für Laſten mochte angenommen haben. Eine Tonne Heringe

iſt der zehnte Theil einer Laſt; und nach den beſten Nachrichten, die man von dieſer Fiſcherey haben kann, glaube ich, daß ſechs tauſend Laſten, oder, wenn man eine gröſſere Zahl lieber hört, ſechzig tauſend Tonnen eine ziemliche richtige Berechnung von dem jährlichen Betrag des Heringsfangs in Schottland ſeyn wird. Und ſo eine wichtige Sache dieſes auch iſt, ſo bedeutet ſie doch in Vergleichung der engliſchen Fiſcherey gar nichts, die, ſeitdem dieſes Werk zum erſtenmal heraus gekommen, durch eine Parlamentsacte in gehörigen Stand geſetzt worden iſt.

Der Heringsfang in England wird vornämlich zu Yarmouth und Leoſtoff getrieben; man macht aber ganz was anders aus den Heringen, indem ſie trocken zubereitet, und daraus die ſogenannten Pücklinge werden. Dennoch aber iſt er ſehr beträchtlich, und belauft ſich in den beſten Jahren auf vier tauſend, und in manchen auf fünf tauſend Laſten Heringe, die nach Holland, Frankreich, Spanien und Italien verführt werden. Was noch den Heringsfang an der Mündung der Themſe anbelangt, ſo liefert er, wie ich glaube, ſo viel, als man in London und im Lande braucht; und iſt auch auf der Seite betrachtet nicht gering zu ſchätzen, wiewohl er gewiſſer Maaßen, in Vergleichung mit vorerwähnten Fiſchereyen, gar nichts bedeutet.

Wir müſſen zunächſt auch der Fiſcherey auf der weſtlichen Seite, an den Küſten von Dorſetſhire, und Devonſhire gedenken, und zugleich erinnern, daß bisweilen auch an der Küſte von Cornwall Sardellen gefangen werden. Viele halten dieſe für eine Art Heringe, und vielleicht haben ſie nicht Unrecht; wenn es aber welche ſind, ſo

ſo ſind ſie eine beſondere Gattung von Heringen, und man hält auswärtig ſehr viel drauf, ſo, daß ſchwerlich eine Waare beſſer abgeht, beſonders in Spanien, wo die Leute viele Faſten haben, und vorzüglich ſolche Fiſche ſehr gerne eſſen, die gut eingepöckelt ſind, und einen kräftigen Geſchmack haben, welches man allerdings von den Sardellen ſagen muß. Man glaubt, daß ein Jahr ins andere gerechnet, ſich die Ausfuhr der Sardellen auf tauſend Laſten, oder zehn tauſend Tonnen belaufen, und ich glaube, daß in der Berechnung ehe zu wenig, als zu viel angegeben iſt.

Zu eben der Jahreszeit, da dieſer Sardellenfang im engliſchen Canal getrieben wird, iſt auch ein faſt eben ſo wichtiger Heringsfang, womit ſich die Einwohner auf der gegenüber liegenden Küſte beſchäftigen, nämlich im Canale von Briſtol in der Gegend von Biddiford und Barnſtaple. So ſind wir alſo um ganz Britannien herum gegangen, und haben die Beſchaffenheit und den Werth dieſer Art von Fiſcherey, wie wir ſie auf jeder Seite angetroffen haben, unterſucht, welche überhaupt nicht wohl viel über funfzehn tauſend Laſten kann gerechnet werden; es ſey denn, daß wir die Fiſcherey von Irland mit darzu rechneten, wovon die Kaufleute um Belfaſt und Londonderry einen ſehr wichtigen Vortheil ziehen ſollen; und auch den Mancks oder Heringsfang an der Küſte der Inſel Man, der manchmal ſehr wichtig iſt, ein andermal aber wieder gar nichts bedeutet; wenn man ſie aber alle aufrichtig angiebt, und alle zuſammenrechnet, ſo ſcheint es, man habe eben nicht Urſache zu glauben, daß ſie ſich jährlich viel über zwanzig tauſend Laſten belaufen können, wenn ſie nur noch ſo viel betragen; es iſt auch dieſes, wenn man

alles erwäget, keine Berechnung, die den alten Herings- und Sardellenfang geringe macht.

Wir müſſen nun zunächſt die ſogenannte Weisfiſcherey betrachten; und man muß erſtlich bemerken, daß die Engländer eine beträchtliche Menge Stockfiſche in den Nordſeen fangen, und daher werden ſie auch Nordſee-Stockfiſche genennt, davon eine groſſe Menge an die Fiſchhändler in London verkauft wird, und man wird ſie in den meiſten engliſchen Seehäfen los, weil ſie ſowohl auf kurzen Fahrten zu Proviant, als zur Nahrung an den Küſten dienen, ſo, daß ihnen dieſe Fiſcherey, ob ſie gleich nicht viel Geld einbringt, doch viel erſparet, und alſo in dem Betracht ſehr vortheilhaft iſt. Man hat eine dergleichen Fiſcherey in Schottland, vornämlich in der Gegend Dunbar, ſie dienet einer groſſen Menge Menſchen zum Unterhalt, und hat auf einer andern Seite betrachtet eben den Nutzen, wie die vorhergehenden. Aber die ſchottländiſche Fiſcherey auf der Weſtſeite und zwiſchen den Orkney Inſeln iſt eine Sache von gröſſerer Wichtigkeit, worauf ſich, ſeit einigen Jahren die Irländer gelegt haben, und vor dem Kriege mit Spanien haben ſie einen groſſen Handel dahin getrieben; dieſer iſt aber auch nicht ſo vortheilhaft, als er ſeyn könnte, oder wenigſtens war ers vorher nicht, ehe die Regierung für gut befunden hat, die erwähnte Compagnie zu errichten. Vornämlich aber iſt der Stockfiſchfang der wichtigſte, der auf Neu-foundland (oder Terre neuve) und längs den nordiſchen Küſten von Neuengland getrieben wird, und welcher erſtaunlich einträglich iſt. Man braucht darzu viel tauſend Menſchen auf der See und an den Küſten, er vergröſſert die engliſche

ſche Schiffahrt, er verſchaft ihnen einen groſſen Abgang ihrer Manufacturarbeiten, und über dieſes iſt der Nutzen davon ſehr groß, und da man vor einigen Jahren eine ſehr genaue Berechnung davon gemacht, ſo betrug er nicht weniger, als zweyhundert und dreyßig tauſend Centner, die nach Spanien, Portugal, und nach Italien verführt worden, noch mehr aber iſt nach Leghorn, den canariſchen Inſeln, nach Madera und nach den Inſeln des grünen Vorgebirges gegangen, nicht zu gedenken, was davon in den engliſchen Colonien ſelbſt aufgegangen iſt.

Es giebt auſſerdem noch verſchiedene merkwürdige Fiſchereyen; dergleichen der Wallſiſchfang an der Küſte von Long-Island, Rhode-Island und Neu-York, dieſer iſt aber ſehr ungewiß, noch mehr aber der ſogenannte Wallradfiſchfang zwiſchen den Inſeln von Bermudas. Vormals beſaſſen ſie den grönländiſchen Wallfiſchfang ganz allein, und viele Jahre lang hatten ſie den größten Antheil daran, bis ſie nach und nach von den Holländern davon verdrängt worden ſind, von denen ſie ihn wieder zu bekommen einen guten Anfang gemacht haben. Der engliſche Lachsfang wird zu Aberdeen in Schottland, zu Berwick in England, und an verſchiedenen Orten in Irland getrieben. Es wird auch eine wichtige Fiſcherey auf den Flüſſen auf der Inſel New-foundland (oder Terre-Neuve) getrieben, welche vor Ausbruch des letzten Kriegs ſehr zugenommen haben ſoll, und man ſollte glauben, ſie müßte ſeit der Zeit ſehr beträchtlich worden ſeyn. Ueberhaupt kann man ſagen, daß, wenn die Holländer es den Engländern weit im Heringsfange zuvorthun, ſie auch wieder im Stockfiſchfang von ihnen weit übertroffen werden; in Grönland hatten ſie faſt alles, und in Anſehung der

isländiſchen Fiſcherey iſt es beynahe noch ſo, welche die Engländer ehemals auch in Händen hatten, wenn ſie ſie nur zu behalten gewußt hätten. Ich glaube, es mag wohl wahr ſeyn, daß, indem ſie auf einer Seite verlieren, ſie auf der andern gewinnen; aber deswegen ſollten ſie doch nicht verſäumen, verlohrne Handlungen, und beſonders Fiſchereyen, wieder an ſich zu bringen; vornämlich aber diejenigen Fiſchereyen, die ihren Küſten am näheſten liegen, denn dieſe würden ihnen einen beſtändigen Vorrath an erfahrnen, muntern und geſunden Schi[illegible] ver[illegible]ſchaffen, die bey jedem Vorfalle zur Beſetzung ihr[illegible]otten gebraucht werden, und durch billige Aufmunterungen darzu ſo brauchbar gemacht werden könnten, daß man die tyranniſche und unerlaubte Gewohnheit, die Leute mit Gewalt wegzunehmen, nicht mehr nöthig hätte.

Wenn man über dieſes bedenkt, daß man die Fiſche weit eher fangen und einſalzen kann, als das Erz graben und ſchmelzen, und daß zu Netzen, Schiffen, Leuten, Salz und Tonnen eben ſo viel Ausgaben erfodert werden; ſo, daß ſie eher damit auf den Markt kommen, und doch für dergleichen Waare eben ſo guten Preis finden, als für irgend ein Metall oder Mineral, das ſie haben; ſo ſollte man dieſes, als eine groſſe und beſtändige Quelle der Reichthümer, und was noch beſſer für England iſt, als eine unerſchöpfliche Quelle, anſehen; denn je mehr es hat, deſto mehr will es haben; damit will ich nur ſo viel ſagen, daß es nicht beſorgen dürfe, daß es ſeine Fiſchereyen zuweit ausbreite. Je gröſſer ſie werden, deſto beſſer werden ſeine Fiſche eingeſalzen werden, deſto mehr Leute und Schiffe wird man nicht zum Fang, ſondern zu Ausführung derſelben brauchen; und dieſes würde zugleich ſeine Seemacht vergröſſern,

gröſſern, welches ich noch einmal erinnere, weil ſie damit in beſonderer Verknüpfung ſteht; denn, ohne eine Seemacht, könnte ſo eine weitläuftige Fiſcherey, wie die ſeinige ſeyn könnte, nicht beſchützet werden; da hingegen die ſtufenweiſe Zunahme dieſes natürlichen Vortheils, der mit ſeiner Lage, als einer Inſel unzertrennlich verbunden iſt, jene Macht gar bald zu einem ſo hohen Grade bringen würde, daß ſie ganz Europa die Spitze bieten könnte, ſo, daß das Project, welches man unter der Regierung König Carls des I. gemacht hat, an den Küſten von Schottland einen Häringsfang anzulegen, von deſſen Gewinn ein beſtändiges Geſchwader von Kriegsſchiffen unterhalten werden ſollte, gar nicht übel gegründet geweſen zu ſeyn ſcheinet; aber jetzo braucht England keine dergleichen Projecte; denn wenn ſeine Fiſchereyen gröſſer werden, welches in ſeiner Gewalt ſtehet, und wenn die Ausfuhre ſtärker würde, welches gewiß geſchehen würde, ſo würde dieſes die Handlung vermehren, und die Nation deſto beſſer in Stand ſetzen, einer unüberwindlichen Flotte beſtändig was zu thun zu geben, welches ihr zu eben ſo groſſem Vortheile, als Ruhm, gereichte.

Das ſiebente Capitel.

Von den engliſchen Plantagen, deren Beſchaffenheit und Nutzen erklärt und gezeigt wird, von was für Wichtigkeit ſie für dieſes Land ſind; es wird die groſſe Veränderung, die ſie in den engliſchen Angelegenheiten gemacht haben, beſtimmt, und Rechenſchaft davon gegeben; und alle Einwürfe gegen dieſelben beantwortet.

Es iſt ſchwerlich eine Materie, die die Aufmerkſamkeit eines jungen Menſchen mehr verdient, als dieſe, wir mögen entweder die Wichtigkeit derſelben an ſich, und die Vortheile, die aus der vollſtändigen Einſicht in dieſelbe entſtehen, oder die Gefahr anſehen, welche damit verbunden iſt, wenn man in jene gemeinen Fehler verfällt, womit ſo viele angeſteckt ſind, und die ſich in ihren Reden gemeiniglich bemühen, auch andere damit anzuſtecken. Wenn wir diejenigen hören, die ſich entweder lange in den Colonien aufgehalten haben, oder ſehr wichtige Vortheile aus denſelben ziehen, wie ſie die für Großbritannien daraus erwachſenen Vortheile erheben, und behaupten, daß nothwendig eine wechſelsweiſe Achtung des einen gegen das andere ſeyn müſſe, ſo müſſen wir mit unſern Urtheilen gänzlich in Verlegenheit ſeyn, woferne wir nicht von den Sachen, die ſie behaupten, ſchon einen vorläufigen Begriff haben; und wenn wir hingegen ſehen, wie nicht allein der Pöbel,

Pöbel, ſondern ſogar Leute, die was beſſers vorſtellen, eine Kaltſinnigkeit, und Mangel der Liebe, wo nicht gar Abneigung und Verachtung gegen ihre Landsleute in jenen Ländern zeigen, nicht anders, als wenn ihr Beſtes eben ſo weit von ihnen entfernet wäre, als ihre Perſonen; ſo ſind wir in Gefahr, von dem Strome mit hingeriſſen zu werden, und unvermerkt in einen Irrthum zu verfallen, daß wir es für ein groſſes Glück zu halten haben, wenn wir jemals wieder davon befreyt werden. Ich kann alſo mit gutem Grunde ſagen, daß es für einen jungen Menſchen von äuſſerſter Wichtigkeit iſt, ſich von dieſer Sache beyzeiten richtige, auf geſunde und ſichere Grundſätze gebaute, Begriffe zu machen, damit er ſeiner Sache gewiß ſey, und ſeine Meynung nicht durch eine witzige Declamation, oder durch verführeriſche Gründe erſchüttern laſſe, deren man ſich bisweilen zum Nachtheil aller Plantagen, ſehr oft aber auch darzu bedient, daß man uns in Anſehung beſonderer Plantagen hintergehen und verführen möge.

Es würde gar nicht ſchwer fallen, blos aus der Vernunft zu zeigen, daß Plantagen höchſt vortheilhaft ſeyn, und daß nichts mehr zum Reichthum und Wohlſtand eines Landes, oder wenigſtens eines Handlung treibenden Landes beytrage, als wenn es Colonien in fremden Ländern, und beſonders in einem Lande, wie America iſt, anleget, wo man blos durch Errichtung der Colonien in denſelben ſehr groſſe Länder erhalten kann. Dieſes haben wir gar nicht nöthig, weil uns die Erfahrung ein kürzeres und leichteres Mittel an die Hand giebt. Man hat ſowohl in ältern als neuern Zeiten kein einziges Beyſpiel von irgend einer groſſen Nation, die Handlung getrieben, und dieſes in ihrer Gewalt gehabt, und doch nicht gethan hätte; daraus

wir ſchlüſſen können, daß das, was allezeit und überall für vernünftig gehalten worden iſt, es auch wirklich ſeyn müſſe. Laßt uns überdieſes ſehen, was vormals die Portugieſen ſo reich und mächtig gemacht hat, und was ſie gewiſſer Maaſſen noch dabey erhält, ſind es nicht ihre Colonien? Wenn wir in Anſehung Spaniens die nämliche Frage aufwerfen, ſo müſſen wir auch eben dieſe Antwort bekommen; und doch iſt nichts gewiſſer, als daß dieſe Nationen in Anſehung ihrer Colonien ſehr groſſe Unbequemlichkeiten ausſtehen; denn ſie ziehen gar nichts aus denſelben, auſſer, was ſie für rohe und Manufacturwaaren daraus bekommen; und gleichwohl kaufen ſie den allergrößten Theil, ja faſt alle dieſe rohe und Manufacturwaaren ſelbſt erſt von andern Nationen; dieſer groſſen Beſchwerlichkeit ungeachtet, iſt doch offenbar, daß ihre Colonien nicht nur die groſſe und beſtändige, ſondern beynahe die einzige Quelle ihrer Reichthümer ſind. Dieſes allein wird einem vernünftigen und nachdenkenden Menſchen eine vollkommene Ueberzeugung von dem geben, was, in Anſehung des Vortheils der Plantagen überhaupt, vorgetragen worden iſt.

Es iſt kein kürzrer Weg, in Anſehung der engliſchen inſonderheit betrachtet, als wenn man eine vor ſich nimmt, die eine unentberliche Waare hat, welche hernach für die übrigen zum Muſter dienen kann; und ich weiß keine, die ſich darzu ſo gut ſchickt, als Virginien, welches eine der älteſten, am beſten angebauten, und volkreichſten Colonien der Engländer auf dem veſten Lande iſt. Man hat ausgerechnet, daß ſich die Anzahl Menſchen in Virginien, ohne auf einen Unterſchied zu ſehen, ohngefähr auf eine halbe Million belaufen mag, und von dieſen mögen ohngefähr hundert und zwanzig tauſend, Männer, Weiber und Kinder,

der, Weiſſe ſeyn, welches zeigt, daß dieſe Colonie an ſich ſchon eine Sache von ſehr groſſer Wichtigkeit ſey; nun muß man noch entdecken, was dieſes Land aus ſo einer Menge ſeiner Einwohner, die ſich dort aufhalten, für Vortheile ziehe. Erſtlich muß man bemerken, daß, wie der Werth der Arbeit in verſchiedenen Gegenden in dieſem Königreiche verſchieden iſt, eben ſo auch die Arbeit eines Menſchen in den meiſten Plantagen für ſein Vaterland nicht allein eben ſo vortheilhaft, ſondern noch weit vortheilhafter ſey, als wenn er zu Hauſe arbeitete. Ich glaube, man kann nach einer mäſſigen Berechnung annehmen, daß eine ſolche Perſon zum allgemeinen Schatze, ich meyne zu den Einkünften und Vermögen der brittiſchen Nation, viermal ſo viel beyträgt. So, daß wir billig rechnen können, daß die Weiſſen in Virginien, eine Perſon in die andere gerechnet, dieſer Nation zwölf Pfund eintragen; wir werden den Grund davon einſehen, wenn wir die Beſchaffenheit ihrer Handlung genauer betrachten. Es ſind aber auſſerdem die Schwarzen dieſem Königreiche ſehr nützlich, wiewohl ſie unendlich weniger Nutzen ſchaffen, als die Weiſſen bringen würden, wenn man ſie zu eben der Arbeit brauchte; denn jedes dieſer armen Geſchöpfe braucht jährlich zwo Hauen, zwo Jäthacken, zwo Räuthacken, auſſerdem noch Aexte, Sägen, Bohrer, Nägel, und andere Eiſenwaaren und Sachen. Ueberhaupt kann gar kein Zweifel übrig bleiben, weil es eine Sache iſt, die in der deutlichen Erfahrung gegründet iſt, daß dieſe Leute gewiß für ein hundert und funfzig tauſend Pfund Waaren aus England ziehen müſſen.

Ich habe vorhero (nach dem, was geſchickte Schriftſteller von dieſer Materie behauptet haben) einige allge-

m eine

meine Regeln, nach welchen man rechnen muß, veſtge-ſeßt, dergleichen war, daß man annehmen könne, jede Perſon in dieſer Colonie trüge der Nation jährlich zwölf Pfund ein, welches viel zu groß vorkommen muß; und ſo kommt es bey allen Dingen, die auf Rechnungen beruhen, Leuten vor, die ſich nicht damit abgegeben haben; und ſie werden ihnen auch immer ſo vorkommen, wofern ſie nicht deutlich gemacht werden, welches ich eben verſuchen will, da ich gerne ſolche nützliche Wahrheiten einſchärfen möchte, die einen Einfluß in die Handlungen der Menſchen haben können, und gar nicht willens bin, Wunderdinge zu meinem und anderer Leute Zeitvertreib zu ſchreiben. Um dieſe Schwierigkeiten aufzulöſen, müſſen wir überlegen, daß die Leute in dieſer Colonie in Virginien völlig eben ſo leben, wie wir, oder vielmehr noch freyer, indem bey ihnen jene freygebige, treuherzige, gaſtfreye, und folglich koſtbare Art zu leben gewöhnlich iſt, die im vorigen Jahrhunderte in England herrſchte. Da ſie aber von England aus ſowohl mit dem Nothwendigen, als dem, was zur Bequemlichkeit, ſowohl mit Werkzeugen zur Arbeit, als mit Mitteln zum Wohlleben verſehen werden, ſo folget ganz natürlich, daß ſie eine unzähliche Menge Leute darzu gebrauchen müſſen, um ſich dieſe Sachen zu verſchaffen. Denn man weiß durchgängig, daß dem Mangel ſolcher Sachen von denjenigen Handwerkern und Künſtlern abgeholfen werden muß, die die meiſten Leute in ihrem Dienſte haben, und eigentlich alle Künſtler in England, deren Arbeiten in Virginien gut abgehen. Dergleichen Waaren, die auſſer der Leinwand, Seidenwaaren, oſtindianiſchen Waaren, Wein und andern Waaren aus fremden Ländern, geſchickt werden, ſind Tücher, grobe und feine Serſchen, Zeuge, Boye, Hüte und alle Arten von Kramerwaaren; Hauen, Schnittmeſſer,

meſſer, Aexte, Nägel, und andere Eiſenwaaren; fertig-gemachte Kleider, Meſſer, Zwieback, fein Mehl, Strümpfe, Schuhe, Geſinde-Mützen, und kurz alles, was in England gemacht wird.

Wenn ſie aber dieſen Leuten zu arbeiten geben, ſo müſſen ſie ihnen auch zu eſſen, und ihren Lohn geben, und nicht ihnen allein, ſondern auch denen, die die Mühe über ſich nehmen, ſich von dem Herrn der Plantage bey dieſen Arbeitern gebrauchen zu laſſen; dadurch verſtehe ich die Agenten, Kaufleute oder Factore, welche, ob deren gleich nicht ſo viele ſind, doch ihre Bedienten und Untergebenen haben, welche nach der Art ihrer Beſchäftigung auch beſſer bezahlt ſeyn wollen. Dieſes iſt es aber noch nicht alles; denn, wenn die Sachen fertig, und dem Factor geliefert worden ſind, ſo ſind ſie noch eben ſo weit von dem Herrn der Plantage in Virginien entfernt, und müſſen erſt einer neuen Gattung von Leuten übergeben werden, die man für die Fortſchaffung derſelben bezahlen muß. So, daß ich nun glaube, der mittelmäſſigſte Verſtand könne einſehen, daß die Arbeit einer jeden Perſon in einer Plantage für das Ganze ſeines Vaterlandes viermal ſo viel eintragen müſſe, als wenn er zu Hauſe arbeitete; denn, wenn er ſo viel verzehrt, und alles, was er hat, bezahlt, welches beydes unläugbar iſt; ſo muß auch ſeine Arbeit ſo viel einbringen. Dieſes zeigt, was für Nutzen die Plantagen für das Land haben, dem ſie zugehören; und ich hoffe, es wird nicht nöthig ſeyn zu erinnern, wie viel Achtung und Reſpect diejenigen, ſo die Geſchäfte in dem Lande beſorgen, davon die Colonie herkommt, denen ſchuldig ſind, die um deſſelben willen ſich in den Plantagen aufhalten, und für daſſelbe arbei-

arbeiten. Weil es aber doch möglich iſt, daß wir uns ein wenig in dem Maaſſe dieſer Berechnung irren können, und da ich gar nicht willens bin, dieſe Vortheile gröſſer zu machen, als ſie in der That ſind, ſo werde ich als gewiß und zuverläſſig zum Grunde annehmen, daß jeder Weiſſer in Virginien, einer in den andern gerechnet, dieſer Nation zehn Pfund einträgt, welches für Großbritannien von der ganzen Colonie eine jährliche Einkunft von 1,200,000 Pfund beträgt.

Dieſes iſt, deucht mich, ſchon ziemlicher Maaſſen unſtreitig bewieſen; da ich aber gewiß überzeugt bin, daß viele doch noch glauben werden, dieſe Materie wäre noch nicht überzeugend vorgetragen, wenn man ihnen nicht zeigte, wo dieſes, oder wenigſtens der gröſte Theil dieſer Summe ſollte hergenommen werden: ſo ſoll, damit wir die Sache nicht unvollkommen laſſen, dieſes meine nächſte Bemühung ſeyn, auch dieſe Schwierigkeit zu heben. Zu dem Ende müſſen wir bedenken, daß der Handel, ſowohl in dieſer Colonie, als in Maryland, faſt gänzlich in Tobak beſteht; denn, obgleich das Land verſchiedene vortrefliche zur Handlung dienliche Waaren hervorbringen würde, ſo ſind doch die Herren der Plantagen ſo ganz und gar für den Tobaksbau eingenommen, daß es ſcheint, ſie denken ſonſt gar an keine Verbeſſerungen weiter. Dieſer Handel iſt zu einer ſolchen Vollkommenheit gebracht, daß der virginiſche Tobak, beſonders der wohlriechende, der am Fluſſe York wächſt, für den beſten in der Welt gehalten wird, und der wird gemeiniglich in England, zum einheimiſchen Gebrauch, verthan; die andern Sorten, die man Oronoac nennt, und der von Maryland, fallen mehr auf, ſind aber

aber eben ſo einträglich, weil ſie in Holland, Dännemark, Schweden und Deutſchland geſucht werden; wir müſſen alſo in dieſer Waare den gröſten Theil der ſo groſſen Summe ſuchen, die wir angegeben haben; und wenn wir fleiſſig und aufmerkſam fortfahren, ſo gebe ich die Verſicherung, daß wir nicht vergeblich ſuchen werden.

Ich bin aus einigen ganz verſchiedenen Berechnungen, und aus der Vergleichung der Nachrichten, die ich bey denen geſucht und von ihnen erhalten habe, die die Sache am beſten wiſſen, oder wiſſen müſſen, überzeugt, daß in Friedens Zeiten jährlich nicht viel weniger, als hundert tauſend Oxhofte Tobak aus dieſer Colonie ausgeführt werden; daß man drey bis vier hundert Schiffe und an die vier tauſend Seeleute zu dieſem Handel braucht. Wenn wir annehmen, daß ſich die Sachen wirklich ſo verhalten, ſo werden die hundert tauſend Oxhofte Tobak ungefähr die Summe geben, die ich, als das Einkommen aus dieſer Colonie, für die Nation angenommen habe. Man möchte aber ſagen, daß, wenn die Engländer Tobak für ihre rohen und Manufacturwaaren nähmen, dieſes beyweiten kein jährliches Einkommen wäre, und daß ſie anſtatt 1,200,000 Pfund von den Perſonen zu ziehen, die ſich in der Plantage aufhalten, ſie ihnen für 60,000,000 Pfund Tobak, welcher an ſich kein nothwendiges Stück des Lebens wäre, und den ſie gar wohl entbehren könnten, die koſtbarſten Sachen gäben, die ſie nur hätten. Auf dieſe Weiſe befinden wir uns alle wieder auf der See, und es iſt nun meine Sache, uns noch einmal ans Land zu ſetzen; und wenn ich dieſen letzten Nebel zerſtreuen kann, ſo, hoffe ich, wird inskünftige beſtändig gut Wetter für die Plantagen ſeyn.

Die Aufloͤſung dieſer Schwierigkeit, daß auch kein Schatten von Zweifel mehr uͤbrig bleibt, iſt beyweiten keine ſo auſſerordentlich ſchwere Sache. Man uͤberlege, daß der Tobak lange vorher gebraͤuchlich war, ehe er noch gepflanzt, oder wenigſtens, ehe er zur Vollkommenheit gebracht worden iſt, welches man daraus ſehen kann, daß der Koͤnig Jacobus I. ein Buch dawider geſchrieben hat; was man brauchte, kam entweder von Braſſilien, oder aus ſpaniſchen Plantagen, und wurde das Pfund wirklich fuͤr vier bis ſiebzehn Schillinge verkauft. Geſetzt, die Conſumtion des Tobaks waͤre ſo ſtark worden, als ſie jetzo iſt, und die Englaͤnder waͤren von Fremden damit verſorgt worden, ſo wuͤrde das alle ihre rohen und Manufacturwaaren noch oben drein weggenommen haben; geſetzt aber, das Pfund waͤre nur auf fuͤnf Schillinge herunter gekommen, ſo wuͤrde ihnen dieſes ſchon fuͤnf Millionen, entweder an Waaren, oder an Gelde, gekoſtet haben. Ich bin gar wohl uͤberzeugt, daß man dieſes ohne Grund vorausſetzt, und daß der Tobak, wenn das Pfund fuͤnf Schillinge gekoſtet haͤtte, nicht ſo ganz allgemein haͤtte werden koͤnnen; er wuͤrde aber doch ſehr ſtark gebraucht und gemein worden ſeyn und haͤtte den Englaͤndern alſo ſchon viel koſten muͤſſen; daraus kann man den richtigen Schluß ziehen, daß das, ſo viel das betraͤgt, als ſie im Lande brauchen, erſparet wird. Ueber dieſes fuͤhren ſie jaͤhrlich vierzig tauſend Oxhofte aus, welches ihnen gemeiniglich dreyhundert tauſend Pfund eintraͤgt, welches ein richtiges jaͤhrliches Einkommen von einer Waare iſt, die von einer ihrer Colonien heruͤber gebracht worden iſt. Aus dieſem Beyſpiele laßt uns auf die uͤbrigen ſchlieſſen; denn wir koͤnnen uns in dieſem Capitel nicht vornehmen, uns noch auf ein anderes einzulaſſen.

Alle

Alle übrigen Colonien, Plantagen und Etabliſſementer, die ſie in verſchiednen Welttheilen haben, tragen auf gleiche Art, nur in verſchiedner Maaße, mit bey, daß ſie den Engländern rohe und Manufacturwaaren abnehmen, den Leuten zu thun geben, die Schiffahrt vergröſſern, und die Handlung dieſer Nation ausbreiten; wobey ſie den ſonderbaren und wichtigen Vortheil haben, daß, wenn ſich die Engländer gegen dieſelben nach älterlicher Pflicht und Zärtlichkeit bezeigen, es völlig unmöglich iſt, daß ihnen dieſe Handlung entgehen ſollte, oder daß ſie etwas von ihrem Handel mit den Colonien verlieren ſollten, der alle Tage zunimmt. Wir haben bereits die vornehmſten rohen Waaren angegeben, die die Engländer von ihnen haben, und gezeigt, wie ſie, wenn man ſie verarbeitet, nach allen Abſichten und Endzwecken betrachtet, zu ihren eigenen Manufacturwaaren werden, ſo, daß die Leute in den Colonien, und ihre Sklaven, wenn ſie Sklaven haben, alle Mühſeligkeit und Arbeit über ſich nehmen, indeſſen ſie ihre eigenen Leute durch Verarbeitung ihrer rohen Waaren erhalten, und daraus jährlich unermeßliche Vortheile ziehen, daran die Leute in den Plantagen nicht den mindeſten Antheil haben. So groß ſind die Vorzüge eines Landes, das Colonien hat, und ſo groß und wichtig ſind die Vortheile, die es aus dem Beſitz derſelben einerndtet.

Man möchte aber gleichwohl ſagen, Englands Colonien entzögen ihm eine Menge Menſchen, und die Stärke und der Reichthum eines Landes beſtünde doch in der Menge ſeiner Einwohner: daß es demnach gar wohl möglich wäre, daß, die Vortheile mögen auf der Seite ſo groß ſeyn, als ſie wollen, demſelben doch weit gröſſere würden zugewachſen ſeyn, wenn dieſe Leute in England geblieben

 wären.

wären. Hierinnen aber liegt ein groſſer Betrug, denn die Sache verhält ſich eigentlich ſo: In einem Lande, wie England iſt, wo Handlung und Manufacturen blühen, fehlt es ſo viel, daß Colonien zur Entziehung der Leute gereichen ſollten, daß ſie ihm vielmehr Leute zubringen, oder doch wenigſtens eine Haupturſache zur Vermehrung ſeines Volks ſind. Und ob einem dieſes gleich, beym erſten Anblick, als etwas Unglaubliches vorkommen kann, ſo werden doch die zum Beweiß angegebenen Gründe, wenn man ſie aufmerkſam überlegt, zeigen, daß ſich die Sache wirklich ſo befinde. Die Leute, die die Engländer in den Colonien haben, brauchen mehr Waaren, die in England wachſen und verfertiget werden, als wenn ſie zu Hauſe wären; dieſes verurſacht einen Abgang, der den Lohn erhöhet, und dieſes zieht Leute von andern Nationen herzu. Ueberdieſes ziehen dieſe Colonien, überhaupt zu reden, anfänglich nur ſolche Leute weg, die entweder nicht länger im Lande bleiben wollten, oder nicht länger bleiben konnten; und das Land hat alſo eben dadurch ſo viel Leute, als hingegangen ſind, mit ſammt ihrer Nachkommenſchaft, wirklich behalten, anſtatt ſie zu verlieren. Was ferner diejenigen anbelangt, die nach der Zeit in der Abſicht hingegangen ſind, ihr Glück durch ihren Fleiß zu machen, ſo kann man eben ſo wenig von ihnen ſagen, daß man ſie verlöre, als wenn ſie aus einem Theile der Inſel in einen andern gezogen wären; und wenn man die Sache recht genau betrachtet, ſo haben ſie eben dadurch, daß ſie in die Colonien gezogen ſind, und ſich dort häußlich niedergelaſſen haben, und in beſſere Umſtände gekommen ſind, einen um ſo viel gröſſern Nutzen gebracht, als ſie ſchwerlich würden haben bringen können, wenn ſie zu Hauſe geblieben wären. Da man ferner nie einen Schaden, von dem vorgeblichen Verluſt an Leuten,

Leuten vermerkt hat, ſo iſt nicht im geringſten zu vermuthen, daß es jemals geſchehen werde; denn eben die Urſachen, welche Luſt machen, in die Colonien zu ziehn, und ſich dort niederzulaſſen, müſſen jederzeit für das Land, dem die Colonien gehören, nützliche Folgen haben, ſo lange dieſe Verknüpfung unter ihnen dauert, das iſt, ſo lange es ein Handlung treibendes Land, und eine Seemacht bleibet.

Nachdem wir alſo die Sache gründlich unterſucht, und gezeigt haben, wie ſehr wahrſcheinlich es ſey, daß dieſer einzige Einwurf, den man gemacht hat, oder der gemacht werden kann, in der That ganz ohne Grund ſey; ſo wollen wir uns nun zur Erfahrung wenden; denn, wenn dieſe mit unſern Gründen übereinſtimmt, ſo müſſen wir nothwendig Recht haben. Erſtlich fragt ſich, **in was für einem Zuſtande befand ſich England, ehe die Engländer noch Colonien hatten?** Die aus der Geſchichte und Erfahrung genommene Antwort muß folgender Maaßen ausfallen: Zur Zeit, da die Königin **Eliſabeth** die Regierung antrat, trugen die Zölle jährlich ſechs und dreyßig tauſend Pfund ein; bey der Wiedereinſetzung wurden ſie für viermal hundert tauſend Pfund verpachtet, und trugen ſchon vor der Revolution weit mehr, als noch einmal ſo viel ein. Ehe England noch Colonien, und nur noch wenig Handlung hatte, wurden die Einwohner in **London** auf hundert tauſend Menſchen gerechnet; beym Tode der Königin **Eliſabeth** waren ſie auf hundert und funfzig tauſend angewachſen, und jetzo ſind ihrer ungefähr ſechsmal ſo viel. In jenen Zeiten bekam die Nation nicht allein ihren Schiffsvorrath, ſondern auch ihre Schiffe von ihren Nachbarn. Deutſchland lieferte ihr alles, was von Metall war; ſo gar die Nägel; Wein, Papier, Leinwand, und tauſend an-

dere Sachen kamen von Frankreich. Portugal verſorgte ſie mit Zucker; alles, was ihr America liefert, wurde ihr haufenweiſe aus Spanien gebracht; und die Venetianer und Genueſer ſchlugen ihr die oſtindiſchen Waaren partienweiſe ſo theuer an, als ſie wollten. Kurz, die erlaubten Zinſen vom Gelde waren zwölf vom Hundert, und ihre liegenden Gründe galten gemeiniglich nicht mehr, als ſie in zehn oder zwölf Jahren eintrugen. Darzu kann man noch ſetzen, daß die Engländer ſehr wenig Manufacturen, und noch darzu ziemlich ſchlechte hatten, daß die Anzahl engliſcher Kaufleute ſehr geringe war, und ſie weit weniger Schiffe hatten, als jetzo den nordlichen Colonien zugehören. Dieſes alles iſt offenbar und gewiß; ſo bald ſie aber anfiengen, ihre Handlung auszubreiten, und auswärtige Colonien anzulegen, ſo bekamen ihre Sachen ein ander Anſehen, die Einwohner von London hatten ſich zu Ende der letzten Periode ſchon verdoppelt, und werden vor Ablauf dieſer noch einmal verdoppelt; die engliſche Schiffahrt aber nahm noch weit mehr zu; ſie haben in zwanzig Jahren nach jener Königin Tod über fünf Millionen im Tower ausgemünzt; in zwanzig Jahren nach dieſen, ſieben; und in den nächſt folgenden zwanzig Jahren, acht Millionen; welches ungezweifelte Beweiſe ſind, daß ſie ihre Handlung erſtaunlich zu ihrem Vortheil vergröſſert haben.

Zunächſt werde ich unterſüchen, in was für Umſtänden ſie ſich ſeitdem befunden haben? Und, in Anſehung dieſer, kann ich kühnlich behaupten, daß ſie ſich faſt auf einen unglaublichen und unbeſchreiblichen Grad verbeſſert haben. Ihre Manufacturen haben ſich, vornämlich wegen des ſtarken Abgangs derſelben nach den Colonien, ganz

erſtaunlich vermehrt, denn in denſelben nehmen ſie den Engländern wenigſtens die Hälfte ab, und liefern ihnen viele koſtbare Waaren, die ſie wieder ausführen. Anſtatt, daß ſie ſonſt ſo viele Waaren von andern Nationen zu nehmen pflegten, führen ſie jetzo die nämlichen Waaren aus dem Lande, und manchmal führen ſie eben dieſen Nationen dieſelben zu. Zucker, Rum und Tobak ſind die Quellen des Reichthums der Privatleute, und der Einkünfte des Staats, welche eben ſo viele Canäle geweſen wären, die ihnen das Geld entzogen, und ſie arm gemacht hätten, wenn man ſie nicht aus ihren Colonien hätte ziehen können. Es ſteht nun nicht mehr bey den Ruſſen, ihnen den Flachs und Hanf ſo theuer anzuſchlagen, als ſie wollen. Die Schweden können ſie nicht zwingen, ihnen ihr Pech und ihren Teer, und noch darzu in baarem Gelde, ſo theuer zu bezahlen, als ſie wollen; ſie könnten ihnen auch, durch Steigerung des Preiſes des Kupfers und Eiſens, keinen Schaden thun, wenn ſie auch wollten. Das Farbeholz iſt um fünf und ſiebenzig pro Cent gefallen. Indigo und andre Farbewaaren haben die Engländer, und zwar für einen mäſſigen Preiß, in ihrer Gewalt. Kurz, die Vortheile, die ihnen durch ihr americaniſches Reich zuwachſen, ſind unzählich, ſie haben daſelbſt wenigſtens eine Million engliſche Unterthanen, und brauchen daſelbſt beſtändig funfzehn hundert, bis zwey tauſend, Schiffe. So groß ſind die Vortheile geweſen, in ſo guten Umſtänden befinden ſich ihre Colonien; nun mag jemand an den Vortheilen zweifeln, die dieſer Nation daraus entſpringen, wenn er über die Menge Menſchen nachdenkt, die hier durch ihren Fleiß, oder gar durch ihre Wolluſt, erhalten werden, ſo mag er ihren Wohlſtand leugnen, oder beneiden, wenn er kann.

* *

Das achte Capitel.

Von der See- und Schiffahrt, von den groſſen Vortheilen, die für alle Nationen überhaupt, und für die engliſche inſonderheit, daraus entſpringen; nebſt einigen Anmerkungen, über die natürlichen Vorzüge, die ein Land in dieſem Stücke vor dem andern hat.

Die Vortheile der See- und Schiffahrt ſind bereits mehr, denn einmal, bey Gelegenheit erinnert worden; es war aber nothwendig dieſen Materien ein eigenes Capitel zu widmen, damit die Wichtigkeit derſelben deſto deutlicher in die Augen fallen möge. Die Seefahrt iſt eine Sache von ſo groſſer Wichtigkeit, daß, wenn ſie mit Eifer und Fleiß getrieben wird, ſie ein Mittel zu Einführung der Handlung werden, und darzu dienen kann, daß man ſie erhält, wenn man auch ſelbſt keine Waaren hat. Ich habe bereits gezeigt, daß dieſes der groſſe Vortheil der Holländer, aller zugleich ein Vortheil iſt, der mit vieler Unſicherheit verknüpft iſt. Es gereicht der Geſchicklichkeit und dem Fleiße eines Volks wirklich zur Ehre, das, ohne von der Natur einige Materialien zum Schiffbau ziehen zu können, dennoch alle andre Nationen in der Schiffahrt übertrift. Man kann aber leichtlich vorausſehen, daß der Zuſtand eines ſolchen Volks groſſen Veränderungen unterworfen ſeyn müſſe; denn alles, was auf eine gewaltſame Art und wider die Natur geſchiehet, kann nicht lange beſte-

beſtehen; und das ſind kurzſichtige Staatsleute, welche ſich einbilden, daß die Dauerhaftigkeit und Stärke von einem gählingen und ſchnellen Wuchs entſtehen, da vielmehr Staaten, die geſchwind furchtbar werden, auch die Munterkeit der Jugend bald verlieren. Man muß jedoch geſtehen, daß, ſo lange die Schiffahrt erhalten werden kann, nicht zu beſorgen iſt, daß die Handlung ausgehen, oder auch nur abnehmen ſollte. Durch ſie iſt die ganze Welt verbunden, und die verſchiednen Theile derſelben ſtehen mit einander in Verknüpfung. Dieſe Verknüpfung führet neue Waaren ein, und errichtet neue Manufacturen. Das chineſiſche Porcellan aus jenem berühmten Reiche und Japan hat Europa ganz gewiß groſſe Summen Geldes gekoſtet, dieſe ſind aber durch die Töpferarbeiten ziemlicher Maaßen wiederum erſetzt worden, welche ein Geiſt der Nachahmung in verſchiedenen Ländern, beſonders aber in Holland, England, Deutſchland und Frankreich, hervorgebracht hat. Eben ſo haben die indianiſchen Cattunmanufacturen dergleichen in Europa hervorgebracht; und es iſt vollkommen gewiß, daß der Seidenhandel ſich nach und nach von China, wo er urſprünglich getrieben wurde, bis zu uns ausgebreitet habe.

Man ſiehet alſo, daß die Schiffahrt einen doppelten Nutzen hat, ſie ſetzt die Unterthanen, wo ſie blüht, in den Stand, dasjenige auszuführen, was ſie haben, und das ins Land zu bringen, was ſie nicht haben. Ja, ſie thut noch mehr, denn ſie verſchafft ihnen die Mittel, ſich rohe Waaren von einem andern Orte bringen zu laſſen, und ſie, wenn ſie zu Hauſe verarbeitet worden, wieder an einen andern Ort auszuführen; und eine kleine Uebung, von der Art, erweckt einen ſolchen Handlungsgeiſt, daß die, ſo daran

gewöhnt ſind, beſtändig neue Mittel erfinden, wie ſie die Anzahl der Vortheile, die ſie daraus ziehen, vermehren, und den Fehlern abhelfen wollen, die durch die Länge der Zeit und aus der Veränderung entſtehen, welchen alle Dinge in dieſer Welt unterworfen ſind. Sie wiſſen beſtändig, woran es andern Ländern fehlt, und wiſſen auch die Mittel, wodurch dem Mangel abgeholfen werden kann, und dieſes giebt ihnen häufige Gelegenheit, ſich zu bereichern, und zwar blos dadurch, daß ſie die Agenten und Lieferanten zwiſchen denen ſind, die, durch Mangel, leiden, und denen, die mit Ueberfluß geſegnet ſind. Dieſe Leute machen ſich die Umſtände beyder zu Nutz, denn ſie verhandeln denen, die kaufen, das, was ſie von andern, die, weil ſie es im Ueberfluß haben, wohlfeil verkaufen, wohlfeil erhalten, deſto theurer, nachdem ſie es ſehr nothwendig brauchen. Durch öftere Reiſen in einerley Land, finden ſie Mittel, von dorther geſchickte Künſtler in ihr Vaterland mitzubringen, wo ſie, durch Anwendung ihrer Gaben, Schätze entdecken, die lange vor den Landeseinwohnern ſelbſt verborgen gelegen hatten, und durch Anerbietung groſſer Vortheile, bringen ſie auf gleiche Art die geſchickteſten Arbeiter ſo weit, daß ſie ihren Geburtsort gegen einen andern verlaſſen, wo ſie mehr vor ſich bringen können, und weniger Arbeit haben. Auf eben die Weiſe breiten ſie die Schiffahrt aus, deren Wichtigkeit ſie ſo gut einſehen, und ziehen alſo die Vortheile an ſich, die andre lange eingeerndtet haben. Die Holländer lernten zuerſt durch einen Mann, den ſie zu **Liſabon** aus dem Gefängniß losgeholfen hatten, den Weg um das **Vorgebürge der guten Hoffnung** nach Oſtindien, und engliſchen Steuermännern hatten ſie es zu danken, daß ſie ihnen zuerſt den Weg nach **Weſtindien** und nach **Japan** gezeigt haben.

So

So lange die Engländer nichts von der Schiffahrt verſtunden, war ihr Land arm an Volk, und ſie zehrten gleichſam vom Capital. Etliche wenige unentbehrliche rohe Waaren, und ſehr wenige Manufacturwaaren, war alles, was ſie hatten, und wenn ſie ihnen von Auswärtigen abgenommen wurden, ſo gaben ſie ihnen dafür, was ſie für gut befanden, und ſchlugen es ihnen beynahe ſo hoch an, als ſie wollten. Da aber die Schiffahrt nur einmal anfieng zuzunehmen, da die Engländer, anſtatt andrer ihre Schiffe zu befrachten, ſelbſt Schiffe kauften, und da ihre Leute eine Luſt zum Seeweſen zu bekommen anfiengen, ſo veränderte ſich der Zuſtand der Sachen gar bald; ſie brachten aus andern Ländern die Producte für ein geringes Geld nach Hauſe, gegen das gehalten, was ſie ihnen koſteten, und, durch Beſuchung verſchiedner Märkte, fanden ſie Mittel, das, was ſie aus dem Lande führten, viel höher los zu werden. Dieſes Gewerbe dauerte nicht lange, ſo brachte es eine Veränderung in den Sitten, in ihren Kleidern, Haußrath, Gebäuden und Lebensart hervor; kurz, es vermehrte ihre Bedürfniſſe, und das Verlangen denſelben abzuhelfen, erzeugte den Ueberfluß. So, wie ſie viele Sachen aus fremden Ländern brachten, die ihnen ganz neu und ſeltſam waren, eben ſo fanden ſie auch zu Hauſe viele Sachen von geringem Werthe, die in andern Ländern ſehr hoch gehalten wurden. Mit der Zeit unterſuchten ſie die Urſachen genauer, warum andre Nationen reich wären, und, nachdem ſie dieſelben entdeckt hatten, ſo fiengen ſie an, ihre Manufacturen nachzumachen, und ihre Erfindungen noch zu verbeſſern. In Anſehung des letztern, waren ſie vorzüglich glücklich, und dieſes ſetzte ſie bald in den Stand, es in dem erſtern andern zuvorzuthun. Auf dieſe Weiſe lernten ſie von einer Nation das Weben, von der andern

dern das Färben, und von der dritten, wie ſie in ihren Manufacturen die Tücher in Zeuge verwandeln ſollen. Von den **Deutſchen** lernten ſie groſſe und kleine Uhren machen; die Glaßmacherkunſt holten ſie aus Italien; und die **Holländer** wieſen ihnen das artige Geheimniß der Schriftgieſſerey, in welchen allen ſie ihren Lehrmeiſtern gleich ſind, und in den zwey letztern thun ſie es ihnen unſtreitig zuvor; ich würde dieſes ohne Bedenken auch von dem letztern behaupten, wenn es nicht auf eine einzige Hand ankäme, deren Geſchicklichkeit über die Nachahmung erhaben zu ſeyn ſcheinet.

Durch die Aufnahme ihrer Schiffahrt haben ſie die Vortheile, womit ſie die Natur durch ihre Lage verſehen hat, zu Stande gebracht, und ſich derſelben verſichert; dadurch iſt jeder groſſer und kleiner Hafen, jeder Eingang und Meerbuſen ein neuer Vortheil worden, weil er ihnen einen Weg öfnet, zu dem, was ſie auswärts ſenden, und einen Eingang zu allem, was ſie gerne einführen wollen. Dieſem Umſtande haben ſie die glückliche Vertheilung ihrer Handlung zu danken, ſo, daß jeder Zweig derſelben mit dem größten Vortheile getrieben wird, oder getrieben werden kann: weil ſchwerlich ein Wind wehen kann, mit welchem nicht Schiffe aus einem Hafen auslaufen, und in einem andern wieder einlaufen können; kurz, die Schiffahrt kann man als den Canal betrachten, durch welchen alle ihre Handlung den Umlauf hat, und daraus können wir ſehen, von was für Wichtigkeit es ſey, daß ſie frey und ungeſtört bleibe; daraus ſehen wir auch, daß das, was dieſelbe hemmt oder hindert, zum allgemeinen Nachtheil gereichen müſſe. Denn es iſt mit dem Staatskörper eben, wie mit dem natürlichen Leibe; wenn der Umlauf der Säfte leidet, ſo kann er nie geſund ſeyn; und daraus entdecken

wir

wir zugleich, das, was die Schiffahrt befördert, das befördert auch den allgemeinen Nutzen der Nation, weil die Handlung darauf beruht, und auf der Handlung der Werth unſrer Häuſer, unſerer Ländereyen, und deſſen, was ſie uns liefern.

Wenn wir uns in die Geſchichte der engliſchen Schiffahrt einlaſſen wollten, ſo würde uns dieſe in ein ſehr weites Feld führen, und ob dieſes gleich ſehr angenehm und unterhaltend iſt, ſo würde es uns doch nicht viel Unterricht mehr geben; dennoch wird es ſehr wohl gethan ſeyn, wenn wir nur etwas weniges aus dieſer Geſchichte anführen. Zur Zeit der normanniſchen Könige mußte die Schiffahrt nothwendig geringe ſeyn; denn ich finde, daß zur Zeit der Königin Eliſabeth, nämlich 1575, die ganze königliche Flotte nur aus vier und zwanzig Schiffen beſtanden habe, davon das größte der Triumpf war, und tauſend Tonnen hielt; das kleinſte hieß der Georg, und hielt noch nicht ſechzig Tonnen. So finde ich auch, daß alle Schiffe in England zuſammen, die über vierzig Tonnen, und die unter hundert Tonnen hielten, ſich nicht höher, als auf ſechs hundert und ſechs und funfzig Fahrzeuge, beliefen; und die, ſo hundert Tonnen und drüber hielten, und von allerley Gröſſe waren, machten hundert und fünf und dreyßig aus. Ihre ganze Seemacht (denn es wurden nicht allein alle Schiffe, die im Jahr 1588. in der Königin Dienſt ſtunden, oder die ſie in Beſtand nehmen konnte, ausgerüſtet, ſondern es rüſteten auch die Einwohner der Seeſtädte und andre Privatperſonen viele aus) belief ſich doch überhaupt in allen nicht höher, als auf hundert und drey und vierzig Schiffe, wobey Spitalſchiffe, Proviantſchiffe, und alle groſſe und kleine Fahrzeuge ſchon mit gerechnet ſind. Un-

ter der Regierung König Jacobs, wurde die königliche Flotte mit neun Kriegsſchiffen vermehrt; und da, beym Tode der Königin Eliſabeth, die Flotte etwa aus ſechzehn tauſend Tonnen beſtehen mochte, ſo war ſie, da der König Jacob ſtarb, auf drey und zwanzig tauſend geſtiegen. Unter ſeiner Regierung wurde die Schiffbaukunſt durch den berühmten Phineas Pett zu einer groſſen Vollkommenheit gebracht, welcher ſich, nach einer herrlichen Erziehung auf der hohen Schule, mit ſehr glücklichem Fortgang auf dieſe ſchöne Kunſt legte, worinnen er es zu einer weit gröſſern Vollkommenheit brachte, als irgend jemand zu ſeiner Zeit. Ehe noch die bürgerlichen Kriege ausbrachen, hatte die engliſche Flotte ſich ſehr vermehrt; und dieſes halte ich für den deutlichſten Beweiß, daß ſich ihre See- und Schiffahrt ebenfalls vermehrt habe, welche immer in einerley Verhältniß mit einander zugenommen haben, davon wir die Urſachen nicht zu erklären brauchen, weil die Sache ſelbſt redet.

Zur Zeit der Wiederherſtellung, war ihre Flotte ſehr anſehnlich, und wurde wegen des darauf erfolgten holländiſchen Kriegs noch ſtark vermehrt. Im Jahr 1670. verſicherte der Groß-Siegelbewahrer Lord Bridgman, daß zehen Jahre vorher der Aufwand der Flotte eine halbe Million betragen habe; und im Jahr 1678. beſtund die königliche Flotte aus drey und achtzig Schiffen, darunter acht und funfzig von der Linie waren; und zu der Zeit berechnet der Ritter Petty, daß die ausgeführten Waaren dieſer Nation ſich jährlich auf zehen Millionen beliefen. Der Ueberſchuß ihrer Handlung wurde zu der Zeit von Dr. Davenant auf zwo Millionen geſetzt, und er konnte auch in der That nicht geringer ſeyn. Bey der Revolution beſtund

ſtund die königliche Flotte aus hundert und drey und ſiebenzig Segeln, groß und klein, die überhaupt ungefähr ſieben tauſend Kanonen führten. Seit ſelbiger Zeit hat ſie beſtändig zugenommen, ſo, daß ſie, nach dem Verzeichniß des 1763ſten Jahres, aus drey hundert und zwey und zwanzig Segeln beſtand, die zwölf tauſend zweyhundert und ſiebenzig Kanonen führte; *) und wenn ſie alle gebraucht und gehörig beſetzt würden, ſo würden ſie drey und achtzig tauſend und vier hundert Seeleute brauchen. Wir können uns daraus einen Begriff von der erſtaunlichen Vermehrung ihrer See- und Schiffahrt überhaupt machen, welche ohne allen Zweifel mit ihrer Kriegsflotte, wo nicht vollkommen, doch ziemlich in gleichem Verhältniſſe mit jener zugenommen hat.

Man hat noch eine andre Art von Berechnung, die einem jungen Menſchen ſehr nützlich ſeyn kann, und dieſe entſteht aus der Vergleichung, die man zwiſchen den Seemächten in Europa anſtellen kann; welches eine Sache iſt, die gar oft, und zwar mit Recht, das Nachdenken der größten Männer beſchäftiget hat. Der Ritter **Raleigh** hat einen ſehr geſchickten Ueberſchlag, von der Seemacht **Europens** zu ſeiner Zeit, gemacht; und der Ritter **Petty** hat uns mit mehrerer Einſicht eine andre Berechnung geliefert, welche ſeit der Zeit beſtändig zum Maas angenommen worden iſt. Er glaubte, daß die **Holländer** ungefähr 900,000 Tonnen führen könnten; **Großbritannien** 500,000; **Schweden, Dännemark,** und die **Handelsſtädte in Deutſchland** 250,000; **Portugal und Italien** ebenfalls 250,000, und **Frankreich** ungefähr

100,

*) S. Büſchings Erdbeſchreibung unterm Art. v. England.

100,000. Es haben ſich aber die Sachen ſeit ſelbiger, ſo wohl in Anſehung der engliſchen, als andern Mächte, ſehr ſtark verändert, dergeſtalt, daß ich völlig überzeugt bin, daß die engliſche Schiffahrt, ehe der letzte Krieg ausbrach, wenigſtens noch einmal ſo ſtark war, als ſie bey Schlieſſung des Utrechter Friedens ſeyn mochte. Ich muß es frey geſtehen, daß es eine ſehr ſchwere Sache iſt, wenn man mit einiger Richtigkeit die gegenwärtigen Verhältniſſe der Seemacht angeben will; doch ſchmeichle ich mir, daß folgende Tabelle, bis man eine beſſere wird machen können, ihren Nutzen haben wird.

Wenn man die ganze Schiffahrt Europens in zwanzig Theile eintheilt, *) ſo hat

Großbritannien = = =	6
Die vereinigten Provinzen = =	6
Die Unterthanen der nordiſchen Kronen	2
Die Handelsſtädte in Deutſchland, und die öſterreichiſchen Niederlande =	1
Frankreich = = =	2
Spanien und Portugal = =	2
Italien und das Uebrige von Europa =	1

Die Gründe, worauf dieſe Berechnung gebauet iſt, würden eine weitläuftige Erklärung erfordern. Und dem allen ohnerachtet, würde es ſehr ſchwer halten, diejenigen, welche nur die Handlung dieſes oder jenen Landes inſonderheit kennten, ſo weit zu bringen, daß ſie glaubten, die Berechnung wäre redlich gemacht; doch aber, glaube ich, wird man ſehen, daß diejenigen, die für irgend ein Land beſonders eingenommen ſind, geſtehen werden, daß die Tabelle, was

*) S. Büſchings Erdbeſchr. und auch ſeine Vorbereitung.

was die übrigen anbelanget, ziemlich richtig iſt, welches alles iſt, was man nur erwarten kann. Man muß auch zugeſtehen, daß, da dieſe Verhältniſſe ſich beſtändig mehr oder wen ger verändern, ſo eine Berechnung nicht gar zu lange ſehr genau mit der Wahrheit übereinkommen könne. Da aber dieſe Fehler in der Natur der Sache, und gar nicht in der Berechnung ſelbſt, liegen, ſo iſt das eine gegründete Entſchuldigung; und über dieſes iſt ſie nach dem Endzwecke, um welches willen ſie hier beygebracht worden iſt, von hinlänglichem Nutzen, weil ſie doch darzu dienen wird, jemand einen allgemeinen Begriff von der Sache zu geben, und den Leſer, wenn man deren Wichtigkeit zeigt, auf eine Unterſuchung zu bringen, die ihn in den Stand ſetzen kann, die Fehler zu verbeſſern, welche Zeit und Zufall, als welche allen Dingen gemein ſind, nach ſich ziehen können.

Das neunte Capitel.

Eine Betrachtung über den auswärtigen Handel von Großbritannien, worinnen die verſchiednen Länder angezeigt werden, nach welchen es ſeine Waaren bringen, und von welchen es rohe und Manufacturwaaren holen kann; nebſt einigen Anmerkungen und Erinnerungen über die Beſchaffenheit der Handlung, wie ſie die hierinnen erwähnten Länder mit dieſer Krone treiben.

Die Abſicht dieſes Capitels geht nur dahin, daß wir die Hauptmaterien zu einer allgemeinen Handlungs-

geſchichte von England angeben, und den Entwurf zu einem erſtaunlich groſſen Gebäude machen: daß der Leſer, wenn er ſich die allgemeinen Grundſätze, in Anſehung der Handlung und Schiffahrt, bekannt gemacht, und geſehen hat, in wieferne ſie etwas zum Wohlſtande eines jeden Volks beytragen können, auch zugleich im Stande ſeyn möge, wenigſtens einen dunklen Begriff von dem groſſen Endzwecke zu bekommen, zu welchem es beſtimmt iſt, und von einer Sache ſich eine Vorſtellung zu machen, die ſo gewaltiges Aufſehen in der Welt macht, ich meyne von der engliſchen Handlung. Wenn man ſie aufmerkſam und genau betrachtet, ſo wird man ſehen, daß ſie unter die geringe Zahl derer gehöre, welche ſich der Ruf vergebens zu vergröſſern bemüht hat; und doch iſt nichts wahrer, als dieſes, daß faſt jeder einzelne Zweig derſelben gar wohl noch einer Verbeſſerung fähig iſt; und zwar ſo fähig, daß ich mir kein Bedenken mache, zu behaupten, man könne die engliſche Handlung um ſo viel vollkommener machen, als ſie jetzo iſt, um wie viel ſie ſchon vollkommener gemacht worden iſt, als ſie zu den Zeiten der Wiederherſtellung war. Dieſes iſt ein Werk, das der Aufmerkſamkeit ihrer Patrioten und tugendhaften Miniſter würdig iſt, deren Mühe es auch reichlich belohnen würde. Wir wollen jetzo den folgenden Entwurf anſehen, und uns damit begnügen, daß wir ihn betrachten, wie er iſt.

Die Handlung, zwiſchen Großbritannien und den Staaten des Großherrn, wird von Kaufleuten getrieben, die in der levantiſchen oder türkiſchen Compagnie ſtehen; dieſe iſt durch eine neuerliche Verordnung nunmehr ſo eingerichtet, daß ſie den Abſichten der Nation gemäſſer werden kann, ohne, daß deswegen die beſondern Vortheile ver-

ringert werden, welche die türkiſchen Kaufleute von Rechts⸗wegen genieſſen müſſen. Die vornehmſten Waaren, die die Engländer ihnen zuführen, ſind Bley, Zinn und Eiſen; und von ihren wollenen Waaren, breit Tuch, und Perpetuel. Man ſagt auch, ihre Kaufleute ſchickten Zucker aus Frankreich und Liſabon, wie auch ungemünzt Silber und Gold dahin. Sie bekommen dagegen rohe Seide in groſſer Menge, welche ſie aber zu weiter nichts brauchen können, als zum Eintrag bey ihren Damaſten und andern bunten ſeidnen Zeugen; man kann ſie auch zu Strümpfen, Gallonen, und ſilbernen und goldnen Spitzen brauchen; taugt aber gar nicht zur Kette eines ſeidnen Zeugs, auch nicht einmal zum Eintrag einer feinern Sorte. Sie holen auch von ihnen Cameelgarn, allerley Farbewaaren, Specereyen, Seife, Leder, Baumwolle, Früchte, Oel ꝛc. So lange der Krieg dauerte, war es ihnen bey dieſem Handel ſehr vortheilhaft, weil ihnen die Franzoſen hauptſächlich darinnen Abbruch zu thun ſuchen; und da ſie nicht allein durch Kapereyen, ſondern auch durch die hohe Aſſecuranz, die ſie für alle ihre ausgehenden Waaren bezahlten, einen groſſen Verluſt hatten; ſo mußten ſie nothwendig ſehr theuer auf die Märkte kommen, und vielleicht haben die Engländer noch einige von den damals erhaltenen Vortheilen zu genieſſen.

Nach Italien führen dieſelben von ihren eigenen Waaren, Zinn, Bley, eine groſſe Menge Fiſche, als, Sardellen, Häringe, Lachs, Stockfiſch ꝛc. allerley Arten oſtindiſche Waaren; und von ihren Manufacturwaaren, breite Tücher, Perpetuel, Boye, Droguette, und andere Zeuge; wie auch Leder und andere Sachen. Sie bringen von dorther eine ungeheure Menge rohe, bereitete und

geſponnene Seide, Wein, Oel, Seiſe, Oliven, Farbewaaren u. ſ. w. Aus dieſem Lande, ſonderlich aber aus den Staaten Sr. Sardiniſchen Majeſtät, bekommen ſie die ſo genannte feine organzine Seide, die weit beſſer durch eine Maſchine, als mit der Hand, gezwirnt werden kann, dergleichen ſie eine, und zwar nur eine, zu Derby haben. Jedoch dieſer Prinz hat ſeinen Unterthanen dieſe koſtbare Waare in ihrem vollen Umfange zu erhalten geſucht; denn ſie bekommen keine Piemonteſer rohe Seide, und was ſie erhalten, das bezahlen ſie mit baarem Gelde ſehr theuer. Daran iſt die gleiche Vertheilung der Macht Schuld, und weil man, wenigſtens in dem an der See gelegenen Theile von Italien, immer neue Herren hat, welches für Großbritannien ein ſehr wichtiger Umſtand iſt, und ſo ſollte er auch von ſeinen Miniſtern allezeit, und, wo möglich, niemals anders betrachtet werden.

Nach Spanien führen ſie Zinn, Bley, Korn ꝛc. Sardellen, Häringe, Stockfiſche, und andere Arten von Fiſchen; von ihren Manufacturwaaren, breit Tuch, Droguette, Boye und Zeuge von allerley Art, wie auch eine Menge verſchiedener Waaren, welche von ihnen zu Cadix wieder nach ihren Colonien in America eingeſchifft werden. Dagegen ziehen ſie aus Spanien, Wein, Oel, und Früchte, Wolle, Indigo, Conchenille, und andere Spezereyen. Daraus ſiehet man, daß, wenn die Spanier gute Kundleute für die Engländer ſind, ſo ſind dieſe auch die beſten Kundleute, die jene haben; denn man hält dafür, daß ſie ihnen zwey Drittel ihrer Waaren abnehmen: ſo, daß, wenn man ſie als eine Nation betrachtet, den Spaniern nichts mehr Schaden thun kann, als ein Krieg mit den Engländern. Es iſt wohl wahr, dieſe ziehen von

dorther in Friedenszeiten ein Anſehnliches ſowohl an gemünztem, als ungemünztem Silber und Gold; aber dafür liefern dieſe ihnen auch die unentbehrlichſten Waaren, nebſt den Manufacturwaaren, die ihnen dieſe Gold- und Silberklumpen einbringen, und dieſe nehmen ihnen auch viel Waaren ab, die ihnen ſonſt liegen bleiben müßten; denn die Franzoſen liefern ihnen einen Haufen Kleinigkeiten, und auch einige koſtbare Manufacturwaaren, dafür ſie blos in Silber bezahlt werden. Hieraus ſiehet man, daß es der beyderſeitige Vortheil Spaniens und Englands iſt, mit einander zu handeln; und wenn man dieſes allen durchaus beybringen könnte, ſo würde es England bereichern, und ihnen vortheilhaft ſeyn.

Die Engländer liefern nach Portugal Zinn, Bley, Korn, Fiſche, und faſt von allen ihren Waaren; wie auch breite Tücher, Droguette, Boye, Zeuge, Leder, und viele andere Manufacturwaaren. Sie ziehen von ihnen Wein, Oel, Salz, und Früchte, ſo, daß, ob man gleich durchgängig glaubt, dieſer Handel ſey ihnen ſo vortheilhaft, als irgend einer, doch die Portugieſen auch ihre Rechnung dabey finden. Denn erſtlich nehmen ſie ihnen faſt alle Waaren ab, die jene ausgehen laſſen, worzu ſie, wenn ſie ihnen die Engländer nicht abnähmen, ſchwerlich einen Liebhaber finden würden; und dieſe liefern ihnen die beſten Sachen, die ſie nach Braſilien gehen laſſen, und dadurch ſie jährlich den unermeslichen Schatz herausziehen, der, wegen ſeiner Gröſſe, Portugal zu einem der reichſten Länder in Europa macht. Ueber dieſes haben dieſe wechſelsweiſen Vortheile eine ſolche Verknüpfung beyderſeitiger Intereſſe gemacht, daß die Engländer bey allen Gelegenheiten bereit geweſen ſind, ſich des portugieſiſchen

anzunehmen, und Portugal gegen die einzige Macht zu ſchützen, die es Urſache zu fürchten hat, indem ſie ſich beyzeiten mit ihrer Seemacht darein gelegt haben.

Nach Frankreich führen die Engländer Zinn, Bley, Korn, Hornplatten, und ſehr vielen Tobak, etwas Flanel, und ſonſt ſehr wenig von ihren Manufacturwaaren; in Friedenszeiten nehmen ſie von ihnen Wein, Brandwein, Leinwand, Spitzen, feine Leinwand, Schleyer, (woferne nicht die neuerlichen Verordnungen die Einfuhre verbieten können) und unzähliche andere Sachen, die ihnen aufgedrungen werden, oder was ſonſt den Franzoſen beliebt, ihnen vorzuſchreiben, woraus man ſieht, daß der franzöſiſche Handel für ſie unter allen am gefährlichſten und ſchädlichſten iſt.

Die Engländer liefern nach Flandern Zinn, Bley, und einige Eiſenwaaren, wie auch Zucker und Toback; von ihren Manufacturwaaren, Serſchen, Flanelle, und einige Zeuge. Dagegen nehmen ſie von ihnen ſehr theuer an feine Spitzen, klare Leinwand, Schleyer, leinen Zeug, Borten, Zwirnband, und andere dergleichen Waaren: dergeſtalt, daß gar kein Zweiſel zu ſeyn ſcheint, daß den Engländern dieſer Handel ſehr nachtheilig iſt, welches man ſonderlich dem Verbot der engliſchen Tücher zuzuſchreiben hat; und demnach, wenn ſie irgend Urſache haben, ſich um etwas auf dem veſten Lande zu bemühen, ſo iſt es der Hafen zu Oſtende, nebſt einem kleinen Diſtricte um daſſelbe, welches auch zugleich ihren Alliirten nützlich ſeyn würde, und könnte ihnen ihre Koſten, die ſie in ihren verſchiedenen Landkriegen gehabt, in etwas erſetzen helfen. Dieſes erinnere ich hier nur beyläufig.

Die engliſche Nation ſchicket nach Deutſchland Zinn, Bley, und viele andere Waaren, Tobak, Zucker, Jngwer, und alle Arten von oſtindiſchen Waaren. Von ihren Wollenwaaren nehmen einige faſt von allen Arten, die ſie machen. Dagegen nimmt ſie von ihnen verzinnt Blech, Leinenzeug, Ziegenfelle, und verſchiedene andere Sachen. Man ſiehet dieſen Handel für ſie für ſehr vortheilhaft an, man könnte ihn aber noch weit vortheilhafter machen; denn an vielen Orten haben ſie neuerlich verſchiedene engliſche Manufacturwaaren, und an einigen alle mit einander verboten. Es würde aber nicht anders, als billig ſeyn, wenn England in ſeinen Subſidientractaten einen Artikel mit hätte, daß es dergleichen Verbote verhindern oder wieder aufheben könnte, denn da es die Deutſchen bezahlet, daß ſie für ſich Bataillen liefern, ſo, deucht mich, könnten ſie zur Vergeltung, ihren Waaren gar wohl einen freyen Eingang verſtatten, und ihnen, da ſie doch ihr gewiſſes Geld von ihnen bekommen, auch wenigſtens etwas von den ihrigen ſehen laſſen.

Mit Dännemark und Norwegen hat England einen groſſen Handel, es führet ihnen aber ſehr wenig zu: etwas weniges von Tobak, und einige wenige grobe Wollenwaaren, das iſts alles; aber daran muß es noch Kronen und Guineen hängen, um für Bauholz und Eiſen zu bezahlen; und wenn es, anſtatt ſein Geld hinzutragen, warten wollte, bis die Dänen kommen und es holen, ſo wird die Sache nicht nur im geringſten nicht beſſer, ſondern vielmehr ſchlimmer, denn alsdenn bezahlet es ihnen nicht nur ihre Waaren, ſondern auch die Fracht; und es ſcheint nicht in ſeinem Vermögen zu ſtehen, dieſem Uebel jetzo abzuhelfen.

Bey dem Handel, den die Engländer mit Schweden treiben, verlieren ſie ebenfalls; denn dort iſt eine Staatsregel, alle engliſche rohe und Manufacturwaaren, ſo viel möglich, zu verdrängen; und das hat man ſo getreulich gethan, daß es nunmehr beynahe aufs Reine gebracht iſt, und die Engländer haben faſt gar nichts mehr, was ſie ihnen zuführen, als Gold und Silber. Kupfer, Eiſen, und Schiffsgeräthe ſind die Waaren, die ſie von dorther bringen, und dieſe betragen jährlich an die drey hundert tauſend Pfund. Vor dieſem konnten ſie dieſes gar nicht Umgang nehmen: weil man ihre Waaren haben mußte, und weil ſie ſonſt nirgends zu bekommen waren. Jetzo iſt es anders: die Engländer können dieſe Sachen alle für ein weit wohlfeileres Geld aus ihren eigenen Colonien haben, welches faſt eben ſo gut iſt, als wenn ſie dieſelben im Lande hätten; ſo, daß eine wohl überlegte Parlamentsacte ſie von der Unbequemlichkeit befreyen, ſo viel baar Geld im Reiche behalten, und verhindern könnte, daß ſich eine Nation nicht auf Englands Koſten bereicherte, die ſchon ſeit geraumer Zeit ſo gar wenig Achtung für ſeine Freundſchaft bezeigt hat.

Nach Rußland verführen die Engländer Zinn, Bley und andere Waaren, auch eine groſſe Menge Tobak; und von ihren Manufacturwaaren, grobe Tücher, Perpetuel, halbwollene Zeuge ꝛc. Dagegen bekommen ſie von demſelben Talch, Pelzwerk, Eiſen, Potaſche, Hanf, Flachs, Leinenzeug, Juchten ꝛc. Ihr Handel in dieſes Land wird durch eine aufs beſte eingerichtete Compagnie getrieben, und wird unter allen, die ſie haben, am beſten dirigirt; denn jeder Kaufmann kann für ein Weniges in dieſelbe aufgenommen werden, und die Maaßregeln, die ſie beobachten,

ſind

ſind ſo beſchaffen, daß ſie höchſt vortheilhaft werden, und niemals zum Schaden gereichen können. Der Handel durch dieſes Reich nach Perſien kann eine ſehr wichtige Sache werden, weil er ihnen die Art Seide für einen geringen Preis verſchaffen kann, die ſie am meiſten brauchen, und kann auch noch andere Vortheile nach ſich ziehen, die wir hier nicht erklären können.

Nach Holland führen die Engländer faſt alle rohe und Manufacturwaaren aus, die ſie nur haben, wie auch die meiſten Waaren, die ſie aus ihren Plantagen, und aus der Levante und Oſtindien bringen. Von ihnen erhalten ſie eine erſtaunliche Quantität klare Leinwand, Zwirn, Borten, Zwirnband, Fiſchbein, Meſſingtafeln, Zimmet, Muſcatenblüthe, Gewürznelken, Specereyen, und Farbewaaren ꝛc. Sie haben zwar in Anſehung des erlaubten Handels ſehr wichtige Geſchäfte mit einander; es iſt nur das einzige Bedenken dabey, wieferne ſich dieſe durch den groſſen Eifer jener abſcheulichen Unchriſten, der Schleichhändler, vermindern können, welche durch ein anhaltendes Beſtreben, ihren privat Nutzen zu befördern, ihr Brod verdienen und ſich auf Koſten des Staats bereichern; ſo, daß man, weil ſie wegen ihrer Handthierung Englands gefährlichſte Feinde ſind, gar keine Ungerechtigkeit begeht, wenn man ſie mit dem Bann beſtraft, und ſie, als Verräther, anſieht.

Was Englands africaniſchen Handel anbetrift, ſo iſt er unſtreitig für die Nation von der gröſten Wichtigkeit, denn er verſchaft ihr einen groſſen Abzug ihrer rohen und Manufacturwaaren, und bringt ihr von den Spaniern ſowohl an ungemünztem Silber und Gold, als auch an Goldſtaub,

Rothholz, Elfenbein, und andern koſtbaren Waaren, was anſehnliches, davon einige wieder ausgeführt werden; hauptſächlich aber verſorgt er ihre Plantagen mit Negern, welches eine überaus wichtige Sache iſt. Die alte africaniſche Compagnie in England, die ehemals die blühendſte und einträglichſte unter allen engliſchen Compagnien war, die es auch geblieben wäre, wenn nicht in derſelben eine ſchlechte Verwaltung eingeriſſen, und auſſer ihr von Parteyen Nachtheil zugefügt worden wäre, iſt endlich durch eine Parlamentsacte aufgehoben, und der Handel auf einen neuen Weg eingeleitet worden, daß er entweder der Nation vortheilhaft iſt, oder vortheilhaft gemacht werden kann, weil Großbritannien und ſeinen Colonien an keinem Handel mehr gelegen ſeyn kann, als an dieſem, und iſt ſchwerlich irgend eine ſo ſehr der Gegenſtand des Neides der Ausländer, als dieſer.

Der oſtindiſche Handel iſt eine erſtaunliche Sache, und der Nation ſehr einträglich, ob ſie gleich hauptſächlich ungemünzt Silber und Gold von ſich hineinbringet, und ober gleich von einer Compagnie getrieben wird. Allein die Waaren, die ſie nach Hauſe bringen, werden für einen wohlfeilen Preiß eingekauft, und ſehr theuer wieder verkauft, und man glaubt mit gutem Grunde, daß das, was die Engländer von dorther bringen, wenigſtens noch einmal ſo viel abwirft, als das zum Einkauf deſſelben dahin geſchickte Silber und Gold beträgt. Man iſt neuerlich, und zwar nicht ohne guten Grund, auf die Gedanken gebracht worden, daß dieſer Handel, wenn man ihn gegen Nordoſten ausbreitete, noch weit vortheilhafter könnte gemacht werden. Denn, in jenem Falle, könnten ſich die Engländer Hofnung machen, eine groſſe Menge ihrer Manufa-

cturwaaren zu vertreiben, welches auf einmal den einzigen wider dieſen Handel gemachten vernünftigen Vorwurf heben, ihre Schiffahrt vermehren, und die nordiſchen Nationen abhalten könnte, daß ſie ihnen nicht in den Kauf fielen, worzu ſie eben das Geld anwenden, das ihnen die Engländer für Schiffgeräthe bezahlen, um dieſe von einem ſehr wichtigen Zweige der Handlung zu verdrängen, zu deren Betreibung jenes Geräthe angeſchaffet wird.

Was den Handel betrift, den die Engländer nach den Plantagen treiben, ſo haben wir ſchon davon geredt, und er iſt unfehlbar vorzüglich der allerwichtigſte unter allen, die ſie haben, und was noch ein Troſt für ſie ſeyn muß, er iſt dem ohnerachtet weit nicht ſo beträchtlich, als er ſeyn könnte; denn mit etwas Mühe und einigen Aufmunterungen könnte man ihn durch das, was man erſparte, und was er mehr abwerfen würde, zwey bis dreymal ſo vortheilhaft machen, als er iſt; denn man hat berechnet, daß, wenn man ſich mehr auf Hanf- und Flachsbau, auf Bauholz, Potaſche, Eiſen, und anderes Schiffsgeräthe und Seide legte, ſo könnte man ein anſehnliches über eine Million jährlich erhalten oder gewinnen, und wenn andere Anſtalten gemacht werden, ſo läßt ſich unſtreitig zeigen, daß England in wenig Jahren noch einmal ſo viel gewinnen könnte.

Der Leſer ſieht demnach aus dieſer kurzen Abhandlung, was der Handel war, was er iſt, und was er ſeyn könnte. Möchte doch der Geber alles Guten, deſſen gnädigen Regierung wir ſchon ſo viel zu danken haben, uns zu einer dankbaren Empfindung ſeiner Güte erwecken, und uns die unzählbaren Vortheile, die er uns in unſere Gewalt gegeben hat, recht gebrauchen lehren; und möchte ſich doch das

heran-

heranwachſende Geſchlecht bemühen, alles dasjenige, was ihre Vorfahren ſo weislich angefangen haben, auch fortzuſetzen, ihre Fehler zu verbeſſern, und ihre Bemühungen noch weiter zu treiben, ſo werden wir ein reiches, mächtiges, und glückliches Volk bleiben.

Anmerk. Sollte dieſer rührende Wunſch, womit der engliſche Schriftſteller hier ſchließt, einen patriotiſchen Leſer bewegen, daß er auch von Deutſchland, oder von einer Provinz deſſelben insbeſondere, einige Nachrichten, welche die Handlung erläuterten, aufſuchen möchte, ſo wird er ſich voritzt noch mit der brauchbaren Vorbereitung eines Büſchings zur Staatskenntniß, oder mit den Arbeiten eines Achenwalls und Pütters begnügen müſſen, bis wir vollſtändigere Werke davon erhalten.

Eilfte

Eilfte Abtheilung.

Von den

Geſetzen und der Regierung.

Von den

Geſetzen und der Regierung.

Erſtes Hauptſtück.

Die Grundſätze der Geſellſchaft werden unterſucht. Die verſchiedenen Meinungen über dieſe Materie werden geprüft. Von den groſſen Schwierigkeiten, die man antrift, wenn man ſich aus der Geſchichte hierinnen gründlich unterrichten will. Von der ſo wenig verſtandenen Freyheit. Falſche Begriffe von derſelben. Die wahre Freyheit wird aus den Geſetzen und der Regierung hergeleitet; wodurch die Menſchen edler und geſitteter gemacht werden, und woraus die ſittliche Verbindlichkeit entſpringt, die Wohlfahrt der Geſellſchaft allen andern Betrachtungen vorzuziehen.

Es giebt wenig Materien, welche öfterer abgehandelt oder ausführlicher erörtert worden, als die, welche den Inhalt dieſer Abhandlung ausmachen ſollen; und doch wird man ſchwerlich einige finden, worüber die größten und weiſeſten Männer weniger mit einander einſtimmig geweſen wären. Es ſcheint in der That ſehr ſchwer zu ſeyn, die wahre Urſache hiervon anzugeben; indeß glaube ich doch, daß man dieſe Gedenkungsart am leichteſten aus den verſchiedenen Abſichten rechtfertigen kann, womit die meiſten von dieſen Schriftſtellern ſich über dieſe Materie erklärt haben. Denn man kann nicht leugnen, daß ſehr

wenige ganz ohne einigen Hang, oder ohne die Abſicht geſchrieben haben, ein gewiſſes Lehrgebäude insbeſondere zu empfehlen, und ſeine vornehmſten Grundſätze vorzutragen, worauf die menſchliche Geſellſchaft errichtet worden, oder hätte errichtet werden ſollen. Allein wir haben dieſen Vorſatz ganz und gar nicht. Wir ſuchen nicht mit dergleichen künſtlichen Lehrgebäuden junge Gemüter zu unterhalten; ſondern wir trachten vielmehr nur allein nach der Entdeckung der Wahrheit. Deswegen wollen wir die Meinungen der andern anführen, ſie mit einander vergleichen, und dadurch ſo deutliche und richtige Begriffe von dieſen ſchweren Materien zu geben ſuchen, als man ihrer Natur nach von ihnen erlangen kann.

Viele von denen weiſen und gelehrten Männern, welche ſich bemüht haben, den Urſprung der Regierung ausfindig zu machen, haben geglaubt, weil alle Staaten aus einer kleinern oder gröſſern Anzahl von Familien beſtünden, ſo müßte die Art der Regierung ſo beſchaffen geweſen ſeyn, wie man ſie in allen Familien antrift, worin der Vater das Oberhaupt iſt; und dies nennt man das patriarchaliſche Lehrgebäude. Andere hingegen, welche die natürliche Beſchaffenheit der Menſchen und ihren Hang, immer auf Unkoſten der andern ihre Begierden zu befriedigen, überlegten, haben behauptet, daß der natürliche Zuſtand der Menſchen ein kriegeriſcher Staat geweſen ſey, und daß die Geſetze und Regierung erſt durch die theuer erkaufte Erfahrung ſo vieler Unbequemlichkeiten eingeführt worden, die einen ſolchen Zuſtand natürlicher Weiſe begleiteten. Die Beweisgründe, welche von beyden Seiten angeführt werden, können leicht überreden, und ſcheinen ſehr vernünftig zu ſeyn; indeß ſind doch auch die Einwürfe, die

wider

wider dieſe beyden Meinungen gemacht worden, nicht weniger erheblich, und können nicht leicht beantwortet werden. Der ſicherſte Weg, zu der Wahrheit zu gelangen, iſt vielleicht der, wenn man dieſe Meinungen mit einander verbindet. Denn, auf der einen Seite, muß man notwendig einräumen, daß, da die Menſchen nicht auf einmal zu entſtehen pflegen, die patriarchaliſche Regierungsform ſo lange üblich geweſen ſeyn mag, als nur einige kleine Familien auf der Welt waren. Aber, da die Familien ſich vermehrten, ſo muß man notwendig vermuten, daß Zwiſtigkeiten daher entſtanden ſind, und daß die weiſeſten und geſittetſten unter den Menſchen, um den Unbequemlichkeiten, welche dieſe Zwiſtigkeiten verurſachten, abzuhelfen, zu gewiſſen Einſchränkungen, oder, anders ausgedrückt, zu Geſetzen ihre Zuflucht genommen, und, um dieſe zu unterſtützen und zu erhalten, diejenige Art von Ordnung eingeführt haben, welche eine Regierung genennt wird.

Man ſollte ſogleich auf die Gedanken gerathen, daß die ſicherſte Nachricht von dieſen urſprünglichen Geſetzen, und von den allererſten Regierungsformen aus der Geſchichte erlangt werden könnte; und dennoch finden wir nicht, daß man durch dieſe Methode zu einer groſſen Gewisheit gelangen könne. Die Schriften des Moſes ſind die älteſten, die wir haben, und wahrſcheinlicher Weiſe enthalten ſie Auszüge aus noch ältern Schriften, die lange vorher vergeſſen worden, und verloren gegangen ſind. Wir lernen zwar daraus, wie die Welt zuerſt bevölkert worden; aber in Abſicht auf die Geſetze und Regierung beobachten ſie ein merkliches Stillſchweigen. Nur ſo viel erhellt daraus, zur Beſtätigung deſſen, was wir zu der Vereinigung der beyden entgegengeſetzten Lehrgebäude angeführt haben, daß

die patriarchaliſche Regierungsform nicht lange beſtanden hat, ſondern daß vielmehr Uneinigkeiten ſich erhoben, und die Familien, je mehr ſie ſich vergröſſerten, ſich über die ganze Erde ausgebreitet, und (wenn uns dieſer Ausdruck erlaubt iſt) unter verſchiedenen Staatsverfaſſungen gelebt haben, ob man gleich nirgends ihre Beſchaffenheit angezeigt findet. Die weltliche Geſchichte iſt noch weit dunkler, und folglich noch weniger geſchickt, uns zu unterrichten; und eben ſo wenig Nachrichten werden wir erhalten, wenn wir, anſtatt hiſtoriſche Unterſuchungen anzuſtellen, zu der Erfahrung uns wenden, und nach der urſprünglichen Verfaſſung der Geſetze und der Regierung unter neuerlich entdeckten Nationen uns umſehen. Denn hier finden wir eben dieſelbe Verſchiedenheit und Abänderungen. Ein jedes Volk wird nach ſeiner eigenen Art regiert. Einige leben, wie in **Grönland** und den **nördlichen** Theilen von **Amerika**, in einer Art von Unabhänglichkeit. Andere in gewiſſen Geſellſchaften unter den Häuptern beſonderer Familien. In verſchiedenen Gegenden finden wir Fürſten nebſt ihren Rathsverſammlungen, welche beyde, nur in Abſicht auf die Verdienſte, und beſonders wegen ihrer Geſchicklichkeit im Kriege, erwählt werden. Kurz, man gelangt durch dieſe Unterſuchungen niemals zu einiger Gewisheit; und der einzige wichtige Vortheil, den man daraus erhält, ſcheint dieſer zu ſeyn, daß man einſehen lernet, wie vergebens es iſt, nach einem urſprünglichen Lehrgebäude zu forſchen, und wie ſehr wir, wenn wir alles überlegt haben, vermuten können, daß die Geſetze und Regierungsarten, gleich andern Dingen in allen Ländern, ſo verſchiedene Abwechſelungen erlitten haben, daß wir nichts weiter davon wiſſen können, als, daß ſie überall für mehr oder weniger notwendig gehalten und von jeder Nation eingeführet, oder

wieder=

wiederum unterdrückt worden, nachdem die Vortheile, die ſie verſchafften, groß geweſen, und in ſo fern man dieſelben eingeſehen hat.

Nichts iſt ſo überzeugend gewiß, als, daß unter den Menſchen, in Abſicht auf ihren Zuſtand, eine unumſchränkte Gleichheit herrſchet. Es iſt daher eine unbeſonnene und widerſprechende Meinung, daß man, aus dem Geſetze der Natur, die Anſprüche auf die Oberherrſchaft, oder die Verbindlichkeit zum Gehorſam, herleiten könne. Doch, ob es gleich gewiß iſt, daß jeder Menſch ſo frey gebohren wird, als der andere, ſo veranlaßten doch die Schwachheiten und Bedürfniſſe, denen die menſchliche Natur ausgeſetzt iſt, nicht nur ſo gleich, daß man auf das Hülfsmittel der Unterwerfung dachte; ſie machten ſie ſogar notwendig. Wenn wir dies hier weitläuftig beſtätigen müßten; ſo würden wir es auch einem göttlichen Geſetze zuſchreiben. Denn die natürliche Neigung, welche Eltern gegen ihre Kinder empfinden, und wodurch ſie angetrieben werden, dieſelben zu unterhalten und zu erziehen, dieſe iſt von dem Schöpfer, ſo wie alle andere Leidenſchaften und Begierden der Seele, dem Menſchen ins Herz geprägt worden. Aus dieſer väterlichen Sorgfalt und Zuneigung entſtehet offenbar die gegenſeitige Verbindlichkeit zu dem kindlichen Gehorſam. Doch daraus ſcheint nicht zu folgen, daß dieſer kindliche Gehorſam von eben der Beſchaffenheit, wie jene politiſche Unterwerfung ſey, deren Urſprung wir jetzt unterſuchen. Die Urſache hiervon iſt dieſe: in der Folge der Zeit wird dieſe Verbindlichkeit ſchwächer, oder ſie verliert ſich gänzlich, je mehr der Sohn heran wächſt, und indem er nun wieder der Vater einer Familie, und das Oberhaupt eines Hauſes wird. Hieraus kann man einſehen, daß zwiſchen

dem natürlichen und bürgerlichen Gehorſame ein Unterſchied iſt; und daß, wenn man gleich in einem gewiſſen Verſtande behauptet, daß alle Menſchen von Natur gleich ſind, dieſes doch nur in Abſicht auf die bürgerliche Gewalt und den bürgerlichen Gehorſam zu verſtehen iſt. Deswegen müſſen auch unſre Begriffe von der natürlichen Freyheit nur auf dieſe ſich einſchränken.

Indeß müſſen wir doch bekennen, daß unter den vielen Leidenſchaften, welche dem menſchlichen Herzen natürlich ſind, die Liebe zur Freyheit eine der ſtärkſten ſey, und deswegen gleich den übrigen Leidenſchaften, in ſo fern man ſie als eine Leidenſchaft oder eine Begierde der Seele betrachtet, unmöglich ſtrafbar ſeyn könne. Aber auch auf der andern Seite kann dieſe Leidenſchaft, ſo wie alle andere, nur ſo lange unſchuldig oder rühmlich ſeyn, als ſie von der Vernunft geordnet und geleitet wird. Wir dürfen, um uns hiervon zu überzeugen, nur bedenken, daß wir dasjenige eine Leidenſchaft oder natürliche Begierde nennen, was die Neigung des Gemüts zur Erlangung des Guten iſt; und welches das Gute ſey, dies müſſen wir von demjenigen Lehrer, der uns zu dem Ende von unſerm Schöpfer gegeben iſt, von der Vernunft, erlernen. Wenn wir alſo finden, daß die Dichter, Redner, oder politiſchen Scribenten, der Freyheit in den erhabenſten und prächtigſten Ausdrücken Lobſprüche ertheilen; ſo müſſen wir dieſe nicht in einem buchſtäblichen und uneingeſchränkten Verſtande annehmen: weil, in dieſem genommen, ſie eigentlich gar nichts bedeuten. Denn eine uneingeſchränkte und unbedingte Freyheit einzelner Menſchen iſt ein bloſſes Hirngeſpinſt; eine Sache, die wegen ihrer eigenen Beſchaffenheit unmöglich ins Werk zu richten iſt, und um deren Erlangung man ſich nicht bemühen

ßen kann, ohne den Endzweck gänzlich zu zernichten; weil die Menſchen, wenn ſie alle vollkommen frey wären, und die Forderungen, die zu dieſem vermeintlichen natürlichen Rechte abzielen, ausführen wollten, notwendig Eingriffe auf die allgemeine Freyheit wagen, und dieſelbe zernichten würden. Ja, wenn wir dies noch kürzer ausdrücken, und zugleich die Stärke dieſes Beweiſes zeigen wollen; ſo müſſen wir ſagen, daß wir uns von dieſer unumſchränkten Freyheit keinen Begriff machen können, ohne vorauszuſetzen, daß ein jeder Menſch ein Recht zu allen Dingen habe. Wenn aber alle ein gleiches Recht zu derſelben Sache haben; ſo ſieht man offenbar, daß unmöglich irgend einer ein unterſchiedenes und vorzügliches Recht darzu beſitzen könne. Aber eine unumſchränkte Freyheit faßt nicht nur das Recht, zu genieſſen, ſondern auch die Macht und ein Vermögen in ſich, alles dasjenige zu genieſſen, worzu ein Menſch ein ſolches Recht beſitzt; und da dieſe beyden Sätze ſich unmöglich mit einander vereinigen laſſen, und da wir gewiß ſind, daß die Natur und der Urheber derſelben niemals etwas widerſprechendes zur Abſicht hat, ſo müſſen wir dadurch vollkommen überzeugt ſeyn, daß eine unumſchränkte und unbezähmte Freyheit unmöglich mit unſrer Natur beſtehen, und deswegen diejenige Freyheit nicht ſeyn kann, welche der eigentliche Gegenſtand unſrer Begierde iſt.

Doch, wenn wir, durch dieſe Folge von Schlüſſen, den Begriff einer unumſchränkten Freyheit widerlegt haben, ſo folgt doch daraus gar nicht, daß unſer natürliches Verlangen nach der Freyheit, ſeinen Endzweck zu erreichen nicht vermögend ſey. Denn wenn dies wäre, ſo würde der Menſch durch das Geſetz der Natur, oder, anders ausge-

drückt, durch den Willen ſeines Schöpfers, ein unglückſeliges Weſen ſeyn; und dies iſt eben ſo ein grober und in die Augen fallender Widerſpruch, daß man ihn unmöglich zugeben kann. Damit wir uns alſo aus dieſen Schwierigkeiten losmachen, und dieſe heftige Begierde nach der Freyheit mit den übrigen Umſtänden der menſchlichen Natur vereinigen mögen; ſo müſſen wir uns bemühen, zu entdecken, ob wir nicht eine gewiſſe Art von Freyheit erlangen und ausüben können. Denn, wenn wir dieſe entdecken können, ſo kommen wir auf einmal aus dieſer Wildnis, und gelangen wieder auf einen ſchönen und offenen Pfad zu demjenigen Guten, zu welchem wir uns von der Natur ſchon gereitzet ſehen. Dieſe Betrachtungen ſind nicht nur an ſich richtig und hierher gehörig; ſondern die Menſchen müſſen ſie auch notwendig anſtellen, wenn ſie demjenigen Range, den ſie in der Kette der Dinge behaupten, gemäß handeln, und dadurch diejenige Glückſeligkeit erlangen wollen, deren ſie fähig ſind. Dieſe können ſie aber nicht anders erlangen, als wenn ſie den Trieben ihrer natürlichen Begierden nach derjenigen Erkenntniß, die ihnen die Vernunft verſchafft, und nach der Anleitung, die ſie ihnen giebt, folgen. Denn es iſt ganz unmöglich, daß ein vernünftiges Weſen, ſo lange es dieſer Würde gemäß handelt, elend ſeyn könne: denn alles Elend iſt eine Strafe, und dieſe können wir uns nur durch unſre eigne Verſchuldung zuziehen, das heißt, wenn wir vorſetzlich wider das Geſetz unſrer Natur handeln, oder, welches einerley iſt, wenn wir ausdrücklich elend ſeyn wollen, und es durch unſre eigene Thorheiten und Fehler werden. Aber damit wir hier alle Verwirrung vermeiden, ſo wollen wir, nachdem wir geſehn haben, was die Freyheit nicht iſt, uns eben derſelben behutſamen und unparteyiſchen

ſchen Methode bedienen, um zu entdecken, was ſie eigentlich iſt; und dadurch werden wir in unſerer Unterſuchung gewiß glücklich seyn.

Wir haben in dem erſten Hauptſtücke der vorigen Abhandlung gezeiget, daß die beſondern Mängel und Schwachheiten der Menſchen, als Menſchen betrachtet, die Urſachen der Bequemlichkeit und des Ueberfluſſes werden, und wir dürfen nur ein wenig aufmerkſam ſeyn; ſo werden wir finden, daß die Aufopferung dieſes unnützen und unauszuübenden Anſpruchs, auf eine unumſchränkte Freyheit, die eigentliche Quelle der vernünftigen und wirklichen Freyheit ſey, nach welche der eigentliche Gegenſtand jenes heiſſen Verlangens iſt, das der menſchlichen Natur eingeprägt worden. Wenn alle Menſchen auf ihr Recht, alles zu beſitzen, beſtehen wollten; ſo ſieht man leicht ein, daß ſie gar nichts beſitzen würden; wenigſtens würde bey einem jeden der Beſitz von der perſönlichen Stärke oder Gewalt abhangen, und alſo gar ſehr willkührlich werden, und wenig oder keinen Werth mehr haben. Um dieſe Schwierigkeit zu heben, und, um ſich den Weg zu einem ruhigen und ſichern Zuſtande zu öfnen, bemühten ſich die Aelteſten und Angeſehenſten, gewiſſe allgemeine Regeln ausfindig zu machen, durch deren Beobachtung die Ruhe könnte erlangt, und jedermann geſchickt gemacht werden, ſeine körperliche Arbeit, oder die Fähigkeiten ſeiner Seele zu ſeiner oder ſeiner Familie Unterhaltung anzuwenden. Nach einem kurzen Verſuche, zeigte ſich der Nutzen dieſer Erfindung durch die Bequemlichkeiten, die ſie verſchaffte, immer deutlicher; und da man nach und nach, durch die Abänderung der alten Geſetze und durch die Hinzuſetzung einiger neuern, allen Unbequemlichkeiten abzuhelfen ſuchte, ſo gelangte endlich das Syſtem

zu ſeiner Vollkommenheit. Dieſe Vorſchriften ſind es, was wir eigentlich Geſetze nennen, denen ſich die Menſchen unterwerfen, wenn ſie in einen neuen Zuſtand treten, und Mitglieder der Geſellſchaft werden. Dieſen kann man mit Recht einen neuen Zuſtand nennen, weil derſelbe von dem natürlichen Zuſtande, wie wir uns ihn vorſtellen, ſehr weit unterſchieden iſt. In dieſem herrſcht zwiſchen allen Menſchen eine Gleichheit; und jeder von ihnen ſcheint ſich entweder von ſeinen Begierden oder Bedürfniſſen leiten zu laſſen; und um jene zu befriedigen, oder dieſen abzuhelfen, macht er einen ſo uneingeſchränkten Anſpruch auf ſein Recht, daß daſſelbe in keine andere Gränzen eingeſchloſſen iſt, als die ihm durch die Widerſetzung der höhern Gewalt der andern beſtimmt werden. Alle dieſe Gerechtſame, die, wie wir vorher gezeigt haben, ſo unnütze ſind, giebt jeder einzelne Menſch völlig auf, wenn er ein Mitglied der Geſellſchaft wird; und er erlangt dafür wieder andere Gerechtſame, die aus der Grundverfaſſung der Geſellſchaft entſpringen, und einen unendlich höhern Werth haben. Zwar ſind ſeine Vorzüge nicht ſo groß; aber er genießt hingegen Sicherheit; und wenn auch ſeine Anſprüche auf das Eigentum eingeſchränkt ſind, ſo wird doch durch eben dieſe Einſchränkung das wahre Eigentum verſchafft. Wir haben alſo, durch eine leichte Folge von Beweiſen, gezeigt, daß die Geſellſchaft ein Werk der Vernunft iſt; daß in dem natürlichen Zuſtande die Menſchen nur als eine Art von Thieren anzuſehen ſind, und daß wir an ihnen die vernünftigen Weſen nur dann erſt erblicken, wenn ſie ihre Gemütsfähigkeiten entdecken, indem ſie das Syſtem eines geſellſchaftlichen Lebens erfinden, und diejenige Lebensart verlaſſen, die ſich nur zu ihrer thieriſchen Natur ſchickte.

Hieraus folgt, daß die Menſchen, wenn ſie Mitglieder der Geſellſchaft werden, eben dadurch ihre natürliche Freyheit zum letzten male ausüben, und ſie für eine andere Art der Freyheit freywillig niederlegen, welche zwar auf der einen Seite nicht ſo unumſchränkt, aber es auf der andern deſto mehr iſt. Denn die Vorſchriften der Geſellſchaft entziehen der natürlichen Freyheit nur ſo viel, als einen Menſchen hindern kann, den andern durch eine höhere Gewalt zu unterdrücken; oder, anders ausgedrückt, an ſtatt einer Freyheit, die nur in Gedanken beſteht, und nicht ausgeübt werden kann, wird durch ſie eine vernünftige und wirkliche Freyheit gegründet. Aber, da die Geſetze der Geſellſchaft zu keiner wirklichen Ausübung können gebracht werden, wenn die Macht der Geſellſchaft nicht angewendet wird, ſie zu unterſtützen; ſo entſtehet daraus die Notwendigkeit und Billigkeit der Hoheit, welches der wahre und richtige Grund aller Regierung iſt. Durch dieſe Kette von Schlüſſen ſehen wir deutlich ein, daß, wie die Geſellſchaft auf das gemeinſchaftliche Intereſſe aller Mitglieder, auch die Einrichtung der Regierung auf den gemeinſchaftlichen Vortheil derſelben gegründet iſt; und daß die Gewalt, womit bey der Anordnung der Geſellſchaft diejenigen verſehen werden, die man zu der Regierung ziehet, nichts anders, als eine Uebergabe der gemeinſchaftlichen Gerechtſame der Menſchen iſt, welche in den Händen einzelner Perſonen entweder ſchädlich oder unnütze ſind, zu der Verwahrung einiger wenigen, und zum Vortheile aller; und damit jedes Mitglied insbeſondere ſeine vorbehaltenen Gerechtſame in Friede und Sicherheit genieſſen möge.

Die Menſchen haben es alſo den Geſetzen und der Regierung zu verdanken, daß ſie in dieſem Leben diejenige

Glückſeligkeit genieſſen können, welche der Natur vernünftiger Weſen angemeſſen iſt. Dadurch werden Arbeitſamkeit und Fleiß erweckt, welches man niemals unter den Wilden gewahr wird. Dadurch werden die Menſchen fähig gemacht, das Land, das ſie bewohnen, zu verbeſſern, ſich nicht nur die Bedürfniſſe, ſondern auch die Bequemlichkeiten des Lebens zu verſchaffen, und alle diejenigen Uebel zu entfernen, die ſie nach Beſchaffenheit ihrer Umſtände in der Welt, entweder durch Klugheit, oder Gewalt, zu entfernen vermögend ſind. So viel alſo auch Männer von einem feurigen Genie, in der wilden Hitze ihrer Einbildungskraft, zum Vortheile einer völligen, gränzenloſen Freyheit angeführt haben, ſo muß doch ein jeder, welcher den Unterſchied zwiſchen einer Hütte und einem bequemen Hauſe, einer Wüſte und einem wohl angebauten Lande, einem Volke, das wild in Hölen und Wäldern lebt, und einer Nation, die im völligen Beſitze der Bequemlichkeit und des Ueberfluſſes iſt, einſehen kann, ein jeder muß überzeugt ſeyn, daß die Geſellſchaft und Regierung, in Abſicht auf die irdiſchen Angelegenheiten, ſowohl die höchſte Wirkung menſchlicher Klugheit, als auch der wahre und ſichere Grund einer vernünftigen Freyheit, und die einzige Quelle aller Glückſeligkeit ſey, die man in dieſer Welt finden kann.

Aus dieſen Betrachtungen müſſen wir billig die ſittliche Verbindlichkeit herleiten, die jedem Menſchen oblieget, den Vortheil der Geſellſchaft, worinn er lebt, und wovon er ein Mitglied iſt, zu befördern. Dies iſt ſeine erſte und vornehmſte Sorge; denn ſeine eigene Sicherheit, Ruhe und Glückſeligkeit hänget davon ab. Je mehr dieſe Geſellſchaft blühet oder in Verfall geräth, deſto mehr muß ſein eigener beſonderer Vortheil und das Intereſſe ſeiner Familie wach-

ſen

ſen oder abnehmen. Eine richtige und vollkommne Empfindung hiervon, und eine feurige und redliche Neigung, den Vorſchriften dieſer Empfindung zu folgen, dies iſt es, was man eigentlich und mit Recht den patriotiſchen Geiſt nennt, die erſte und gröſste unter den ſittlichen Tugenden, und die man notwendig mit allem Feuer empfinden muſs, wenn man ein rechtſchaffner Mann ſeyn will. Man kann nicht leugnen, daſs bey dieſer Tugend, wie bey allen andern, bisweilen viel Heucheley ſich einmiſchet; aber ſo ſtrafbar auch dieſe Heucheley bey demjenigen iſt, der ſich ihrer ſchuldig macht, ſo iſt ſie doch ein ſtarker Beweis, auf den man die Tugend ſelbſt gründen kann; denn je gröſſern Schaden ein falſcher Patriot zu thun im Stande iſt, deſto edler, liebenswürdiger und rühmlicher iſt der Character eines wahren Bürgers, welcher nach dem groſſen und glorreichen Verlangen handelt, allen Gutes zu erzeigen.

Zwey=

* *

Zweytes Hauptſtück.

Eine Anzeige von den beſondern Regierungsformen, welche in unterſchiedenen Zeitaltern und Ländern vorgenommen worden, vorzüglich aber von den drey regelmäßigen Formen der Monarchie, Ariſtocratie und Democratie; von den Vorzügen und Bequemlichkeiten einer jeden, nebſt ihren Mängeln und Unbequemlichkeiten; von dem Urſprunge und der Beſchaffenheit vermiſchter Regierungsformen, ihren Vortheilen und Schäden, nebſt einer kurzen Ausführung derjenigen Beweiſe, wodurch man darthut, daß eine jede Regierungsform geſchickt genug ſey, die Glückſeligkeit des Volks, welches unter ihr lebt, zu verſichern, vorausgeſetzt, daß ſie in die Hände einer weiſen und tugendhaften Obrigkeit kömmt.

In dem vorhergehenden Hauptſtücke haben wir dem Leſer mit aller der Kürze, welche die Materie verſtatten wollte, die wahren Grundſätze der bürgerlichen Geſellſchaft, den wirklichen Grund der Regierung, und die Bewegungsurſachen zu derjenigen moraliſchen Verbindlichkeit angezeigt, welche einen jeden Menſchen, der, ſo wie es ihm zukömmt, handeln will, verbinden, nicht nur ſich der Verfaſſung ſeines Landes zu unterwerfen, ſondern auch die äuſſerſten Bemühungen anzuwenden, um ſie zu unterſtützen und zu erhalten, dieſe Verfaſſung mag beſchaffen ſeyn, wie ſie will. Denn die moraliſche Verbindlichkeit bleibt immer dieſelbe, der Menſch mag auch in einem noch ſo beſondern Staate geboren ſeyn, weil die Bewegungsgründe, wodurch ſie unterſtützt wird, weit älter ſind, als ſeine Geburt; und das ganze Vermögen, Eigentum oder Glück, das er beſitzt,

gehört

gehört ihm aus keinem andern Rechte zu, als weil er ein Mitglied derjenigen Geſellſchaft iſt, durch deren Geſetze er in ſeiner Kindheit vermittelſt der Macht dieſer Regierung beſchützet wurde. Um deswillen iſt er ihr auch eine natürliche Treue ſchuldig, und er kann hiervon auf keine andere Art losgeſprochen werden, als durch den gänzlichen Umſturz dieſer Regierungsform. Denn alsdann wird er ſeine Treue jeder andern, die an ihre Stelle kömmt, mit Recht erweiſen, weil Beſchützung und Gehorſam einander entſprechen, und weil es unmöglich iſt, daß ein Menſch durch irgend eine moraliſche Verbindlichkeit verpflichtet werden könnte, einem Undinge treu zu ſeyn.

Die Regierungsformen ſind zu allen Zeiten und in den meiſten Ländern verſchieden geweſen, weil ſie eigentlich aus den verſchiedenen Meinungen der Menſchen entſpringen. Dieſe kamen zwar mit einander überein, ſich in gewiſſe Geſellſchaften zu vereinigen; aber in den Einrichtungen und den Geſetzen, wodurch dieſelben erhalten werden ſollten, oder in der Art, wie dieſe beobachtet werden müßten, waren ſie von einander unterſchieden. Doch, auſſer dieſem Unterſchiede in dem Urſprunge der Regierungsformen, ſind noch viele Verſchiedenheiten, und die man beynahe nicht erklären kann, durch die Zeit und den Zufall eingeführt worden. Denn die Regierungsformen ſind, gleich allen übrigen menſchlichen Erfindungen, allezeit dem Wechſel unterworfen geweſen; und es folgt auch daraus nicht, daß dieſe Abänderungen allezeit ſchädlich geweſen wären, ob ſie es gleich ſehr öfters waren. Denn da die Umſtände des Volks, welches beherrſcht wird, in einem beſtändigen Fortgange ſind, ſo kann man nicht leicht einſehen, wie irgend eine Regierungsform ſo vollkommen eingerichtet ſeyn könne, daß ſie

ſtets dauerhaft verbleibe. Auf der andern Seite, iſt eine jede Regierungsform eine menſchliche Erfindung, und muß natürliche Gebrechen an ſich haben, welche zwar anfangs nicht ſichtlich ſind, aber nach und nach ſich entdecken. Dieſen ſucht man entweder durch nachherige Erfindungen abzuhelfen, und ſo entſtehen daraus ſo viele Veränderungen. Oder man hat nicht beyzeiten auf dergleichen Hülfsmittel gedacht, und da zerfällt die Regierungsform durch ihre eigne Laſt, und wird durch die Folgen derjenigen Mängel gänzlich aufgelößt, die man bey ihrer erſten Einrichtung entweder nicht bemerkt hatte, oder nicht abwenden konnte.

Doch ungeachtet dieſe Mannichfaltigkeit der Regierungsformen, die, wie wir geſagt haben, durch die Zeit und den Zufall verurſacht worden, ſo groß iſt, daß man ſie vielleicht unmöglich alle erklären kann; ſo ſind ſie doch urſprünglich nur wenig von einander unterſchieden, und ſelbſt die Abänderungen derſelben ſind ſo vielfach nicht, daß ſie die Gränzen unſrer Erkenntniß oder unſers Vortrags überſchritten. Die erſte iſt die **Monarchie**, welches ſo, wie die übrigen, ein griechiſches Wort iſt, und die **Herrſchaft** eines **Einzigen** bedeutet, das heißt, eine ſolche Verfaſſung, da die oberſte Gewalt einem Einzigen übertragen iſt. Indeß giebt es doch verſchiedne Gattung der Monarchien: die erſte iſt die deſpotiſche und unumſchränkte, in der die Gewalt dieſes Einzigen ohne Einſchränkung ausgeübt wird, und wo er bey ſeiner Regierung keinem andern Führer, als ſeiner Vernunft folgt. Die Vortheile dieſer Regierungsform, an ſich betrachtet, ſind unendlich gröſſer, als bey allen den übrigen. Denn, wenn ein unumſchränkter Monarch mit hinlänglicher Geſchicklichkeit,

keit, und mit den Tugenden, die zu dem ihm anvertrauten Amte gehören, verſehen iſt, ſo müſſen ſeine Unterthanen ſo glücklich ſeyn, als man nur denken kann, weil er ihre Glückſeligkeit zum Endzwecke ſeiner Regierung machen wird, und da ſein Wille auf keine Art eingeſchränkt iſt, denſelben leicht und gewiß erreichen wird. Aber auch die Unbequemlichkeiten, die, der menſchlichen Natur nach, dieſe Regierungsform begleiten müßten, ſind faſt unzälich; und die Erfahrung zeigt uns, daß man unter der Menge unumſchränkter Fürſten, welche auf der Welt geweſen, nur wenige, gewiß ſehr wenige, findet, die durch ihre Aufführung dieſer Verfaſſung einiges Anſehen verſchafft hätten. Man würde ſich indeß ſehr irren, wenn man behaupten wollte, daß eine deſpotiſche und unumſchränkte Monarchie ein Solöcismus in der Politik ſey, und daß es dergleichen, den Geſetzen nach, nicht geben könne; denn das Gegentheil hiervon iſt gewiß, und zwar in verſchiednen Welttheilen, und aus verſchiednen Grundſätzen. In **China** iſt dies eben die Grundfeſte der Regierung. In der **Türkey, Perſien, der Barbarey und Indien** iſt es die Wirkung der Religion. Denn, nach den Lehren des **Koran**, darf niemand die oberſte Gewalt im geringſten tadeln, und ſelbſt in **Europa iſt der König von Dännemark**, nachdem das Volk ſich aller ſeiner Freyheiten gegen ſeinen Vorgänger feyerlichſt begeben hat, den Geſetzen nach, ein unumſchränkter Herr. Wir haben hier nicht Raum genung, um bey einzelnen Beyſpielen ſtehen zu bleiben; doch, ehe wir dies verlaſſen, müſſen wir noch anmerken, daß, obgleich nach dem allgemeinen Urtheile, ein unumſchränkter Monarch niemanden, als Gott, Rechenſchaft geben darf, dennoch derſelbe auch dem Volke, und ſelbſt den Geringſten darunter dieſelbe ſchuldig iſt. Dies

wurde Ludwig dem XIV. von ſeinem Hofmeiſter ſehr deutlich erklärt. Einige junge Edelleute hatten dem Prinzen, da er erſt ungefähr dreyzehn Jahre alt war, von der unumſchränkten Gewalt des Großſultans erzälet, welcher einen jeden Unterthan ſeines Kopfes oder Vermögens berauben könnte. Das heißt doch ein rechter König! verſetzte der Prinz kindiſch. Sein Hofmeiſter, welcher dieſes Geſpräch angehört hatte, nahm ihn bey der Hand, und ſagte: Sire, haben Ihnen Ihre jungen Räthe auch erzählt, welches die Folgen einer ſolchen Regierung ſind? Nein, antwortete der König. Nun gut, verſetzte der Hofmeiſter, ſo will ich es thun. Nach einer Reihe von ſolchen ſchönen Handlungen, werden dieſe Tyrannen überall verhaßt, und werden von dem Pöbel entweder enthauptet oder erwürgt. Heißt dies noch ein König! Sire? Ich ſehe, daß Ihro Majeſtät ſchweigen, und ich will Ihnen zeigen, was es heißt, ein König und ein wahrhafter König zu ſeyn. Darauf wendete er ſich zu den jungen Edelleuten. Meine Herren, ſagte er, ſie haben ſich eines groſſen Verbrechens ſchuldig gemacht, indem ſie dergleichen Dinge hier geſagt haben; und Ihro Majeſtät verlangen, daß ſie künftig es nie wieder wagen, ſich Ihnen zu nähern.

Eine andre Gattung der Monarchie iſt die, welche eingeſchränkt iſt, und wo die oberſte Gewalt in der That bey den Geſetzen verbleibet, obgleich die Majeſtät der Regierung und der Verwaltung einem Einzigen übertragen wird. Unter einer ſolchen Regierung beſitzt der Monarch, ſo lange er die Geſetze verwaltet, eben ſo viel Macht und Anſehen, als wenn er ein unumſchränkter Herr wäre;

aber dieſe Geſetze darf er nicht überſchreiten, noch viel weniger darf er wider dieſelben handeln. Thut er es doch, ſo verfällt er in diejenige Strafe, welche die Geſetze vorſchreiben; oder, wenn keine Strafen vorgeſchrieben ſind, ſo gehört er zu der Claſſe derjenigen Monarchen, von welchen wir hernach reden werden. Alle eingeſchränkte Monarchien ſind von zweyerley Gattung, entweder ſie ſind erblich, wo die königliche Gewalt unmittelbar von dem Beſitzer auf den nächſten Erben des Geblüts fortgeſetzt wird; oder ſie iſt der Wahl unterworfen, da die Wahl von dem Volke, zuſammengenommen, abhanget, welches frey iſt, ſo wie in Pohlen, oder von denenjenigen, welchen nach der Staatsverfaſſung die Macht zu wählen übertragen worden, ſo, wie in dem deutſchen Reiche, und, nach einigen Scribenten, wie bey den Groſſen des perſiſchen Reiches. Dieſes Wahlrecht iſt ferner bisweilen ganz uneingeſchränkt, wie es in neuern Zeiten in Pohlen geweſen; bisweilen iſt es auf die königliche Familie, entweder durch die Geſetze, oder die Gewohnheit, welche die Kraft eines Geſetzes hat, eingeſchränkt, wie ehedem in Pohlen, wo ſeit vielen hundert Jahren der nächſte Blutsfreund von dem königlichen Hauſe erwählt wurde, da denn der nächſte Erbe die Krone erhielt, und doch kein erblicher, ſondern ein gewählter Monarch ward. Die Bequemlichkeiten einer erblichen Monarchie zeigen ſich in einer deutlichen und ununterbrochenen Erbfolge; daher das Recht zu der Krone allen bekannt iſt, und nach dem Abſterben des regierenden Fürſten, ſein Nachfolger unverzüglich mit der königlichen Gewalt bekleidet wird; woraus der Grundſatz in dem engliſchen Geſetze: der König ſtirbt nie, gekommen iſt. Die wenigen Unbequemlichkeiten, welche mit dieſer Regierungsform verbunden ſind, zeigen ſich bey der Minderjährigkeit, und da-

durch, daß die Krone bisweilen an Perſonen übertragen wird, welche einen übeln Gebrauch von ihrer Hoheit machen. Aber alle Regierungsformen ſind einigen Unbequemlichkeiten unterworfen, und dieſe, ſo ſchädlich ſie auch in gewiſſen Fällen ſeyn werden, vielleicht noch unter allen, denen eine Regierungsform unterworfen iſt, die erträglichſten. Auſſer dem, daß bey einer Wahlmonarchie diejenigen Fehler, die man bey den erblichen Monarchien wahrnimmt, vermieden werden, finden ſich auch bey derſelben noch dieſe Vortheile, daß eine beſtändige Folge würdiger Prinzen erhalten, und bey jedem Interregno die Zeit verſtattet wird, den Vergleich, der zwiſchen dem Könige und dem Volke bey ſeiner Huldigung getroffen worden, zu verändern und zu verbeſſern. Hingegen ſind die Unbequemlichkeiten, denen dieſe Regierungsform ausgeſetzt iſt, wirklich gröſſer, als alle diejenigen, denen erbliche Monarchien unterworfen ſind. Denn, indem man die Könige verhindern wollen, die Macht auszuüben, böſes zu thun, ſo hat man ſie ſo eingeſchränkt, daß ihnen auch das Vermögen, Gutes zu thun, mangelt; und diejenige Munterkeit der Handlung, welches der groſſe und weſentliche Vortheil dieſer Gattung der Herrſchaft iſt, ich meine die Herrſchaft eines Einzigen, wird bey Wahlreichen beynahe entkräftet oder gänzlich verloren. Ueberdies werden auch noch darzu die Unbequemlichkeiten eines Interregni auch auf dieſe Regierungsform gebracht, die bey dem Leben eines Königs durch Partheyen beunruhigt, und durch ſeinen Tod notwendig der Uneinigkeit und Verwirrung überlaſſen wird; ſo, daß, um dieſe Unbequemlichkeiten zu vermeiden, die erbliche Regierungsform entweder durch ein Geſetz, oder durch die Gewohnheit angenommen wird, wenn ſolche Königreiche in ihrer beſten Verfaſſung ſind, ſo wie vormals

Pohlen, in vorigen Zeiten Dännemark, und nunmehr Schweden, dies erfahren hat.

Die dritte Art der Monarchie entſteht aus dem Verderbniſſe der zweyten, und iſt in ihrer Geſtalt der erſtern gleich; kurz, es iſt eine Tyranney, worinn der Beſitzer die Macht nicht überkommen, ſondern an ſich geriſſen hat, wo er ſie durch die Gewalt und nicht durch die Geſetze behauptet, wo er folglich nicht ein unumſchränkter Monarch iſt, ſondern nur ſo handelt, ohne ein Recht dazu zu haben. Es giebt den Unterſchied zwiſchen einem unrechtmäßigen Beſitzer (Uſurpateur) und einem Tyrannen, daß der erſtere ſich alles, was er beſitzt, mit offenbarer Verletzung der Geſetze ſeines Landes anmaßt; da hingegen der letztere, aus einem geſetzmäßigen Könige, ein freywilliger Tyrann werden kann, wenn er die Schranken überſchreitet, die ſeiner Macht durch eben die Geſetze beſtimmt worden, wodurch er zum Könige erhoben ward, und die ihm, als einem Könige, Gehorſam verſchaffen. Sobald er von dieſen Geſetzen abweicht, ſo kann er zwar die Unterwerfung erzwingen, aber er verliert ſogleich alle ſein Recht auf den Gehorſam. Niemand leugnet, daß ein jeder das Recht hat, einem unrechtmäßigen Beſitzer zu widerſtehen; und daſſelbe fließt auch wirklich aus dem erſten Grundſatze der Regierung; aber es iſt nicht ſo deutlich beſtimmt geweſen, in wiefern man einem Tyrannen mit Recht Widerſtand thun könne. Es iſt für uns ein Glück, daß wir in ſolchen Zeiten leben, wo man dergleichen Fragen freymütig unterſuchen, und ohne Gefahr entſcheiden kann. Ueberhaupt aber kann dieſe Frage leicht entſchieden werden. Es iſt unmöglich, daß ein geſetzmäßiger Fürſt ein Tyrann werden könne, auſſer, wenn er die Gränzen ſeiner geſetz-

mäßigen Hoheit überſchreitet; und weil dies ſchwerlich ohne Anſchläge geſchehen kann, ſo muß es notwendig nur mit Bewilligung und Beyhülfe ſeiner Miniſter geſchehen. Da aber dieſe bey jeder eingeſchränkter Regierungsform wegen der Verbrechen, die ſie begehen, beſtraft werden können, ſie mögen auch noch ſo viele Befehle zu ihrer Entſchuldigung anführen; ſo kann man keinen beſſern Damm der Tyranney entgegen ſetzen, als ihre Beſtrafung, weil dies zugleich ohne Beleidigung der Majeſtät geſchehen kann, welcher jedes freye Volk, nicht nur aus Pflicht, ſondern auch um des Vortheils willen, mit der aufrichtigſten Achtung und der tiefſten Ehrerbietung begegnen muß. Man hat die Frage aufgeworfen: ob ein erblicher Nachfolger eines Tyrannen, nicht auf eine rechtmäßige Weiſe die Gewalt, welche ſein Vorgänger an ſich gezogen, beſitzen könnte. Man ſtreitet auch noch über dieſe Frage in einigen Ländern, wo die Monarchen, ſeit einer langen Reihe von Jahren, ihre Gewalt auf Unkoſten der Freyheit und des Eigentums ihrer Unterthanen erweitert haben. Aber da die Entſcheidung dieſer Frage bey uns allzuverwegen ſcheinen dürfte, und weil ſie nicht hauptſächlich zu der Materie zu gehören ſcheint, ſo mag es genug ſeyn, zu bemerken, daß, da der Endzweck aller Regierungsformen und Monarchien, unter den übrigen, die Wohlfahrt des Ganzen iſt, ſo kann man nicht einſehen, wie der Gehorſam auf eine rechtmäßige, daß heißt, auf eine vernünſtige Weiſe derjenigen Macht gebühre, welche dieſem vornehmſten und unumſtößlichen Grundſatze grade entgegen handelt. Einige Schriftſteller haben ihre Begriffe in dieſem Stücke zu weit getrieben, andre wieder zu ſehr eingeſchränkt; aber in den meiſten Fällen iſt dies, aus einem beſondern Antriebe, in Abſicht auf ein vermeintliches oder wirkliches Beyſpiel geſchehen. Aber, da

wir

wir keine ſolchen Bewegungsgründe haben; ſo ſuchen wir die deutlichen Vorſchriften der Vernunft, in der natürlichen Sprache der Wahrheit, darzulegen.

Die zweyte urſprüngliche Art der Regierungsform iſt diejenige, welche die Ariſtocratie heißt, und, nach der Bedeutung dieſes griechiſchen Worts, eigentlich eine Regierung der Vornehmſten anzeigt. Verſchiedne griechiſche Schriftſteller ziehen dieſe allen andern Regierungsformen vor, und behaupten, daß die öffentlichen Angelegenheiten niemals beſſer, als durch einen Senat, oder durch eine auserleſene Anzahl weiſer und tugendhafter Männer, verwaltet werden könne, die es zu der vornehmſten Beſchäftigung ihres Lebens gemacht haben, die wahre Staatskunſt und die Mittel zu erlernen, wie ſie das Anſehen und die Wohlfart ihres Landes erhalten können. Bisweilen geſchieht es, daß, in einer ſolchen Regierungsform, die Majeſtät des Staats einem Einzigen übertragen wird, entweder auf eine gewiſſe Zeit, oder ſo lange er lebt; und dennoch verbleibt die Regierung eine Ariſtocratie, weil dieſer Einzige nicht der Fürſt iſt, ob er gleich ſo genennt wird, ſondern vielmehr den Fürſten vorſtellt, wie der Doge zu Genua, der ſein Amt zwey Jahre lang, und der Doge zu Venedig, der es Zeitlebens verwaltet. Sondern die Macht verbleibt bey dem Senat, beyde Regierungsformen ſind berühmt, und ſind, eigentlich zu reden, ariſtocratiſche Republiken. Der groſſe Vorzug dieſer Regierungsform iſt dieſer, daß ſie ungemein wohl eingerichtet iſt, um den Einfällen von auſſen, und den innerlichen Unruhen zu widerſtehen. Denn, wo eine Menge der reichſten und mächtigſten Bürger, einen ſo groſſen Antheil an der Erhaltung der Regierung nehmen, weil ſie mit zu derſelben gehören, da werden ſie gewiß mit

allem Eifer für ihre Vertheidigung ſowohl von auſſen, als innerlich arbeiten, und alle ihre Bemühungen zum Vortheil des gemeinen Weſens anwenden, welches im Grunde ihr eigener iſt. Wir ſehen hier alſo die wahre Urſache, warum die Ariſtocratie länger dauern muß, als andere Regierungsformen, und ich glaube hierinn die vornehmſte Urſache zu finden, warum ſo viele dieſelbe allen andern Gattungen vorgezogen haben. Indeß iſt ſie doch gar nicht frey von Unbequemlichkeiten. Denn fürs erſte werden die Unterthanen einer ſolchen Regierung allezeit mit groſſer Strenge regieret. Hiernächſt ſind auſſerordentliche Fähigkeiten, und ſo gar auſſerordentliche Tugenden, denenjenigen, die ſie beſitzen, wegen der immerwährenden Eiferſucht ſchädlich, womit diejenigen, welche einen ſolchen Staat verwalten, erfüllt ſind; und wegen der widernatürlichen Zurückhaltung der Verdienſte, womit denenjenigen, die ſich durch Dienſte für den Staat berühmt machen, keine angemeſſene Belohnung zugeſtanden wird, wenn ſie nicht den zufälligen Vortheil der Geburt haben. Ueberdies findet ſich ein andrer und wirklich immerwährender Uebelſtand bey dieſer Regierungsform, und dies ſind die Aufwiegelungen unter dem Adel, welche, wenn ſie ſich bis zu einem gewiſſen Grade erheben, dieſelbe verderben und zernichten, indem ſie die Ausübung der Regierung bis auf ſehr wenige Familien einſchränken. Und dies nennen die Griechen eine Oligarchie, welches, in Abſicht auf eine Ariſtocratie, eben ſo viel iſt, als die Tyranney, in Anſehung der Monarchie. Denn, obgleich die äuſſere und ſcheinbare Geſtalt der Regierung übrig bleibet, ſo iſt doch die innere und geſetzmäßige Einrichtung wirklich verloren; und darzu kömmt noch der unglückliche Umſtand, daß es ſehr ſchwer, wo nicht unmöglich iſt, ſie wieder herzuſtellen; weil das Volk, welches

welches keinen Theil an der Regierung hat, ſelten glaubt, daß ſie ihm ſo viel angehe, um ſich zu bemühen, ſie wieder herzuſtellen.

Die dritte urſprüngliche Form wird Democratie genannt, und bedeutet, nach der Erklärung des griechiſchen Worts, die Regierung des Volks. Denn unter dieſer Regierungsform erlangt jeder Bürger, wenn er ſich die erforderlichen Eigenſchaften erworben, um ſich zu der öffentlichen Wahl zu empfehlen, kraft dieſer Wahl, ein Recht zu einem Antheile an der Regierung. Wir dürfen uns deswegen nicht wundern, daß dieſe Form allezeit viele Vertheidiger gehabt hat, daß man ſie mit den ſchönſten und einnehmendſten Farben vorgeſtellt, und ſie vor allen andern, als diejenige geprieſen hat, welche am meiſten der Tugend, den Verdienſten und der Freyheit günſtig wäre. Bey dem erſten Anblicke ſcheint ſie es auch zu ſeyn; aber eine kurze Betrachtung wird uns ſchon zeigen, daß ſie vielen und groſſen Unbequemlichkeiten unterworfen ſeyn muß. So lange die Regierung klein und eingeſchränkt iſt, ſo wird ein democratiſcher Staat überhaupt in einer glücklichen und blühenden Verfaſſung ſeyn: das heißt, er wird am meiſten unverdorben ſeyn, und den Endzweck ſeiner Einrichtung am ſicherſten erreichen, wodurch er ſich vergröſſert und ausbreitet, und ſchnell zu einem hohen Grade von Glückſeligkeit gelangt, den er nach der Beſchaffenheit ſeiner Verfaſſung nicht zu ertragen fähig iſt. Denn, wie Ariſtocratien insgemein den Aufwiegelungen unterworfen ſind, ſo werden die Democratien faſt allezeit durch die Partheyen beunruhiget; und je mächtiger die Republik iſt, je reicher ſeine Unterthanen, je geſchäftiger diejenigen ſind, welchen die Sorge für die Regierung aufgetragen iſt, deſto mehr muß ſie

notwendig dergleichen Aufruhre und Bewegungen unterworfen ſeyn, welche nach häufigen und gewaltſamen Revolutionen, die allezeit vielen Bürgern insbeſondre höchſtſchädlich ſind, ſich entweder mit dem gänzlichen Umſturze dieſer Regierungsform, oder mit der Zerrüttung derſelben endigt, indem die oberſte Gewalt in die Hände weniger angeſehenen Familien kömmt; und alsdenn eine Oligarchie wird; oder durch eine beſtandige Veränderung der Oberherrſchaft diejenige Staatsverfaſſung wird, welche Anarchie heißt, und, nach der Bedeutung des griechiſchen Worts, eigentlich einen Mangel der Regierung anzeigt.

Hier haben alſo die Leſer die urſprünglichen Gattungen der Regierung und ihre Verderbniſſe geſehen. Nichts bleibt übrig, als ſie zu unterrichten, daß, um dem Unheil und Verwirrungen, die durch die letztere verurſacht werden, vorzubeugen, die Menſchen kein beſſeres Mittel erfinden konnten, als dieſe Gattungen mit einander zu vermiſchen. So haben ſie, zum Beyſpiele, bisweilen eine Monarchie mit einer Ariſtocratie vereinigt, oder anders ausgedrückt, ſie haben einen König und zugleich den Adel über ſich geſetzt. Dieſes ſcheint die älteſte Regierungsform in Rom geweſen zu ſeyn, und ſie iſt es noch heut zu Tage in Pohlen, welches zugleich eine Republik und eine Monarchie iſt, und von dem Staate zu Venedig ſich darinn unterſcheidet, daß der König nicht nur die Würde, ſondern viele Vorzüge eines Fürſten beſitzt, da hingegen der Doge von Venedig wenige, oder gar keine hat. Bisweilen wurde die Ariſtocratie mit der Democratie vereiniget, wovon in der ältern Geſchichte verſchiedne Beyſpiele vorkommen. Denn einen ſolchen Staat hatten zu gewiſſen Zeiten die Athenienſer, und faſt allezeit die Carthaginienſer. Die Republik

publik **Holland** iſt ein ſolcher Staat, wenn kein Statthalter da iſt: ſo, wie es auch die meiſten von den ſieben Provinzen, einzeln betrachtet, und einige von den Schweitzer-Cantons ſind. Aber andre hingegen, ſo wie Baſel beſonders, ſind bloſſe Democratien, und eben dies kann man von den meiſten Reichsſtädten ſagen. Bisweilen werden alle drey Regierungsformen zuſammengeſchmolzen, wie in dem lacedämoniſchen Staate, in welchem zween erbliche Könige zu gleicher Zeit herrſchten; erſt der Senat, welcher eine Ariſtocratie vorſtellte, und dann die Ephori, welches Magiſtratsperſonen waren, die das Volk erwählte. So war ferner die römiſche Republik beſchaffen, worinn einigermaßen die Conſuls, und noch mehr die Dictators, die Stelle der Fürſten vertraten; der Adel den Senat ausmachte, und das Volk ſowohl ſeine Verſammlungen hatte, als auch gewiſſe Magiſtratsperſonen, die beſtändig für die Erhaltung ihrer Gerechtſame wachen ſollten, ſelbſt ernennte. Dieſe vermiſchte Gattung ſcheint noch heut zu Tage in Schweden üblich zu ſeyn, wo die Verwaltung des Staats zwar dem Könige und dem Senate aufgetragen iſt, die letzte Entſcheidung aber der Reichstagsverſammlung vorbehalten bleibt, zu welcher von der Geiſtlichkeit, denen Bürgern und dem Volke, Abgeordnete geſchickt werden.

Wir müſſen leicht zugeben, daß dieſe zuſammengeſetzten Regierungsformen, wenn man ſie überhaupt betrachtet, einen ungemein groſſen Vorzug vor den einfachen oder urſprünglichen Gattungen haben, weil ſie die Grundanlage der Staatsverfaſſung ſehr erweitern, und ſie folglich mehr befeſtigen; weil ſie überdies die vornehmſten Bequemlichkeiten einer jeden Regierungsform ſich zueignen, als den Glanz eines Hofes, das Anſehen des Adels, die Bequem-

lichkeit und Freyheit des Volks; weil ſie wider die allgemeinen Unglücksfälle einer jeden Regierungsform beſſer geſichert ſind, indem der eine Theil der Staatsverfaſſung dem andern das Gleichgewicht giebt, oder, wenn dieſelbe mehr verwickelt iſt, zween Theile derſelben ihre Stärke und ihr Anſehen wider einen dritten vereinigen, wenn die Mitglieder deſſelben die Gränzen der ihnen eingeräumten Gewalt, zum Nachtheile der andern Theilnehmer des Staats, überſchreiten. Dieſe Vorzüge verurſachen daher, daß vermiſchte Regierungsformen insgemein auf eine rechtmäſſige Art von Gröſſe zunehmen, und da dieſe Zunahme langſam und ſicher geſchiehet, ſo breiten ſich die Vortheile, die ſie aus einer ſolchen Vergröſſerung ziehen, nicht über einzelne, ſondern über alle Mitglieder aus. Deßwegen ziehet nicht nur der König und der Adel aus ſo einer Vergröſſerung Nutzen, ſondern das gemeine Weſen überhaupt; und da ein jedes Mitglied dieſes politiſchen Körpers gehörig und nach ſeinem Verhältniſſe unterhalten wird, ſo erhebt ſich dadurch zugleich das Ganze, und erlangt folglich eine gröſſere Stärke. Dies macht denſelben geſchickt, mit deſto größrer Stärke, ſowohl der Macht fremder Anfälle, als auch den Erſchütterungen innerlicher Aufruhre zu widerſtehen; und dies iſt die wahre Urſache, warum vermiſchte Regierungsformen ſo dauerhaft ſind, und oft ihre vorige Stärke, ja bisweilen noch eine gröſſere Stärke wieder erlangen, ſelbſt, wenn die weiſeſten und ſcharfſinnigſten Kenner ſie wegen ihrer ſcheinbaren Abnahme an dem Rande des Verderbens zu ſeyn glauben. Auf dieſe Art befreyte ſich das Königreich **Schweden** von ſeiner ſchädlichen Verbindung mit **Dännemark**, und durch einen eben ſo kühnen Streich, kam dieſes Land dem Zufall zuvor, eine pohlniſche Provinz zu werden. Eben ſo warfen die **Portugie-**

ſen,

ſen, da jedermann ſie gänzlich für verloren hielt, auf einmal das Joch ab, und lieſſen ihre vorige Staatsverfaſſung ſich aus ihren eignen Trümmern, wie ein Phönix aus ſeiner Aſche, wieder erheben, indem ſie den Herzog von Braganza auf den Thron ſetzten. So erhoben ſich die Staaten der vereinigten Provinzen im Jahre 1672 wieder, da ſie faſt zu Grunde zu gehen ſchienen, indem ſie ihre alte Verfaſſung wieder annahmen; und eben dies haben ſie mit einem gleichen Erfolge im Jahr 1747. noch einmal ausgeführt: ſo, daß wir mit Recht behaupten können, daß vermiſchte Regierungsformen die dauerhafteſten ſind, und ihre Triebfedern länger, als in irgend einer andern, wirken.

Allein wir würden den Leſer hintergehen, wenn wir noch hinzuſetzten, daß ſolche Staatsverfaſſungen von allen Unbequemlichkeiten befreyt wären, indem wir etwas behaupteten, das offenbar falſch iſt. Denn da dieſelben aus den urſprünglichen Gattungen der Regierung zuſammengeſetzt ſind, und aus dieſer Zuſammenſetzung ſehr viele Vortheile erhalten, ſo ſind ſie auch zu gleicher Zeit allen den Unbequemlichkeiten, welche mit jeder von dieſen Gattungen verknüpft ſind, ausgeſetzt, und müſſen bald oder ſpät eine jede derſelben wechſelsweiſe empfinden. So enthält, zum Beyſpiele, die ſpartaniſche Geſchichte, wenn man die auswärtigen Kriege ausnimmt, ſonſt wenig andre Nachrichten, als von den Uneinigkeiten der einen obrigkeitlichen Perſonen im Staate mit den andern. Denn bisweilen faßten die Könige ſehr feine Anſchläge, um eine unumſchränkte Gewalt einzuführen; bisweilen führte dergleichen der Adel wider ihre Könige aus, und nöthigte ſie entweder zu einem gewaltſamen Tode, oder brachte ſie dahin, daß ſie ins Elend giengen; und endlich erſchütterten die Ephori,

unter dem Vorwande, die Freyheit zu befördern, die Grundfeſte des Staats ſo ſehr, daß er in eine Anarchie verſank, und ſeinen vorigen Glanz nicht wieder erhielt. Die Römer, welche ihre Staatsverfaſſung nach dieſer eingerichtet hatten, betraf eben daſſelbe Schikſal. Bisweilen vergröſſerten ſie, aus Eiferſucht über ihre erſtern Magiſtratsperſonen, die Anzahl derſelben, und ſtatt zwo, wollten ſie deren zehen haben, wodurch ſie nicht nur dem Uebel nicht abhalfen, ſondern es vielmehr beförderten, und ſich auf einmal das Schickſal zuzogen, welches ſie vielleicht ſonſt nie erfahren hätten. Die Uneinigkeiten zwiſchen dem Adel und dem Volke dauerten viele Jahre hindurch: bald brachten die erſtern das letztere zur Verzweifelung; bald zog dieſes den angeſehenſten unter den erſteren einen ſchändlichen Tod zu, oder nöthigte ſie, ins Elend zu gehen. Die Tribunen, welche mit Fleiß gewählt wurden, um der Verwirrung abzuhelfen, waren faſt allezeit die Urheber derſelben, und, da alſo die Gewalt des Adels durch des Volks ſeine geſchwächt wurde, ſo gab dies Gelegenheit zu dem Amte eines Dictators, bis endlich alle Partheyen übereinkamen, die Gewalt des gemeinen Weſens einem Einzigen anzuvertrauen, da die Staatsverfaſſung allzuſchwach war, um dieſelbe nach der alten Einrichtung zu behaupten.

Wenn wir die vermiſchten Regierungen in neuern Zeiten unterſuchen wollten, ſo würden wir faſt eben die ſtufenweiſe Veränderung finden, denn ſo oft in den meiſten derſelben ein Fürſt, der mäßige Fähigkeiten und viel Ehrgeiz beſitzt, ſich zeigt, ſo glückt es ihm insgemein, ſich einen groſſen Anhang bey dem Adel zu machen; und ſo bald er eine bequeme Gelegenheit, die ihm ſowohl auswärtige Kriege, als auch die innerliche Unruhen verſchaffen, entdeckt hat,

hat, ſo ſammelt er ein hinlängliches Kriegsheer, um das Volk in Schrecken zu ſetzen, und ſeine Gehülfen für die Beſtrafung in Sicherheit zu bringen, die ſie ſich ſonſt wegen ihrer Eingriffe in die Staatsverfaſſung zuziehen würden. Wenn hingegen ſchwache Fürſten regieren, ſo entſtehen Partheyen unter dem Adel, und einige groſſe und unruhige Männer wagen es, durch ſelbſt verurſachte Unruhen, ihre Gegner zu bekämpfen, und wenn ihnen dies gelingt, über ſie zu ſiegen, und eine kurze Zeit dauernde Macht zu erlangen, die vielleicht ihnen ſelbſt, wenigſtens allezeit ihren Familien, höchſtſchädlich iſt. Wenn, durch dergleichen Partheyen und Aufwiegelungen, der Adel in einem Jahrhunderte, ſeine Gewalt geſchwächt und zernichtet hat, indem er wider ſich ſelbſt kämpfte, und dadurch ſeinen Fürſten ſeiner eigentlichen Stütze beraubte; ſo fängt in dem folgenden Jahrhundert das Volk, das ſeither durch dergleichen Streitigkeiten gewonnen hatte, nunmehr an, ſeine eigne Stärke einzuſehen; es wählt einige arme und am meiſten unzufriedene von dem Adel zu ſeinen Anführern, und ſucht, um auch Neuerungen zu machen, bis nach einer Reihe von Revolutionen, wodurch ſeine Macht gleichfals geſchwächt, und ſein Reichtum erſchöpft worden, die Republik, wie die See nach einem Sturme, auf einmal ruhiger wird, und alle Claſſen des Volks ihre Bemühungen vereinigen, um dasjenige wiederherzuſtellen, was ſie in ihrem Unſinne zerſtört hatten. Hierinn werden ſie auch vielleicht zwey oder dreymal glücklich ſeyn, aber die politiſchen Körper werden, gleich den natürlichen Körpern, durch dergleichen heftige Krankheiten ſehr geſchwächt, und für beyde, ſo ſtark und geſund ſie auch zu erſt waren, iſt ein neuer Anfall derſelben gefährlich.

Da dieſe Nachricht von dem Wechſel und den Veränderungen, denen die meiſten vermiſchten Regierungsformen unterworfen ſind, nur allein aus den Beobachtungen desjenigen, was ſich wirklich zugetragen, hergenommen iſt; ſo wird ein verſtändiger Leſer, der aufmerkſam betrachtet, ſehr leicht einſehen, daß die Macht, der Reichthum, die Glückſeligkeit eines Volks, nicht, wie man insgemein glaubt, von ſeiner Regierungsform abhängt, ſondern ſich in der That vielmehr auf die Verwaltung der Regierung gründet, die Verfaſſung derſelben ſey, wie ſie will. Denn man kann mit gutem Grunde behaupten, daß eine jede Regierungsform, ſie mag einfach oder zuſammengeſetzt ſeyn, ausgenommen, wenn ſie ganz verdorben iſt, ſo verwaltet werden kann, daß die Wohlfart der Geſellſchaft dadurch verſichert werde. Denn in einer unumſchränkten Monarchie, worinn entweder der Fürſt ſelbſt groſſe Eigenſchaften beſitzt, oder einen Miniſter, der eben ſo groſſe Gaben hat, in ſeinem Namen regieren läßt, da empfindet das Land in ſeinem ganzen Umfange die heilſamen Einflüſſe, und dies wird gegenwärtig der Beſchaffenheit der Regierung zugeſchrieben, ob es gleich in der That von den Talenten eines Einzigen, oder weniger weiſen und geſchickten Miniſters herrührt. Eben ſo verhält es ſich bey einer eingeſchränkten Regierungsform, wenn ein König mit demjenigen Antheile von Macht zufrieden iſt, die ihm die Geſetze verſtatten, oder Klugheit genug beſitzt, die Kunſtgriffe zu verbergen, wodurch er ſeine Macht vergröſſert; und wenn er zu den verſchiednen Bedienungen diejenigen von dem Adel gebrauchet, welche am geſchickteſten ſind, dem Staate zu dienen, weil ſie, aus gerechter Ehrfurcht für ihren Fürſten und das gemeine Weſen, ſo eine zärtliche Neigung für die Vorrechte des Volks bezeigen, daß dadurch alle Streitigkeiten vermieden,

mieden, und die ganze Maſchine der Regierung in einer beſtändigen und regelmäſſigen Bewegung erhalten wird. Auch dies werden die kleinen Geiſter, unter dem groſſen und kleinen Haufen, der Vortreflichkeit der Staatsverfaſſung zuſchreiben, und nur der Nachwelt bleibt es übrig zu entdecken, daß man es in der That den redlichen Geſinnungen der groſſen Männer, die in dieſen Zeiten lebten, zuſchreiben müſſe. Endlich verhält es ſich eben ſo mit den Republiken, wo faſt alles von der Klugheit und Rechtſchaffenheit derer abhängt, welche regieren. Denn, da ſie ſowohl die Stärke, als Schwäche des Staats aus der Erfahrung kennen; ſo werden ſie allezeit dafür ſorgen, daß die erſtere ihren Unterthanen in allem ihrem Glanze in die Augen fallen, und die letztere, ſo viel als möglich, vor ihnen verborgen bleiben möge.

Es würde allzulangweilig und vielleicht unnöthig ſeyn, die eigentlichen Urſachen genau durchzugehen, warum in allen Geſchichtbüchern, in den meiſten politiſchen Betrachtungen, und in vielen von den beſten Nachrichten, die wir haben, man der Staatsverfaſſung ſo viel, und denen, die ſie verwalten, ſo wenig zugeſchrieben hat. Indeß iſt dies doch für das menſchliche Geſchlecht höchſtſchädlich, indem dadurch diejenigen, welche für ihr Vaterland die größten Wohlthäter geweſen ſind, ihrer billigen Belohnung beraubt, und der Nachkommenſchaft dadurch der Vortheil entzogen wird, den ſie ſonſt aus ſolchen berühmten Beyſpielen ſchöpfen würden, wenn dieſelben in ein helles und richtiges Licht geſetzt würden. Allein daraus müſſen wir auch nicht die Folge ziehen, daß wenig oder gar nichts auf die Verfaſſung des Staats ankomme, und deßwegen unſre Achtung ihr entziehen; denn dadurch würden wir auf der an-

dern

dern Seite mit unſerm Schaden zu weit gehen. Die Erfahrung wird uns lehren, daß die weiſeſten und beſten Fürſten, die geſchickteſten und klügſten Staatsleute, allezeit die größte Achtung für die politiſche Staatsverfaſſung ihres Landes bezeigt haben, und unter allen am ſorgfältigſten geweſen ſind, ſie ihren Nachfolgern unverhindert zu erhalten und zu verlaſſen. Solche Männer werden dieſelben verbeſſern, aber ſelten oder niemals, auſſer, wenn es eine ausdrückliche Nothwendigkeit erfordern ſollte, ſie verändern. Die Wahrheit zu geſtehen, der größte Vorzug einer Staatsverfaſſung, und zugleich das größte Geheimniß derſelben, liegt in der verborgenen Kraft, die ein Staat hat, um ſich wieder aufzurichten, wenn er entweder durch den Irthum ſeiner Beherrſcher, oder durch eine Reihe unüberwindlicher Zufälle, oder die unruhige Gemütsart ſeiner Unterthanen, in Verwirrung geſetzt worden. Dies wird man vornähmlich bey vermiſchten Regierungsformen gewahr, wo der Staat entweder durch den Scharfſinn ſeiner erſten Stifter, oder durch eine glückliche Vereinigung der Umſtände ſo eingerichtet worden, daß er ſich ſelbſt durch eine jählinge und etwas heftige Triebfeder befeſtigen und aufrichten kann, ſo bald er in Gefahr zu ſeyn ſcheint unterzugehen. Zwar wird in der Folge der Zeit und durch wiederholte Verſuche eine ſolche Triebfeder geſchwächt werden, und allmälig nach und nach ihre Kraft verlieren; aber es iſt noch immer ein groſſes Glück, wenn die Staatsverfaſſung, vom Anfange an, dieſe innere Kraft, und ſolche ſcharfſichtige Patrioten beſitzt, die ſie bemerken, und daraus eine Hofnung ſchöpfen können, welche oft zu einer ſolchen Ausführung viel beyträgt, und wodurch ſie einen untergehenden Staat erretten, da ſelbſt der größte Haufe der Unterthanen es nicht erwartet hatte.

Endlich, da der groſſe Endzweck aller Regierungsformen die Glückſeligkeit dererjenigen iſt, die darunter leben, ſo iſt es gewiß, daß der einzige dauerhafte Grund dieſer Glückſeligkeit auf der Weisheit und Rechtſchaffenheit ſeiner Beherrſcher beruhen muß. Daher rührt es auch, daß die Erziehung der Prinzen eine Sache von ſo groſſer Wichtigkeit für die Wohlfart eines Staats iſt; daß es auch ſo unentbehrlich nöthig iſt, Männer von groſſer Fähigkeit und Rechtſchaffenheit zu hohen Bedienungen zu ziehen; und vornemlich entſteht daher die Notwendigkeit, daß die Liebe für das Vaterland, daß ein gewiſſer Patriotismus in allen Claſſen und Ständen der Unterthanen herrſche. Durch dieſe Mittel wird eine jede Regierungsform, ſie mag einfach oder vermiſcht ſeyn, lange dauerhaft ſeyn, und in groſſem Anſehen ſtehen; aber ohne dieſelben kann keine Verfaſſung die Ruhe und die Wohlfart eines Volks wahrſcheinlicher Weiſe verſichern. Auch das reichſte Erbtheil kann einen Verſchwender nicht für den Mangel bewahren; und kein Vermögen, es mag noch ſo wohl verſichert ſeyn, wird lange dem Geiſte der Verſchwendung Widerſtand thun können. Eben ſo verhält es ſich auch in Abſicht auf den Staat; je mehr die Tugend abnimmt, und die Verderbnis der Sitten zunimmt, deſto mehr wird die Stärke eines Staats geſchwächt und vermindert; und obgleich die äuſſere Geſtalt der Staatsverfaſſung noch lange dauerhaft ſeyn kann, ſo, wie bisweilen Leute, bis in dem letzten Zeitpunkte einer Auszehrung, noch immer im Geſichte munter ausſehen; ſo werden doch die Wirkungen auf ihre Urſachen folgen, und ein laſterhaftes Volk wird eben ſo gewiß in Sclaverey und Elend als ein ausſchweifender Menſch in Mangel und Ungemach verſinken.

* *

Drittes Hauptſtück. *)

Man findet in der Geſchichte keine Spur von einer unumſchränkten Monarchie in England. Die alten Britten waren ein freyes Volk, welches Fürſten beherrſchten, die eine eingeſchränkte Macht beſaßen. Die Sachſen waren auch ein freyes Volk. Von der Verfaſſung ihrer groſſen Rathsverſammlungen, und der Art, wie ſie Geſetze gaben, nebſt den Veränderungen, die ſich in der Zeit zutrugen, da ſie dieſes Land beſaſſen. Die Dänen waren noch grauſamer, als die Sachſen; aber dem ungeachtet ein freyes Volk. Die Veränderungen, welche die Normänner machten, wurden allezeit für Beſchwerden angeſehen, und nach und nach verbeſſert, ja durch das Anſehen des Parliaments hinweggeſchafft.

Man ſagt insgemein, und gewiß nicht ohne Grund, daß die Nachrichten, die wir von den alten Britten haben, ſehr unzulänglich, und gar nicht zuverläſſig ſind. Indeß iſt doch dies nur im hiſtoriſchen Verſtande wahr:

*) Obgleich dieſes und das folgende Hauptſtück eigentlich nur einen Engländer anzugehen ſcheinet; ſo haben wir doch, da es die in dem vorhergehenden gelehrten Grundſätze einer guten Staatsverfaſſung mit dem merkwürdigſten Beyſpiele eines der vornehmſten Reiche der Welt erläutert, dieſes wichtige Stück auch einem deutſchen Leſer, der einen freyen Staat wenigſtens aus der Beſchreibung kennen zu lernen wünſcht, nicht entziehen wollen. Wenn ein Lehrer der Jugend dieſe Abhandlung gebrauchen will, ſo wird er auch die Klugheit beſitzen müſſen, die Abänderungen, welche in demjenigen Lande, für das er ſeinen Jüngling erziebt, notwendig oder zufällig ſind, demſelben anzuzeigen. Ueberſ.

wahr: das heißt, es würde ſehr ſchwer, wo nicht unmöglich ſeyn, die Geſchichte der alten Britten in eine hinlängliche Ordnung zu bringen; allein, in Abſicht auf die Seite, von der wir dieſelbe betrachten, fehlet es uns weder an Materialien, noch an Autorität. Wir haben den **Gildas**, einen alten **brittiſchen** Schriftſteller, und lange vor ihm die Schriften des **Cäſar** und **Tacitus**. Aus dieſen können wir eine brauchbare Nachricht von der Beſchaffenheit ihrer Regierungsform ziehen. Sie waren in verſchiedene Herrſchaften eingetheilet, welches ſo viel unterſchiedene Staaten waren, zu deren Beherrſchung die Fürſten ſich der Anführung allgemeiner Rathsverſammlungen bedienten, die in ihrer Sprache **Kifrithin** hieſſen, welches faſt eben die Bedeutung hat, als das Wort **Parliament**. Die Mitglieder dieſer alten brittiſchen Rathsverſammlungen waren die Fürſten, ihre Söhne, die Edlins aus fürſtlichem oder adelichem Stamme, die Druiden, ihre Prieſter und Rechtsgelehrten, und die Aufſeher des Volks. Alle kamen in der Rathsverſammlung bewaffnet zu einander, ausgenommen die Druiden, welche, wegen ihres Amts, von den Kriegsdienſten befreyt waren. Junge Leute wurden nicht eher dazu gelaſſen, als bis ſie Geſchicklichkeiten des Gemüts und des Körpers genug zu haben ſchienen, um zu Berathſchlagungen oder Kriegen geſchickt zu ſeyn. Alsdann überreichte der Vorſitzende in der Rathsverſammlung einem ſolchen Jünglinge eine Lanze; und von der Zeit an, wurde er ein Mitglied des gemeinen Weſens, und geſchickt, in der Rathsverſammlung zum Regenten über das Volk in einem Dorfe oder Bezirke, und zu einem ihrer Heerführer erwählt zu werden. In dieſen groſſen Rathsverſammlungen, wurden alle Angelegenheiten von dem Fürſten vorgetragen, und alsdann von den Druiden erkläret und über-

legt, in Berathſchlagung gezogen, und zuletzt wurde die Sache von allen Mitgliedern ſo entſchieden, daß ſie ihre Lanzen klirrend zuſammenſchlugen, wenn ſie das Verfahren billigten, oder ſie mit einem heftigen Geräuſche auf den Boden warfen, wenn ſie es misbilligten.

In dieſen verſchiedenen Rathsverſammlungen wurden die brittiſchen Geſetze zu Erhaltung des Friedens, und zu Beſchützung des Eigentums gegeben, und die Beobachtung derſelben ward den Druiden aufgetragen, welche in allen geiſtlichen und bürgerlichen Angelegenheiten Richter waren. Dieſe Geſetze faßten die Druiden aus den Rathsverſammlungen ins Gedächtniß; denn es gab damals noch kein eigentliches geſchriebenes Geſetz; und diejenigen, welche die Geſetze zu lernen wünſchten, giengen in die Schulen der Druiden, die ſie ihren Schülern durch häufige Wiederholungen ins Gedächtniß prägten. Zu Beobachtung der ordentlichen Gerichtsbarkeit, wurde jeden Monat das Straſſen- oder Dorfgericht gehalten, in welchem die Druiden den Vorſitz hatten, und wenn irgend einer ihren Ausſprüchen nicht gehorchte, ſo wurde derſelbe von ihren Opfern ausgeſchloſſen. Als die Römer unter dem Julius Cäſar einen Einfall in Britannien thaten, verſammleten ſich die Fürſten in einem groſſen Rathe, und erwählten den Caſſavalaen zu ihrem oberſten Befehlshaber. Als nachher Claudius in eben der Abſicht dahin kam, waren die Britten, wie Tacitus uns meldet, nicht unter ſich einig, und wurden daher alſo ein leichter Raub. Es iſt auch merkwürdig, daß eben dieſer Schriftſteller, da er von den Teutſchen und Galliern redet, von denen doch nach der einſtimmigen Meinung die Britten ihre Begriffe von der Staatskunſt herleiten, ſagt, daß bey ihnen die geringern

Ange-

Angelegenheiten ihren Fürſten zur Entſcheidung gelaſſen, aber bey Dingen von Wichtigkeit alle um Rath gefragt wurden, welches alſo in groſſen Verſammlungen geſchehen mußte.

So lange die Römer in Britannien verblieben, hörten dieſe Rathsverſammlungen auf; aber die Dorfgerichte wurden denen Britten zum Nutzen des Volks zu erhalten erlaubt. Als aber die Römer ſich zurückzogen und die Inſel verlieſſen, ſo ſuchten die brittiſchen Fürſten ihr voriges Anſehen und ihre alte Regierungsform wieder zu erlangen, wie man aus ihrem Betragen erſieht, als ſie von den Picten und Schotten angegriffen wurden. Denn da beriefen ſie eine groſſe Verſammlung, und erwählten darinn den Vortiger zu ihrem Anführer; und da dieſe Maasregel nicht den erwünſchten Erfolg hatte, ſo veranlaßten ſie ihn, die Sachſen herüber zu laden, welches er auch that. Aber dieſe Hülfsvölker kehrten bald ihre Schwerdter ſelbſt wider ihre Freunde, und vertrieben in einer Zeit von fünf Jahren die Britten bis in die gebürgichten Gegenden der Inſel, und nahmen den übrigen Theil des Landes ſelbſt in Beſitz. Als die Kriege nun völlig zu Ende waren, und ſie anfiengen, ordentliche Herrſchaften zu ſtiften, ſo finden wir, daß eben dieſes Muſter einer Regierung vornehmlich angenommen ward; und dieſe groſſen Rathsverſammlungen wurden von einem jeden der ſächſiſchen Könige gehalten, um Geſetze zu geben, und andre wichtige Geſchäfte der Regierung zu vollenden. Dieſe Verſammlungen wurden von ihnen Witenagemote genannt; und die Mitglieder, woraus ſie beſtunden, hieſſen Wita's, das heißt, Weiſe, und ihre Schlüſſe Geradniſſe, oder weiſe Geſetze. Hieraus ſieht alſo der Leſer

deutlich, daß die engliſchen Vorfahren eben ſo wenig Sclaven waren, als die alten Britten, von denen der Geſchichtſchreiber Dio Caſſius, in der Lebensbeſchreibung des Kaiſer Severus ſagt, daß unter ihnen das Volk allezeit die Oberherrſchaft behalten habe.

Es wird ſeltſam ſcheinen, daß die Sachſen, nachdem ſie die Britten bezwungen hatten, die Regierungsform derſelben angenommen haben. Aber es wird keine Mühe koſten, dies einzuſehen, wenn man nur bedenket, daß die verſchiedenen Heerführer unter den Sachſen nur ſo viele verbundene Gehülfen in dem Feldzuge wider die Britten waren, und daß ihr oberſter Befehlshaber nur mit ihrer Einwilligung unter ſeines Gleichen der vornehmſte war. Wenn er alſo den Titel eines Königs annahm, ſo wurden dieſe Heerführer ſeine Amtsgenoſſen, und hieſſen Thegnes oder Thanes, im Lateiniſchen Capitanei, weil ſie in den brittiſchen Landen das Recht über Leben und Tod hatten. Dieſe Amtsgenoſſen und ihre Nachkommen waren diejenigen ſächſiſchen Edelleute, welche die Mitglieder der groſſen Rathsverſammlungen, die Beyſitzer des Hofgerichts des Oberherrns im Königreiche waren, weil damals der Adel nur von den Gütern herrührte. Die ſächſiſchen Capitanei hielten in ihren Antheilen des Landes Gerichte, und luden ihre Lehnleute davor. Sie waren, nach Art der Britten, in ihren eigenen Bezirken kleine Fürſten, und nöthigten die Könige, daß ſie ſchwören mußten, die Gerechtigkeit ohne Unterſcheid auszuüben, und ſich allen den Geſetzen zu unterwerfen, welche in den groſſen Rathsverſammlungen vorgeſchlagen und bewilliget wurden. Ethelbert, der erſte chriſtliche ſächſiſche König, war zugleich ihr erſter Geſetzgeber und machte eine Sammlung der Geſetze im

Wite-

Witenagemote, auf Anrathen ſeiner Wita's. Dieſer Sammlung ward alles einverleibt, was man wieder finden konnte, oder was man unter den brittiſchen Geſetzen für nützlich und merkwürdig hielt, daher man das groſſe Altertum der engliſchen Geſetze, die lange Erhaltung ihrer Vorrechte, und die Mittel darzu beurtheilen kann.

Alle die nachfolgenden Geſetzgeber unter den Sachſen, denn es gab deren viele, und unter ihnen Alfred der Groſſe, ein Fürſt, deſſen Tapferkeit, Weisheit und Güte ſeinem Stande eine wahre Zierde gab, dieſe giengen unverrückt auf dieſem Wege fort, und gebrauchten ihre äuſſerſten Bemühungen, um die vortrefliche Staatsverfaſſung zu befeſtigen und zu verſichern, wodurch einem jeden ohne Unterſchied ſein Recht wiederfuhr. Die Geſetze, welche dieſe Fürſten gaben, waren ſehr kurz und deutlich; und die Graven-Gerichte nebſt andern niedern Gerichten erhielten das Volk in ſehr guter Ordnung. Ihre Herrſchaften wurden daher ſehr volkreich, und die Glückſeligkeit ihrer Untertanen ſehr groß; ja ſie würde noch gröſſer geworden ſeyn, wenn nicht Alfred, wegen der wiederholten Einfälle der Dänen, die auch endlich ſich völlig in der Inſel niederlieſſen, ungeachtet aller ſeiner groſſen Eigenſchaften, genöthiget worden wäre, denſelben einen Theil des Landes einzuräumen, wohin ſie ſich niederlieſſen, und nach ihren eigenen Geſetzen lebten, welche aber zuvor vom Könige Alfred ihnen bewilliget worden, nachdem ihr König demſelben den Eid der Treue geleiſtet. Es iſt keinesweges unſre Abſicht, in die engliſche Geſchichte uns einzulaſſen, ſondern nur einen Entwurf von der engliſchen Staatsverfaſſung zu machen; damit man deutlich einſehen möge, daß die Unterthanen dieſes Königreichs, welche etwas eigenes hatten,

allezeit frey geweſen. Deswegen werde ich von den Streitigkeiten zwiſchen den Engländern und Dänen nichts ſagen, ſondern nur noch dies bemerken, daß die letztern, nachdem ſie ihre Eroberung befeſtiget hatten, eben ſowohl als die Sachſen, damit zufrieden waren, die alte Regierungsform wieder herzuſtellen, ja ſie noch zu erweitern und zu verbeſſern.

Canutus, der einzige Fürſt beynahe aus dieſer Nation, den die Engländer gehabt haben, machte zu Winchester, am Weyhnachtsfeſte des Jahrs 1036. eine Sammlung von Geſetzen bekannt; wovon es in der Vorrede heißt: „Dies iſt das Geſetz, welches Cnute, König von ganz „England, Dännemark und Norwegen, gegeben hat, „mit Einwilligung ſeiner weiſen Männer, ſowohl zur Er„haltung ſeiner eigenen Würde, als zum Nutzen des Volks.„ Vor dieſen Zeiten konnten alle Miſſethäter ſich loskaufen, wenn ſie nur ihrem Könige, ihren Lords, oder der beleidigten Perſon, eine Geldbuſſe bezalten. Aber durch ſeine Geſetze wurde das Einbrechen in die Häuſer, ſo, wie das Verbrechen, das jetzt Burglary (gewaltſamer Diebſtahl) genennt wird, Straſſenraub, boßhafter oder vorſetzlicher Mord, und der Hochverrath wider einen Lord, dieſe Verbrechen wurden mit der Lebensſtrafe belegt, und konnten nicht durch Geldſtrafen erkauft werden.

Eduard, der Bekenner, dieſer groſſe und gute Geſetzgeber, herrſchte in den Herzen ſeines Volks; und die Eintracht zwiſchen ihm und dem groſſen Rathe der Nation verſchaffte dem Volke eine ſo groſſe Glückſeligkeit, daß es in allen nachherigen Regierungen ſich nie eine gröſſere wünſchen konnte. Dieſe königliche Sammlung von Geſetzen ward

Lex Angliae, und bisweilen Lex Terrae genennt, und enthielt die beſten Geſetze der Mercia Weſt-Sachſen, Dänen und des König Edgars. Sie hatte unter andern den Vorzug, daß, da vor Eduards Regierung, verſchiedene Theile des Königreichs durch dieſe drey obbenannte Geſetze regiert wurden, welche, ob ſie gleich in den vornehmſten Stücken ſehr wohl übereinkamen, dennoch unterſchiedene Strafen für Beleidigungen enthielten, nunmehr alles unter eine Geſtalt gebracht wurde, und daher den Namen des allgemeinen Geſetzes erhielt. Dieſe Art der Regierung war es auch, welche unter den erſten Regierungen der Normänner die Baronen, nebſt den Freyheiten und Vorrechten, die daher entſtanden, unaufhörlich wieder zu erlangen ſuchten, weil ſie an ſich derjenigen unendlich weit vorzuziehen war, welche die normänniſchen Könige in Gleichförmigkeit mit den Gewohnheiten ihres Landes aufzurichten ſich bemüheten.

Unter den ſächſiſchen Königen wurden die groſſen Rathsverſammlungen an den drey vornehmſten Feſten, zu Weyhnachten, Oſtern und Pfingſten gehalten, und daher wurden ſie die ordentlichen Gerichte (de more) genannt. In denſelben wurde der Zuſtand der Nation ſorgfältig überlegt; die alten Geſetze wurden verbeſſert, oder aufgehoben und neue dafür gemacht. Dieſes waren auch die höchſten Gerichte zur Verwaltung der Gerichtsbarkeit, wo der König mit ſeinem Adel, die bey den Unterrichtern an ihn gewendeten Appellationen annahm und entſchied. Wilhelm, der Eroberer, ſchwor bey ſeiner Krönung, daß er die engliſche Staatsverfaſſung beybehalten wollte; er ernannte gleichfalls Abgeordnete, denen die Unterſuchung einer jeden Grafſchaft aufgetragen wurde, und die ihm Be-

 richt

richt von den Geſetzen und Gewohnheiten erſtatten mußten, die zu König Eduards Zeiten gegolten hatten; und aus dieſen Geſetzen brachte er ſeine eigene Sammlung im vierten Jahre ſeiner Regierung zu Stande. Er hielt nicht nur die Hofgerichte de more, wie ſeine Vorgänger gethan hatten; ſondern beſtimmte auch die Zeiten ſeines Hoflagers, welches er zu Weyhnachten im Pallaſt von Glouceſter, zu Oſtern in Wincheſter, und zu Pfingſten in Weſtmünſter zu halten pflegte, denen ordentlicher Weiſe ſeine Baronen und Lehnleute in capite beywohnten. Die bürgerlichen Rechte ſeines Volks ließ er in eben dem Zuſtande, da er ſie fand, und ſie wurden nach dem alten Gebrauche in den Gerichten der Baronen, der Hunderte und der Graven angehört und entſchieden.

In dem letzten Jahre ſeiner Regierung machte er eine andere Sammlung von Geſetzen, die von der vorigen ſehr unterſchieden war, und eine merkwürdige Veränderung in der Staatsverfaſſung verurſachte. Durch dieſes Geſetz ſetzte er ſein Kriegsvolk auf ſo einen Fuß, daß er beſtändig über ſechzig tauſend Ritter bey allen Gelegenheiten zu ſeinem Dienſte bereit hatte. Um dieſe Regierungsform auf ihren eignen Nutzen zu gründen, bewilligte er, daß die ihnen verliehenen eingeräumten Landſchaften für ſie und ihre Erben erblich ſeyn ſollten, unter der Bedingung, daß ſie ihm Dienſte, Treue und Gehorſam leiſten ſollten, und daß er hingegen fernerhin nichts von ihnen als ihre Dienſte fordern wolle. Er ſorgte auch dafür, daß ihre Lehnleute, die ihnen, der Gewohnheit und dem Vergleiche nach, gebührenden Renten und Dienſte ihnen entrichten ſollten, um dieſe Ritter in den Stand zu ſetzen, daß ſie ihre Dienſte dem Könige leiſten könnten. Und um dieſe Lehnleute, welche

Sock=

Sockmen genannt wurden, aufzumuntern, verordnete er, daß ſo lange ſie ihre Renten ihren Herren bezahlten und ihre Dienſte leiſteten, ſie nicht aus ihren Landgütern vertrieben werden konnten, wodurch dieſes Eigentumsrecht der Sockmen einigermaſſen zu einiger Gewisheit und Freyheit gelangte.

Sein Sohn, Wilhelm Rufus, leiſtete den Eid, die alten Geſetze von England zu halten, und hielt ſie nicht. Unter ſeiner Regierung ſchwiegen die Geſetze; er herrſchte nur nach ſeinem Willen, und ließ ſich von der Liebe zum Gelde beherrſchen. Heinrich I. ward von der Geiſtlichkeit und dem Adel erwählt; er beſtätigte die Geſetze König Eduards, hielt die Hofgerichte de more, und war ein erträglicher Fürſt. König Stephan leiſtete auch, bey ſeiner Wahl, den Eid, ſchwur nach den Geſetzen zu herrſchen, brach aber denſelben in dem meiſten Theile ſeiner Regierung, verbeſſerte dies aber wieder ſehr in den letztern Jahren derſelben, und ſtarb bald darnach, als er tugendhaft geworden war. König Heinrich II. half vielen Beſchwerden ab, und die Geſetze, wodurch er regierte, wurden vom Parliamente gegeben; er hatte ſehr mit der Geiſtlichkeit zu kämpfen, welche ſich unabhängig zu machen ſuchte, und es koſtete ihm viele Mühe, ſie in denjenigen Schranken zu erhalten, worinn ſie bey ſeiner Regierung blieb. Richard I. war ein ſehr unumſchränkter Monarch, und erhob groſſe Geldſummen von ſeinen Unterthanen, nicht nur ohne, ſondern auch wider die Geſetze. Sein Bruder Johann folgte ſeinen Fußſtapfen nach, und verwickelte endlich die Nation in einen bürgerlichen Krieg, wodurch er genöthiget ward, die Magna Charta (the Great Charter, or Charter of Liberties) das Grundgeſetz der engli=

engliſchen Freyheiten zu ertheilen, wodurch die Baronen ſich eine ſo groſſe Gewalt erwarben, daß dadurch die Staatsverfaſſung einer Monarchie faſt ganz in eine Ariſtocratie verwandelt wurde. Die Streitigkeiten, die über dieſen Gnadenbrief ſo oft erneuert, und ſo oft wieder beygelegt wurden, erhielten die ganze Nation, während dieſer und der folgenden Regierung Heinrichs III. in Verwirrung, aus welcher erſt der Sohn des letztern dieſelbe zu ziehen vermögend war.

Eduard, den Erſten, kann man mit Recht den **engliſchen Juſtinian** nennen. Zu ſeiner Zeit wurden ſowohl die ſtatutariſchen, als gemeinen Rechte zu einer groſſen Vollkommenheit gebracht. Seiner Regierung muß man vornehmlich den Ruhm zuſchreiben, daß in der Verwaltung der Gerechtigkeit zwiſchen Partheyen ein ordentlich eingerichtetes Verfahren aufkam, und daß die Schutzreden vor Gericht, die Entſchlieſſungen und Entſcheidungen der Richter regelmäßig und verſtändig wurden. Die guten Geſetze legte er ſeinen **Parliamenten** zu ihrer Beſtätigung und Einwilligung vor, und wenn dieſelben für Geſetze erklärt worden, ſo wählte er die gelehrteſten und redlichſten Richter, um dieſelben zu beobachten. Voll Klugheit, ohne Geräuſch, und durch beſcheidene Maasregeln ſchaffte er allmälig viele üble und unbequeme Gewohnheiten und Gebräuche, ſowohl in den oberen Gerichten, als in den Gerichten der Vornehmſten ab, und führte an deren ſtatt ſolche regelmäßige Gebräuche ein, daß ſie lange Zeit hindurch, und nachdem man ihre Bequemlichkeit und Brauchbarkeit erfahren hatte, ſeitdem beſtändig beſtanden haben, und ohne groſſe Veränderung gebraucht worden ſind, ja noch jetzt, wie der gelehrte Oberrichter Hale ſagt, gleichſam denen

gemei-

gemeinen Geſetzen in England einverleibt ſind, und einen Theil davon ausmachen. Die alten ſächſiſchen und normänniſchen Statuten ſeiner Vorgänger waren kurze, ausdrückliche Anordnungen, wodurch die Laſter, welche zu der Zeit, da ſie aufgeſetzt wurden, im Schwange giengen, gebeſſert, und mit Geldſtrafen belegt wurden. Viele von den Mitteln, ſie in Ausübung zu bringen, ſchickten ſich auch nur für einen gewiſſen Ort, und waren an jedem andern wieder unterſchieden. Aber zu den Zeiten dieſes Königs brach das volle Licht der Vernunft und Uebereinſtimmung in ſeinem größten Glanze hervor. Zu ſeiner Zeit wurden auch die Geſetze ſo ſehr verbeſſert und verändert, daß das alte Gewand unter den verſchiedenen neuen Stücken, womit es von ſeinen gelehrten Verbeſſern der Geſetze beſetzt wurde, kaum mehr ſichtbar blieb. Das ſtatutariſche Recht, ob es gleich in Vergleichung mit ſpätern Parliamentsacten ſehr kurz war, war dennoch ſehr deutlich, und drückte den Sinn der Geſetzgeber vollkommen aus.

Durch eben dieſen Fürſten wurden auch die Parliamenter in diejenige Ordnung gebracht, worinne wir ſie jetzt ſehen, und die Ritter, Bürger und Stadtgenoſſen wurden zu beſtändigen Mitgliedern dieſer Verſammlung gemacht. Sein Sohn Eduard II. handelte nach ganz andern Grundſätzen, als ſein Vater, und dadurch zog er nicht nur ſeinen Unterthanen vielerley Unglück, ſondern endlich ſich ſelbſt das allergrößte zu, indem er durch die Obermacht derjenigen verderbten und aufrühriſchen Parthey, die er nur allzuſehr aufgemuntert hatte, abgeſetzt und ermordet ward. Sein Sohn Eduard III. war, von allen Seiten betrachtet, ein groſſer und rühmlicher Fürſt. Er ließ den Feinden der engliſchen Nation das Gewicht derjenigen Macht empfinden,

den, die er durch das Vertrauen und die Liebe ſeiner Unterthanen ſich erwarb. Aber ſein Enkel, Richard II., machte, wie ſein Urgroßvater, ſeine Lieblinge zu ſeinen Miniſtern; und da er ſich bemühte, ſeine königlichen Vorrechte allzuſehr zu erweitern, verlor er die königliche Würde, und ward bald darauf auf eine grauſame und niederträchtige Art ermordet.

Während allen dieſen Regierungen, ſeit dem Könige Johann bis auf Richard II., dauerten die Streitigkeiten zwiſchen den Baronen und der Krone bisweilen mehr, bisweilen weniger heftig. Man findet auch nicht, daß einer von dieſen Fürſten Staatsklugheit genug beſeſſen habe, ein Mittel zu finden, um ſich davon zu befreyen, was zugleich ein Unfall für ſie und einigermaßen eine Laſt für die Nation war. Die Vorgänger König Johanns, und dieſer König ſelbſt, ſcheinen den Anſchlag gehabt zu haben, die groſſen Lehngüter zu theilen, um dieſem Uebel abgeholfen zu ſehen; aber ſtatt deſſen vergröſſerten ſie es vielmehr; denn die kleineren Barone waren ſo wachſam auf ihre Freyheiten und Vorrechte, als die gröſten Pairs im Lande. König Eduard I. ergriff unendlich beßre Maasregeln, indem er die Gerechtſame des Hauſes der Gemeinden beſtimmte und feſtſetzte, davon einige ſeiner Nachfolger würden Nutzen gezogen haben; aber ſie unternahmen es nicht geſchickt genug, und die Gemeinden lehnten aus Beſcheidenheit die Anerbietungen ab, die man ihnen gethan hatte. Indeſſen ſahen die Baronen doch, daß es für ſie zuträglich ſeyn würde, ihre alte Zänkereyen mit der Krone, ſo, wie es bisher geſchehen, fortzuſetzen; und deswegen ergriffen ſie ein ander Mittel. Während den Streitigkeiten zwiſchen den Häuſern York und Lancaſter bedienten ſie ſich des Scheines

der

der Treue, nur ihren Ehrgeiz zu verbergen, indem ſie ſich bald auf die Seite dieſes Fürſten, bald auf eine andere wendeten, nachdem es für ſie am vortheilhafteſten war, wovon der Leſer unzweifelhafte Beweiſe in der engliſchen Geſchichte während dieſem unglücklichen Zeitpunkte antreffen wird, in welchem eine Menge tapferer und rechtſchaffener Männer die Schlachtopfer der betrügeriſchen Kunſtgriffe der Ehrgeitzigen wurden.

Aber als König Heinrich VII. auf den Thron geſetzt wurde, bemerkte er dieſe Gefahr, und beſchloß, ihr abzuhelfen. Er wird insgemein von den Engländern als einer ihrer weiſeſten Fürſten betrachtet; und ich glaube, daß er den beſten Beweiß ſeiner Weisheit in den Maasregeln gegeben habe, die er ergriff, um den Adel zu demüthigen. Denn, als er ſah, daß die Ueppigkeit anfieng, überhand zu nehmen, ſo öfnete er durch ein Geſetz dem Adel die Gelegenheit, ihre Güter zu veräuſſern; und da dies einmal geſchehen war, ſo wurden die Gemeinden bald noch anſehnlicher, indem ſie ſich im Lande ankauften, welches ſie vorher wegen ermangelnder Gelegenheit nicht thun konnten; und dies war ohne Zweifel eine groſſe Ermunterung zur Arbeitſamkeit, und ein allgemeiner Vortheil für die Nation. Sein Sohn Heinrich VIII. war zufälliger Weiſe, aber nicht mit Vorſatz ein Freund der Freyheit. Er ſchaffte mehrentheils die übermäſſige Gewalt der Kirche ab, und verwandte zu öffentlichen Abgaben ihre erſtaunlichen Reichtümer. Er war ein Fürſt von groſſen Fähigkeiten, und liebte, ermunterte und gebrauchte deswegen auch Männer, die dergleichen beſaſſen. Eben dieſer Grundſatz herrſchte in ſeiner ganzen Familie, und war eine von den vornehmſten Urſachen der glückſeligen Regierung der Königin Eliſabeth, welche ſo eine glorreiche

reiche Epoque in der engliſchen Geſchichte ausmacht. Durch dieſe Mittel wurde der Grund zu der weit ausgebreiteten Freyheit gelegt, welche die Engländer ſeitdem erlanget haben, und nun unter einer Staatsverfaſſung genieſſen, welche, wenn ſie wohl verwaltet wird, ohne Zweifel eine der beſten Einrichtungen iſt, die jemals zu irgend einer Zeit, oder in einem Lande geblühet haben, und die nicht anders, als durch den Misbrauch derjenigen Freyheit zu Grunde gerichtet werden kann, welche ihre gröſte Zierde und Ehre iſt.

Ich ſage, daß ſie am allerbeſten eingerichtet iſt, weil ich unter den alten und neuern keine einzige weiß, welche jemals ſo viel Freyheit verſtattet habe. Andere Staaten, beſonders die Republiken, werden noch auf eine gröſſere Freyheit Anſpruch machen; aber in der That hat nie ein Staat ſo viel beſeſſen; und die Republiken, die noch jetzt beſtehen, können auf keine Art in Vergleichung mit dieſer geſetzt werden; denn ſie ſind alle auf einen viel engern Grund erbauet, und folglich ſo ungewiß, daß die, welche die Regierung verwalten, in beſtändiger Eiferſucht und Bekümmerniß leben; da hingegen die Vortheile eines freyen Staats ſo ausgebreitet ſind, ja ich dürfte bald ſagen, ſo ſehr überall ausgebreitet, daß es der Vortheil eines jeden erfordert, und daß ein jeder, der richtig denkt, einſehen muß, daß es ſein Vortheil erfordert, dieſe Regierungsform mit allen möglichen Kräften zu erhalten. Die Furcht verurſacht bey denen, die einen Staat verwalten, die ſchlimmſten Folgen; noch mehr aber die Strenge. Allein dieſe verliert ihren Namen, wenn ſie in dem Herzen des Volks ruhet, und ſich in die Treue gegen die Staatsverfaſſung verwandelt, die unter allen die edelſte Art des patriotiſchen Geiſtes iſt.

Dieſer

Dieſer war unter den Spartanern, Athenienſern, Römern, und andern freyen Völkern, ganz beſonders ſichtbar, ob ſie gleich nie ſo wichtige Urſachen dazu hatten; er hat ſich in England nicht weniger gezeiget, und man kann hoffen, daß er ſich auch da beſtändig zeigen werde, wenn man den gröſſern Vorzug dieſes Staats betrachtet, welcher ihn ſowohl verdient, als befördert. Eine kurze Beſchreibung derſelben werden wir in dem folgenden Hauptſtücke zu geben ſuchen.

Viertes Hauptſtück.

Von der Einrichtung und Vortreflichkeit der brittiſchen Staatsverfaſſung. Die Beſchaffenheit der königlichen Würde: wie vollkommen ihre Vorzüge und wie vernünftig ihre Gränzen ſind. Von den Würden, den Vorrechten und dem Glanze des Adels, und der Nutzbarkeit ihres Standes im Staate. Die Freyheit und glückliche Verfaſſung des brittiſchen Volks. Die Beſchaffenheit und Schätzbarkeit ihrer Freyheiten, und die Sicherheit, die ſie für ihre Privilegien haben. Von der Unabhänglichkeit der unterſchiedenen Staaten in der Ausübung ihrer beſondern Rechte, und wodurch dieſelbe mit der Verbindung der unterſchiedenen Mitglieder des Staats vollkommen übereinſtimmt.

Die ſehr hohe Meinung, welche unter den meiſten Nationen zum Vortheile ihres Landes, und der Producten des Landes, welches ſie bewohnen, ja auch ſeiner Regierung herrſcht, iſt nicht nur ganz natürlich, ſondern auch darum gar nicht zu tadeln. Man glaubt insgemein, daß

die Einwohner von Großbritannien einen groſſen Hang zu dieſer Art von natürlicher Eitelkeit beſitzen. Allein, wenn wir aufmerkſam bedenken, wie ſchön und regelmäßig das brittiſche Staatsgebäude aufgerichtet iſt, und zugleich, wie angenehm und vortheilhaft, ſo werden wir geneigter ſeyn zu glauben, daß das Volk es noch mehr bewundern würde, wenn es daſſelbe beſſer verſtünde, als daß es allzuſehr für daſſelbe eingenommen ſey, weil es daſſelbe beſitzt. Und um die Wahrheit zu geſtehen, diejenigen, welche ſich eines vorzüglichen Verſtandes rühmen, und für die beſten Richter in dergleichen Dingen gehalten ſeyn wollen, ſind in dieſem Stücke ſo wenig partheyiſch, daß ſie an der Regierung ſehr viel zu tadeln finden, und ihr Verlangen zeigen, ſie verändert zu ſehen. Man kann alſo nur dem gemeinen Haufen des Volks den Vorwurf machen, daß es allzuheftig für eine Staatsverfaſſung eingenommen ſey, die es dennoch gar nicht verſteht. Hierbey wird man mir die Anmerkung erlauben, daß ein jeder für ſich ſeine eigene Begriffe, und ſeine eigene Abſichten hat, und daß dergleichen Critiken über die Regierungsformen allzuoft aus dieſen Umſtänden entſpringen. Aber mit dem groſſen Haufen der Nation verhält es ſich anders. Dieſer urtheilt von der Regierung, unter welcher er lebt, nicht aus dem, was er verſteht, ſondern aus dem, was er fühlt; und folglich, ſo lange er ſich glücklich zu ſeyn ſchätzet, ſo geſchieht es nur aus der Urſache, weil er es wirklich iſt. Verſtändige Männer werden nicht auf die Stimme der Nation merken, wenn es eine Veränderung mit Heftigkeit verlangt; aber ich will es wagen, dies als einen unwiderſprechlichen Grundſatz anzunehmen, daß man allezeit auf die Stimme einer Nation merken muß, wenn ſie ſich wider die Veränderung erklärt. Denn der groſſe Endzweck der Regierung iſt, ihre Unterthanen

thanen glücklich zu machen, und das einzige Mittel, das man hat, um zu entdecken, daß ein Volk glücklich ſey, iſt dies, wenn wir Achtung geben, ob es zufrieden iſt. Denn, ob es gleich ſehr gewiß iſt, daß ſie auch ohne Urſache misvergnügt ſeyn können; ſo kann doch das Gegentheil hiervon niemals wahr ſeyn, denn ſie ſind und können niemals glücklich ſeyn, ohne eine Urſache.

Um uns hiervon zu überzeugen, wollen wir es einzeln unterſuchen. Wir haben ſchon gezeigt, daß die Staatsverfaſſung dieſes Königreichs ausnehmend alt iſt, und daß ſie allezeit mehrentheils dasjenige war, was ſie noch iſt, nämlich eine vermiſchte Regierungsform. Wir haben gleichfalls gezeigt, daß bis zu der Ankunft der Normänner wenig oder gar keine Neuerungen darinnen vorgenommen worden, und daß, ſobald die Fürſten aus dieſem Hauſe ſie vorzunehmen wagten, ſie beſtändige Unruhen verurſachten. Wir haben bemerkt, daß Eduard I. als der normänniſche Geſetzgeber, und der Urheber der Freyheiten des Volks angeſehen werden kann. Denn, ob man gleich erweiſen kann, daß die Gemeinden noch vor ſeiner Zeit Repräſentanten in das Parliament ſchickten, und ob man gleich auch unter den ſächſiſchen Königen einige Spuren hiervon findet, ſo war er es doch, welcher im achtzehnten Jahre ſeiner Regierung diejenige regelmäßige Staatsverfaſſung zu Stande brachte, welche ſeitdem beybehalten worden. Wir haben angeführt, daß Heinrich VII. den Gemeinden den Weg eröfnete, das Eigentum an ihren Gütern zu erlangen, welches ſie ſeitdem ſehr verbeſſert haben; und daß Heinrich VIII. die Beeinträchtigungen des Pabſts und diejenige Abhänglichkeit von der Kirche abſchafte, welche mit den andern Stücken der Regierungsform

 ſich

ſich gar nicht vertrug. Alle Schwierigkeiten, die ſich noch auſſerdem fanden, wurden in den folgenden Zeiten hinweggeſchaft, und ob ſie gleich mit Gewalt vielleicht hinweggeſchaft wurden, ſo iſt dies doch eine Gewalt, von der die Engländer Nutzen ſchöpften, und wodurch ſie ſich vollkommen im Beſitz der guten alten ſächſiſchen Verfaſſung befinden, für welche ihre Vorfahren ſo eingenommen waren, und zugleich ſo vieler und ſo beträchtlicher Verbeſſerungen, die alle auf eine rechtmäßige Weiſe gemacht werden, und deren ſie ſich nur allein durch ihren Unſinn und durch die ſchädlichen Folgen einer allgemeinen Verderbnis berauben können; ſo weiſe und glücklich iſt ihre gegenwärtige Staatsverfaſſung eingerichtet.

Es iſt wahr, die Monarchie iſt eingeſchränkt, aber ſo eingeſchränkt, daß der König, ſo bald es ihm gefällt, unumſchränkt ſeyn kann, wenn er nur das thut, was recht iſt. Er beſitzt nicht nur die Wappen, den Pomp und die Pracht der königlichen Würde, ſondern auch die weſentlichen Rechte. Die Verwaltung der Angelegenheiten beruht ganz auf ihm, er wählet diejenigen Miniſter, die ihm gefallen; und dieſe Miniſters ſind es, nicht er ſelbſt, die wegen der Verwaltung Rechenſchaft geben müſſen. Er iſt die Quelle aller Ehrenbezeugungen, und das Kriegsweſen hängt gleichfalls von ihm ab. Er hat allein das Vermögen, Frieden und Krieg zu beſchlüſſen; er läßt die Münze prägen, mit einem Worte, er thut alles, was ein guter Monarch zu thun wünſchen würde. Indeß iſt doch ſeine Macht dem Volke weder beſchwerlich, noch ſchrecklich. Selbſt ſeine Vorrechte ſind vielmehr den Freyheiten der Nation günſtig; und man könnte erweiſen, daß dieſelbe weniger frey ſeyn würde, wenn ſie mehr eingeſchränkt wäre; ein

Vorzug,

Vorzug, den man in keiner andern Monarchie, weder in ältern, noch neuern Zeiten, hat erlangen können. Und wie dadurch ein brittiſcher König, auf der einen Seite, keine Verſuchungen hat, um einen Eingriff auf die Staatsverfaſſung zu thun; ſo haben ſeine Unterthanen, auf der andern, nicht die geringſte Urſache zu wünſchen, daß der Umfang dieſer Macht eingeſchränkt ſeyn möchte.

Der König iſt zwar in allen Angelegenheiten, ſie mögen geiſtlich oder weltlich ſeyn, das Oberhaupt; aber er iſt dies, ohne den geringſten Nachtheil der Kirche oder dem Staate zu verurſachen. Die durch Geſetze eingeführte Religion iſt der chriſtliche Glaube in ſeiner Lauterkeit; und die Erzbiſchöffe und Biſchöffe haben ein ſo beſtimmtes Anſehen, und einen ſolchen Antheil von Einkünften, als zu ihrer Würde gehöret, und mit ihren Bedienungen übereinſtimmt. Durchgängig wird Ordnung und Anſtand beobachtet, und dennoch wird die Verfolgung nicht geſtattet. Die Geiſtlichkeit hat alles, was ſie wünſchen kann, aber die Herrſchaft über die Gewiſſen iſt ſehr weislich demjenigen vorbehalten, für den ſie gehört, dem höchſten Weſen, welchem jeder Menſch Rechenſchaft ablegen wird, und dem er ſie allein abzulegen ſchuldig iſt. Diejenigen, welche in ihrem Glaubensbekenntniſſe von der eingeführten Religion abgehen, haben ihre völlige Freyheit, Gott nach ihrem Gewiſſen zu verehren, und der Staat bekümmert ſich nicht weiter darum, als in ſo fern es nöthig iſt, um dieſe Freyheit zu ſchützen, und um die Abergläubiſchen in allen Religionen zu verhindern, daß ſie einander nicht verfolgen. Deswegen bleibt weiſen und beſcheidenen Männern hierinnen nichts zu wünſchen übrig, als daß alles in dieſer Verfaſſung bleiben, und daß der Geiſt der Religion ſich lieber im Eifer

nach guten Werken, als in dem Feuer über Meinungen zeigen möge.

Der Adel hat in Großbritannien alle die Macht und das Anſehn, welches entweder mit ſeiner eigenen oder andrer Wohlfart beſtehen kann. Die Edelleute ſind des Königs erbliche Räthe, ſie machen in Verbindung mit den geiſtlichen Lords einen von den drey Ständen aus, und ſind nebſt ihnen die Richter der letzten Inſtanz in allen rechtlichen Angelegenheiten, die vor denen Unterrichtern abgehandelt worden. Sie genieſſen ihre alten Vorzüge, und einige neue, beſonders den, daß ſie nur von ihren Pairs überhaupt können verhöret werden; und nicht von denen allein, welchen der Hof Auftrag zu thun für gut findet; und ob ſie gleich nicht ein ſo groſſes Anſehen, als ihre Vorgänger, die Baronen, genießen; ſo iſt doch ihr Zuſtand, ſelbſt durch dieſe Verringerung ihres Anſehens, unendlich beſſer geſichert, als er in jenen Zeiten war. Die, welche nur die Oberfläche der Dinge zu betrachten pflegen, werden zwar ſehr bald ſich einbilden, daß ſie durch die Veränderungen, welche in dem vorigen Syſtem getroffen worden, eingebüßt haben; aber die, welche tiefer ſehen, bemerken deutlich das Gegentheil. Ihre Würde iſt ſo erhaben, und die damit verknüpften Vorrechte ſind ſo ſichtbar und beträchtlich, daß man mit Recht die größte Hofnung von ihnen ſich machen, und ihnen die größte Ehrfurcht beweiſen muß. Daher iſt es auch ganz unmöglich, daß der Stand der Pairs in Verachtung kommen ſollte, obgleich einzelne Pairs ihren perſönlichen Charakter durch ihre beſonderen Fehler verächtlich machen können; und es iſt ausdrücklich notwendig, daß der Adel in einem freyen Staate ſo beſchaffen ſey, wenn dieſer nicht bald alle Unbequemlichkeiten

empfinden ſoll, welche Ariſtocratien verhaßt machen. So ſind, zum Beyſpiele, in Pohlen, die Edelleute gleichſam Fürſten, aber hingegen ſind die übrigen unter der Nation nicht viel beſſer, als Sclaven. Zu Venedig iſt ihre Macht übermäßig, und ihr Hochmut unerträglich. In Frankreich iſt der Adel ſtolz genug, und hingegen empfindet das gemeine Volk die üble Begegnung, welcher der Adel bey Hofe ausgeſetzt iſt. Aber in Großbritannien weiß man hiervon wenig, und erfährt davon nichts in Vergleichung mit jenem. Ein jeder, der ein freyer und guter Unterthan iſt, iſt vor dem Stolze, oder dem Eigenſinne der Leute vom Stande geſichert, und da er ſich keiner Beleidigungen gegen ſie ſchuldig macht, ſo kann er auch von ihnen nicht beunruhiget oder bekränket werden.

Endlich, was das Volk überhaupt betrift, ſo beſitzt es alle Freyheit, die es wünſchen mag, und gleich ſo eine anſehnliche Macht, als es gebrauchen kann. Je mehr daſſelbe ſich Güter erwarb, deſto mehr war auch die Macht, die es erlangte, den Gütern angemeſſen, wovon ihm auch nichts zu den öffentlichen Dienſten kann entzogen werden, als mit ſeiner eigenen Einwilligung. Obgleich in vorigen Zeiten der engliſche Handel nicht ſo groß war, ſo ſcheint doch die Kaufmannſchaft unter dem Volke einen weit gröſſern Antheil an der Staatsverfaſſung, welche die Gemeinden angeht, gehabt zu haben, als jezt, weil ſie damals die Freyheit hatten, nur ſolche zu wählen, welche keine Landſchaften beſaſſen; da hingegen das Unterhaus jeẓt gänzlich aus Mitgliedern beſteht, welche Landgüter beſitzen. Es iſt zwar gewiß, daß dieſes Haus zu ſeiner groſſen Macht nur nach und nach gelangt iſt; aber man muß auch hinzuſetzen, daß dieſelbe auf eine billige und anſtändige Weiſe erlangt wor-

den, und nach den richtigen Grundſätzen der engliſchen Staatsverfaſſung, welche allezeit ihren Unterthanen nach ihren verſchiedenen Stufen mehr oder weniger Macht verliehen hat, nachdem ſie mehr oder weniger Antheil an dem öffentlichen Vermögen hatten; und es kann nichts vernünftiger ſeyn, als daß diejenigen die Sorge für die öffentlichen Angelegenheiten tragen, welche den vornehmſten Antheil an der öffentlichen Wohlfart haben, und folglich für die öffentliche Glückſeligkeit am meiſten beſorgt ſeyn müſſen.

Die Gemeinden von Großbritannien betrachtet man entweder nach der Macht, Geſetze zu geben, oder nach der, Auflagen zu machen. In beyden haben ſie alle die Macht und die Vorrechte, die man nur erdenken kann. So viel die erſtere betrift, ſo kann das Oberhaupt der Nation nicht das geringſte ohne ihre Einwilligung thun; wenn ſie nicht ihre Stimme geben, kann weder ein neues Geſetz gegeben, noch ein altes wiederrufen werden. Keine Auflagen können gemacht werden, wo nicht die Summe und die Beſchaffenheit derſelben von ihnen beſtimmt wird. Alle Beſchwerden, die man anbringt, können nur von ihnen abgeholfen, und müſſen ihnen hinterbracht werden; und es iſt kein Vorfall ſo wichtig, der nicht ihrer Unterſuchung ausgeſetzt wäre, und niemand iſt ſo mächtig, daß er der Gewalt ihrer Klage entgehen könnte. Alle Freyheiten können beyden keine Gränzen ſetzen. Sie halten in der Nation die groſſe gerichtliche Unterſuchung, und keine Gewalt kann den Verbrecher vor dem Fortgange der Gerechtigkeit ſchützen, wenn ſie von ihnen verwaltet wird. Dies iſt alles, wornach man jemals, ſelbſt in den reinſten Democratien, geſtrebt hat, und doch

ward es in ihnen weit leichter unkräftig gemacht, als es bey unſerer Staatsverfaſſung geſchehen kann.

Ferner, wie weit breitet ſich ihre Macht nicht aus, oder was fehlet ihnen wohl für eine Macht, in Abſicht auf das Vermögen, Auflagen zu machen. Die Kneights of Shires (die zum kleinen Adel gehören) werden von den Freeholders (die zinsfreye Güter haben), die Citizens (Bürger) von ihren Fellow-Citizens (Mitbürgern), und die Burgeſſes (Stadtgenoſſen) von denen, welche ein Recht zu ihren Stimmen aus der Verfaſſung ihrer beſondern Flecken erhalten haben, erwählet. Es iſt wahr, ſehr oft hört man Klagen über die Beſtechungen und Kunſtgriffe, und vielleicht ſind dieſe Klagen nicht allezeit ungegründet; aber Beſtechungen und Kunſtgriffe können nicht ſo viel, als bewafnete Leute ausrichten; niemand wird genöthiget, ſich oder ſein Vaterland zu verrathen; kurz, alles bezieht ſich nur dahin, daß böſe Menſchen durch böſe Mittel verleitet werden, bey ſolchen Vorfällen Böſes zu thun, welche ſie und ihre Nachkommenſchaft angehen. Aber auch hierwider hat man durch die Geſetze alle mögliche Fürſichtsmittel gebraucht. Nur iſt dies zu bedauern, daß man keine Geſetze ausfindig machen kann, welche böſe Menſchen, ſo lange ſie frey ſind, verhindern könnten, ihre Freyheit zu verkaufen; weil ſo ein Geſetz ſie in der That ihrer Freyheit berauben würde. Ueberhaupt ſieht man hieraus, daß eben dasjenige der engliſchen Staatsverfaſſung zum größten Ruhm gereicht, was man am meiſten an ihr tadelt, weil man daraus deutlich ſiehet, daß das einzige Mittel, die Engländer zu Sclaven und unglücklich zu machen, ihnen ſelbſt überlaſſen iſt. In der Einrichtung ihres Staats hat man alſo auf eben die Art mit ihnen gehandelt, wie der Schö-

pfer mit den Menſchen handelt; ſie ſind dadurch in alle die Freyheit geſetzt, welche die Menſchen ihrer Natur nach haben können. Und ſollten ſie einmal zu Sclaven und unglücklich gemacht werden, ſo kann es nicht anders, als durch ſie ſelbſt geſchehen, und Sclaverey und Unglück würde nicht nur ihre Wahl, ſondern auch ihre Strafe ſeyn. Und damit wir alles zuſammenfaſſen, in allen Staaten der alten und neuern Zeiten, iſt die Wohlfart der Unterthanen niemals ſo ſehr befördert worden, als in dem großbritanniſchen Staate; und es iſt keine Staatsverfaſſung möglich, wo man mehr für die Glückſeligkeit derſelben beſorgt ſeyn könnte.

Nichts bleibt uns noch in Abſicht auf dieſe Staatsverfaſſung übrig, als daß wir anzeigen, in wie fern die verſchiedenen Theile derſelben von einander abhängen, oder nicht, da einige Schriftſteller ſich hierüber dunkel und unbeſtimmt ausgedrückt haben, weil ſie eine ſehr leichte und bekannte Eintheilung vergeſſen. Ein jeder Theil des Staats hat ſowohl eine beſondere und charakteriſtiſche Gewalt, als auch die Macht, Geſetze zu geben, in ſich. In Anſehung der erſtern iſt eine jede frey uud unabhänglich. Der König übet ſeine Vorrechte ohne Einſchränkung aus. Das Oberhaus, als das höchſte Gericht, und die groſſe Rathsverſammlung des Adels handelt auch ohne alle Zurückhaltung, auſſer derjenigen, wozu es durch die Gewohnheiten des Parliaments genöthiget wird. Das Unterhaus thut eben dies in Abſicht auf alle die Angelegenheiten, welche insbeſondere vor daſſelbe gehören. Aber was ihre Macht, Geſetze zu geben, insbeſondere betrift, ſo finden wir hier einigen Unterſchied. Denn alle diejenigen Glieder des Staats, welche die Macht, Geſetze zu geben, beſitzen,

ſtehen,

ſtehen, ich will nicht ſagen, in einer vollkommenen Abhänglichkeit von einander, doch in einer nothwendigen Verbindung; und dies entſtehet allein aus der Beziehung und aus dem unzertrennlichen Intereſſe, worinnen ſie gegen einander ſtehen, welches man ausführlicher erklären würde, wenn die Einrichtung dieſer Abhandlung uns dies erlaubte. Aber ſchon aus dem, was wir geſagt haben, wird man leicht ermeſſen können, daß dieſer Zuſammenhang gar kein Eingriff in die Freyheit ſey, weil derſelbe eben aus ihrer gemeinſchaftlichen Beſorgnis für die Freyheit entſpringet.

Aber die Vortheile dieſer Staatsverfaſſung ſind nicht blos auf die glückliche Anordnung der verſchiedenen Theile der geſetzgebenden Macht eingeſchränket; ſie breiten ſich vielmehr durch den ganzen Umfang der engliſchen Regierung aus; und in allen den Oertern, wo eine gewiſſe Regierungsform, oder eine Art von Gerichtsbarkeit herrſchet, wird dieſelbe nachgeahmt; ſo ſind, zum Beyſpiele, in jedem Stadtbezirke, ein Mayor (Burgermeiſter), ein Bailiff (Schultheiß), oder eine andre obrigkeitliche Perſon, nebſt ihren Aldermen oder Beyſitzern, und einem beſtändigen Repräſentanten der Gemeinden. Auf dem Lande werden die Grafen-Gerichte noch immer gehalten, wie auch die Courts Leek, oder Lehngerichte, und die Courts Baron, die freyherrlichen Gerichte. Sie haben alſo noch immer die alte ſächſiſche Regierungsform beybehalten, oder vielmehr die, welche ſie von den Britten entlehnten, und welche ſich beynahe zwey tauſend Jahre lang unter ihnen, mit ſo weniger, oder faſt gar keiner Veränderung erhalten hat, daß man ſich über die tiefe Ehrerbietung, die aufrichtige Zuneigung und einen unveränderlichen Eifer nicht wundern darf, den man deswegen für ſie heget. Und daher kann man

mit

mit Recht hoffen, daß weder Liſt, noch Anſtiftungen, noch irgend einige Kunſtgriffe, jemals vermögend ſeyn werden, dieſe Neigung auszurotten.

Was die Verwaltung der Regierung, oder die ausübende Macht der Staatsverfaſſung anlanget, ſo iſt dieſelbe durch die Geſetze der Krone einverleibt, und wird von da, durch den Auftrag des Königs, denenjenigen überlaſſen, welche die Macht dadurch erhalten, die Gerechtigkeit unter dem Volke zu verwalten. Da aber dieſe, welche einen ſolchen Auftrag bekommen, verbunden ſind, die Geſetze zu verehren, und nach ihren Vorſchriften zu handeln, (denn nur allein dahin erſtreckt ſich ihr Auftrag), ſo ſiehet man leicht ein, daß eine jede Handlung, wodurch ſie die Regierung übel verwalten, unterſucht und beſtraft wird; und daher enthielt die alte engliſche Rechtsregel, **daß der König nie Unrecht thun kann**, gar nichts widerſprechendes; und ſie iſt auch der Freyheit im geringſten nicht zuwider, ſondern vielmehr ihre beſte und ſicherſte Stütze. Denn geſchieht auch jemand ein Unrecht, ſo wird der, welcher es gethan hat, beſtraft; denn da dieſe Rechtsregel den König frey ſpricht; ſo iſt offenbar, daß der, welcher den Geſetzen zuwider handelt, ſich auf keine Weiſe durch irgend einen Auftrag, oder eine Vollmacht entſchuldigen, oder rechtfertigen kann. Eben dies entdeckt uns auch den Grund von einer andern ſo alten, als nachdrücklichen, obgleich nicht ſo ſehr bekannten Regel, nämlich: **daß der König beſtändig unmündig iſt**; das heißt, er wird nach den Geſetzen ſo betrachtet, und keine Handlung, zu welcher er verleitet wird, darf ihm zum Nachtheile gereichen, ſondern diejenigen, welche ſich unterfangen, ihre Handlungen mit dem Vorwande derjenigen Macht zu beſchönigen, welche

ſie

ſie alſo erlangt haben, müſſen die Schuld ihrer eigenen Verbrechen tragen, ohne ein Abſehen auf den Schatten von Hoheit zu richten, unter welcher ſie zu handeln vorgaben.

Fünftes Hauptſtück.

Eine kurze Nachricht von den vornehmſten europäiſchen Staaten, in Anſehung ihrer Regierungsform, ihrer Macht und ihres Nutzens; insbeſondere von dem deutſchen, ruſſiſchen und türkiſchen Kaiſertume, von dem däniſchen, ſchwediſchen und pohlniſchen, und andern Königreichen, von den Republiken Venedig, Genua, den Schweitzer-Cantons und den ſieben vereinigten Provinzen; wobey verſchiedene politiſche Anmerkungen und Beobachtungen über das Verhältniß der Macht, und über die eigentümliche Stärke der vornehmſten Monarchien und freyen Staaten eingeſtreuet werden.

Nichts ſcheint nunmehr noch übrig zu ſeyn, um die Erwartung des Leſers bey dieſem Abſchnitte von den Geſetzen und der Regierung zu befriedigen, als, daß wir einen kurzen und allgemeinen Entwurf von den anſehnlichſten Reichen geben, welche noch jetzt in Europa blühen. Zwar werden wir uns dabey auf einen ſehr kurzen Abriß einſchränken müſſen. Aber da dieſelben einander ſo nahe liegen, und uns daher Gelegenheit geben, ſie unter ſich zu vergleichen, ſo werden ſie dem jungen Leſer ſowohl mehr Vergnügen, als auch Nutzen verſchaffen, weil er dadurch im Stande ſeyn wird, gleichſam eine politiſche Karte auf einmal zu überſehen, welche ihm bey Erlernung der Geſchichte unſrer

Zeiten beſtändig nützen wird, da er dieſelbe vorzüglich wiſſen muß, aber zu deren Erkenntniß wir mit ſo wenig Hülfsmitteln verſehen ſind. Zugleich wird dies auch ein Verlangen erwecken, eine noch tiefere Einſicht hierinnen zu erlangen, und die kürzeſte und ſicherſte Methode anzeigen, wie wir dieſe Unterſuchungen fortſetzen und zu Stande bringen ſollen.

Um alſo mit den Kaiſertümern, welche gegenwärtig noch beſtehen, den Anfang zu machen, ſo ſind deren drey: nämlich Deutſchland, Rußland und die Türkey. Das Oberhaupt des erſtern von denſelben wird, eigentlich zu reden, der römiſche Kaiſer genennt, zu welcher Würde es, ohne daß ſeine Macht einen Zuwachs erhalten, erhoben worden, da es ſonſt nur König von Deutſchland war. Man hält insgemein die Kaiſer für Nachfolger der römiſchen; aber der wahre und urſprüngliche Begriff ihrer Würde iſt aus der Politik des römiſchen Stuhls herzuleiten. Als die Päbſte die Würde und den Namen des geiſtlichen Oberhaupts der Chriſtenheit angenommen hatten, hielten ſie es zu ihrer Sicherheit zuträglich, daß die chriſtliche Welt auch ein weltliches Oberhaupt haben möchte, und dieſe Ehre beſtimmten ſie den damaligen Königen, den nunmehrigen deutſchen Kaiſern, welche ſchon lange nach einer noch gröſſern Würde, als die königliche war, ſtrebten, indem ihnen nur der Titel der Durchlauchtigkeit eingeräumt wurde. Wären ſie zufrieden geweſen, dieſen Vorzug nur auf die Gewohnheit und Verjährung zu gründen; ſo würde ihnen dies niemals ſeyn ſtreitig gemacht worden; aber da ſie es als ein Recht verlangten, ſo hielten dieſe Monarchen, welche eine weit gröſſre Macht beſaſſen, es ſich für ſchimpflich, eine weit geringere Würde zu behaupten; und deswegen

wegen machten ſie lange vorher dieſen rechtlichen Anſpruch zweifelhaft, ob ſie gleich noch immer zufrieden ſind, den Kaiſern die unſchädliche Ehre des Vortritts einzuräumen. Seine Macht im Reiche iſt ausnehmend eingeſchränkt; ſeine Einkünfte ſind ſehr klein; und ſeine Domanialgüter ſind wirklich geringe. Er wird von neun groſſen Fürſten erwählet, deren Vorfahren vornehme Bedienten an der Hofſtadt des Kaiſers geweſen, da ſeine Macht viel gröſſer war. Von der Ausübung dieſer Würde werden dieſelben Churfürſten genannt, und von denſelben ſind deren drey geiſtliche und ſechs weltliche. Die erſtern ſind der Erzbiſchoff zu **Maynz, Trier** und **Cölln**; die letztern ſind: der König von **Boheim**, der Herzog zu **Bayern**, der Herzog zu **Sachſen**, der Marggraf zu **Brandenburg**, der Pfalzgraf beym **Rhein**, und der Herzog zu **Braunſchweig-Lüneburg**. Das **deutſche** Reich, als ein freyer Staat betrachtet, wird in der **Reichstagsverſammlung** zu Regensburg vorgeſtellt, in welcher der kaiſerliche Commiſſarius den Vorſitz, und der Churfürſt zu Maynz das Directorium hat. Der jetzige Kaiſer heißt **Joſephus II.** geboren den 13. Merz 1741, zum römiſchen Könige erwählt den 27. Merz 1764. und gekrönt den 3. Apr. 1764. römiſcher Kaiſer ſeit dem 18. Aug. 1765.

Das Oberhaupt aller **Reuſſen** wird ſeit langer Zeit nach ihrer Sprache **Czaar**, und wenn es ein Frauenzimmer iſt, **Czaarin** genannt, welche Ehrenwörter im eigentlichen Verſtande nichts anders anzeigen, als einen Herrn oder Fürſten, eine Frau oder Fürſtin, ob es gleich in andern europäiſchen Sprachen auf verſchiedene Art überſetzt worden, ſo, daß man bisweilen dieſe Fürſten Großherzoge, und ein andermal Monarchen genannt hat. Czaar

Peter, der Erſte, der mit Recht der Groſſe genannt wird, nahm den Titel eines Kaiſers aller Reuſſen zuerſt an, welcher nach und nach faſt überall zugeſtanden worden, und nunmehr wohl nicht länger ſtreitig gemacht werden wird. Der gleich itzt genannte groſſe Fürſt war der Vater, der Stifter und Geſetzgeber ſeines Reichs. Er erweiterte es auf allen Seiten, auf Unkoſten der Schweden, Tartarn, Türken, Perſer und Chineſer; er machte es in Europa ſowohl, als in Aſien furchtbar; er verſchafte demſelben auch die Macht zur See; kurz, er machte ſeine Unterthanen zu Menſchen, und ſie wurden der ganzen Welt ſchrecklich, nachdem ſie der Spott derſelben geweſen waren. Die Regierung iſt unumſchränkt, aber um dieſelbe deſto leichter zu verwalten, behauptet der Senat ein ſehr feyerliches Anſehen, ob es gleich völlig von der Krone abhängt. Dies iſt ohne Widerrede die allerweiteſte Monarchie in Europa. Die ordentliche Kriegsmacht beträgt ungefähr 250000 Mann; die Einkünfte ſind nicht groß, aber der Vergröſſerung fähig; die angenommene Religion iſt die Lehre der griechiſchen Kirche. Die gegenwärtige Kaiſerin aller Reuſſen heißt Catharina Alexiewna, aus dem Hauſe Anhaltzerbſt, geboren am 2. May 1729, welche am 9. Julii 1762. als ruſſiſche Kaiſerin unter dem Namen Catharina II. ausgerufen ward.

In dem türkiſchen Kaiſertum iſt die Herrſchaft erblich, und nach der Reichsverfaſſung unumſchränkt. Aber der Mißbrauch ihrer Macht ſetzt ſie ſehr oft dem Aufruhre des Pöbels aus, denen bisweilen der Großſultan ſeine Erhebung oder ſein Anſehen zu danken hat. Das türkiſche Gebiet iſt ſehr weitläuftig, und die Ländereyen, die ſie beſitzen, ſind ſo fruchtbar, als irgend ein anderes.

Die Macht dieſes Kaiſertums iſt vormals ſehr groß geweſen; aber jetzt kömmt ſie ſehr ins Abnehmen. Die Einkünfte werden jetzt auf 20 Millionen gerechnet, und weil alle Ländereyen mit kriegeriſchen Pächtern beſetzt werden, ſo kommt das Kriegsheer, oder die regelmäßigen Truppen der Kronerben, nicht hoch zu ſtehen. Die Türken ſelbſt ſind Mahometaner, aber der weit gröſſere Theil der Unterthanen ſind Chriſten von unterſchiedenen Benennungen. Der jetzige Großſultan heißt Sultan Muſtapha, geboren den 20. Decemb. 1715. und geſalbet den 3. November 1757.

Da es nöthig iſt, bey der Nachricht von den übrigen gekrönten Häuptern in Europa, eine gewiſſe Ordnung zu beobachten, ſo wollen wir bey den nordiſchen Kronen den Anfang machen, und ſo zu den mittleren oder ſüdlichen Ländern fortgehen. Die Krone Dänemark, in Vereinigung mit Norwegen, wird in dieſer Abſicht den erſtern Platz einnehmen.

Dieſes Reich war ehemals erblich und unumſchränkt. Nachher ward es ein Wahlreich und eingeſchränkt. Aber nunmehr iſt es, durch die vom Volke freywillig gethane Abtretung ſeiner Gerechtſamen, (ſ. den I. B. des Lehrmeiſt. S. 474.) nicht nur wieder erblich, ſondern auch unumſchränkt geworden. Das Königreich Norwegen beträgt 5250 Quadratmeilen; die däniſchen Staaten, zuſammengenommen, machen 6275 aus. Die ganzen Einkünfte des Königs ſind im erſten Bande dieſes Werks ſchon angezeigt worden. Seine Unterthanen treiben einen ſehr einträglichen Handel, denn ſie führen ſehr viel aus, als Getraide und Rindvieh u. d. g. und führen dagegen

wenig ein. Der König von Dänemark beſitzt allzeit eine gute Seemacht, ein ordentlich Kriegsheer von 59000 Mann, an hinlänglichen Einkünften, die er niemals überſchreitet, 500000 Pf. Sterlings, und, während verſchiedenen Regierungen, haben dieſe Fürſten ſich mit dem eigentlichen Amte der Fürſten beſchäftiget, ſie haben darauf gedacht, wie ſie ein kleines Königreich in ein groſſes verwandeln möchten. Die Dänen ſind der lutheriſchen Kirche zugethan. Der jetzige Monarch iſt Chriſtian VII, geboren den 29. Jan. und König im Jahr 1766.

Das Königreich Schweden iſt ſehr alt, und hat ſo viele Veränderungen, in Abſicht auf die Regierung, erlitten, als irgend eines in der Welt. Es iſt vormals der Krone Dänemark unterworfen, bisweilen eine erbliche und beynahe unumſchränkte Herrſchaft, ein andermal ein eingeſchränktes Wahlreich geweſen. Anjetzt iſt es eine erbliche Monarchie, die auf eine eingeſchränkte Staatsverfaſſung gegründet iſt, nach welcher der König, unter der Anweiſung des Senats, mit der Verwaltung des Staats verſehen iſt, aber die höchſte Gewalt ſcheint auf der Reichsverſammlung zu beruhen. Die Schweden ſind ein ſehr kriegeriſches und nachdenkendes Volk; ſie haben eine heftige Neigung zu der Freyheit, aber eine natürliche Ehrerbietung für ihren Oberherrn. Die innere Verfaſſung ihres Landes iſt ſehr wohl eingerichtet. Ihre Ländereyen ſind ſehr geſchmälert worden, und ſie ſtreben unermüdet, ſie wieder zu erlangen; ſie führen einen beträchtlichen Handel, haben eine groſſe Seemacht, und ein beſtändiges Kriegsheer von 48000 Mann. Die Schweden ſind Lutheraner, und ihre Kirche wird von Erzbiſchöffen und Biſchöffen regieret. Der jetzt regierende König iſt Adolph Friedrich von Hol-

ſtein-

ſtein=Utin, geboren am 14. May 1710, zum Erbprinzen erklärt am 4. Julii 1743. und auf den Thron erhoben den 6. April 1751.

Das Königreich, oder die Republik Pohlen, iſt in Abſicht auf ſein Gebiet, ſehr anſehnlich, man mag nun entweder den Umfang oder die Güte des Landes betrachten. Pohlen iſt allzeit ein Wahlreich geweſen, aber in einer langen Reihe von Jahren, hat man beſtändig die nächſten Erben erwählet. Nunmehr wird es als ein Wahlreich angeſehen, das mit einer ariſtocratiſchen Republik vermiſcht iſt, in welcher die Gränzen der Macht zwiſchen dem Könige und dem Adel beſtimmt ſind. Aber das gemeine Volk iſt der Sclaverey ſo nahe, als man es ſich nur vorſtellen kann. Pohlen kann 24000 Mann Kriegsvölker halten; und ſie haben ſonſt Beweiſe ihrer Tapferkeit gegeben. Die königlichen Einkünfte ſind ſehr anſehnlich, und werden ſehr richtig abgetragen. (Von der Religion ſ. den I. Band des Lehrmeiſt. S. 484.) Der jetzige König iſt Stanislaus Auguſtus aus dem Gräflichen Geſchlechte Poniatowsky, geboren den 17. Januar 1732, erwählt den 7. Sept. und gekrönt den 25. Nov. 1764.

Die Königreiche Hungarn und Boheim, die vormals Wahlreiche geweſen, aber nun bey dem Hauſe Oeſterreich erblich ſind, nebſt den kleinen Fürſtenthümern und andern Ländereyen, die von ihnen abhängen, oder aus andern Anſprüchen zu dieſem berühmten Hauſe gehören, dieſe machen eine der anſehnlichſten Herrſchaften aus, wie man aus den regelmäßigen Truppen, welche dieſer Staat erhält, erſehen kann, da dieſelben ſich beynahe auf 200000 Mann belaufen. (S. Büſchings Vorbereitung zur

Staatserkenntniß. S. 151.) In dem öſterreichiſchen Gebiete ſind die Einwohner meiſtens der römiſchen Kirche zugethan; aber in Hungarn gehört die gröſte Anzahl zu der griechiſchen und proteſtantiſchen Gemeinde. Die Kaiſerin-Königin und Großherzogin von Toſcana, Maria Thereſia von Oeſterreich, iſt Königin von Hungarn und Boheim. Sie war am 13. May 1717. geboren, und ward durch den Tod ihres Vaters, des vorigen Kaiſers, Carls VI., der am 9. Octob. 1740. erfolgte, die einzige Erbin des öſterreichiſchen Hauſes, und mit dem vorigen Kaiſer am 12. Febr. 1736. vermälet.

Nunmehr müſſen wir durch Deutſchland über den Rheinſtrohm gehen, welcher uns in das groſſe Königreich Frankreich führet, deſſen urſprüngliche Staatsverfaſſung der engliſchen ſo ſehr ähnlich iſt. Denn ſein Parliament iſt vollkommen das engliſche Hofgericht de more, und ihre Verſammlung der Stände hat mit dem engliſchen Parliamente eine groſſe Gleichheit. Ihre Könige hatten ehemals kaum ſo viel Gewalt, als die engliſchen; und auf der andern Seite war faſt in dem Jahrhunderte ihr Adel beynahe eben ſo furchtbar, als die engliſchen Baronets. Der Cardinal Richelieu legte den Grund zu einer unumſchränkten Hoheit in der Monarchie, auf welchen die Cardinäle, ſeine Nachfolger, ſeit der Zeit, beſtändig mit groſſem Fleiſſe weiter gebauet haben. Hierdurch ſind die beyden letzten franzöſiſchen Könige ſo unumſchränkt geworden, als irgend einer von den Monarchen im Oriente; nur ſind ſie behutſam genug geweſen, den Anſchein zu vermeiden, damit die Tyranney erträglich ſeyn möchte. Dieſes Königreich iſt eines der gröſten ſowohl, als der ſchönſten in Europa. Das Land iſt fruchtbar,

und bringt alle Notwendigkeiten und Vergnügungen des Lebens hervor, obgleich, dem ohngeachtet, der Adel arm, und das gemeine Volk äuſſerſt elend iſt. Der König hat ſehr viele Einkünfte, und zu Friedenszeiten machen ſeine regelmäßigen Kriegsvölker ungefähr 160000 Mann aus, die er in Kriegszeiten verdoppelt, weil er bisweilen die Werbungen noch viel weiter treiben kann, da es ihm frey ſtehet, den letzten Mann im Felde, und den letzten Heller aus der Börſe des Volks, mit Gewalt zu fordern. Der jetzige König iſt **Ludewig XV.** mit dem Beynamen, der **Sehrgeliebte**, geboren den 15. Febr. 1710, und ſeinem Urgrosvater, **Ludewig XIV.**, auf dem Throne gefolgt den 1. Septemb. 1715.

Von **England** haben wir ſchon oben ausführlich gehandelt. Der jetzige König heißt **George III.**, geboren den 4. Junii 1738. und den 25. Nov. 1760. zum Könige ausgerufen.

Das Königreich **Spanien** war in vorigen Zeiten eines der gröſten und mächtigſten in **Europa**, aber durch eine Reihe von ſchwachen Fürſten, iſt es ſehr heruntergekommen; und ſeit den vergangnen funfzig Jahren iſt es beynahe gänzlich durch **franzöſiſche** und **italiäniſche** Rathſchläge beherrſchet worden. Seine urſprüngliche Staatsverfaſſung war, gleich den übrigen **gothiſchen** Regierungen, ausnehmend uneingeſchränkt, bis nach langer Zeit dieſelbe entweder verdorben, oder völlig vernichtet worden; ſo, daß das **Parliament** von **Spanien**, welches **Cortes** heißt, aus der Gewohnheit gekommen iſt, und der König herrſchet ſehr unumſchränkt, obgleich nicht ſo ſehr, als ſein Verwandter in **Frankreich**. Jedermann weiß, wie weit die Ländereyen dieſer Krone ſich erſtrecken,

und wie beträchtlich die Einkünfte derſelben ſind; aber ihre Kriegsmacht ſtehet mit beyden in keinem Verhältniſſe. Denn die ſpaniſchen Kriegsheere beſtehen meiſt aus gemieteten Soldaten, und ſelten zahlreich oder gut beſoldet. Man rechnet ſie insgemein auf 70000 Mann. Ihre Seemacht, welche vormals ſo groß war, iſt beynahe gänzlich zu nichte. Die päbſtliche Religion und die Inquiſition herrſchet hier unumſchränkt. Der jetzige König, Carl III., ward geboren den 20. Jan. 1716. und folgte ſeinem Halbbruder, Ferdinand, den 10. Aug. 1759.

Portugal iſt ein Königreich, welches im Umfange klein, aber durch ſeinen Handel und Plantagen anſehnlich iſt. Ein groſſer Theil des Landes iſt fruchtbar und angenehm, es bringt viele beträchtliche Nothwendigkeiten hervor, und überhaupt iſt das Volk weit reicher, als ſeine Nachbarn, die Spanier. Was die Regierung anbetrift, ſo iſt ſie ſehr eingeſchränkt, und man kennt faſt gar nicht den Umfang der königlichen Gewalt, weil dieſelbe ſelten oder faſt niemals ausgeübt wird. Die portugieſiſche Kriegsmacht iſt ſo wohl zu Lande, als zur See ſehr wenig beträchtlich, deswegen ſie ihre Sicherheit ihren Bundesgenoſſen, und beſonders ihrer genauen Verbindung mit Großbritannien zu danken haben. Aber, wenn man die Gröſſe des portugieſiſchen Gebiets betrachtet, ſo hat der König ſo anſehnliche Einkünfte, als irgend ein Fürſt in Europa. Die catholiſche Religion und die Inquiſition haben auch hier die Oberhand, ob ſich gleich eine groſſe Anzahl verborgener Juden, ſo, wie in Spanien, hier aufhalten. Der jetzige König von Portugal iſt Joſeph, geboren den 6. Junii 1714. und ſeinem Vater auf dem Throne gefolget, den 31. Julii 1750.

Ueberdies giebt es noch zwey neuerlich errichtete Königreiche. Das erſtere iſt das Königreich Sardinien, welches der Herzog von Savoyen, Victor Amadeus, kraft des utrechtiſchen Friedens, an ſtatt Sicilien von dem Kaiſer erhielt. Dieſer Fürſt kann zwar nicht auf ein weitläuftiges Gebiet ſtolz ſeyn; aber die Lage deſſelben macht ihn ſehr anſehnlich. Er erhält in Italien das Gleichgewichte der Macht, und wird es erhalten ſo lange dieſes Gleichgewicht dauert. Sein Herzogthum Savoyen iſt nur arm, aber volkreich, und dient ihm ſein Kriegsheer zu verſorgen. Sein Königreich Sardinien iſt ein fruchtbares Land, aber noch lange nicht reich genug. Die Blüte ſeiner Ländereyen iſt ſein Fürſtenthum Piemont, welches wohl angebracht, bebauet, und bevölkert iſt. Sein beſtändiges Kriegsheer beſtehet aus 15000 Mann, (S. Büſchings a. B.) und ſeine Einkünfte ſetzen ihn in Stand, eine Hofſtadt zu halten, welche zwar nicht die prächtigſte, aber doch die am beſten eingerichtete in Europa iſt. Wenigſtens muß man dies mit Recht von ihm ſagen, daß er ein groſſer Fürſt iſt, und ſeine Unterthanen glücklich ſind. Dieſe ſind meiſtentheils der catholiſchen Religion zugethan, ausgenommen in den Thälern, wo auch Proteſtanten wohnen. Der jetzige König heißt Carl Emanuel III. Victor, geboren den 27. April 1701. und König den 3. Sept. 1730.

Das andre neue Königreich iſt das neapolitaniſche, oder beyder Sicilien, welches nach dem letztern Kriege durch die Vertauſchung der Herzogthümer Parma und Piacenza, für Neapolis und Sicilien, im Jahr 1736. aufgerichtet ward. Es kann gewiß kein ſchöner Land geben, als dieſes, welches ſo fruchtbar, als nur möglich, iſt, und einige ſchöne Haafen beſitzt. Allein, daſſelbe darf

weder auf auſſerordentliche Reichtümer, noch auf einen groſſen Handel ſtolz ſeyn. Indeß hält der König, mit Hülfe des ſpaniſchen Soldes, insgemein 30000 Mann auf den Beinen, und einige Galeeren. Seine Einkünfte ſind ſehr mäßig; und endlich iſt er wenig mehr, als ein Vicekönig, ungeachtet ſeines prächtigen Titels, **Ferdinand von Bourbon, Königs von Neapolis, Sicilien und Jeruſalem, Infanten von Spanien.** Er war geboren den 12. Jun. 1751. und ward König **beyder Sicilien** im Jahr 1759. den 6. Oct. Seine Unterthanen ſind der catholiſchen Religion zugethan, und die Inquiſition übt auch hier ihre Macht mit aller Strenge aus.

In den vorigen Zeiten war die Macht der **Päbſte** ſo groß, daß ſie, ſelbſt in weltlichen Angelegenheiten, ein ſehr weit ausgebreitetes Anſehen, über alle **chriſtliche** Mächte, nicht nur verlangten, ſondern auch behaupteten. In neuern Zeiten iſt dieſe Macht, ungeachtet ſie ihre Anſprüche immer erneuert haben, doch ſehr geſchmälert worden. Die letztern Päbſte haben ſich alſo weiſerer Maasregeln bedient, und vielmehr mit den auswärtigen Miniſtern zu **Rom** Unterhandlungen gepflogen, wodurch ſie oft die catholiſchen Fürſten bewogen haben, daß ſie ſich ihrer Vermittelung bedienet, um Kriege zu endigen, oder Streitigkeiten beyzulegen. Ueberdies beſitzt noch Se. Heiligkeit ein ſehr anſehnliches Fürſtenthum in Italien, welches unter ſeinen vorigen Beſitzern eine der ſchönſten, fruchtbarſten und blühendſten Gegenden auf der Welt war, aber ſeit einigen Jahren in der elendeſten Verfaſſung ſich befunden, da die Luft, wegen der ſtehenden Waſſer und Sümpfe, ſehr ungeſund, welche aus der Vernachläßigung des Anbauens, und dem Mangel des Volks entſtehen. Vielleicht kann man dies auch dem Zwange und harten Begegnungen zu-

ſchreiben, unter welchen die Einwohner des Kirchenſtaats leben. Die Kriegsmacht des Pabſts iſt ſo ſchwach, daß er ſich damit ſchwerlich wider ſeinen kleinſten Nachbar vertheidigen würde. Seine Einkünfte ſind indeß ſehr beträchtlich; der Schatz von Loretto iſt ganz auſſerordentlich, und man glaubt, daß eine ſehr groſſe Summe baaren Geldes in der Burg St. Angelo aufbehalten werde. Man kennt die herrſchende Religion dieſes Staats; aber dies müſſen wir noch anmerken, daß die Juden hier öffentlich geduldet, und andre Religionsverwandte wenig gedrückt werden, weil die Inquiſition zu Rom am allergelindeſten ausgeübt wird. Der gegenwärtige Pabſt iſt Clemens XIII., geboren den 7. März 1693. und zur päbſtlichen Würde erhoben am 6. Jul. 1758.

Die Republik zu Venedig iſt die älteſte in Europa, und von ihrer Stiftung hat der Leſer bereits in der Abhandlung vom Handel und der Kaufmannſchaft eine hinlängliche Nachricht erhalten. Die höchſte Gewalt in der Republik ſowohl, als die Verwaltung derſelben, iſt in den Händen des Adels, welcher ungefähr aus 2000 Perſonen beſteht, und ſein Oberhaupt den Doge, (Herzog) auf Zeitlebens, erwählet. Den Ausſchuß deſſelben macht der Senat (Prigadi) von 300 Perſonen aus, welcher die geheimſten und wichtigſten Staatsſachen verwaltet. Das Gerichte der Zehen-Männer iſt ein hohes peinliches Gericht, in Anſehung des Adels. Das ſogenannte Collegium ertheilt den Geſandten Gehör. Die Fremden können hier alle Religionen ausüben; nur müſſen ſie ſich ehrerbietig gegen die Regierung bezeigen. Die ordentlichen Einkünfte ſollen jährlich faſt 8 Millionen Rthl. betragen. Ihre Landtruppen ſollen beynahe 29000 Mann ausmachen, und die Seemacht, die ſonſt ſo furchtbar war,

nur noch in 14 Kriegsſchiffen, und etlichen Galeeren beſtehen.

Hiernächſt müſſen wir die Republik **Genua** betrachten; und es iſt gewiß niemals ein Land, in Abſicht auf den kleinen Umfang ſeines Gebiets, gröſſeren Veränderungen unterworfen geweſen, als eben dieſes. Oft iſt es frey, bisweilen unterthänig, und faſt allezeit abhängig von andern geweſen. Das Gebiete dieſer Republik ſind zween ſchmale Streifen Landes der Seeküſte, die von der Hauptſtadt nach Morgen und Abend zu liegen, und daher die öſtlichen und weſtlichen **Riviere** oder **Ufer** genannt werden. Die Regierungsverfaſſung derſelben iſt ariſtocratiſch, und ihr Haupt wird auch **Doge** genannt, aber alle 2 Jahre erwählet. Er macht mit den 12 **Gubernatoren** die ſogenannte **Signoria**, oder das Staatscollegium, aus. Ihm ſind auch noch 8 **Procuratoren** als Räthe zugeordnet. Der **groſſe Rath** beſteht aus 400, und der **kleine**, oder der Ausſchuß deſſelben, aus 100 Perſonen. Die ordentlichen Staatseinkünfte werden auf anderthalb Millionen Pfund, oder ſächſiſche $\frac{1}{3}$ Stücke, ungefähr gerechnet; aber die wichtige St. Georgenbank unterſtützt ſie. Ihre **regelmäßige Landmacht** beträgt in Friedenszeiten 5000 Fußvölker. Ihre **Seemacht**, die ſonſt ſo wichtig geweſen, beſteht in wenig Galeeren. Die römiſchcatholiſche Kirche iſt die herrſchende. Der Republik gehört auch die Inſel oder das Königreich **Corſica**, wovon ſie aber, wegen der ſchon lange währenden Empörungen keinen Vortheil hat, und immer eben den Vorzug, den gekrönte Häupter haben, behaupten will.

Die **Schweitzercantonen** ſind eigentlich eine Verbindung vieler Republiken, welche ſich zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts in Freyheit geſetzt haben. Es ſind ihrer **dreyzehen**, wovon eine jede unter ihrer eigenen

Regie-

Regierung ſtehet, und faſt ganz von der andern unterſchieden iſt. Einige davon ſind ariſtocratiſch, andre democratiſch, die meiſten aber von vermiſchter Gattung. Die Cantonen, Zürich, Bern, Baſel und Schafhauſen, ſind der proteſtantiſchen Lehre zugethan: aber Lucern, Freyburg, Solothurn, Zug, Uri, Unterwalden und Schweitz, der papiſtiſchen; die Cantonen, Glarus und Appenzel, ſind theils der papiſtiſchen, theils der calviniſchen Kirche, zugethan. Die Hauptverſammlung wird zu Baden gehalten. Die Bünde der Graubünder ſind, nebſt einigen andern kleinen Staaten, beſonders mit dem Fürſtenthum Neuenburg, (Neufchatel) und der freyen Stadt Genf, mit den Schweitzern verbunden, und unter die zugewandten Oerter der Eidgenoſſen gerechnet. Die Schweitz iſt ungefähr 1090 geogr. Quadratmeilen groß, und meiſtens gebirgicht; indeß ſind Berge und Thäler fruchtbar. Die Einwohner ſind überhaupt reich, oder welches ich für einerley halte, ſie haben hinlängliches Vermögen, und ſind zufrieden. Ob ſie gleich keine angeworbene Mannſchaft erhalten, ſo muß ſich doch jeder Bürger in Waffen üben, und ſie verſammlen ſich bey den Merkzeichen auf den hohen Bergen, die man Hochwachten nennt, ſo oft es nöthig iſt. Daher kann ihre Macht nicht geringe ſeyn.

Die Republik der vereinigten Niederlande iſt die neueſte, in Abſicht auf ihre Stifftung, aber die anſehnlichſte in Europa. Sie beſtehet auch in einer Vereinigung vieler von einander unterſchiedner Provinzen, die 1579 zu Utrecht errichtet worden. Man ſetzt ſie insgemein nach folgender Ordnung: Gelderland, Holland, Zeeland, Utrecht, Friesland, Over-Yſſel, Groningerland, nebſt der Herrſchaft Drenthe und den Generalitätslanden. Man ſtand ſonſt überall in dem

Wahn,

Wahn, daß ihre Regierungsform democratiſch wäre; in neuern Zeiten hat man eingeſehen, daß ſie eine Art von Oligarchie iſt. Anjetzt iſt ſie gehörig eingerichtet; ſeit 1747 hat die Republik einen Stadthalter, deſſen Würde dem fürſtlichen Hauſe Naßau-Oranien erblich übertragen worden. Die gemeinſchaftlichen Angelegenheiten der Provinzen werden durch Deputirte beſorget, welche die Verſammlung der Generalſtaaten in Haag ausmachen. Das Gebiet der Republik iſt nicht weitläuftig, aber meiſtentheils vortreflich angebaut, und die Provinz Holland iſt, ihrem Urſprunge nach, die volkreichſte von Europa. Der Handel hat die Unterthanen ſehr bereichert, wie wir oben geſehen haben; und die ordentlichen Einkünfte ſollen jährlich 21 Millionen betragen. Zu Friedenszeiten unterhält die Republik ſelten über 40000 Mann. Die Seemacht beſteht dennoch noch in 30 Kriegsſchiffen. Die reformirte Kirche iſt die herrſchende in der Republik. Die Gewiſſensfreyheit aber iſt allen chriſtlichen Parteyen und Juden verſtattet, wenn ſie ruhig leben. Die Generalſtaaten genieſſen, ſo wie die Republik Venedig, alle Ehrenbezeigungen gekrönter Häupter.

Folgende Tabelle iſt deswegen aufgeſetzt worden, damit man das Verhältniß unter den europäiſchen Mächten anzeigen möge. Großbritannien wird zum Maasſtabe angenommen, und zeigt folglich die Verhältniſſe dieſer Reiche gegen einander.

Die vornehmſten europäiſchen Mächte:

Rußland	10	13	Portugal	0	36
Deutſchland	3	53	Oeſterr. Niederl.	0	18
Schweden	3	63	Vereinigte Niederl.	0	11
Pohlen	3	39	Schweitz	0	17
Frankreich	1	7	Dänemark	1	49
Spanien	1	81	Italien	1	19
Turkey	3	18			

Zwölfte

Zwölfte Abtheilung.

Von dem

menſchlichen Leben

und

den Sitten.

Von dem
menſchlichen Leben und den Sitten.

Alſo habe ich mich denn bemüht, mein lieber Schüler, euch gleichſam in den Vorhof des Tempels der Wiſſenſchaften zu führen; und nun kömmt es gänzlich auf euch an, ob ihr weiter in das innerſte Heiligthum dieſes herrlichen Gebäudes eindringen wollt. Zum wenigſten müſſen euch hier meine Bemühungen verlaſſen; und da ich allerley nützlichen Saamen in eure Seele ausgeſtreuet habe; ſo iſt es nunmehr eure Schuldigkeit, ihn zum Wachsthum zu befördern und zu Früchten der Erkenntniß und Tugend anzuwenden. Und wenn ihr wünſcht, von weiſen und rechtſchaffnen Männern in der Welt hochgeſchätzt zu werden; wenn ihr für eure künftige Glückſeligkeit oder Ehre beſorgt ſeyd; ſo folgt meiner Bitte, und wendet deswegen eure eifrigſten Bemühungen darauf.

Ehe ich euch aber ganz aus meiner Aufſicht laſſe, und dem Umgange mit der Welt anvertraue, worinnen ihr die Lehren, die ich euch gegeben habe, anwenden ſollt, ſo halte ich es für nöthig, euch zu ſagen, daß ohne andre Vorbereitungen, als diejenigen ſind, die ich euch habe geben können, die Welt voller Gefahr für euch ſeyn wird, und ihr nicht im Stande ſeyn werdet, Verſuchungen zu überwinden, euch durch Beſchwerlichkeiten durchzuarbeiten,

und aus allerley Ungemächlichkeit herauszuwickeln. Diejenigen, von denen die Scenen des menſchlichen Lebens am aufmerkſamſten betrachtet worden, haben bemerkt, daß die Wiſſenſchaft der Schule, bey gehäuften Unglücksfällen, und unter der Laſt des Elendes, von keinem groſſen Nutzen iſt; daß ſie keinen ſichern Schutz wider die Streiche des Unglücks, noch auch ein gewiſſes Verwahrungsmittel wider die anſteckende Seuche der Laſter iſt. Man ſieht öfters, daß gelehrte Männer die Werkzeuge der Staatsklugheit, die Sclaven der Mächtigen, und die Unterhändler der Boshaften ſind; daß ſie ſich beſtechen laſſen, und Beſtechungen befördern; daß ſie verzagte Leute ſind, und andre verzagt machen, und daß ſie ſich alles gefallen laſſen, weil ſie bey jeder Gefahr zittern. Ihr werdet euch wundern, daß ich, der ich ſelbſt mein Leben auf die Erlernung und den Vortrag der Wiſſenſchaften verwendet habe, endlich dieſes Bekenntniß ablege, und daß ich, nachdem ich euch ſo nachdrücklich zu den Wiſſenſchaften angehalten habe, nunmehr eine ſolche Beſchreibung von denen mache, die ſich mit denſelben beſchäftigen. Allein, obgleich dieſe Fehler bey gelehrten Leuten gemein ſind, ſo muß man dennoch ihre Gelehrſamkeit deswegen nicht verwerfen; ſie verſahen es blos dadurch, daß ſie zu frühzeitig mit ihrer erlangten Wiſſenſchaft zufrieden waren, und verfielen auf Thorheiten oder Laſter, nicht, weil ſie Gelehrſamkeit beſaſſen, ſondern, weil es ihnen an Weisheit fehlte; weil ſie ihre Grundſätze niemals auf ihr eigen Verhalten angewendet, und ſich mehr bemüht haeten, alles andre zu wiſſen, als ſich ſelbſt kennen zu lernen. Sie vertieften ſich ſo ſehr in Betrachtungen, daß ſie die Ausübung darüber vergaſſen; ſie beobachteten andre, gaben aber auf ſich ſelbſt nicht Achtung, und ſchickten ſo viele Spione auf Kundſchaft aus, daß keine Truppen übrig

blieben,

blieben, die Veſtung zu beſchützen; und Furcht oder Geiz bemächtigten ſich ihrer Herzen, indem ihre Vernunft von Unterſuchungen einer entfernten Wirkung oder unnöthigen Neugierde hingeriſſen war. Wenn ihr alſo den Entwurf zu dem Gebäude der Glückſeligkeit macht, ſo erinnert euch allezeit daran, daß der Grund darzu von der Weisheit gelegt werden müſſe; und daß ihr auf jeglichen andern Grund bloß ein ſchlechtes und wacklichtes Gebäude errichten könntet, welches durch die Mienen des Laſters untergraben, und durch die Anfälle der Trübſal über den Hauſen geworfen werden würde. Bleibt alſo bey dem Eingange in das Leben ein wenig ſtille ſtehen, und geht nicht eher weiter, ſo ſehr euch auch die Ausſicht reizen mag, bis ihr nebſt euren andern Kenntniſſen auch jene Weisheit erlangt habt, deren Anfang die Furcht Gottes, und deren Abſicht und Wirkung die ewige Glückſeligkeit iſt. Alsdenn werdet ihr in das Leben mit derjenigen Herzhaftigkeit und mit den Vorzügen eines Weſens eintreten, das zu einer unendlichen Dauer erſchaffen iſt; ihr werdet immer fortgehen, und eure Augen feſt auf einen Punct gerichtet ſeyn laſſen, und wenn euch Reichthümer und Ehrenſtellen zu Theil werden, ſo werdet ihr euch derſelben mit Gleichgültigkeit, und als Herr über dieſelben bedienen, und ſie als Mittel anſehen, die zu einer wichtigern Abſicht gebraucht werden müſſen. Dieſe Weisheit kann kein Menſch dem andern mittheilen, weil ſie nicht, wie die Gelehrſamkeit, die bloſſe Vorſtellung der Wahrheit iſt, welche man durch eine gehörige Ordnung der Sätze, und durch eine richtige Anwendung der Worte, dem Verſtande aufdringen kann; ſondern in einer ſolchen Betrachtung und Wiederholung gewiſſer Wahrheiten beſtehet, bis dieſelben uns ſo geläufig werden, und in uns dergeſtalt die Oberhand gewinnen, daß ſie ſich in jede Betrachtung

mit einmiſchen, jeden Entſchluß regieren, und unſre Aufführung allezeit, ohne eine merkliche Beyhülfe, beſtimmen. Sie iſt die Zugabe eines moraliſchen Sinnes, da wir aus freyen Willen unſre Begriffe vom Guten und Böſen ſo vollkommen machen, bis wir den Unterſchied deſſelben augenblicklich finden, faſt eben auf die Art, wie wir von andern Sinnen gerührt werden, auſſer, daß unſere übrigen Bewegungen von der Natur erzeugt werden, und dieſe aus uns ſelbſt entſtehen.

Ein ſolch Gefühl muß die Wirkung von Begriffen ſeyn, die mit Vergnügen in die Seele gelaſſen, und freywillig überdacht werden. Es iſt die bloſſe Wirkung von eines jeden Menſchen eignen Bemühungen, und die edelſte Anwendung des freyen Willen, der unter der Regierung der Vernunft handelt. Allein es laſſen ſich hier, ſo, wie bey jedem andern vielfachen Endzwecke, gewiſſe Regeln geben, welche die Erreichung deſſelben, wenn man vorausſetzt, daß man ſich ſchon einen Zweck erwählt hat, erleichtern können; und daher rathe ich euch, die Bemühungen in Anſehung der Erkenntniß eurer ſelbſt auf die drey verſchiednen Stücke zu richten, auf die **Fertigkeiten, Geſinnungen** und **Leidenſchaften.**

Durch eine **Fertigkeit** (habitus) verſteht man eine ſolche Gewohnheit, eine beſondre Handlung auszuüben, daß man ſie ohne Vorſatz, und ohne daran zu gedenken, unternimmt, oder, da man ſie oft wiederholt, daß man ſie faſt zu einem Theile unſrer Natur macht, und dieſelbe ohne die größte Schwierigkeit nicht überwältigen kann. Zu der erſten Gattung gehört die gottloſe und thörichte Gewohnheit des **Schwörens;** und zu der andern die Gewohnheit zu

trinken. Es läßt ſich nicht leicht ſagen, was der Bewegungsgrund zum Schwören ſeyn mag, oder wie ſich ein Menſch von der Vernunft und Tugend ſo weit entfernen könne, daß er beſtändig ohne Ehrerbietung den geheiligten und ehrfurchtsvollen Nahmen des Beherrſchers aller Dinge im Munde führt, und ſich der Gefahr unterwirft, aus Gewohnheit falſch zu ſchwören, und ob man ſich gleich einen Theil der Schuld einigermaßen gering vorſtellen kann, weil niemand dadurch betrogen wird, ſo kann doch den andern Theil hiervon, welcher aus der Beleidigung des Urhebers der Wahrheit entſtehet, kein tugendhaftes Weſen ohne Abſcheu ſich vorſtellen. Der Urſprung dieſer abſcheulichen Gewohnheit war vielleicht bloß die Begierde, herzhaft zu ſcheinen und zu zeigen, daß man ſich nicht mehr vor einem Verweiſe fürchte; und endlich wird dieſer Anſpruch auf die Herzhaftigkeit ſo weit getrieben, bis dieſe Handlung nicht mehr eine Folge der Gedanken iſt, und der Schwörer von dem Frommen, als ein Teufel, und von dem Geſitteten, als ein unvernünftiges Thier, geflohen wird.

Die Urſache der Trunkenheit läßt ſich leicht entdecken: die Vergnügungen der Freude, das Zureden der Geſellſchaft, und die Anreizung des Appetits vereinigen ſich, dieſelbe zu befördern. Aber, mein lieber Schüler, lernt beyzeiten diejenige Freude verachten, deren Ende Traurigkeit iſt, diejenige Geſellſchaft zu vermeiden, die euch zum Verderben lockt, und denjenigen Begierden zu widerſtehen, die man niemals befriedigen kann, und die nur deſtomehr verlangen, jemehr man ihnen nachhängt. Wenigſtens, ehe ihr dieſe Gewohnheit überhand nehmen laßt, ſo betrachtet erſtlich die Folgen genau, die daraus entſtehen müſſen. Eine Untüchtigkeit und Vernachläßigung der Geſchäfte, ein

verderbter Geſchmack und verdorbne Sitten, verlohrner Appetit, Abnahme der Geſundheit, und vielleicht ein plötzliches und frühzeitiges Ende; oder die Strafe, den betrübten Ueberreſt davon in Schmerzen und Elend zuzubringen; nebſt einer geſchwächten Leibesbeſchaffenheit, durchgebrachtem Vermögen, und verlohrnem guten Nahmen. Eine Reihe von Schmerzen, und Mangel, die durch kein Bewußtſeyn der Unſchuld und Hofnung einer Belohnung erleichtert werden.

Ich könnte euch noch aus verſchiednen andern Fällen die verdrießlichen Folgen davon zeigen, wenn man üblen Gewohnheiten nachhängt; allein ich will nur bloß des **Müſſiggangs** und des **Faullenzens** gedenken. **Faulheit**, ſagt ein morgenländiſcher Schriftſteller, iſt die **Tochter** der **Thorheit**, die **Schweſter** des **Laſters**, und die **Mutter** des **Unglücks**. Wer ſich dieſer ſchädlichen Gewohnheit nicht widerſetzt, darf ſich keine Hofnung machen, es in der Gelehrſamkeit, oder in irgend einer Wiſſenſchaft weit zu bringen; und folglich muß er die rühmliche Abſicht fahren laſſen, ſich in einer gewiſſen Geſchicklichkeit oder Stande des Lebens nützlich und anſehnlich zu machen. Die **Weisheit** läßt ſich nicht ohne groſſen Fleiß und beſtändige Bemühung erlangen: man muß ſie früh und ſpät ſuchen, und ihr nachgehen. Allein derjenige, der ſeine Stunden in trägem Müſſiggange zubringt, oder dieſelben im Morgenſchlummer vergräbt, wird das Licht des Ruhms eben ſo wenig ſehen, als das Licht der Sonne, die über ihm aufgeht.

Gebt alſo, liebſter Schüler, meinen Bitten Gehör, und nehmt euch beſonders in Acht, daß ihr euch ja keine üble Gewohnheiten zuziehet. Gleich dem vergifteten Hemde

des Herkules, werden ſie euch, trotz aller eurer Bemühungen, euch von denſelben loszumachen, zu eurem Verderben anhängen. Doch ich will dieſe Materie noch erläutern, und meine Ermahnung an euch in dieſer Sache mit einer ſchönen und lehrreichen Fabel beſchlieſſen, die mir von einem Freunde dieſerwegen mitgetheilt worden.

Geſichte Theodors, des Einſiedlers zu Teneriffa, das man in ſeiner Zelle gefunden.

Sohn der Beſtändigkeit, wer du auch immer ſeyn magſt, deſſen Neugierde dich hieher geführt hat, ließ dieſes und werde weiſe. Derjenige, der dir zuruft, iſt Theodor, der Einſiedler von Teneriffa, der in dem 57. Jahre ſeiner Einſamkeit dieſen Unterricht den Menſchen hinterlaſſen, damit ſeine einſamen Stunden nicht vergeblich zugebracht ſeyn möchten.

Ich war ehemals, was du jetzt biſt, einer der auf der Erde kriecht und den Himmel betrachtet; ich handelte und häufte Reichthümer zuſammen, ich liebte und wurde geliebt, ich trug den Rock der Ehre, und hörte die Muſik der Schmeicheley; ich war ehrgeizig und wurde groß; ich war unglücklich, und begab mich in die Einſamkeit. Ich ſuchte eine Zeit lang, was ich endlich hier fand, einen Ort, wo man allen wirklichen Bedürfniſſen abhelfen könnte, und wo ich nicht nöthig hätte, den Beyſtand der Menſchen durch die Erduldung ihrer Thorheiten zu erkaufen. Hier ſahe ich Früchte und Kräuter und Waſſer, und hier beſchloß ich die Hand des Todes zu erwarten, der, wie ich hoffe, wenn er endlich kommen wird, mich ſanft überfallen wird.

Acht und vierzig Jahre hatte ich nunmehr in der Vergeſſenheit aller irdiſchen Sorgen zugebracht, und ohne ein Verlangen, weiter zu gehen, als es die Nothwendigkeit, für meinen Unterhalt zu ſorgen, erfordert. Als ich aber eines Tages ſtund, und den Felſen anſah, der über meiner Zelle hängt, ſo ſpürte ich in mir eine Begierde, hinauf zu klettern, und als ich auf der Spitze deſſelben war, ſo entſchloß ich mich, den nächſten Felſen zu erſteigen, bis nach und nach ein Wunſch in mir entſtund, den Gipfel des Berges zu betrachten, an deſſen Fuß ich ſo lange gewohnt hatte. Dieſe aufſteigenden Gedanken bemühte ich mich, zu unterdrücken, nicht, weil ſie mir ſträflich ſchienen, ſondern weil ſie neu waren; und jede Veränderung, die nicht offenbar was beſſers verſpricht, beunruhigt ein Gemüth, das durch die Erfahrung gewöhnt worden, ein Mistrauen gegen ſich ſelbſt zu haben. Ich befürchtete öfters, mein Herz möchte mich betrügen, meine Ungeduld wegen des eingezogenen Lebens möchte aus einer irdiſchen Leidenſchaft entſtanden ſeyn, und meine Begierde, die Werke der Natur zu betrachten, wäre blos ein heimliches Verlangen, mich wiederum in die Auftritte des Lebens zu verwickeln. Ich bemühte mich daher, meine Gedanken in ihren vorigen Zuſtand zu ſetzen, aber ich fand, daß ihre Zerſtreuung alle Tage gröſſer wurde. Ich machte mir allezeit den Vorwurf, daß es unmöglich wäre, daß ich einige Glückſeligkeit erreichen könnte; und endlich fieng ich an zu zweifeln, ob es nicht vielmehr Faulheit, als Vorſichtigkeit wäre, die mich abhielte, den Gipfel von Teneriffa zu erſteigen.

Ich ſtund daher vor Anbruch des Tages auf, und trat meine Reiſe auf den Berg an; allein ich war noch nicht weit gekommen, weil ich alt und mit Lebensmitteln beladen

war, als die Sonne über mir zu ſcheinen anfieng; die Anhöhen wurden immer ſteiler, und der Sand wich mir unter den Füſſen weg; endlich, indem ich ganz matt von dem beſchwerlichen Gange war, kam ich auf eine Ebene, die meiſtentheils von Felſen eingeſchloſſen, und bloß gegen Morgen zu offen war. Ich ſetzte mich nieder, um eine Weile auszuruhen, und war völlig entſchloſſen, wenn ich mich wieder erholet hätte, mein Vorhaben fortzuſetzen. Als ich aber die Ruhe einmal geſchmeckt hatte, fand ich viele Gründe, die mich in meinem Entſchluß wankend machten. Die Aeſte verbreiteten Schatten über mein Haupt, und die Frühlingslüfte weheten mir angenehme Düfte zu.

Als ich ſo ſaß, und wechſelsweiſe bald meine Verzögerung entſchuldigte, und bald den Entſchluß faßte, weiter zu gehen, ſo überfiel mich plötzlich eine unüberwindliche Mattigkeit; ich legte mein Haupt auf die Anhöhe und überließ mich dem Schlafe; und dann deuchtete es mich, als hörte ich ein Geräuſch, wie der Flug der Adler, und ein Weſen, das mehr, als menſchliches Anſehen hatte, ſtand vor mir. Als ich darauf dachte, wie ich es anreden wollte, ſo nahm es mich mit einer freundlichen Miene bey der Hand, und fragte mich ganz ernſthaft, doch ohne Unfreundlichkeit: „Theodor, wohin willſt du gehen?„ Ich will, verſetzte ich, den Gipfel des Berges erſteigen, um die Werke der Natur beſſer überſehen zu können. „Gieb erſt„lich, ſprach es, auf den Proſpect Achtung, den dir die„ſer Ort verſchafft, und was du nicht verſtehſt, will ich dir „erklären. Ich bin eines von den gütigen Weſen, welche „die Kinder des Staubes bewachen, um ſie von denjenigen „Uebeln zu bewahren, die ſich endlich nicht zum Guten en„digen, und die ſie ſich nicht durch ihre eigne Schuld zuzu-

„ziehen pflegen. Siehe dich alſo um ohne Furcht; be„merke, betrachte, und laß dich unterrichten.„

Ermuntert durch dieſe Verſicherung, ſahe ich mich um, und erblickte einen Berg, der höher war, als Teneriffa, deſſen Gipfel das menſchliche Auge niemals erreichen konnte. Als ich mich durch die Betrachtung ſeiner Höhe ganz ermüdet hatte, kehrte ich meine Augen gegen den Fuß deſſelben, den ich leicht entdecken konnte; allein ich erſtaunte, als ich ſahe, daß er keinen Grund hatte, und auf eine unbegreifliche Weiſe ſich in einem leeren Raum und Finſterniß befand. Alſo ſtand ich erſchröcken und beſtürzt da; oben waren unerforſchliche Gegenden, und unten ein ganz öder Raum. Mein Schutzgeiſt aber rief mit einer ermahnenden Stimme aus: Theodor, fürchte dich nicht, ſondern hebe deine Augen wieder in die Höhe; der Berg der Exiſtenz iſt vor dir, überſchaue ihn, und werde weiſe.

Ich ſahe ihn alsdenn bedachtſamer und aufmerkſamer an, und bemerkte, daß der unterſte Theil des Berges ſich allmählich erhob, und mit Blumen bedeckt war; daß der mittlere Theil ſteiler wurde, voller Klippen, und durch ſteile Abgründe unterbrochen war, über welche Aeſte hiengen, die voll Früchte waren, und zwiſchen denen es hier und da Palläſte und Lauben gab. Die Gegenden, welche mein Auge nahe an dem Gipfel noch erreichen konnte, waren meiſtens unfruchtbar; es gab aber zwiſchen den Ritzen der Felſen etwas Wintergrün; und ob es gleich dem Geſichte und Geruch nicht viel Vergnügen verſchaffte, ſo ſchien es doch die Beſchwerlichkeit zu verſüſſen, und die Schritte derer zu erleichtern, welche zwiſchen denſelben hinauf kletterten.

Als ich nun anfieng, die verſchiednen Theile genauer zu betrachten, ſo bemerkte ich in einer groſſen Entfernung eine Menge Leute von beyderley Geſchlecht, die aus dem Unterſten des Berges zum Vorſchein kamen. Ihre erſten Handlungen konnte ich nicht genau erkennen; da ſie mir aber jeden Augenblick näher kamen, ſo ſahe ich, daß ſie ſich damit beſchäftigten, Blumen unter der Aufſicht einer ehrbaren Jungfrau in einem weiſſen Kleide zu pflücken, welche nicht eben allzubeſorgt ſchien, ſie auf einen gewiſſen Fußſteig, oder Weg einzuſchränken; denn ſie wußte, daß der ganze Ort angenehm und feſt war, und daß ſie nicht leicht einen Schaden nehmen, oder ſich verirren konnten. Wenn ſie, wie es oft geſchah, eine Diſtel ſtatt einer Blume abpflückten, ſo pflegte die **Unſchuld**, (dieſes war ihr Nahme) über dieſen Irrthum zu lachen. Glücklich, ſagte ich, ſind diejenigen, die unter einer ſo gelinden Aufſicht ſtehen, und doch ſicher ſind. Ich hatte aber nicht Gelegenheit, mich bey der Betrachtung ihrer Glückſeligkeit lange aufzuhalten; denn ich bemerkte, daß die **Unſchuld** ſie nicht weit begleitete, und bloß den blumichten Grund des Berges, als ihr eigentliches Gebiet, anzuſehen ſchien. Kaum aber merkten es diejenigen, die ſie verließ, daß ſie verlaſſen waren, ſo ſahen ſie ſich ſchon in den Händen der **Erziehung**, die ein ernſthafteres Anſehen hatte, und gebieteriſch in ihren Befehlen war, welche dieſelben auf gewiſſe Fußſteige einſchränkte, die nach ihrer Meinung allzuſchmal und zu uneben waren. Sie wurden aber beſtändig von der **Begierde** angereizt, dieſe Fußſteige zu verlaſſen; und die Erziehung konnte dieſelbe niemals vertreiben, ob ſie ihr gleich oft eine ſolche Furcht einjagte, daß die Wirkungen von ihrer Gegenwart kaum zu bemerken waren. Einige giengen zurück zu dem erſten Theile des Berges, und ſchienen ein Verlan-

gen zu haben, ſich wiederum mit Abpflückung der Blumen zu beſchäftigen, ſie wurden aber von der Unſchuld nicht weiter gehütet; und diejenigen, welche die Erziehung nicht bewegen konnte, zurückzukehren, ſtiegen durch einen ſumpfichten Weg auf den Berg, wo man ſie ſelten zu ſehen bekam, und faſt gar nicht mehr auf ſie Achtung gab.

Als die Erziehung ihr Gefolge den Berg hinanführte, ſo war nichts ſo ſehr zu bemerken, als daß ſie dieſelben öfters warnete, ſich vor Gewohnheiten in Acht zu nehmen; und bey jedem Schritte einem oder dem andern zurief, daß ſie eine Gewohnheit in ihr Netz bringen wollte; daß ſie unter der Herrſchaft einer Gewohnheit ſeyn würden, ehe ſie ihre Gefahr merken würden, und daß diejenigen, welche einmal eine Gewohnheit überwältiget hätte, ſich wenig Hofnung machen könnten, ihre Freyheit wieder zu erhalten.

Ich war ſehr begierig, die Urſache dieſer ſo oft wiederholten Warnung zu erfahren, als mein Schutzgeiſt meinen Blick auf eine Anzahl Zwerge lenkte, welche vor denjenigen, die den Berg hinan kletterten, ganz ſtille herzugehen ſchienen, und wovon ein jeder den Weg vor ſeinem Nachfolger eben machte. Ich bemerkte, daß ich mich vorher in dem Begriff, den ich mir von ihnen gemacht, geirrt hatte, theils, weil ſie ſo klein waren, daß man ſie nicht bequem erkennen konnte, und theils, weil ſie alle Augenblicke in ihrer Farbe den Gegenſtänden näher kamen, mit denen ſie umgeben waren. Da das Gefolge der Erziehung die Gegenwart dieſer gefährlichen Geſellſchafter nicht zu bemerken ſchien, oder da ſie ihre kleine Geſtalt verlachten, und es nicht für möglich hielten, das menſchliche Weſen von

ſolchen ſchwachen Feinden jemals bezwungen werden könnten, ſo hörten ſie gemeiniglich ihre Vermahnungen zur Wachſamkeit mit Verwunderung an; und wenn ſie dachten, daß ſie ihre Augen weggewendet hätte, ſo tractirten ſie dieſelben mit Verachtung. Ich ſelbſt konnte mir auch nicht vorſtellen, daß ihre Warnungen ſo nothwendig wären, als es ihre öftere Einſchärfung anzuzeigen ſchien, bis ich bemerkte, daß ein jedes von dieſen kleinen Geſchöpfen heimlich eine Kette in der Hand hielt, mit der es diejenigen zu binden ſuchte, die es in ſeiner Gewalt ſah. Dieſe Gewohnheiten aber giengen im Angeſichte der Erziehung ungeſtört fort, und ſchienen in ihrer Gröſſe oder Stärke ſehr wenig zuzunehmen. Denn, ob ſie gleich allemal geneigt waren, ſich mit der Begierde zu vereinigen, ſo pflegten ſie doch, wenn die Erziehung ſie von derſelben entfernt hielt, ihrem Befehl genau zu gehorchen, und die engen Wege, auf welche ſie eingeſchränkt waren, bequemer und ebener zu machen.

Es war merkwürdig, daß ihre Statur niemals einerley blieb, ſondern beſtändig entweder zunahm oder abnahm, nur nicht allemal in einerley Proportion; ich konnte auch nicht unterlaſſen, meine Verwunderung zu erkennen zu geben, als ich ſah, daß ſie gemeiniglich viel weniger Zeit brauchten, gröſſer als kleiner zu werden. Ob ſie gleich auf dem Wege der Erziehung ſehr langſam wuchſen, ſo konnte man doch bemerken, daß ſie wuchſen; wenn ſie aber einmal durch die Anlockung der Begierde auf einen Abweg geriethen, ſo wurde ihre Statur alsbald rieſenmäßig, und ihre Stärke war ſo groß, daß die Erziehung ihrem Gefolge viele wieß, die von ihnen in Ketten geführt wurden, und die ſie niemals wieder von ihrer Sclaverey befreyen konnte.

Sie zeigte dieſelben, aber es half nicht viel; denn alle ihre Untergebne ſchienen ſich ſelbſt ſo viel zuzutrauen, daß ſie glaubten, ſie wären der ſtärkſten Gewohnheit überlegen, und einige ſchienen insgeheim zu bedauren, daß ſie verhindert wurden, dem Triumph der Begierde zu folgen.

Die beſondre Liſt der Gewohnheit beſtund darinnen, daß ſie ihre Macht im Anfange nicht fühlen ließ. Sie beſaß die Geſchicklichkeit, ſich das Anſehen zu geben, als wenn ſie diejenigen, die ſie führte, bloß begleitete, verdoppelte aber beſtändig die Ketten bey ihren Geſellſchaften, die an ſich ſo ſchwach waren, und ſo in der Stille feſt gemacht wurden, daß man, indem die Aufmerkſamkeit von andern Gegenſtänden eingenommen wurde, dieſelben nicht leicht merkte. Jedes Glied wurde immer feſter, je länger es getragen wurde, und wenn ſie durch eine beſtändige Verſtärkung ſo ſchwer wurden, daß man ſie fühlen konnte, ſo waren ſie ſehr oft ſchon zuſtark, als daß ſie ſich zerreiſſen lieſſen.

Als die Erziehung auf dieſe Art bis zu dem Theile des Berges gekommen war, wo die Anhöhe anfieng uneben zu werden, ſo übergab ſie ihr Amt zwoen Mächten von noch gröſſerm Anſehen. Die geringere von ihnen ſchien fähig zu ſeyn, einem Senate vorzuſtehen, oder Nationen zu regieren, und doch gab ſie auf die Schritte der andern mit der ängſtlichſten Sorgfalt Achtung, und man konnte ſehr deutlich merken, daß ſie beſtürzt und in einer Verlegenheit war, wenn ſie ihren Blick hatte auf was anders ziehen laſſen. Die andre ſchien ihre Unterwürfigkeit als etwas ihr angenehmes zu billigen, aber mit ſo einer Art, welche deutlich zeigte, daß ſie dieſelbe als eine Schuldigkeit verlangte;

langte; und ihr Anſehen und Freundlichkeit war in der That ſo groß, daß derjenige, der ſie nicht verehren wollte, ſie nicht anſehen durfte.

„Theodor,„ ſagte mein Schutzgeiſt, „ſey ohne Furcht „und werde weiſe; nähere dich dieſem Weſen, deren Herr„ſchaft ſich auf den ganzen übrigen Theil des **Berges der** „**Exiſtenz** erſtreckt.„ Ich zitterte und wagte es, die niedrigere Nymphe anzureden, deren Blicke, die in der That durchdringend und ſchrecklich waren, ich nicht im Stande war zu ertragen. „Glänzende Göttin, ſprach „ich, unter was für einem Nahmen man dich auch anre„den darf, ſage mir, die du hier die Herrſchaft führeſt, „unter was für Bedingungen man deinen Schutz erlangen „könne. Bloß durch Gehorſam, ſagte ſie, kann man „ihn erlangen. Ich bin die **Vernunft**, das edelſte und „größte unter allen niedern Weſen, und wenn du meine „Geſetze annehmen willſt, ſo will ich dich, wie die andern „von meinen Verehrern, dadurch belohnen, daß ich dich zur „**Religion** führe. Durch ihre Stimme und Anblick ge„reizt, bezeigte ich meine Bereitwilligkeit, ihr zu folgen. „Alsdenn ſtellte ſie mich ihrer **Gebieterin** vor, die mich „zärtlich anſah. Ich neigte mich vor ihr, und ſie „lächelte.„

Als die **Erziehung** diejenigen entließ, für deren Glückſeligkeit ſie ſo lange beſorgt geweſen war; ſo ſchien ſie zu erwarten, daß dieſelben einige Dankbarkeit wegen ihrer Sorgfalt, oder einige Betrübniß über den Verluſt derjenigen Beſchützung, die ſie dieſelben bisher hatte genieſſen laſſen, bezeigen würden. Allein man konnte aus der Freudigkeit, welche bey ihrem Abſchiede ausbrach, leicht entdecken,

decken, daß ihre Gegenwart ihnen lange unangenehm geweſen, und daß ſie ſolche Leute unterrichtet hätte, welche glaubten, ſie brauchten gar keinen Unterricht. Sie freuten ſich alle einmüthig, daß ſie nicht länger ihrem Eigenſinne unterworfen ſeyn, oder von ihren Lehren beunruhigt werden, ſondern nunmehr bloß unter der Anführung der **Vernunft** ſtehen ſollten; und ſie zweifelten nicht, daß ſie im Stande ſeyn würden, ſich durch eine ſtandhafte Beobachtung aller ihrer Lehren bey ihr beliebt zu machen. Die **Vernunft** rieth ihnen gleich bey dem erſten Eintritte in ihr Gebieth, daß ſie ſich unter die Verehrer der **Religion** ſollten aufnehmen laſſen; und ſagte ihnen, daß, wenn ſie ſich auf ſie allein verlieſſen, ſie eben das Schickſal haben würden, wie ihre andern Bewundrer, die ſie nicht im Stande geweſen wäre, gegen die **Begierden** und **Leidenſchaften** zu ſchützen, und die von den **Gewohnheiten** in den Gegenden der **Luſt** ergriffen, und in die Höhlen der **Verzweiflung** geſchleppt worden wären. Ihre Erinnerung war vergebens, der größte Theil erklärte ſich wider jede andre Aufſicht, und zweifelten nicht, daß ſie durch ihre Anführung den **Berg der Exiſtenz** ſicher erſteigen würden. „Die Macht, die ich habe, ſprach die „**Vernunft**, beſteht darinnen, daß ich ermahne, aber „nicht zwinge; ich habe euch bereits die Gefahr eurer Wahl „vorgeſtellt. Der Weg ſcheint jetzt gleich und eben, aber „es giebt darauf unebene Gegenden und Fallen, über die „euch die **Religion** allein führen kann. Sehet aufwärts, „ſo werdet ihr einen Nebel vor euch ſehen, der ſich auf dem „höchſten ſichtbaren Theile des Berges befindet, einen Ne„bel, wodurch meine Ausſicht umgränzt wird, und den „bloß die Augen der **Religion** durchdringen. Jenſeit „deſſelben ſind die Tempel der **Glückſeligkeit**, worinnen

„dieſe-

„diejenigen, welche die ſteile Höhe unter ihrer Anführung „erſteigen, nach der Beſchwerlichkeit ihrer Pilgrimſchaft „auf ewig ausruhen. Ich weiß den Weg nicht, und da„her kann ich euch bloß zu einem beſſern Führer verweiſen. „Der Stolz hat mich bisweilen wegen meines kurzen Ge„ſichtes getadelt; wenn er ſich aber bemühte, daſſelbe zu „erweitern, ſo konnte er mir bloß unter dem Nebel, die „Lauben der Zufriedenheit zeigen; ja ſogar dieſe ver„ſchwanden, als ich meine Augen auf ſie richtete; und die„jenigen, die er überredete, auf dieſelben zuzugehen, wur„den von den Gewohnheiten mit Ketten gebunden, und „von der Verzweiflung, einer grauſamen Tyrannin, in den „Abgrund geriſſen, deren Höhlen jenſeit der Finſterniß auf „der rechten und linken Seite ſich befinden, aus deren Ge„fängniſſen niemand wieder entfliehen kann, und da ich „nicht im Stande bin, euch zu zeigen, wie ihr ſie vermei„den ſollt.„

So erklärte ſich die Vernunft gegen diejenigen, die ihren Schutz verlangten. Einige, die ſich an die Lehren der Erziehung erinnerten, unterwarfen ſich, da ſie dieſelben durch den Anſpruch einer andern beſtätigen hörten, mit Widerwillen dieſem ausdrücklichen Befehle, und lieſſen ſich unter die Anhänger der Religion aufnehmen, die ſich durch die Einförmigkeit ihres Fortgehens, obgleich viele von Ihnen Frauenzimmer waren, und durch ihre beſtändige Bemühungen, ſich hinauf zu bewegen, ohne die Ausſicht zu bemerken zu ſcheinen, welche bey jedem Schritte ihre Aufmerkſamkeit reizte, zu unterſcheiden pflegten.

Alle diejenigen, welche den Entſchluß faßten, entweder der Vernunft oder Religion zu folgen, wurden ohne

Unterlaß bisweilen von den **Leidenſchaften**, bisweilen von den **Begierden** angetrieben, die Straſſe zu verlaſſen, und beyde hatten Urſach, den glücklichen Erfolg ihrer Liſt zu rühmen. Denn es wurden ſo viele auf Abwege geführt, daß ein jeder Weg volkreicher war, als der rechte. Die Anfälle der **Begierden** waren heftiger, die Anfälle der **Leidenſchaften** dauerten länger. Die **Begierden** lenkten ihre Nachfolger gerade vom rechten Wege ab. Die **Leidenſchaften** aber giengen im Anfange auf einem Wege, der beynahe mit dem Wege der **Vernunft** und **Religion** einerley Richtung hatte; ſie wichen aber nach und nach von dem Wege ab, bis ſie endlich ihren Lauf ganz veränderten. Die **Begierden** nahmen den Blödſinnigen, und die **Leidenſchaften** den Aufgeweckten ein. Von den **Begierden** war die **Wolluſt** die ſtärkſte, und von den **Leidenſchaften** die **Eitelkeit**. Der mächtigſte Angriff war alsdenn zu befürchten, wenn eine Leidenſchaft und eine Begierde ihre Anreizungen vereinigten, und man folgte dem Wege der **Vernunft** am beſten, wenn eine Leidenſchaft auf der einen, und eine Begierde auf der andern Seite lockte.

Dieſe Verführer hatten bey den Anhängern der **Vernunft** das größte Glück, über die ſie faſt allemal die Oberhand gewannen, ausgenommen, wenn ſie einander ſelbſt entgegen waren. Sie erhielten aber keinen ſolchen Sieg über die Anhänger der **Religion**. Denn ob dieſelben gleich oft eine Zeit lang vom Wege abgeführt wurden, ſo rufte ſie doch die Religion durch ihren Abgeordneten, das **Gewiſſen**, gemeiniglich wieder zurück, ehe die Gewohnheit Zeit hatte, ihnen Ketten anzulegen. Diejenigen aber, welche angelobt hatten, der Vernunft zu gehorchen, kehr-

ten ſelten wieder zurück, wenn ſie dieſelbe einmal verlieſſen, denn ſie hatte keinen Abgeſandten, um dieſelben zurückzurufen, als den Stolz, welcher gemeiniglich treulos gegen ſie handelte, und alle ſeine Geſchicklichkeit anwendete, die Leidenſchaften zu unterſtützen; und wenn er ja einmal ſeine Schuldigkeit that, ſo war er doch unfähig etwas auszurichten, wenn die Gewohnheit ſchon darzu gekommen war.

Ich ſah gar bald, daß die Anhänger der Religion die gröſste Gefahr bloß von den Gewohnheiten zu befürchten hatten. Einer jeden andern Gewalt war leicht zu widerſtehen; ſie fanden auch keine Schwierigkeit, wenn ſie dieſelbe unachtſamer Weiſe verlaſſen hatten, ſie durch die Anführung des Gewiſſens wieder zu finden, wofern ſie nicht der Gewohnheit Zeit gegeben hatten, ihre Kette hinter ihnen zuzuziehen, und den Weg, durch den ſie gegangen waren, zu verſperren. Ueber das Schickſal einiger von ihnen mußte man billig Mitleiden haben, welche bey jedem Ruf des Gewiſſens umkehrten, und ſich, obgleich vergebens, bemühten, die Ketten der Gewohnheit zu zerreiſſen; ſie ſahen die Religion in einer Entfernung fortgehen, ſie ſahen ſie mit Ehrerbietung, und verlangten, ſich mit ihr zu vereinigen; ſie wurden aber, wenn ſie ſich ihr näherten, von der Gewohnheit zurückgehalten, und ſchmachteten in einer niederträchtigen Sclaverey, der ſie nicht entfliehen konnten, ob ſie gleich dieſelbe verachteten und haßten.

Es war augenſcheinlich, daß die Gewohnheiten durch dieſen wiederholten Streit beyweiten nicht ſchwächer wurden, ſondern, daß, wenn ſie nicht ganz überwunden

wurden, jeder Widerſtand ihre Gröſſe und Stärke vermehrte; und eine Gewohnheit, die beſtritten worden war, aber dennoch geſiegt hatte, war alsdenn mehr als zweymal ſo ſtark, als vor dem Streite. Die Art und Weiſe, wodurch diejenigen, die ihrer Tyranney überdrüßig waren, ihnen zu entfliehen ſuchten, war gemeiniglich, wie es der Ausgang lehrte, übel gewählt; ſie verſuchten ihre Ketten eine nach der andern loszumachen, und ſich eben ſo ſtufenweiſe wieder zurückzuziehen, wie ſie fortgegangen waren. Allein, ehe die Befreyung zu Stande kam, legte die Gewohnheit ihren Flüchtlingen neue Ketten an; und es konnte ihnen auch niemand entfliehen, auſſer diejenigen, die durch eine jählinge und heſtige Anſtrengung ihre Feſſeln zerbrachen, und ſie weit hinter ſich zurückließſen; ja ſogar von dieſen wurden viele, die allzueilfertig fortliefen, und durch ihr Schrecken verhindert wurden, ſich da aufzuhalten, wo ſie ſicher waren, von ihrer eignen Heſtigkeit abgemattet, und geriethen wieder in diejenige Gewalt, von der man ſeine Freyheit ſo theuer erkaufen mußte, und deren Tyranney man wenig fühlte, auſſer wenn man ſich ihr widerſetzte.

Dem ohngeachtet gab es allezeit einige, die, wenn ſie ſahen, daß die Gewohnheit ſie beherrſchte, die Vernunft oder die Religion zu Hülfe ruften. Eine jede von denſelben kam denen, die ſie um Beyſtand baten, willig zu Hülfe; allein, weder mit einerley Stärke, noch mit einerley Glück. Die Gewohnheit, die ſtolz auf ihre Macht war, unterſtund ſich oft, ſich mit der Vernunft in Unterhandlung einzulaſſen, und erbot ſich, einige von ihren Ketten loszumachen, wenn die übrigen bleiben dürften. Die Vernunft, die des Sieges nie gewiß war, willigte oftmals darein, ſie fand aber allezeit, daß ihre Einwilligung

ſchädlich

ſchädlich war, und ſahe die Gefangnen von der Gewohnheit in ihre vorige Sclaverey führen. Die Religion ließ ſich niemals auf Unterhandlungen ein, ſondern ſtreckte ihre Hand mit der gewiſſen Hofnung des Sieges aus; und wenn der Gefangne, dem ſie dieſelbe gab, ſeinen Ort nicht verließ, ſo führte ſie ihn allezeit im Triumph hinweg, und ſtellte ihn auf den geraden Weg zum Tempel der Glückſeligkeit, wo die Vernunft niemals unterließ, ihm wegen der Befreyung Glück zu wünſchen, und ihn aufzumuntern, ſich an diejenige Macht zu halten, deren frühzeitigem Beyſtande er ſeine Befreyung zu verdanken hätte.

Wenn der Wanderer auf den Weg der Glückſeligkeit wieder gebracht worden war, ſo ſah ich auch die Gewohnheit wieder vor ihm herſchleichen, aber auf die Gröſſe eines Zwergs heruntergeſetzt, ohne Stärke und ohne Wirkſamkeit; auſſer wenn die Leidenſchaften oder Begierden, die ihn vorher verführt hatten, ſich näherten, ſo wuchs die Gewohnheit auf einmal, und ſtieß ihn mit einer unerwarteten Heftigkeit gegen dieſelben. Der Elende, der auf der einen Seite ſo fortgeſtoſſen, und auf der andern Seite gelockt wurde, verließ allzuöfters den Weg der Glückſeligkeit, zu dem er nach ſeiner zweyten Abweichung von demſelben ſelten zurückkehrte. Wenn aber die Religion zu rechter Zeit zu Hülfe gerufen, und die Gewalt der Gewohnheit dadurch kraftlos gemacht wurde, ſo wurden ihre Angriffe ſchwächer, und ihr Verſtändniß mit dem Feinde endlich ganz vernichtet. Alsdenn fieng ſie an, die geſchäftigen Kräfte zum Vortheil derjenigen Macht, welche ſie nicht überwältigen konnte, anzuwenden; und da ſie wieder in der Statur und Stärke zunahm, ſo ſäuberte ſie den Weg zur Glückſeligkeit von den Höckern.

Von dieſem Wege konnte ich nicht leicht meine Aufmerkſamkeit abziehen, weil alle, die ihn wandelten, vergnügt und zufrieden ſchienen; und je weiter ſie fortgiengen, deſto gröſſer ſchien ihre Munterkeit, und deſto gröſſer ihre Ueberzeugung von der Weisheit ihrer Führerin. Einige, die niemals, wenn man etliche kurze Abweichungen ausnimmt, von dem Wege abgegangen waren, bekamen die Gewohnheit mitten auf ihrer Reiſe, die dieſelben tapfer unterſtützte, und ihre Begierden und Leidenſchaften wegtrieb, welche ihren Fortgang zu unterbrechen ſuchten. Andre, die ſehr ſpät auf dieſen Weg gekommen waren, oder ihn lange verlaſſen hatten, bemühten ſich, ohne ihren Beyſtand im geringſten zu haben, und gemeiniglich wider ihre Bemühungen, fortzukommen. Allein ich bemerkte, wenn ſie zu dem unfruchtbaren Gipfel kamen, daß wenige geſchickt waren, ohne Beyhülfe der Gewohnheit fortzukommen, und daß diejenigen, deren Gewohnheiten ſtark waren, auf die Nebel losgiengen, ohne, daß es ihnen ſehr ſauer wurde, und endlich ganz gelaſſen und voll Zuverſicht hinein kamen; hernach wurden ſie bloß von den Augen der Religion erblickt, und obgleich die Vernunft mit der größten Neugierde ihnen nachſah, ſo konnte ſie doch nur einen ſchwachen Schein erhalten, wenn ſie ihre Gebieterin, um ihre Ausſicht zu erweitern, von der Erden aufhob. Dem ohnerachtet erkannte die Vernunft nur, daß ſie in Sicherheit waren, aber die Religion ſah, daß ſie glücklich waren.

„Nun, Theodor, ſagte mein Schutzgeiſt, wende „dein Geſicht von den Gegenden der Finſterniß weg, und „ſiehe das Schickſal derer, welche, nachdem ſie von der „Erziehung verlaſſen worden, keine andere Anführung, „als

„als der Vernunft, annehmen wollten. Betrachte, wie „ſie herumirren, und werde weiſe.„

Ich ſah alsdenn auf den Weg der Vernunft, welcher in der That, ſo weit er gieng, mit dem Wege der Religion einerley war, und die Vernunft hatte ihn auch bloß durch ihre Anweiſung entdeckt. Wenn ſie ihn aber einmal hatte kennen lernen, ſo ſah ſie deutlich ein, daß es der rechte war, und der Stolz hatte ſie bisweilen verleitet, zu behaupten, daß ſie ihn ſelbſt entdeckt hätte, und hatte ſie überredet, ſich der Religion zur Führerin anzubieten; ſie fand aber nach vielen vergeblichen Verſuchen, daß es ihr größter Vorzug wäre, ihr zu folgen. Endlich hatte die Vernunft zum Theil eine gute Kenntniß von dem Wege erlangt, und ſchien ihn mit gutem Erfolge andere zu lehren, wenn ihre Lehren von der Leidenſchaft nicht unrecht vorgeſtellt, oder ihre Wirkungen durch die Begierde nicht verhindert wurden. Allein keinem von dieſen Feinden war ſie im Stande zu widerſtehen. Wenn die Leidenſchaften ihre Anhänger ergriffen, ſo ſuchte ſie ſelten ſich ihnen zu widerſetzen; ſie ſchien zwar gegen die Begierden mit mehrerer Lebhaftigkeit zu ſtreiten, ſie wurde aber gemeiniglich in dem Streite allzuſehr ermüdet; und wenn einer von ihren Gegnern mit der Gewohnheit ſich vereinigt hatte, ſo war es mit ihrem Anſehen gänzlich aus. Wenn die Gewohnheit ſich bemühte, die Anhänger der Religion zu fangen, ſo nahm ſie allmählich zu, und ließ Zeit, zu entfliehen; wenn ſie aber die unglücklichen Nachfolger der Vernunft ergriff, ſo verfuhr ſie, als wenn ſie nichts zu befürchten hätte, und vermehrte ihre Gröſſe, und verdoppelte ihre Ketten ohnaufhörlich und ohne Barmherzigkeit.

Von denen, welche den Weg der Vernunft verlieſſen, wurden einige durch das Fliſpern des Ehrgeizes verführet, der ihnen beſtändig anſehnliche Palläſte wieß, die zu beyden Seiten auf hohen Gegenden lagen, ihnen die Vergnügungen des Ueberfluſſes her erzählte, und die Sicherheit der Mächtigen rühmte. Sie lieſſen ſich leicht bereden, ihm zu folgen, und die Gewohnheit warf geſchwind ihre Ketten über ſie. Sie wurden gar bald von der Thorheit ihrer Wahl überzeugt, aber ſehr wenige von ihnen verſuchten zurückzukehren. Der Ehrgeiz führte ſie von einem ſteilen Orte zum andern fort, wo viele fielen und nicht mehr geſehen wurden. Diejenigen, welche entflohen, geriethen gemeiniglich nach einer langen Reihe von Gefährlichkeiten dem Geiz in die Hände, und wurden von ihm in den Dienſt der Tyranney angeworben, wo ſie fortfuhren, Gold aufzuhäufen, bis ihre Beförderer oder Erben ſie zuletzt jähling in die Höhlen der Verzweiflung ſtürzten.

Andre wurden von der Unmäßigkeit gereizt, herumzuſchweifen, um ſolche Früchte zu ſuchen, die über den Felſen herüber hiengen, und die Luft mit ihrem Geruch erfüllten. Ich bemerkte, daß die Gewohnheiten, die um ſie herum flatterten, bald zu einer auſſerordentlichen Gröſſe wuchſen, und es waren auch keine, die ſich weniger bemüht hätten, als dieſe, zur Vernunft zurückzukehren, oder die geſchwinder in die Abgründe geſtürzt wären, die vor ihnen waren. Wenn dieſe den Weg zuerſt verlieſſen, ſo ſah ihnen die Vernunft mit einem verächtlichen finſtern Blicke nach, hatte aber wenig Hofnung, daß ſie im Stande ſeyn würde, ſie auf den rechten Weg wieder zurückzubringen; denn der Zauberbecher hatte ſolche Eigenſchaften, welche machten, daß ſie auf nichts, als den gegenwärtigen Augenblick

genblick ſahen. Weder Hofnung, noch Furcht konnte ſie zur Rückkehr bewegen, und die Gewohnheit hatte eine ſolche unumſchränkte Gewalt über ſie, daß ſogar das Gewiſſen, wenn die Religion es zum Beſten derſelben gebraucht hätte, nicht im Stande würde geweſen ſeyn, ſich einen Eingang zu erzwingen.

Es gab noch andre, deren Verbrechen mehr darinnen beſtund, die Vernunft zu verachten, als ihr ungehorſam zu ſeyn, und die ſich von der Hitze oder dem Getümmel des Weges, nicht zu den Lauben der Unmäßigkeit, ſondern zu dem Irrgarten der Unempfindlichkeit begaben. Ihr Zuſtand hatte dieſes beſondere an ſich, daß ſie allezeit den Weg der Vernunft ſehen konnten, allezeit ihre Gegenwart wünſchten, und ſich immer vorſetzten, morgen zurückzukehren. Bey dieſen konnte man die Argliſt der Gewohnheit vorzüglich wahrnehmen, die ihnen unmerkliche Feſſeln anlegte, und ſie jeden Augenblick weiter vom Wege abführte, von dem ſie ſich allezeit einbildeten, daß ſie ihn wieder erreichen könnten. Sie giengen von einem krummen Gange des Labyrinths zum andern, und hatten die Ketten der Gewohnheit, ohne es zu merken, an ſich hängen, bis, nachdem ſie immer weiter fortgiengen, die Blumen bläſſer, und der Geruch matter wurde; ſie giengen in ihrem fürchterlichen Marſche fort, ohne ein Vergnügen auf ihrem Wege, und auch ohne das Vermögen zu haben, zurückzukehren; und hatten noch dieſe groſſe Beſchwerlichkeit vor allen andern, daß ſie laſterhaft waren, und doch kein Vergnügen davon hatten. Der Trunkenbold lachte eine Weile bey ſeinem Weine; der Ehrgeizige triumphirte über die fehlgeſchlagene Hofnung ſeines Nebenbuhlers; allein die Sclaven der Unempfindlichkeit hatten weder Vorzüge,

noch Vergnügen. Das Misvergnügen verfinſterte ihre Blicke, und Traurigkeit ſchwebte um ihre Schatten; doch ſchlichen ſie mit Unwillen und Verdruß fort, bis ſie auf der Tiefe der einſamen Gegend anlangten, die bloß mit Mohn und Nachtſchatten beſetzt war, wo das Reich der Unempfindlichkeit ein Ende hat, und der hofnungsloſe Wanderer der Schwermuth übergeben wird; die Ketten der Gewohnheit werden auf immer zuſammengeſchmiedet, und wenn die Schwermuth ihren Gefangenen eine Zeit lang gequält hat, überläßt ſie ihn zuletzt der Grauſamkeit der Verzweifelung.

Als ich über dieſe ſchreckliche Scene nachdachte, rief mir mein Schutzgeiſt zu: „Merke das, Theodor, und „ſey weiſe, und laß dich nicht die Gewohnheit beherr„ſchen.„ Ich ſah mich plötzlich um, und ſah mich von den Felſen von Teneriffa umgeben; die Vögel des Tages ſangen auf den Bäumen, und die Strahlen des Morgens ſchoſſen auf mich herab.

* * *

Laßt uns nunmehr unſre Gedanken auf die Leidenſchaften richten, wovon ich euch mit keiner metaphyſiſchen Erklärung verwirren oder beſchwerlich fallen, noch mich bemühen will, zu entdecken, wie ſie in der Seele gebildet werden, oder aus was für Urſachen oder Verbindungen ſie entſtehen; ſondern ich werde einige von den gewöhnlichſten oder gefährlichſten von ihnen betrachten, wie ſie insgemein bey der menſchlichen Natur vorkommen; und euch etliche Regeln zu einer guten Einrichtung derſelben ertheilen.

Bewunderung. I. Zuerſt will ich mit der Bewunderung anfangen, da ſie ohne Zweifel die erſte Leidenſchaft iſt, die in uns erregt wird. Der Nutzen derſel-

derſelben beſteht darinnen, unſre Aufmerkſamkeit auf die Dinge, die um uns ſind, ſie mögen von der Natur oder Kunſt herrühren, zu richten, und uns zur Betrachtung über dieſelben anzureizen. Dadurch erlangen wir nicht nur um deſto geſchwinder eine Erkenntniß von ihren Eigenſchaften und Gebrauch, ſondern ſie werden auch zu gleicher Zeit unſerm Gedächtniß ſo ſtark eingedrückt, daß ſie ſtets zu unſerm Gebrauch und Anwendung während unſers ganzen künftigen Lebens bereit ſind. In der erſten Jugend erregt faſt jeder Gegenſtand, der uns umgiebt, unſre Bewunderung; und wenn wir fortfahren, Unterſuchungen über die Werke Gottes anzuſtellen, ſo werden wir allezeit etwas neues, weiſes, groſſes, oder ſonſt etwas finden, das hinlänglich iſt, dieſe angenehme Empfindung ſelbſt bis zum letzten Zeitpuncte unſers Lebens zu erwecken. Gleichwohl giebt es ein thörichtes Erſtaunen und Verwunderung über jede Sache; welches etwas ſehr lächerliches iſt, und beyzeiten abgeſchaft werden muß. Es giebt in der That eine Zeit, wo man ſie wirklich nicht vermeiden kann, ob ſich gleich bisweilen der äuſſerliche Schein derſelben verbergen läßt. Unſre Bewunderung wird ſich allezeit mit unſrer Unwiſſenheit in einem Verhältniß befinden, und daher iſt das einzige Mittel dawider eine weitläuftige Bekanntſchaft mit den Werken der Natur und der Kunſt, und mit den merkwürdigſten Vorfällen des menſchlichen Lebens und Verrichtungen der Menſchen. Alsdenn werden uns die Dinge nicht ſo oft ungewöhnlich und erſtaunend vorkommen, als wenn unſre Kenntniß geringer und eingeſchränkter iſt.

2. Die nächſte Leidenſchaft, davon ich reden will, iſt die Furcht; dieſe wird gleichfalls ſehr oft durch die Einfalt und Thorheit der Furcht.

Mütter und Ammen in unſern Gemüthern erregt, ehe wir richtige Begriffe von den Dingen haben. Der Nutzen dieſer Leidenſchaft beſteht darinnen, unſre Vorſtellungen von den Gefahren oder Uebeln, die uns bedrohen, von was für Art und Beſchaffenheit ſie auch ſeyn mögen, lebhaft zu machen, und unſre Bemühungen, um ihnen zu entgehen, zu erregen. In dieſem Verſtande iſt ſie eine ſo nützliche Leidenſchaft, daß man ſie den Schirm des Lebens nennen kann; und iſt dasjenige, deſſen ſich ein jeder verſtändiger Mann bey allen bequemen Gelegenheiten bedienen ſollte. Wer wollte nicht eine jählinge Höhe vermeiden? vor einem Löwen fliehen? oder ſich vor einer Bande bewafneter Böſewichter demüthigen? Allein, wenn ſie unſre Herzen und Seelen dergeſtalt einnimmt, daß ſie uns verzagt und kleinmüthig, und unfähig macht, dem Laſter und der Ungerechtigkeit kühn zu widerſtreiten, oder die Unglücksfälle des Lebens unerſchrocken zu ertragen; ſo handelt ſie wider die Abſicht ihrer urſprünglichen Einrichtung, und unterwirſt uns eben denſelben Uebeln und Gefahren, wider welche ſie uns ſchützen ſollte. Wir werden auch noch von einer andern Art von Furcht angefallen, die uns, wenn man ihr nachhängt, äuſſerſt unglücklich machen wird. Dieſe iſt die Furcht vor Geiſtern, vor Armuth, Schmerzen, oder vor dem Tode. Das ſicherſte und in der That das einzige Mittel, ſich vor dergleichen Schrecken zu bewahren, beſteht darinnen, daß man ſein Gewiſſen frey von allen Vorwürfen zu erhalten ſucht, und ſein Gemüthe vollkommen in die Wege der Vorſehung ergiebt. Dieſes allein kann wahre und vernünftige Herzhaftigkeit einflöſſen, und ein Herz, das auf dieſe Weiſe mit männlicher Kraft geſtärkt iſt, hat von der Bosheit einer Macht, ſie ſey ſichtbar oder unſichtbar, nichts zu befürchten; gleichwie es mit einer edlen Verachtung Armuth,

Schmerz, oder Tod anſehen wird, wenn der Urheber ſeiner Natur oder die Redlichkeit ſeines Herzens es verlangen ſollten, ſich ihnen zu ergeben. Allein vor allen Dingen muß man daran gedenken, daß, gleichwie man die Furcht nicht ganz ausrotten muß, weil ſie guten Nutzen hat, ihr Gebrauch bloß alsdenn gut iſt, wenn ſie den Gegenſtänden gemäß iſt, die ſie erregen. Das Mädchen, welches ſich vor einem Inſect, wie vor einem Löwen fürchtet, iſt nicht verächtlicher, als derjenige, der ſich vor einem Löwen nicht mehr, als vor einem Inſect fürchtet; ihr Urtheil iſt in gleichem Grade falſch, und der Verwegne iſt über dieſes noch größrer Gefahr unterworfen. Wie viel verdient nicht derjenige Verachtung, der, nach des Cervantes Art zu reden, eine Eidexe mehr, als die Allmacht, fürchtet, deſſen geringſte Sorgfalt es iſt, ſeinem Schöpfer zu gefallen?

3. Eine andre ſehr gefährliche Leidenſchaft iſt der Stolz, der gleichwohl von dem Himmel in unſre Natur gelegt worden, unſre Nacheiferung zu erwecken, groſſe und würdige Charakter oder Handlungen nachzuahmen, einen Eifer gegen das, was recht und billig iſt, und einen lobenswürdigen Unwillen gegen die, welche andre unterdrücken, und die irgend eine Art von Ungerechtigkeit begehen, in uns zu erregen; kurz, zu machen, daß wir uns ſelbſt einen gehörigen Werth zuſchreiben, und einen nichtswürdigen Kerl, wenn er auch noch ſo vornehm iſt, verachten. So ferne iſt Stolz eine Tugend, und kann mit Recht eine Gröſſe des Geiſtes genannt werden. Allein der Stolz geräth, wie andre Leidenſchaften, gemeiniglich auf unrechte Gegenſtände, oder wird nicht in der gehörigen Proportion gebraucht. Wie oft ſieht man nicht, daß ein Elender, den jedes Laſter unglücklich, und

Stolz.

jede Thorheit verächtlich gemacht hat, ſich wegen ſeiner hohen Geburt einen groſſen Vorzug zuſchreibt, und mit jenen berühmten Vorfahren prahlt, von denen er nichts, als den Namen oder Titel geerbt hat! Vorfahren, die, wenn ſie ihn kennten, ihn verachten und nicht für ihren Nachkommen erkennen würden, und diejenigen, welche ſeine Nachfolger werden müſſen, würden, wenn ſie ſeine Laſter vermeiden, ſeinen Namen aus demjenigen Geſchlechtregiſter, deſſen er ſich rühmt, ausſtreichen. Wie oft iſt Reichthum die Quelle des Stolzes und Hochmuths? Kann er gleichwohl möglicher Weiſe ſeinem Beſitzer entweder Weisheit, oder Tugend, oder Ehre verſchaffen? Einige ſind ſtolz auf die erlangten, und andre auf die natürlichen Eigenſchaften ihrer Seele: als z. E. Gelehrſamkeit, Witz, Gedächtniß ꝛc. Allein jeder Stolz von dieſer Art iſt Thorheit; vermeidet ihn alſo ſo ſehr, als ihr die Beſchuldigung eines Mangels an Verſtande vermeiden wollt. Allein nichts iſt gewöhnlicher, als daß Leute ihren gelehrten Stolz auf die Unwiſſenheit deſſen gründen, wie wenig man in der That wirklich weiß. Wenn ſie den Umfang der Wiſſenſchaften einſähen, ſo würden ſie wiſſen, daß dasjenige, was ſie erlernt haben, nichts iſt gegen das, was noch übrig bleibt; und daß ſie nur als Gelehrte betrachtet werden, weil ſie bloß unter den Unwiſſenden einen Zutritt gefunden. Tugend und nützliche Wiſſenſchaften ſind allein die ächten Vorzüge, die einen Menſchen über einen andern erheben können. Und nehmt dieſes zur Regel an: je mehr ein Menſch von dieſen zwo rühmlichen Eigenſchaften beſitzt, deſto weniger wird er im Stande ſeyn, andre mit Uebermuth und Verachtung anzuſehen.

4. Wie

4. Wie gefährlich, und für unſre Gemüthsruhe ſo ſchädlich iſt die Leidenſchaft des Zorns! Gleichwohl wie nothwendig iſt es, daß ein gehöriger Antheil davon bey manchen Gelegenheiten das Herz beſeele, und den Geiſt des Menſchen erhebe! Es giebt einen gewiſſen männlichen Abſcheu, welcher in der Bruſt eines jeden gegen die Unterdrückung und Ungerechtigkeit entſtehen ſollte. Allein dieſer beſteht nicht darinnen, entweder in die grauſamen und gottloſen Arten einer blutigen Rache, die man ſehr unrechter Weiſe eine rühmliche Genugthuung nennt, oder in die niederträchtigen Mittel einer heimlichen Bosheit auszubrechen, ſondern in einem offenbaren und rechtmäßigen Unwillen gegen den, der unrecht handelt. Im Gegentheil, wenn ihr euch bey jeder nichts bedeutenden Gelegenheit von der Leidenſchaft hinreiſſen laßt, dergleichen ein wenig Grobheit, die Fehler der Bedienten, oder ein geringer Widerſpruch eurer Freunde und Bekannten ſind; ſo wird euer ganzes Leben eine fortgeſetzte Scene von Unbequemlichkeit und Plage ſeyn; ihr werdet tyranniſch gegen eure Untergebene, beleidigend gegen eure Vorgeſetzten, gehaßt von denen, die euren Thorheiten ausgeſetzt ſind, und der Spott derer werden, an die ihr euch nicht machen könnt. Ueberlegt, daß es nur wenig, ſehr wenig, Dinge giebt, welche den Zorn eines weiſen Mannes verdienen; und ſelbſt in dieſen wenigen, wird er, wenn er ein kluger oder gut gearteter Mann iſt, ſeine Leidenſchaft durch die Vernunft mäßigen.

Zorn.

5. Die folgende Leidenſchaft, die ich eurer vorſichtigſten Einrichtung empfehlen will, iſt die Liebe, eine Leidenſchaft, die unter allen am meiſten geſchickt iſt, zur Unzeit in dem Herzen der

Liebe.

Jugend

Jugend genährt zu werden. Seyd alſo bedacht, euch vor den erſten Eindrücken derſelben mit der größten Aufmerkſamkeit in Acht zu nehmen. Was für Thorheiten, was für Ausſchweifungen, was für Unſinn pflegen junge Leute nicht zu begehen, um dieſer Leidenſchaft nachzuhängen! Was für Schmerzen, was für Elend, was für Gewiſſensbiſſe und Scham folgen beſtändig auf eine unordentliche und ausgelaßne Befriedigung derſelben! Bemüht euch alſo (ich wiederhole es noch einmal) mit allen euren Kräften, ſie durch Klugheit und Tugend zurückzuhalten und zu regieren; wo nicht, ſo müßt ihr von der Geſundheit, dem Vermögen und der Glückſeligkeit auf immer Abſchied nehmen.

Ich könnte noch zu etlichen von den andern Leidenſchaften fortgehen, allein ich halte dieſe für die vornehmſten, und da ich den vorhergehenden Theil mit einer neuern Allegorie beſchloſſen habe, ſo will ich dieſen mit einer der ſchönſten Fabeln in dem ganzen Alterthume beſchlieſſen und erläutern.

Die Wahl des Hercules.

Nunmehr war der Sohn des Jupiters zu der angenehmen Blüte des Lebens gelangt: wenn die ſtolze und frohe Jugend ins höhere Leben eintritt, und ohne Zurückhaltung auf dem Wege folgt, den die Leidenſchaft ſie führet, oder die Klugheit ihr anweiſet. In dieſem unbefeſtigten Alter wird zuerſt entweder das Laſter, dieſes unvertilgliche Unkraut, in der reinen Seele ſeine giftige Wurzel ſchlagen, oder die ſich öfnende Knoſpe der Tugend in gehörigem Maaße glücklich ſich zeigen, die ſchöne Blüte der ſchönſten

Frucht.

Frucht. Denn, wann in der unbefleckten Seele des Jünglings der edle Vorſatz tief eingedrückt wird, ſo wird er auf immer die männliche Bruſt anfeuern. Als eines Tages, in Gedanken über ſein Alter vertieſt, das zu den erhabenſten Thaten nun reif war, Alcides die Einſamkeit ſuchte, dieſe Mutter der weiſen Betrachtung, mit jedem Schritte folgten ſich neue Gedanken. Mit unverwandtem Gange ſetzte der Jüngling nachdenkend ſeinen Weg fort; und, in Betrachtungen verloren, ſchweifte er weit in ein einſames Thal hin, und unterhielt ſich mit der Einſamkeit. Indem überſah ſein Geiſt aufmerkſam den zweifelhaften Pfad des Lebens; vor ihm lag hier der Tugend rauhe Höhe, und dort der beblümte Weg der Wolluſt.

Der Anblick zerrüttete ſehr ſein wankend Gemüt. Bald glühte ſeine Bruſt vom edlen Durſt nach Ruhm. Bald lenkte die Liebe zur Ruhe ſeine nachgebende Seele zu ſanftern Gedanken, und löſchte die aufſteigende Flamme, als er auf einmal von fern zwo weibliche Geſtalten gewahr ward. Gerade auf ihn zu ſchienen ſie ihre Schritte zu richten; beyde weit über die menſchliche Größe erhaben; beyde weit über die menſchliche Schönheit ſchön. Voll Anmut, aber jede mit einem verſchiednen Reize, näherten ſie ſich. Dieſe erregte ein ehrerbietiges Erſtaunen; jene, die ſanftere, einnehmende Liebe.

Die erſtere erhob ſich durch eine angeborne Würde. Kunſtloß und ungeputzt gefiel ſie nur noch mehr. Die Geſundheit ertheilte ihren Blicken einen eigentümlichen Glanz. Sie trug ein Kleid, weiſſer noch, als der erſt gefallne Schnee. Ihr Gang war majeſtätiſch; doch beſcheiden ihre Miene; heiter war ihr Auge, aber es ſtralte von himmliſchem Feuer. Sie kam nun immer näher; und näher

ſchien

ſchien ſie immer ſchöner, immer holder; aber das Vergnügen, das ſie einflößen konnte, war durch ein ehrfurchtvolles Erſtaunen gemildert; in ſanfter Majeſtät und liebenswürdigem Ernſte.

Die andere Schöne verriet noch eine ſchönere Farbe; aber ihre Miene war kühn; ihr Auge ſchweifte wild umher; und bey dem nähern Anblick entdeckte ihre glühende Wange die erborgte Röthe einer künſtlichen Färbung. Ganz ſanſt und zart, ſchwebte ſie mit leichtem Schwunge daher; ihr Gewand verriet durch ſein klares Gewebe jedes zarte Glied, und erhöhte die Reize, die es nur zu beſchatten ſchien: indem es frey und dünn herab floß, zeigte ſie eine noch längere Bildung, und ihre Haut ein noch blendender Weiß. Oft beſah ſie ſich ſelbſt ſeitwärts mit einem Lächeln, ſelbſt auf ihren Schatten warf ſie einen bedachtſamen Blick. Dann ſah ſie nachläßig rund um ſich her, und bemerkte, was für ſtaunende Augen ihre Schönheit an ſich zöge. Als ſie näher herbey kamen, trat ſie vor jenes andere Frauenzimmer mit Anſtand hin, und drängte ſich flüchtig mit eilfertigem Schritte vorbey; ja ohne Furcht für die Verweigerung, redete ſie den verwundernden Jüngling mit holder Freymütigkeit an, mit einnehmender Zärtlichkeit ſchlung ſie ſich um ſeinen Hals, und wie der honigreiche Thau floß ihre bezaubernde Stimme.

„Woher dieſer unfreundliche Verzug, geliebter Her„cules? Welche Zweifel können dein Gemüt ſo zerrüt„ten, geliebter Jüngling? Folge nur getroſt, wohin ich „dich führen will, und ſchweife unumſchränkt in die Ge„filde des Vergnügens umher. Entferne dich mit mir „dem Geräuſche, und dem Schmerz, und den Sorgen, in

„Glück-

„Glückſeligkeit verloren, und in unaufhörliche Ruhe ver-
„ſenkt. Rauh iſt der Pfad zum Ruhme, durch Blut und
„Krieg. Mein Weg iſt ſanft, und alle meine Pfade ſind
„Friede. Entferne dich mit mir, befreyt von Arbeit und
„Gefahren. Ueberlaſſe dem Niedrigen die Ehre! Die
„Freuden ſind für dich beſtimmt. Dann will ich dir alle
„Wünſche deiner Seele gewähren; alles, was dein Ohr
„entzücken, und dein Auge vergnügen kann; alles, was
„deine Gedanken ſich bilden, oder deine Wünſche verlan-
„gen können, um deine bezauberten Sinne mit Vergnü-
„gen zu tränken. Das koſtbare Gaſtmaahl, durch Töne der
„Muſik verſchönert, wie ſie am leichteſten die weiche Seele
„zur Liebe bewegen; koſtbare Gerüche, die ihre ausgeſuch-
„teſten Schätze umher ausduften, die wohlriechende Laube,
„die kühle Brunnquell, der ſchattichte Wald; friſche Blu-
„men, dein Lager zu beſtreuen und dein Haupt zu bekrö-
„nen; die Freude ſoll deine Schritte begleiten, und Ruhe
„dein Bette weicher machen. Dieſe Vergnügungen, die
„nicht mit Mühe geerndtet, und nicht mit Kummer ver-
„miſcht ſind, will ich freygebig und ununterbrochen ver-
„ſchaffen. Fern von deinem Sitze ſoll der ſeufzende Man-
„gel entfliehen; auch ſoll die Arbeit nicht deine ſorgenvolle
„Stirne im Schweiß baden; die überflüßige Erndte ſoll
„gleich gereift dein Eigenthum ſeyn; laß den arbeitſamen
„Taglöhner den Boden bezwingen; laß den raſchen Kriegs-
„held den Raub des Kriegs gewinnen; vom Kriegsheld
„gewonnen, wirſt du den Raub mit ihm theilen. Neue
„Freuden zu erfinden, zu wünſchen, zu genieſſen, nur
„dieſe ſanften Sorgen beſchäftigen meine glücklichen
„Freunde.„

Ihre einnehmende Stimme vernahm der aufmerkſame Jüngling. Voll Ungeduld betrachtete er das lächelnde Mädchen; betrachtete ſie wieder und horchte. Darauf bat er um ihren Namen. „Mein Name, ſchöner Jüngling, „ſprach ſie, iſt Glückſeligkeit. Mit Recht können „meine Freunde dieſe beneidete Wahrheit behaupten. Sie „theilen mein Glück, ſie können am beſten meinen Ruhm „verkündigen, obgleich die Verläumdung mich Träg„heit nennt. — Eitle Verkleinerung! Achte nicht dar„auf, was die Verläumdung, dieſer eitle Neider, ſagt; „die Verläumdung, die nur immer geneigt iſt, das „wahre Verdienſt zu ſchmähen, den glänzendſten Werth „zu verdunkeln, und den ſchönſten Namen zu ver„nichten.„

Hierauf kam die reizende, majeſtätiſche Schöne herzu. (Immer näherte ſie ſich, gelaſſen, mit gleichen, ſittſamen Schritten.) „Erkenne, Hercules, ſprach ſie, mit „männlicher Stimme, deine Abkunft vom göttlichen Ge„ſchlechte. Dein zartes Alter, welches gern die Stimme „des Unterrichts hörte, verſprach, daß du edelmüthig, ge„duldig, tapfer und weiſe ſeyn würdeſt, wenn du in männ„lichen Jahren deine glorreiche Wahl beſtätigen ſollteſt. „Nun ſtehet alles in Erwartung, dich empor ſteigen zu ſehen. „Auf, Jüngling, erhebe dich ſelbſt und mich; zeige deine „hohe Abkunft vom Himmel; und wage es, des Jupiters „würdig zu ſeyn. Aber was die Wahrheit eingiebt, ſoll „mein Mund dir nicht verheelen. Mit Mühe wirſt du „die ſteile Höhe erreichen; Wachſamkeit und Sorgen müſ„ſen dir den erhabenen Preiß gewinnen helfen, den der „Himmel dir vorgeſtellt hat, die wahre Glückſeligkeit und

„das

„das wirkliche Gute. Nur den Tapfern und Kühnen be„lohnt die Ehre. Den Furchtſamen, Trägen, und Un„edlen feuert ſie an; Gefahr und Arbeit ſtehen voll Ernſt „vor ihrem Throne, und bewachen (ſo gebietet es Zevs) „den geheiligten Platz. Wer ſie ſucht, muß den ausneh„menden Aufwand ertragen, und den Preiß des Nach„ruhms erkaufen, mit Arbeit und Sorgen und Schmer„zen. Wirſt du der Götter beſondere Sorgfalt gewinnen, „o Hercules, ſo bete die unſterblichen Mächte ehrerbietig „an! Nahe dich ihren Altären mit reinem Herzen, mit „Gebeten und Opfer; und flehe um ihre Hülfe. Oder „willſt du deines Vaterlandes lauten Beyfall gewinnen, wie „ſein Vater geliebt, und wie ſein Gott verehrt werden; „ſo nimm voll Kühnheit dich ſeiner Sache an; ſey ſeine „Stimme im Rathe, und im Gefechte ſein Schwerdt. „Im Krieg oder Frieden verfolge deines Vaterlands Vor„theil; für dies entblöße deine kühne Bruſt, und vergieſſe „dein edles Blut. Willſt du, um den Stolzen zu zähmen, „und den Unterdrückten zu erheben, in den Künſten des „Kriegs und unvergleichlicher Stärke berühmt ſeyn? Vor „allem bezwinge dich ſelbſt. Entſage der Ruhe, der Mu„ſik und jedem ſanften Gefühle der Freude. Die abge„wechſelten Nächte, dem ſanften Schlummer gewidmet, „verbirge du mit Wachen, und den Tag mit mühſamen „Zügen; mitten in des ſtrengen Winters Schnee er„ſtarrt, oder von des Sommers Durſt entflammenden „Strale verbrannt. Deine verhärteten Glieder werden „mit einer höhern Kraft prangen; Munterkeit wird „deinen Arm ehern und in der Schlacht unwiderſtehlich „machen.

„Hörſt du, unterbrach ſie die Trägheit, mit welchen „Ungeheuern du dann kämpfen mußt; welche Gefahren, „edler Jüngling, ſie dir zu verſuchen gebietet? Deinem „zärtlichen Alter geziemen nicht Tumult und Kriege; dem „Alter, zur Freude und Liebe geſchickt. Kehre zu mir, „edler Jüngling! zur Liebe und zur Freude! Zu dieſer „führe ich dich; keine Ungeheuer ſollen hier deinen leichten „Lauf verhindern; keine Sorgen deinen Frieden ſtören. „Ich führe dich auf einem nähern, ebnern Wege zum „Glücke. Kurz iſt mein Weg; ſchön, leicht, gefällig „und eben; kehre zu mir, edler Jüngling! bey mir herr„ſchen ewige Freuden.

„Was für Freuden, eitle betrogene Dirne, ſind dein? „(verſetzte mit Verachtung die Tugend) die du in Be„quemlichkeit ſinnlos dahin ſchlummerſt; deren weiche „Glieder die Arbeit vermeiden, welche die Glückſeligkeit „verſchönert, und die Freuden verſüßt. Du leerſt den „überflieſſenden Becher, ehe der Durſt es verlangt; und „ſpeiſeſt, ehe der Hunger zum Gaſtmaahl dich ladet; deine „geſchmackloſen Freuden kommen der Begierde zuvor, und „Schwelgerey dient dir für den Hunger. Aber ſie beſchwe„ret die Natur, und vergebens gebrauchet man Mannich„faltigkeit und Künſte, um ihren Ekel zu bezwingen. „Der funkelnde Nectar, in Eisgruben abgekühlt; der köſt„liche Tiſch, mit den ausgeſuchteſten Gerichten beladen; „dies alles hat für dich keinen Geſchmack! die erquickende „Ruhe fliegt von deinem blumichten Lager und wollenwei„chen Bette, denn nur durch Trägheit biſt du ermattet; „auch iſt dein Schlaf nicht mit Arbeit und Mühe erkauft; „der unvollkommne Schlaf! der deine ſchlaffe Empfindung

„zu

„zu der leeren, vergeßlichen Unterbrechung der Gedanken „einladet; welche von dem langen zögernden Zeitraume, „der die Länge eines Tages ausmacht, die unthätigen „Stunden freundlich hinwegſtielt. Aus den unerſchöpfli„chen Schätzen der liebreichen Natur fließt die reine „Quelle der unverfälſchten Freuden. Ihr zuwider, ver„nichtet ihr die freudenleeren Stunden; der Schlaf raubt „euch den Tag, und Schwelgerey die Nächte. Ob du „gleich unſterblich biſt, ſchleuderte dich dennoch der erzürn„te Jupiter von dem Himmel, dieſem ſeligen Sitze der „Unſterblichen, herab, um, auf ewig von den obern Gegen„den verbannet, auf der Erde bey des Menſchen ausge„arteten Geſchlechte zu wohnen. Eine bequemere Woh„nung! auf der eben ſo verworfenen Erde, die der Wei„ſe verachtet, und der Thor umfaßt. Eingebildete Un„glückliche, die du überall vom Vergnügen träumeſt, um „den Sinnen zu ſchmeicheln, die nur für dich übrig ſind! „Und doch haſt du den reizendſten Gegenſtand deiner Au„gen, eigene gute Handlungen haſt du niemals geſehen; „ob du gleich durch die ſanfteſten Töne eingewiegt ſchlum„merſt, mit ſanfter Muſik, wirbelnden Tönen, ſchmelzen„den Geſängen, ſo haſt du doch nie das, was die Seele „weit ſüſſer, als der ſüſſeſte Geſang, ergötzt, nie haſt du „deinen Ruhm gehört! Nein — bey deinen Schwelge„reyen müſſe der Thor nur erſcheinen; für dieſen fließe deine „Rede ſanft; und für ihn lege deinen lockenden Fallſtrick. „Welche unermeßne Glückſeligkeit genieſſen deine muntern „Freunde! Eine Jugend, voll Thorheiten; ein hohes Al„ter, voll Sorgen; jung, doch entkräftet; alt, doch nim„mer weiſe, das Laſter verwüſtet ihre Stärke, und ver„ringert ihren Verſtand; eitel, müßig, zärtlich, in ge-

„dankenloſer Ruhe, behalten ſie die Schmerzen für das Al„ter, und verſchwenden ihre Blüte; ganz unglücklich oh„ne Hofnung, in den trüben Tagen ſtreben ſie mit Kum„mer nach dem Rande des Lebens; über das Gegenwärti„ge bekümmert; über das Vergangene beſchämt; ſie leben „und werden verachtet; ſie ſterben, und man nennt ſie „nicht mehr. Aber bey den Göttern und Gott ähnlichen „Menſchen wohne ich. Mich, als ſein erhabenſtes Ent„zücken, betrachtet der Allmächtige mit Wohlgefallen. „Alle die vortreflichen Werke, die göttlichen oder menſch„lichen entſtehen durch meine Eingebung. In mir wohnet „Rath mit Stärke und Kunſt, mit Arbeitſamkeit in holden „Banden vereiniget. Mein Unterricht bewafnet, lehret, und „beſſert das Herz; die ſicherſte Staatskunſt und der weiſe„ſte Führer. Bey mir wohnt wahre Freundſchaft; ſie „wird gern nur die edlen Seelen verknüpfen, die ich zuvor „vereiniget habe. Auch brauchen meine Freunde nicht das „mannichfach koſtbare Feſt, der Hunger erſetzt ihnen die „Wirkungen der Kunſt. Die Arbeit bereitet ihre müden „Glieder zur Ruhe. Süß iſt ihr Schlaf; leicht, fröhlich, „und ſtark ſtehen ſie auf. Mit Geſundheit und Freuden, „in Zufriedenheit und Nachruhm, betreten ſie meine Pfade; „und indem ſie allmälig herabſteigen, verſinken ſie endlich „mit Freuden in das hohe Alter, und ſehen mit Entzücken auf „ein wohl angewendetes Leben zurück; in welchem keine „Stunde ungenützt vorbeygieng, in welchem jeder Tag mit „einer edlen That bezeichnet ward. Und wenn endlich der „beſtimmte Zeitlauf vollendet iſt, ruhet ihre Aſche in Frie„den; ein ewiger Nachruhm verkündiget ihr Lob; in den „ehrwürdigen Geſängen, lebt auf ewig ihr Name, und „ſiegt über das Schickſal. Dies, o Hercules, iſt Glück„ſeligkeit.

„ſeligkeit. Gehorche meiner Stimme und lebe. Laß dei„ne himmliſche Abkunft deine Gedanken erheben und erwei„tern. Siehe hier den Pfad, der zum Nachruhme führet, „und dich von der Erde zur Unſterblichkeit empor bringt! „Siehe, ich leite deine Schritte. Auf, verfolge den glor„reichen Pfad; und ſuche dein Vaterland, den Himmel, „wieder.„

Ihre Worte hauchten himmliſches Feuer in ſeine Seele, und verliehen ihr neue Stärke; ſchnell empfieng ſie dieſe edle Flamme; ſeine Bruſt ſchwoll von dem groſſen Vorhaben empor; und arbeitete unter erhabenen Gedanken. Der Nebel des Irrtums zerſtreute ſich vor ſeinen Augen, und er ſah nunmehr, in dem hellſten Lichte, die Trägheit, ohngeachtet aller ihrer betrügeriſchen Künſte, in ihrer eigentümlichen Geſtalt. Unverdeckt ſtand ſie, vor ſeinen Augen nun offenbart, eine falſche Sirene! alle ihre gerühmten Reizungen, welche gleich vorher ſo friſch und ſchön ſchimmerten, nun verwelkt, blaß und verloren.

Die roſenfarbene Blüte bedeckte nicht mehr mit ſüſſem Betruge ihr verunſtaltetes Antlitz. Jeder erborgter Reiz verlor ſich von ihrer bleichen Wange. Blaſſe Krankheit ſchloß ihre dunkeln, eingefallenen Augen, und Leidenſchaften verfinſterten ihr Geſicht. Wie, wenn die ſchöne Iris ihren wäßrichten Bogen eine Zeit lang entfaltet hat, der mit ſeiner bunten Malerey prangt. „Indem wir noch ihn „betrachten, erblaſſen die glänzenden Farben, und entzie„hen ſich unvermerkt unſerer Bewunderung. Da, wo vor„her das ſchöne Phantom ſo ſchimmerte, ſinkt nun die tief„hängende Wolke herab, und wir erblicken nur Finſterniß.„

Aber

Aber indeß entdeckte die immer mehr entzückende Tugend neue Reizungen, ſie ward immer liebenswürdiger, immer heitrer, und ſtralte ſüſſen Einfluß. Ein ſanfter Lächeln milderte die Schrecken ihrer erhabenen Miene. „Führe mich, Göttinn, ich bin dein! (rief Alcides voll „Entzückung aus.) O! günſtige Gottheit, lehre mich „deinen Pfad kennen! Beſitze du ganz meine Seele, ſey „du meine Führerinn, von dir laß mich niemals ver„irren.„ Indem der Jüngling mit ſolchem Eifer ſeine Wünſche erklärte, glühte bereits ſeine Bruſt, ganz mit der Göttinn erfüllt.

Die himmliſche Schöne verſah mit göttlicher Stärke ſeine kühne Seele; darinn vereinigte ſie alle ihre Fähigkeiten. Feſte Beſtändigkeit, unerſchrockne Tapferkeit, ertragende Geduld, bewafnete ſeinen erhabenen Geiſt. In Arbeiten unerſchüttert, in Gefahren unbewegt, befreyte er, durch manche ſchwere That und kühne Unternehmung, die Erde von den kühnſten Ungeheuern mit ihrer mächtigen Hülfe. Die Tugend war es, die ihn in die glückſeligen Wohnungen verſetzte, mit ewiger Jugend gekrönt, und unter den Göttern, ein Gott.

Dieſe Fabel iſt vom **Prodicus** verfertigt worden, und wird vom **Xenophon** in ſeinen **Merkwürdigkeiten** des Socrates angeführt. Da ſie von allen Kennern ſeit zweytauſend Jahren und drüber bewundert worden, und zu den ungekünſtelten, aber doch ſchönen Aufſätzen, die immer gefallen werden, gehört; ſo hat man dieſelbe in einer andern Einkleidung dem Leſer mittheilen wollen. Doch ich will nunmehr zu der **dritten** Regel fortgehen, die ich zur

Errei-

Erreichung der menſchlichen Glückſeligkeit feſtgeſetzt habe; und dieſe beſtand, wie ihr euch erinnern werdet, in der Erlangung weiſer und kluger Geſinnungen und Meynungen.

* * *

Durch weiſe und kluge Geſinnungen und Meynungen, in Abſicht auf die Angelegenheiten des Lebens, verſtehe ich die Geſchicklichkeit, nicht nur richtig zu urtheilen, was für Dinge die menſchliche Glückſeligkeit befördern, ſondern auch in welchem Grade ſie dieſelbe befördern, um ihnen einen genauen und richtigen Werth beyzulegen. Dieſe Kenntniß wird man am beſten erlangen können, wenn man bey jeder Gelegenheit erwäget, ob das gegenwärtige Vergnügen, das man zu genießen im Begriff iſt, durch ſeine Folgen nicht ein gröſſer Vergnügen verderben; oder ob es nicht einen Schmerz oder Beſchwerlichkeit verurſachen könne, welche die gegenwärtige Luſt überwiegen möchten. Z. E. kein Vergnügen, das uns der Wein oder Frauenzimmer oder irgend eine Art von ſinnlicher Wolluſt verſchaffen kann, kömmt dem Vergnügen gleich, das uns die Geſundheit und Unſchuld gewährt, oder kann den Verluſt dieſer beyden erſetzen; und daher muß man weder dem Weine, noch dem Frauenzimmer, noch irgend einer Art von ſinnlicher Wolluſt mit Gefahr dieſer unſchätzbaren Kleinode nachhängen. Der Putz in der Kleidung iſt ein Vergnügen, das der Sorgfalt und Aufmerkſamkeit eines weiſen Mannes nicht ganz unwürdig iſt, da ihn derſelbe ſich ſelbſt und andern angenehm macht: weil er ein Beweiß von ſeinem Stande iſt, und ſtillſchweigend diejenige Achtung anzeigt,

mit der ihm andre begegnen ſollen; und daher iſt derſelbe eines von den Mitteln zu der Einrichtung, wodurch die verſchiednen Subordinationen im menſchlichen Leben beſtimmt und erhalten werden. Allein derjenige, der alle ſeine Gedanken auf den Pracht in der Kleidung richtet, und täglich mit Gold und Brocad ausgeziert iſt, hat ſich von dem Putz einen unrechten Begriff gemacht, und wird ohne Zweifel verachtet werden, als ein Mann, der die allerverächtlichſte Perſon, nämlich einen Phantaſten, vorſtellt. Ferner, Vergnügungen und Zeitvertreibe von jeder Art, wenn ſie nur unſchuldig ſind, können mit Recht für einen Theil der menſchlichen Glückſeligkeit gehalten werden. Allein, wenn ihr dieſelben mit allzuviel Unkoſten nach euren Umſtänden zu erhalten ſucht, oder wenn ſie mehr von eurer Zeit wegnehmen, als eure andern weſentlicheren Endzwecke verſtatten, oder, wenn ihr euch derſelben in einem ſolchen Grade bedient, daß ſie euer Gemüth zerſtreuen, und euch zum Studiren oder zu den Geſchäften ungeſchickt machen, ſo werdet ihr finden, daß ſie euch anſtatt Glückſeligkeit zu verſchaffen, ins Elend verſetzen. Ich könnte weiter gehen, um euch zu zeigen, wie wichtig es ſey, ſich richtige Geſinnungen zu verſchaffen. Allein ich will alle meine Lehren an euch in dieſer Materie, und meinen Unterricht überhaupt mit der berühmten **Abbildung des menſchlichen Lebens** beſchlieſſen, welche vom Cebes dem Thebaner, einem Schüler des Socrates, und einem von denjenigen, die in ſeinen letzten Stunden bey ihm waren, herrühret; welche ich eurem ernſtlichſten Nachdenken und öftern Durchleſen aufs nachdrücklichſte empfehle.

Des

Des Cebes, eines Schůlers des Socrates, Abbildung des menſchlichen Lebens, aus dem Griechiſchen ůberſetzt.

Als wir in dem Tempel des Saturnus herumgiengen, und die verſchiednen Geſchenke betrachteten, die dieſem Gotte gebracht worden waren: ſo wurden wir von einem Gemålde, welches vor einer von den Kapellen hieng, ganz beſonders gerůhrt. Sowohl die Malerey, als auch die Vorſtellung derſelben, ſchien ganz fremd zu ſeyn; ſo, daß wir nicht einſehen konnten, wo es her ſeyn, und was es vorſtellen ſollte. Dasjenige, was es vorſtellte, war weder eine Stadt, noch eine Landſchaft, ſondern ein Kreiß, welcher zween andre in ſich begriff, davon der eine weiter, und der andre enger war. In den åuſerſten Kreiß gieng eine Pforte. Vor dieſer ſtund eine groſſe Menge Menſchen, und inwendig einige Frauensperſonen. Neben der Pforte ſtund ein åltlicher Mann, in einer Stellung, als wenn er diejenigen, welche hineingiengen, anwieſe.

Nachdem wir eine Zeit lang unter uns geſtritten hatten, was wohl alle dieſe Dinge bedeuten möchten: ſo redete uns ein åltlicher Mann, welcher eben dabey ſtand, auf folgende Art an:

Der alte Mann. Es iſt nicht zu verwundern, daß ihr, als Fremde, die Bedeutung dieſes Gemåldes nicht herausbringen kŏnnt: da ſelbſt viele, die in dieſer Stadt geboren ſind, den wahren Sinn deſſelben nicht wiſſen. Und dieſes Bild iſt wirklich auch von keinem unſerer Einwohner hieher geſtellet worden, ſondern von einem Frem-

den,

den, der dieſe Gegenden vor einigen Jahren beſuchte. Er war ein ſehr verſtändiger Mann, und groſſer Philoſoph, und ſchien ſowohl in ſeinem Umgange, als in ſeinen Handlungen den Grundſätzen des Pythagoras und Parmenides näher zu kommen, als irgend einer andern von unſern Secten. Er war es, der dieſen Tempel baute, und gegenwärtiges Bild dem Saturn wiedmete.

Der Fremde. Habt ihr denn den Mann ſelbſt geſehen, von dem dieſes Bild herrührt? Und waret ihr mit ihm bekannt?

Der alte M. Ja, ich war ſehr wohl mit ihm bekannt, und war ſein groſſer Bewundrer; denn ob er gleich noch ganz jung war: ſo war doch ſein Umgang voller Weisheit, und unter andern habe ich ihn oft den Inhalt dieſes Bildes erklären hören.

Der F. Wenn es euch nicht zu beſchwerlich iſt; ſo bitte ich euch ſehr, uns ſeine Erklärung mitzutheilen; denn wir ſind alle ſehr begierig, dieſelbe zu wiſſen.

Der alte M. Das wird mehr ein Vergnügen, als eine Mühe für mich ſeyn. Allein, ehe ich anfange; ſo muß ich euch im Voraus zur Warnung ſagen, daß das Anhören dieſer Erklärung mit einiger Gefahr verbunden iſt.

Der F. Aber, was kann dabey für Gefahr ſeyn?

Der alte M. Es iſt keine geringere, als dieſe: Wenn ihr die Lehren, welche euch dieſe Erklärung giebt, beobachtet, und ihnen folgt: ſo werdet ihr weiſe und glücklich ſeyn; wenn ihr ſie aber verachtet: ſo werdet ihr, Zeit

eures Lebens, höchſt elend und unglücklich ſeyn. Die Erklärung dieſes Gemäldes iſt alſo dem Räthſel nicht unähnlich, welches der Sphynx den Leuten aufgegeben haben ſoll; wenn es derjenige, der es hörte, verſtund; ſo kam er davon, verſtund er es nicht; ſo kam er um. Faſt eben ſo verhält es ſich in dieſem Falle. Denn die Unwiſſenheit iſt im menſchlichen Leben eben ſo gefährlich, als es der Sphynx nach der Fabel geweſen ſeyn ſoll. Das gegenwärtige Gemälde giebt uns vollkommnen Unterricht von dem, was im menſchlichen Leben gut, böſe, oder gleichgültig iſt. So, daß, wenn ihr es falſch verſtündet, ihr dadurch unglücklich gemacht werden würdet, und dieſes zwar nicht gleich auf einmal, wie die Leute von jenem Ungeheuer; ſondern nach und nach, durch den ganzen Ueberreſt eures Lebens, gleich denen, die durch langſame Martern zum Tode gebracht werden ſollen. Verſteht ihr es hingegen richtig: ſo wird eure Unwiſſenheit vertilget, und ihr werdet errettet, und auf eure ganze Lebenszeit glücklich und geſegnet. Gebt daher auf das, was ich euch ſagen werde, ſehr ſorgfältig Achtung, und beobachtet es ſo, wie ihr ſollt.

Der F. O, wie ſehr habt ihr unſer Verlangen vermehrt, dasjenige zu hören, was für uns von ſo groſſer Wichtigkeit ſeyn kann!

Der alte M. Ja, es iſt gewiß von der größten Wichtigkeit, die nur ſeyn kann.

Der F. Wir bitten euch alſo, erklärt es uns ohne Verzug, und ſeyd verſichert, daß wir mit aller der Sorgfalt und Aufmerkſamkeit zuhören werden, die eine Sache, an welcher uns ſo viel gelegen iſt, erfordern kann.

Der

Der alte M. Ihr ſehet dieſen groſſen Kreiß. Dieſer ganze Bezirk iſt der Bezirk des menſchlichen Lebens, und die groſſe Menge Volks, welche vor dem Thore ſteht, ſind diejenigen, die in das Leben eintreten ſollen. Der alte Mann, welcher bey dem Eingange ſteht, in der einen Hand ein Papier hält, und mit der andern weiſet, iſt der Schutzgeiſt, welcher alle die, welche hineingehen, anweiſet, was ſie, nach dem Eingange in das Leben, thun ſollen, und ihnen den Weg zeigt, den ſie betreten müſſen, wann ſie glücklich ſeyn wollen.

Der F. Und welches iſt dieſer Weg, den er ihnen zeigt? Wo iſt er?

Der alte M. Sehet ihr jenen Sitz auf der andern Seite vor dem Thore; und das Frauenzimmer, die darauf ſitzt, und einen Becher in der Hand hält? die ſo ſchön gekleidet iſt, und ein ſo gefälliges Anſehen hat.

Der F. Ja, ich ſehe ſie: aber wer iſt ſie denn?

Der alte M. Sie heißt Betrug, und iſt die Verführerinn der Menſchen.

Der F. Und was macht ſie hier?

Der alte M. Sie giebt denen, die in das Leben hineintreten, aus ihrem Becher zu trinken.

Der F. Was iſt denn in ihrem Becher?

Der alte M. Unwiſſenheit und Irrthum. Wenn ſie hievon getrunken haben: ſo gehen ſie hinein in das Leben.

Der F. Trinken ſie denn alle aus dieſem Becher?

Der alte M. Sie trinken alle daraus; aber einige mehr und andre weniger. Sehet ihr nicht, etwas weiter innerhalb des Thors, eine Geſellſchaft frecher Frauensperſonen, die eben ſo ſehr verſchieden in ihrer Kleidung, als in ihren Mienen ſind?

Der F. Ich ſehe ſie.

Der alte M. Dieſe ſind die Meynungen, Begierden und Wollüſte. Dieſe fliegen auf die Menge zu, ſo bald ſie hineintritt; umfaſſen einen jeden mit groſſer Inbrunſt, und führen ſie mit ſich fort.

Der F. Und wo führen ſie ſie hin?

Der alte M. Einige auf den Weg der Sicherheit; andre durch ihre Thorheit zum Verderben.

Der F. Ach, warum tranken ſie doch von dem Tranke, ehe ſie hineingiengen!

Der alte M. Alle dieſe (Frauensperſonen) verſprechen denen, die ſie umarmen, daß ſie dieſelben zu dem, was das Beſte iſt, führen, und daß ſie ihnen ein vollkommen glückliches Leben verſchaffen wollen. Allein, da dieſe Ankömmlinge, durch den ſtarken Trunk aus dem Becher des Betrugs, blind gemacht worden ſind: ſo ſind ſie unvermögend, den richtigen Weg im Leben zu erkennen, und ſchweifen, wie ihr ſeht, unbeſonnen hier und da herum. Ihr könnt auch ferner bemerken, daß ſie, wenn ſie einige Zeit darinnen geweſen ſind, gerade ſo gehen, wie ſie von den Frauensperſonen geführt werden.

Der

Der F. Ja, das iſt wahr. Aber wer iſt jenes Frauenzimmer, welches zugleich blind und unſinnig zu ſeyn ſcheint, und dort auf dem runden Steine ſteht?

Der alte M. Das iſt das Glück, und iſt nicht nur wirklich blind und unſinnig, ſondern auch taub.

Der F. Was macht ſie denn hier?

Der alte M. Sie flattert allenthalben herum, raubt dem einen das, was er hat, um es einem andern zu geben; nimmt es dieſem wieder ab, und giebt es dem dritten; ohne die mindeſte Abſicht, oder Gewisheit. Dieſes letztere iſt hier durch ihre Abbildung ſehr gut ausgedruckt.

Der F. Wie ſo?

Der alte M. Indem ſie auf dem runden Steine ſteht, welches anzeigt, daß ihre Gewogenheit weder beſtändig, noch ſicher iſt. Denn alle die, welche ihr trauen, erfahren es durch einen groſſen und unerwarteten Fall.

Der F. Was will denn die Menge Leute, die um ſie her ſtehen, von ihr haben, und wie heiſſen ſie?

Der alte M. Sie heiſſen die **Unbedachtſamen**, und bitten ſich etwas von den Dingen aus, die ſie um ſich herwirft.

Der F. Aber woher kömmt es, daß man ſo verſchiedne Leidenſchaften bey ihnen erblicket? Daß einige ſo ſehr erfreut, und andere ſo ſehr niedergeſchlagen ausſehen?

Der alte M. Diejenigen, welche lächeln und ſich freuen, ſind die, welche etwas von ihrer Hand erhalten haben, und dieſe geben ihr den Namen des **guten Glücks**.

Dieje-

Diejenigen aber, welche weinen und traurig ausſehen, ſind die, von welchen ſie das zurückgenommen hat, was ſie ihnen vorher gegeben hatte; und dieſe nennen ſie Unglück.

Der F. Aber worinne beſtehen denn ihre Geſchenke, über deren Erhaltung ſich die erſtern ſo ſehr freuen, und über deren Verluſt die letztern ſich ſo ſehr beklagen?

Der alte M. Es ſind alle diejenigen Dinge, welche die meiſten Menſchen für gut halten, als: Reichthum, Ehre, Adel, Geſchlecht, Ehrenſtellen, Kronen, u. d. g.

Der F. Sind denn aber dieſe Dinge nicht wirklich gut?

Der alte M. Hiervon wollen wir ein andermal weitläuftiger reden, jetzt aber wollen wir, wenn es euch gefällig iſt, bey unſerm Gemälde ſtehen bleiben. Wenn man nun zu dieſem Thore hinein iſt, ſo ſehet ihr einen andern Kreiß. Er ſtehet höher, als der erſte, und vor demſelben befinden ſich etliche Frauensperſonen, die wie Huren gekleidet ſind.

Der F. Ja, ſo ſehen ſie aus.

Der alte M. Hiervon iſt dieſe die Unmäßigkeit, jene die Ueppigkeit, dieſe da die Habſucht, und die letztere die Schmeicheley.

Der F. Warum ſtehen ſie denn hier?

Der alte M. Sie warten auf diejenigen, welche etwas von dem Glücke erhalten haben. So bald ſie dieſe antreffen, ſo umarmen ſie ſie mit der größten Zärtlichkeit, halten ſich zu ihnen, thun alles, was ihnen gefallen kann,

bitten ſie, bey ihnen zu bleiben, und verſprechen ihnen ein Leben, welches vergnügt, angenehm, und von allen Sorgen und Bekümmerniſſen frey ſeyn ſoll. Wenn ſich nun jemand von ihnen zur Wolluſt hinreiſſen läßt, dem wird ihre Geſellſchaft anfangs ſehr angenehm vorkommen, weil ſie ſeinen Leidenſchaften ſchmeicheln; aber in kurzen ändert ſich die Sache. Denn, wenn er wieder zu Verſtande kömmt, ſo ſieht er ein, daß er nicht ſie, ſondern ſie ihn beſeſſen haben, und daß ſie ihn in Gefahr ſtürzen und unglücklich machen. Wenn er nun durch ſie alles das, was er vom Glücke erhielt, verzehret hat, ſo iſt er alsdann gezwungen ihr Sklave zu werden, und alle die Schmach zu ertragen, damit ſie ihn belegen wollen, die ſchimpflichſten Handlungen zu unternehmen, und alle Arten der Niederträchtigkeit um ihrentwillen zu begehen; dergleichen Verrätherey, Betrug, Diebſtahl, Kirchenraub, Meineyd u. ſ. w. ſind, und wenn es mit dieſen allen nicht mehr gehen will, ſo wird er alsdenn der Strafe übergeben.

Der F. Und wo iſt ſie denn?

Der alte M. Seht ihr nicht dort, ein wenig hinter dieſen Frauensperſonen, eine enge, dunkle Höhle, mit einer kleinen Thüre, in welcher einige armſelige Weibsbilder ſich ſehen laſſen, die nur mit ſchmutzigen Lumpen bekleidet ſind?

Der F. Ich ſehe ſie.

Der alte M. Die, welche die Geiſſel in der Hand hat, iſt die Strafe. Dieſe da, die den Kopf beynahe bis auf die Knie herunter hängt, iſt die Bekümmerniß; und jene dort, die ſich die Haare ausrauft, iſt die Gewiſſensangſt.

Der

Der F. Aber, ſagt mir doch, wer iſt jene magre Geſtalt, gleich bey ihnen, welche einen nackenden Mann vorſtellt? und jenes elende Weib, das ihm in ihrer ganzen Geſtalt und Bildung ſo ähnlich iſt?

Der alte M. Es iſt der Verdruß, und ſeine Schweſter die Verzweiflung. Allen dieſen wird der Unglückliche, von dem ich geredet habe, übergeben, und lebt mit ihnen in Martern, bis er endlich in das Haus des Elendes geworfen wird, wo er den Ueberreſt ſeines Lebens in allen Arten der Unglückſeligkeit zubringt; wofern ihm nicht etwa die Reue begegnet.

Der F. Was geſchieht alsdenn?

Der alte M. Wenn ihn die Reue antrift: ſo nimmt ſie ihn aus dem übeln Zuſtande, worinnen er war, heraus, und ſtellt ihm eine verſchiedne Meynung und Begierde vor; eine ſolche, die ihn zur wahren Weisheit führet, und eine ſolche, die ihn zu derjenigen Weisheit leitet, die man nur fälſchlich ſo nennt.

Der F. Was geſchieht nun alsdann?

Der alte M. Wenn er diejenige wählt, die zur wahren Weisheit führt: ſo wird er errettet und gleichſam verneuet, und wird auf ſein ganzes Leben ein glücklicher Mann. Ergreift er aber die andre: ſo wird er wieder durch die falſche Weisheit verwirrt.

Der F. Himmel, welche eine neue Gefahr iſt dieſe, davon ihr mir ſagt! Aber welches iſt denn die falſche Weisheit?

Der alte M. Seht ihr dort jenen zweyten Kreiß?

Der F. Sehr deutlich.

Der alte M. Und ſeht ihr nicht auſſerhalb demſelben, gleich bey dem Eingange, ein Frauenzimmer ſtehen, die ſehr reizend ausſieht, und ſehr wohl gekleidet iſt?

Der F. Eben ſo deutlich.

Der alte M. Dieſe iſt es, welche der Pöbel, und der unbedachtſame Theil der Menſchen mit dem Namen der Weisheit belegen; ob ſie gleich eigentlich die falſche Weisheit iſt. Diejenigen nun, die aus der Wohnung des Elendes errettet ſind, kehren hier ein, wenn ſie zur wahren Weisheit gehen wollen.

Der F. Giebt es denn auſſer dieſem keinen andern Weg zur wahren Weisheit?

Der alte M. Ja, es giebt einen.

Der F. Aber, ſagt mir doch, wer ſind jene Leute, die in dem Kreiſe hin und her gehen?

Der alte M. Es ſind diejenigen, welche ſich zur falſchen Weisheit gehalten, und geglaubt haben, es ſey die wahre.

Der F. Was ſind ſie denn?

Der alte M. Einige ſind Poeten, Redner, Vernunftlehrer; einige legen ſich auf die Muſik, Rechenkunſt, Meßkunſt; einige ſind Wollüſtlinge, Peripatetiker, Kunſtrichter, und dergleichen mehr.

Der F. Wer ſind aber die Frauenzimmer, die ſo geſchäftig unter ihnen herumlaufen, und die der Unmäſſigkeit mit ihren Geſellſchafterinnen in dem erſten Kreiſe ſo ähnlich ſind?

Der alte M. Es ſind eben dieſelben.

Der F. Werden ſie denn auch in den andern Kreiß gelaſſen?

Der alte M. Ja wohl, aber doch nicht ſo leicht, oder ſo häufig, als in den erſten.

Der F. Werden denn die Meynungen auch mit hineingelaſſen?

Der alte M. Allerdings: denn diejenigen Perſonen, welche in dieſen Kreiß gehören, ſind vor dem Trunke, den ſie aus dem Becher des Betrugs gethan haben, noch nicht befreyt.

Der F. Hängt ihnen denn alſo die Unwiſſenheit immer noch an?

Der alte M. Ja freylich, und die Thorheit auch; und ſie können von den Meynungen, und allem dieſen ſchändlichen Gefolge nicht befreyt werden, bis ſie die falſche Weisheit verlaſſen, und ſich auf den Weg der wahren Weisheit begeben; bis ſie von dieſem ihren reinigenden Tranke trinken, und mit demſelben, da er es allein zu thun im Stande iſt, alle Unſauberkeit des Böſen, das noch in ihnen übrig iſt, abwaſchen. Diejenigen alſo, die bey der falſchen Weisheit bleiben, werden niemals befreyt, und alle ihre Bemühungen können ſie nicht von einem einzigen dieſer Uebel erretten.

Der F. Welches iſt alſo der Weg zur wahren Weisheit?

Der alte M. Seht ihr dort jenen erhabnen Platz, der ausſieht, als wenn er unbewohnt wäre?

Der F. Ja, ich ſehe ihn.

Der alte M. Und ſeht ihr zwiſchen dem Felſen eine kleine Oefnung, und einen engen, wenig betretenen Weg; und auf dem deswegen ſehr wenig Leute gehen, weil er ſo rauh, ſteinicht und beſchwerlich iſt?

Der F. Ich ſehe ihn ſehr deutlich.

Der alte M. Seht ihr auch oben auf der Anhöhe eine Klippe, die beynahe gar nicht zu erſteigen iſt, und darum verſchiedene ſteile Abgründe ſind?

Der F. Ich ſehe ſie.

Der alte M. Dies iſt der Weg zur wahren Weisheit.

Der F. Der bloſſe Anblick deſſelben iſt fürchterlich.

Der alte M. Seht ihr nicht über dieſer Klippe einen breiten erhabnen Felſen, der rings um ſich herum ſteile Anhöhen hat?

Der F. Ja, ich ſehe ihn.

Der alte M. Ihr ſeht alſo auch die zwey Frauenzimmer, die ſo feſt darauf ſtehen, und ſo ſcheu ausſehen, und wie ſehnlich ſie ihre Hände ausſtrecken?

Der F. Ich ſehe ſie; aber wer ſind denn dieſe?

Der alte M. Dieſe zwo ſind Schweſtern, und heiſſen Mäſſigkeit und Beſtändigkeit.

Der F. Warum ſtrecken ſie denn ihre Hände ſo begierig aus?

Der alte M. Sie muntern diejenigen auf, die bey dem Felſen ankommen; ſprechen ihnen einen Muth zu, daß ſie nicht verzagen ſollten, da ſie nur noch wenig zu ertragen hätten, und alsdenn einen guten und angenehmen Weg antreffen würden.

Der F. Aber wie können ſie nun auf dieſen Felſen ſelbſt hinauf kommen? Denn ich ſehe gar keinen Fußſteig, auf welchen man hinauf kommen könnte?

Der alte M. Die beyden Schweſtern kommen ihnen entgegen, und helfen ihnen hinauf. Alsdenn laſſen ſie ſie ein wenig ausruhen, flößen ihnen von neuen Stärke und Entſchloſſenheit ein, und verſprechen ihnen, ſie zur wahren Weisheit zu führen. Sie zeigen ihnen den Weg, laſſen ſie ſehen, wie eben, angenehm und reizend er iſt; wie weit alle Beſchwerlichkeit oder Gefahr davon entfernt iſt, wie ihr hier die Vorſtellung ſehet.

Der F. Dieſe Erklärung ſtimmt vortreflich mit dem Gemälde überein.

Der alte M. Vor jenem Luſtwalde ſeht ihr alsdann eine ſehr ſchöne Wieſe, die durch ein ſehr ſtarkes Licht erleuchtet wird.

Der F. Ja, ſehr deutlich.

Der alte M. Alsdann ſeht ihr in der Mitte der Wieſe den dritten Kreiß, und die Thüre, die da hineingeht.

Der F. Ich ſehe ihn. Aber wie heißt denn dieſer Ort?

Der alte M. Man nennt ihn die Wohnung der Seligen. Denn hier wohnet die Glückſeligkeit nebſt allen Tugenden.

Der

Der F. Welch eine entzückende Gegend bewohnen ſie nicht!

Der alte M. Seht ihr bey dem Thore das Frauenzimmer, die ein ſo ſchönes und geſetztes Anſehn hat, die in ihren mittlern Jahren, oder vielmehr etwas drüber iſt, ein ganz ſchlechtes langes Kleid trägt, und nicht das mindeſte gezwungne in ihrem Schmucke hat? Sie ſteht dort auf keinem runden, ſondern auf einem viereckichten Steine, der ſehr feſt in der Erde ſteht. Bey ihr ſtehen noch zwey andre Frauenzimmer, die ausſehen, als wenn ſie ihre Töchter wären.

Der F. Ja, ſo ſehen ſie aus.

Der alte M. Die mittelſte davon iſt die Weisheit, und die zwo andern ſind die Wahrheit, und die Ueberzeugung.

Der F. Warum ſteht denn die Weisheit auf einem viereckichten Steine?

Der alte M. Um anzuzeigen, daß die Wege, die zu ihr führen, ſo ſicher und gewiß ſind, und daß die Geſchenke, welche ſie denen austheilt, die zu ihr kommen, dauerhaft und beſtändig ſind.

Der F. Was ſind das für Geſchenke?

Der alte M. Stärke und Ruhe der Seele, die aus der gewiſſen Zuverſicht entſteht, daß ſie in ihrem Leben kein Uebel mehr auszuſtehen haben werden.

Der F. Himmel, wie vortreflich ſind nicht ihre Geſchenke! Aber warum ſteht ſie ſo auſſerhalb des Kreiſes?

Der

Der alte M. Um diejenigen, die dort ankommen, aufzunehmen, ihnen von ihrem reinigenden Tranke zu geben, und ſie, wenn ſie genug dadurch gereiniget ſind, zu den Tugenden hineinzubringen.

Der F. Ich verſtehe das nicht genug, was ihr mit dieſer Reinigung ſagen wollt.

Der alte M. Ich will es euch deutlicher machen. Stellt euch vor, als wenn einer eurer Freunde einen gefährlichen Anfall von einer Krankheit bekommen hätte; gehet dieſer nun zu einem geſchickten Arzte, und nimmt das ein, was ihm dieſer vorſchreibt, um die Urſachen ſeiner Krankheit aus dem Grunde zu heben; ſo kann er wieder vollkommen geſund werden: Weigert er ſich aber die vorgeſchriebnen Mittel zu gebrauchen; ſo giebt ihn der Arzt auf, und läßt ihn an ſeiner Krankheit verderben.

Der F. Dies iſt deutlich genug.

Der alte M. Auf eben dieſe Art nimmt die Weisheit denjenigen, der zu ihr kömmt, in ihre Cur, giebt ihm einen Reinigungstrank aus ihrem Becher, und fegt alle ſchädliche Dinge aus, die ſich in ihm befinden.

Der F. Was ſind das für ſchädliche Dinge?

Der alte M. Irrthum und Unwiſſenheit, die er aus dem Becher des Betrugs getrunken hatte; nebſt Hochmuth, Wolluſt, Unmäſſigkeit, Zorn, Geiz, und kurz, alle die böſen Eindrücke und Gewohnheiten, die er angenommen hatte, da er durch den erſten Kreiß gieng.

Der F. Wenn ſie ihn nun ſo gereiniget hat, wo ſchickt ſie ihn alsdenn hin?

Der alte M. Alsdenn ſchickt ſie ihn durch jenes Thor zur Erkenntniß und zu den übrigen Tugenden.

Der F. Wo ſind denn die?

Der alte M. Seht ihr nicht dort, innerhalb des Thors, eine ausgeſuchte Geſellſchaft von Frauenzimmern, die in ihrem Geſicht und in ihrer Kleidung eine ganz auſſerordentliche Schönheit und Anſtand zeigen; kurz, an denen alles ſchön, und nichts gezwungnes und geſchminktes iſt, wie an den andern.

Der F. Ich ſehe ſie, und möchte gerne ihre Namen wiſſen.

Der alte M. Die erſte, die an der Spitze der übrigen ſteht, iſt die Erkenntniß, und die übrigen alle ſind ihre Schweſtern, Tapferkeit, Gerechtigkeit, Rechtſchaffenheit, Klugheit, Anſtändigkeit, Freyheit Mäſſigkeit, Gütigkeit.

Der F. Was ſind das nicht für Schönheiten! und was für Verlangen erwecken ſie nicht in einem, ihre Geſellſchaft zu genieſſen!

Der alte M. Dieſe könnt ihr erhalten, wenn ihr nur weiſe genug ſeyd, den Weg zu wählen, den ich euch gezeigt habe.

Der F. Ich will mir alle erſinnliche Mühe geben.

Der alte M. Und auf dieſe Art werdet ihr glücklich zu ihnen kommen.

Der F. Wenn nun jemand von ihnen aufgenommen worden iſt, wo bringen ſie ihn alsdann hin?

Der alte M. Zu ihrer Mutter.

Der F. Und wer iſt dieſe?

Der alte M. Die Glückſeligkeit.

Der F. Wo iſt ſie denn?

Der alte M. Seht ihr den Weg, der zu einem hohen Gebäude führet, welches über alle die Kreiſe erhoben iſt,

iſt, gleich einem Schloſſe, das über alle Häuſer der Stadt hervorraget?

Der F. Ja.

Der alte M. Seht ihr denn auch jenes gelaſſene und ſchöne Frauenzimmer, die in dem Vorhofe dieſes Gebäudes auf einem Throne ſitzt, ſehr heiter und leutſelig ausſieht, und einen ſo artigen Kranz von friſchen Blumen auf dem Haupte hat?

Der F. O, wie treflich ſieht ſie nicht aus!

Der alte M. Das iſt die Glückſeligkeit.

Der F. Was macht ſie aber mit dem, der zu ihr hinauf kömmt?

Der alte M. Die Glückſeligkeit und alle Tugenden krönen ihn mit ihren eigenen Wirkungen, eben ſo, wie diejenigen gekrönt werden, die die größten Siege erhalten haben.

Der F. Aber was für Siege hat er erhalten?

Der alte M. Sehr wichtige, und zwar über die ſchrecklichſten Ungeheuer, die ihn vorher verſchlungen, marterten, und zum Sklaven machten. Alle dieſe hat er überwunden und verjagt; und iſt nun ſo ſehr über ſich ſelbſt und über ſie Herr geworden, daß ihm nunmehro alle die Dinge gehorſam ſind, denen er vorhero hatte gehorchen müſſen.

Der F. Ich begreife noch nicht, was ihr für Ungeheuer meynt; ich möchte es aber ſehr gern wiſſen.

Der alte M. Erſtlich ſeine Unwiſſenheit und ſeinen Irrthum. Wollt ihr dieſe nicht unter die Ungeheuer rechnen?

Der F. O ja, und zwar unter die ſehr gefährlichen.

Der alte M. Alsdann ſeine Sorgen, Verdruß, Begierden, Unmäſſigkeit, und alles, was böſe iſt. Alle dieſe

hat er überwunden, ohne von ihnen, wie ehemals, überwunden zu werden.

Der F. O, wie rühmlich ſind dieſe Thaten, und wie edel dieſe Siege! Aber ſeyd doch ſo gütig und unterrichtet mich ferner, was eigentlich die Wirkung der Krone iſt, mit welcher er, wie ihr ſagt, gekrönet wird?

Der alte M. Dieſe macht ihn eben glückſelig. Denn, wer ſie einmal auf ſeinem Haupte hat, der wird dadurch ſogleich zufrieden und glücklich, und ſetzt ſeine Hofnung zur Glückſeligkeit auf nichts auſſer ſich, ſondern beſitzt ſie in ſich ſelbſt.

Der F. O, wie liebenswürdig iſt ein ſolcher Schatz! Was macht er nun aber, wenn er gekrönt iſt? oder wo geht er alsdann hin?

Der alte M. Die Tugenden nehmen ihn, und führen ihn an den Ort, den er verlaſſen hat. Hier laſſen ſie ihn bemerken, mit welcher groſſen Beſchwerlichkeit und Unruhe diejenigen, welche noch daſelbſt ſind, ihre Zeit zubringen; wie ſie im Leben ſcheitern, oder doch darinne herumirren; oder wie ſie überwunden und gleich den Gefangnen herumgeſchleppet werden, einige von der **Unmäſſigkeit**, oder vom **Hochmuthe**, andre vom **Geitze**, noch andre vom eiteln **Ruhme**, oder irgend einem andern **Laſter**; wie ſie ſich umſonſt bemühen, ſich von jenen Ketten loszumachen, um davon zu kommen, und zu dieſem Ort der Ruhe zu gelangen; ſo, daß ihr ganzes Leben nichts, als ein vergebliches Beſtreben zu ſeyn ſcheint. Alles dieſes aber müſſen ſie deswegen erdulden, weil ſie den rechten Weg nicht erwählt, und die Befehle vergeſſen haben, die ihnen ihr Schutzgeiſt gab, der ſie anwies.

Der F. Dieſes ſcheint mir ganz richtig zu ſeyn; allein ich kann nicht begreifen, warum die Tugenden den Gekrönten zurück an den Ort führen, den er verlaſſen hatte.

Der

Der alte M. Weil er ſich niemals eine richtige und vollkommne Vorſtellung von den Dingen gemacht hat, die daſelbſt vorgiengen, ſondern aufs hoͤchſte daruͤber gemuthmaſſet und nichts gewiſſes davon gewußt hat. Denn der Trank, den er von dem Irrthume und Unwiſſenheit bey ſeinem Eintritte empfieng, machte, daß er ſich boͤſe Dinge, als gut, und gute Dinge, als boͤſe vorſtellte; und daher kam es eben, daß er elend lebte, wie es in der That allen geht, ſo lange ſie daſelbſt ſind. Aber da er nunmehro von dem, was wirklich gut iſt, eine Erkenntniß bekommen hat: ſo kann er jetzt ſowohl fuͤr ſich ſelbſt gluͤcklich leben, als auch ſehen, wie ſehr ungluͤcklich die andern ſind.

Der F. Wenn er ſich nun dort genug umgeſehen hat, was thut er alsdenn, oder wo geht er hin?

Der alte M. Wohin er will. Denn er iſt allenthalben eben ſo ſicher, als einer, der in der coryciſchen Hoͤhle iſt; ſo, daß er, er mag hingehen wohin er will, in vollkommner Sicherheit, und ungeſtoͤrter Gluͤckſeligkeit lebt, und von allen andern Leuten mit eben ſo viel Vergnuͤgen aufgenommen wird, als ein guter Arzt von ſeinem Kranken.

Der F. Darf er denn nun auch nicht mehr vor den Frauensperſonen, die ihr Ungeheuer nennte, erſchrecken? hat er auch nicht zu befuͤrchten, daß ſie ihn verletzen werden?

Der alte M. Im geringſten nicht; denn nun wird er niemals weder von Angſt, noch Sorge, noch Unmaͤſſigkeit, noch Geiz, noch Armuth, noch irgend einem Uebel mehr beſchweret; denn er iſt nun uͤber dieſes alles Herr, und hat ſich uͤber alles das, was ihn vorher beunruhigte, erhaben. Gleichwie denjenigen, welche Ottern zu fangen pflegen, der Biß dieſer Thiere nichts ſchadet, ſo

giftig und tödtlich er auch für andre iſt, weil jene nämlich ein Gegengift dawider haben; eben ſo ſicher iſt er auch vor allen Wirkungen dieſer Uebel, weil er die Mittel dawider beſitzt.

Der F. Ihr habt mir dieſes ſehr wohl erklärt. Aber ſeyd doch ſo gut, und ſagt mir ferner, wer die ſind, die von der Mitte des Felſens herunter kommen? Einige davon haben Kronen auf, und machen eine freudige Miene; andre hingegen haben keine Kronen, und dieſe ſehen aus, als wenn ſie abgewieſen worden wären, haben Merkmale an ſich, daß ſie verſchiednemal gefallen ſind, und werden von gewiſſen Frauenzimmern begleitet.

Der alte M. Diejenigen, welche Kronen haben, ſind die, welche glücklich bey der Weisheit angekommen ſind, und ſich freuen, daß ſie ſie aufgenommen hat. Diejenigen aber, die keine Kronen haben, und ſo ausſehen, als wenn ſie die Weisheit zurückgewieſen hätte, und in einem ſo ſchlechten Zuſtande zurückkommen, ſind diejenigen, denen es an Herze fehlte, als ſie an die ſteile Anhöhe kamen, wo die Geduld ſtand, und von ſelbigem Orte zurückkehrten, und nunmehro unordentlich herumirren, ohne zu wiſſen wohin.

Der F. Wer ſind aber die Frauenzimmer, die ihnen folgen?

Der alte M. Es iſt die Sorge, die Angſt, die Verzweifelung, die Schande und die Unwiſſenheit.

Der F. Nach eurer Nachricht begleitet ſie alles mögliche Uebel?

Der alte M. Das iſt gewiß; aber wenn ſie in den erſten Kreiß zu der Wolluſt und Unmäſſigkeit herunter kommen; ſo legen ſie ſich gar keine Schuld bey, ſondern reden ſogleich von der Weisheit und denen, die zu ihr gehen,

gehen, alles erſinnliche Böſe. Sie ſagen, wie unglück-lich und elend jene armen Leute ſind; wie viel ſie auszuſte-hen haben, da ſie das Leben verlaſſen, das ſie unten hät-ten genieſſen können, nebſt den Gütern, die man daſelbſt erlanget.

Der F. Was ſind das für Güter, die ſie meynen?

Der alte M. Schwelgerey und Unmäſſigkeit, um mit zweyen Worten alles zu ſagen. Denn ſie ſehen die Befriedigung ihrer Leidenſchaften, wie die unvernünftigen Thiere, als den höchſten Grad ihrer Glückſeligkeit an.

Der F. Wer ſind denn jene andern Frauenzimmer, die dort herunter kommen, die ſo vergnügt und mit ſich ſelbſt zufrieden ausſehen?

Der alte M. Das ſind die Meynungen. Sie haben diejenigen, welche einen Zugang bey den Tugenden erhalten haben, zur Weisheit geführt, und kommen nun wieder zurück, um andre dahin zu bringen, und dieſen zu ſagen, wie glücklich jene ſind, die ſie bereits dahin gebracht haben.

Der F. Sind dann die Meynungen auch zu den Tu-genden gelaſſen worden?

Der alte M. Keinesweges; denn es iſt der Mey-nung nicht erlaubt in die Wohnung der Erkenntniß zu gehen. Ihr Geſchäfte beſteht demnach bloß darinne, daß ſie die Leute zur Weisheit führen: ſo bald die Weisheit dieſelben aufgenommen hat; ſo kehren die Meynungen zu-rück, um andre zu holen, gleich den Transport-Schiffen, welche ſogleich nach einer neuen Ladung zurückkehren, ſo bald ſie die erſte überbracht haben.

Der F. Ihr habt nunmehro, wie ich glaube, alle Theile dieſes Gemäldes ſehr wohl erklärt: aber ihr habt uns noch nicht geſagt, was das für Lehren ſind, welche

der Schutzgeiſt bey dem erſten Thore denen giebt, die in das Leben hineingehen.

Der alte M. Er heißt ſie gutes Muthes ſeyn. Daher ſeyd auch ihr gutes Muthes: denn ich will euch alles ſagen, und nicht das geringſte unerklärt laſſen.

Der F. Ihr werdet uns euch ganz auſſerordentlich verbindlich machen.

Der alte M. Sehet ihr dort jenes blinde Weib, auf dem runden Steine, von der ich euch vorher ſagte, daß ſie das Glück wäre?

Der F. Ja, ich ſehe ſie.

Der alte M. Auf dieſes Weib verbiethet der Schutzgeiſt ein Vertrauen zu ſetzen, oder ihre Geſchenke als ſicher und gewiß anzuſehn; oder dieſelben als ſein Eigenthum zu betrachten: denn es kann dieſes Weib nichts abhalten, ihre Geſchenke wieder zurückzunehmen, und ſie einem andern zu geben; und dies thut ſie ſehr gerne. Der Schutzgeiſt befiehlt ihnen alſo, alle Geſchenke derſelben gleichgültig anzuſehen, und ſich nicht zu freuen, wenn ſie ihnen welche macht, noch ſich niederſchlagen zu laſſen, wenn ſie ihnen dieſelben nimmt, und weder Gutes, noch Böſes von ihr zu denken; denn was ſie auch thut, das thut ſie ohne Ueberlegung, blos von ohngefähr, und aus Zufall, wie ich euch ſchon geſagt habe. Dahero befiehlt ihnen der Schutzgeiſt, daß ſie ſich von nichts, das ſie geben kann, ſollen einnehmen laſſen, und daß ſie nicht jenen einfältigen Wechslern gleich ſeyn ſollen, welche, wenn eine Summe Geldes bey ihnen niedergelegt worden, ſich darüber zu freuen, und daſſelbe, als ihr eigen anzuſehen pflegen, und wenn es von ihnen wieder zurück verlanget wird, misvergnügt werden, und es für etwas hartes halten; ohne zu bedenken, daß es eben deswegen bey ihnen niedergeleget wurde, damit es der eigent-

iiche

liche Beſitzer wieder verlangen könnte, wenn er wollte. Eben ſo befiehlt der Schutzgeiſt den Menſchen die Geſchenke des Glückes anzuſehen, und ſich gefaßt zu halten, daß es dieſelben wieder verlangen kann, ſo bald es ihm einfällt; oder, daß es ihnen noch mehr geben, und alles zuſammen von ihnen wieder nehmen kann. Er befiehlt alſo denen, die ins Leben hinein gehen, dasjenige anzunehmen, was es ihnen darbietet, und ſo bald ſie es erlanget haben, ein beſtändigeres Gut zu ſuchen.

Der F. Was verſtehet ihr hierunter für ein Gut?

Der alte M. Dasjenige, welches ſie von der Weisheit erhalten, wenn ſie glücklich zu ihr kommen.

Der F. Und was giebt ihnen denn dieſe?

Der alte M. Die richtige Erkenntniß von dem, was wirklich gut iſt, und den beſtändigen, gewiſſen, und unveränderlichen Beſitz deſſelben. Der Schutzgeiſt befiehlt ihnen alſo, das Glück unmittelbar zu verlaſſen, um dieſe zu erhalten, und wenn ſie zu jenen Weibern kommen, welche, wie ich euch geſagt habe, Unmäſſigkeit und Wolluſt ſind, ſie gerade zu verlaſſen, und das nicht zu bemerken, was ſie ſagen, ſondern weiter zu gehen in den Kreiß der falſchen Weisheit. Hier befiehlt er ihnen, ein wenig ſtille ſtehen zu bleiben, um dasjenige zu erhalten, was ihnen zu ihrer Reiſe ferner nützlich ſeyn kann; dieſelbe alsdann gleich zu verlaſſen, und zur wahren Weisheit fortzugehen. Dieſes ſind die Befehle, welche der Schutzgeiſt allen denenjenigen ertheilet, die in das Leben gehen; wer ſie übertritt, oder verachtet, der wird unglücklich. Ich habe nunmehr das ganze Gleichniß, welches in dieſem Gemälde enthalten iſt, erklärt, wenn ihr aber in Anſehung der einen oder andern Sache, wovon ich geredet habe, eine beſondre Frage

an

an mich zu thun haben ſolltet, ſo bin ich ſehr willig, euch darauf zu antworten.

Der F. Wir ſind euch ſehr verbunden. Aber was ſollen ſie nach den Befehlen des Schutzgeiſtes in dem Kreiſe der falſchen Weisheit zu erlangen ſuchen.

Der alte M. Alles was ihnen nützlich ſeyn kann.

Der F. Und was kann ihnen denn nützlich ſeyn?

Der alte M. Die Gelehrſamkeit, und diejenigen Wiſſenſchaften, welche, wie Plato ſagt, den Menſchen bey dem Anfange ihres Lebens, zu einem Zaume dienen, ſie von eitlen Bemühungen abzuhalten.

Der F. Müſſen denn dieſes alle diejenigen thun, die zur wahren Weisheit gelangen wollen?

Der alte M. Nein! es iſt nicht nothwendig, aber doch iſt es nützlich; obgleich in der That dieſe Dinge nichts zur Verbeſſerung des Menſchen beytragen.

Der F. Wie? ſie tragen gar nichts zur Verbeſſerung der Menſchen bey?

Der alte M. Ganz und gar nichts; denn ſie können eben ſo gut ohne dieſelben werden; und doch ſind ſie nicht unnütze, ſondern ſie können uns gleich Dollmetſchern zum Verſtande einer Sprache dienen, die wir nicht verſtehen. Ueberhaupt aber iſt es beſſer, wenn wir die Sprache ſelbſt verſtehen, ohne einen Dollmetſcher nöthig zu haben; und wir können gut werden, ohne den Beyſtand der Gelehrſamkeit.

Der F. Worinn beſtehet denn aber der Vorzug, den Gelehrte bey ihrer Verbeſſerung vor andern voraus haben?

Der alte M. Warum glaubet ihr denn, daß ſie einen Vorzug vor andern haben? ihr ſehet ja, daß ſie ſich

in der Beſtimmung des Guten und Böſen eben ſo ſehr betrügen, und eben ſo ſo ſehr in allerley Laſter verwickelt ſind. Wenn gleich einer ein groſſer Gelehrter, und in allen Wiſſenſchaften wohl erfahren iſt, ſo kann er deswegen doch zugleich ein Trunkenbold, ein Unmäſſiger, Geiziger, Ungerechter, Niederträchtiger, und kurz in allen ſeinen Handlungen unbedachtſam ſeyn.

Der F. Es iſt wahr, denn wir ſehen ſo viele Beyſpiele davon.

Der alte M. Was für Vortheil verſchaft ihnen alſo ihre Gelehrſamkeit, um ſie zu beſſern Menſchen zu machen?

Der F. Ihr habt gezeigt, daß ſie ihnen gar keinen verſchaft. Aber was iſt wohl die Urſache davon?

Der alte M. Die Urſache iſt dieſe: wenn ſie in den andern Kreiß gelanget ſind, ſo bleiben ſie daſelbſt, als wenn ſie die wahre Weisheit erreicht hätten. Aber was können ſie hierdurch gewinnen? Wir ſehen verſchiedne andre Perſonen, welche von der Unmäſſigkeit und den andern Laſtern in dem erſten Kreiſe gerade fort zu dem Kreiſe der wahren Weisheit gehen, ohne da einzuſprechen, wo dieſe gelehrten Perſonen ihren Aufenthalt genommen haben. Wie kann man alſo ſagen, daß der Gelehrte einen Vorzug vor ihnen haben ſollte? ſie ſind vielmehr unfähiger, als die erſtern, ſich herauszuwickeln und Unterricht anzunehmen.

Der F. Wie iſt das möglich?

Der alte M. Weil diejenigen, die in dem zweyten Kreiſe ſind, um ihrer andern Fehler nicht zu gedenken, endlich ſogar ſagen, daß ſie das wiſſen, was ſie nicht wiſſen; ſo, daß ſie bey ihrer Unwiſſenheit ſich beruhigen, und keinen Bewegungsgrund haben, ſich aufzumachen, und nach der wahren Weisheit umzuſehen. Sehet ihr überdies nicht noch etwas anders, daß nämlich die Meynungen aus dem erſten Kreiſe auch zu ihnen hineingehen, und eben ſo frey mit ihnen, als mit jenen umgehen? Sie ſind alſo gar nicht beſſer, als jene, bis die Reue zu ihnen kömmt, und ſie über

zeugt

zeugt, daß es nicht die Weisheit iſt, die ſie bisher umfaſſet haben, ſondern bloß ihr falſcher Schein, der ſie betrogen hat. Aber, weil ſie in der Geſinnung fortfahren, die ſie angenommen haben, ſo iſt für ſie wenig Hoffnung übrig. Um alles kurz zuſammenzufaſſen, meine Freunde, ſo bitte ich euch, über alles dasjenige nachzudenken, was ich euch geſagt habe, daſſelbe wohl zu erwägen, und eure Handlungen demſelben gemäß einzurichten. Verſchaffet euch eine Fertigkeit, recht zu thun, ſo viel es euch auch Mühe koſtet; laſſet euch keine Schwierigkeiten von dem Wege der Tugend abſchrecken, und haltet alles andre, in Vergleichung mit ihr, für geringſchätzig. Alsdann wird die Anweiſung, die ich euch gegeben habe, euch eine Anweiſung zur Glückſeligkeit ſeyn.

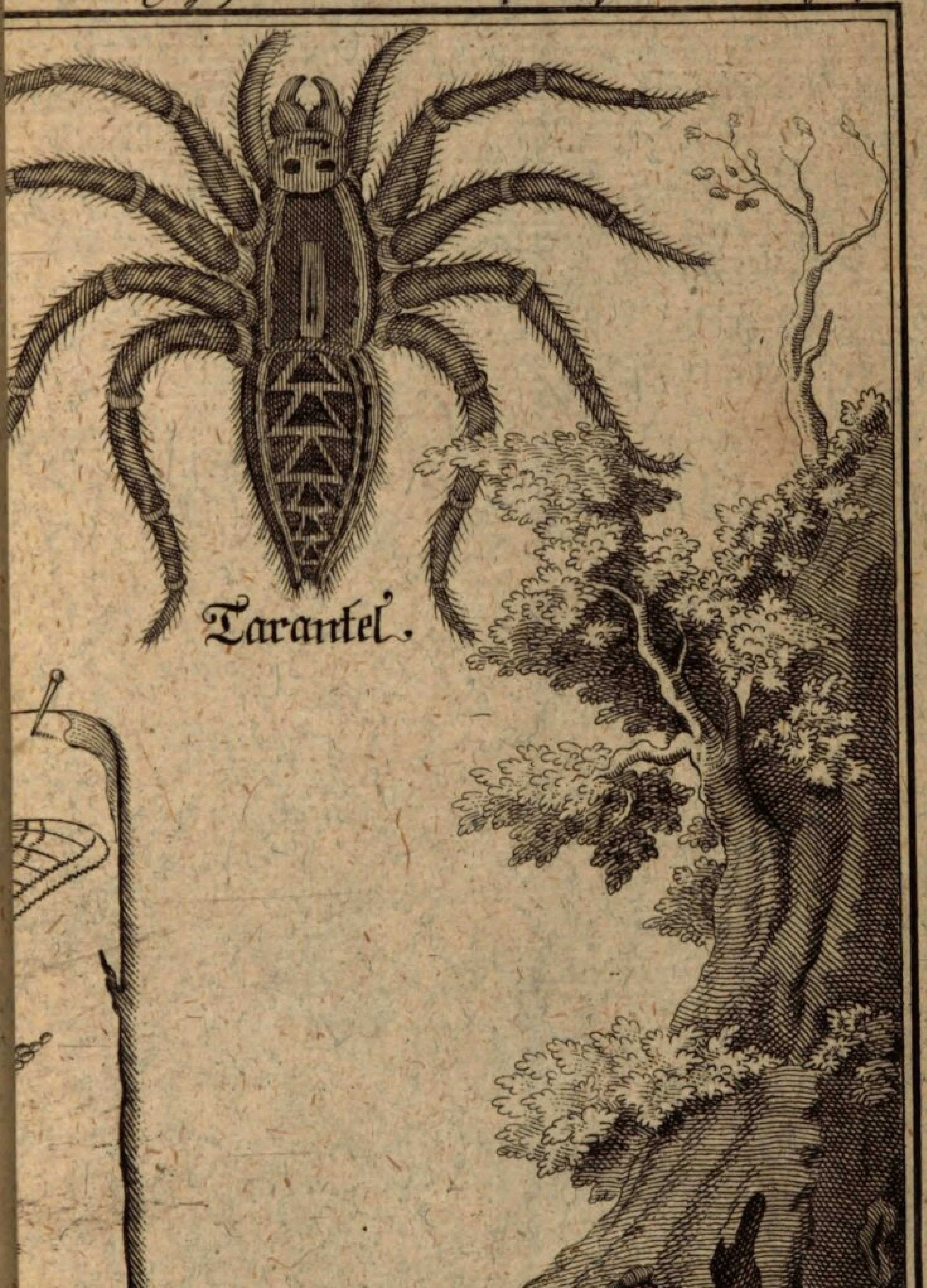
E N D E.

Druckfehler.

Seite 304. Zeile 7. anſtatt: der Kelch (piſtillum) ließ: der Stempel oder die Staubwege

b I. Cap. 3. p. 325. et ſeq.

l Natürl. Geſch. Tab II. Cap. 5. p. 368. et ſeq.



Pliſchel ſc.

e Männliche, u: F. Die Weibliche Motte.

cl.1.
cl.6.
cl.7.
cl.11.
cl.12.
cl.16.
3.
cl.17.
cl.21.
cl.22.
.24.

10.
6.
15.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dodsley, Robert, 1703-1764

Der Lehrmeister oder ein allgemeines System der Erziehung worinn die ersten Grundsätze einer feinen Gelehrsamkeit so vorgetragen werden, daß man dadurch das Genie der Jugend am glücklichsten prüfen und ihren Unterricht befördern kann
Bd.: 2 (1767)

Leipzig 1767

Paed.pr. 786-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759562-8
VD18 80286186-001